SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

JAN 23 1912

Die Grenzboten

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

71. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 1

1912 1
Eingeborenenrecht in den deutschen Kolonien. Von Prof. Dr. Kurt Perels-Hamburg 5
Fichte und die älteren Romantiker. Von Dr. W. Schmidt-Köln . 12
Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend? Von Walther F. Classen-Hamburg. 19
Der Beichtvater eines Kaiserpaares. Schilderung eines bewegten Lebenslaufes. Von Dr. Arthur Rochs-San Antonio (Texas) . 28
Astrid. Nordische Ballade. Von Harry Vosberg 34
Maßgebliches und Unmaßgebliches
Kunst: Deutsche Kunst und Dekoration (37)
Schöne Literatur: Eugen Artho: Et expecto. Roman eines Priesters (S. 38) — Willibald Alexis: Cabanis (S. 39)
Schulfragen: Zum Religionsunterricht auf höheren Lehranstalten. Von Prof. Dr. R. Pappritz-Naumburg a. S. (S. 39)
Psychologie: Die Seele des Rokoko. Von A. Schier-Marburg (S. 41) — Leopold Löwenfeld: Über die Dummheit (43)
Reichsspiegel: Auswärtige Politik (S. 44)
Deutschlands Finanzgebahrung (S. 47)

Ausgegeben am 3. Januar 1912.

50 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Bernburger Straße 22a/23

6 Mark vierteljährlich

Versicherung auf den Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand Ende 1910:
857 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1910:
382,2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Weltpolice. Unanfechtbarkeit.
Dividende nach Plan B bis zu 35 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Haftpflicht-Versicherung.

Aachener Tuche

sind bekannt wegen ihrer Güte. — 3 Meter zum modernen Anzug 6 Mk., 3 Meter zum starken, erprobten Strapazieranzug 8,50 Mk. 3 Meter zum schwarzen Anzug aus feinem Kammgarn, farbecht und haltbar, 10,60 Mk.

Paul Sträter, Tuchfabrik, Aachen 19

Briefmarken!

für Sammler billigst. — Preisliste und illustrierte Briefmarkenzeitung sendet gratis

August Marbes, Bremen.

Fichtennadel-Bade-Extrakt

altbewährter, erfrischender, heilkräftiger Bäderzusatz, erprobt bei Nerven- und rheumatischen Leiden, allgemeiner Körperschwäche, Skrofeln etc., aus den Nadeln und frischen Zweigen der höchstgelegenen Schwarzburger Forsten bereitet, daher **unerreicht in Aroma und Wirksamkeit** à Fl. (zu 1 Bad) 50 Pfg. Postkolli enthält 15 Fl. und 1 Fl. Schwarzburgozon (herrlicher Edeltannenduft) für 7 Mk. franko.

L. Lichtenheldt, Meuselbach 22 (Thüringer Wald). Fabrik für Koniferenpräparate. Begründet 1755.

J. A. Henckels.

Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen: CÖLN a. Rh., Hohestr. 144 — DRESDEN, Wilsdrufferstr. 7 — FRANKFURT a. M., Roßmarkt 13 — HAMBURG, Große Johannisstr. 6 — MÜNCHEN, Theatinerstr. 8 — WIEN I, Kärnthnerstr. 34.

Die Grenzboten

71. Jahrgang. Erſtes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber:

George Cleinow

71. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1912.

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1912. Erstes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
1912, von George Cleinow	1,	1
Aehrenthal, Graf — und der Kriegsminister v. Auffenberg, s. „Wiener Brief“	R. 2,	94
Ansiedlungskommission, Die — und die Enteignung, von R. Baumgarten	2,	49
Auflösungserscheinungen bei den bürgerlichen Parteien	R. 11,	540
Ausstand im Ruhrgebiet	R. 11,	540
Auswärtige Politik	R. 1, 44;	3, 141
Auswärtige Angelegenheiten	R.	7, 349
Bassermann, Der Kampf um —	R.	9, 441
Bismarcks, Die fürstlichen Gegner — im ersten Jahre seines Ministeriums, von Dr. Heinrich Glaser	13,	593
Bismarcks problematische Natur, von Gymnasialdirektor Prof. E. Stutzer	8,	387
Briefwechsel, König Johanns — mit Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten, von Dr. Rudolf Wustmann	6,	258
China, Revolution in —	R. 1,	45
China, Die Lage in —	R.	7, 349
Churchills Flottenrede	R. 13,	643
Deutsch-englische Verständigung	R. 12,	581
Deutschlands auswärtige Politik	R. 1,	46
Deutschland und England, von Alfa	R. 12,	577
Dschanet, Besetzung der Oase — durch die Franzosen	R. 1,	44
England und Rußland	R. 12,	578
Englands europäische Politik, seine Ententen	R. 12,	579
Englands Freundschaftsbeziehungen zu Frankreich und Amerika	R. 12,	577
England, Verhandlungen mit —	R. 13,	640
Entschlußlosigkeit (der Parteien und der Regierung)	R.	9, 440
Erbrecht des Reiches, Für das —, von Justizrat Bamberger	8,	121
Erzherzog Thronfolgers, Friedensliebe des —, s. „Wiener Brief“	R. 2,	94
Etats, Erste Lesung des preußischen	R. 6,	291
Flugwesen, von Hauptmann de le Roi	9, 401;	10, 466
Flugwesen, Französisches —, von Hauptmann de le Roi	9,	404
Flugwesen, Deutsches —, von Hauptmann de le Roi	10,	466
Frankreichs auswärtige Politik	R.	3, 142
Frankreich und England	R.	3, 143
Heeresvorlage, Die —, von Hauptmann Dr. Fritz Roeder	R. 13,	641
Heer- und Flottenergänzung	R.	9, 443
Hertling, Freiherr v. — und v. Bethmann-Hollweg	R. 11,	542
Historia militans, von Dr. Wilhelm Martin Becker	4,	162
Innere Politik	R. 8, 394;	9, 440
Innere Verworrenheit	R. 11,	538
Italienisch-türkischer Krieg	R. 1,	44
Kaiser Maximilian, s. Beichtvater eines Kaiserpaares	1, 28;	2, 72
Kanzlerrede, Die —	R.	8, 394
Kautsky über den neuen Mittelstand	R.	9, 442
König, Der —. Ein Gedenkblatt an Friedrich den Großen, von Eugen Kalkschmidt	4,	149
Koloniales, von Rudolf Wagner	R.	9, 444
Küste, Der Schutz der deutschen —	3,	101
Landesverteidigung und Flottennovelle	6,	253
Marokko im französischen Senat	R.	3, 141
„Marokko vor Gericht“, von G. Cleinow	R. 2, 89;	4, 191; 6, 295
Ministerkrisis in Frankreich	R.	3, 141
Ministerwechsels in Preußen, Statistisches über die Häufigkeit des —, von En.	5,	246
(Ergänzung hierzu: Ministerwechsel in England)	8,	393
Ministerwechsels in England, Statistisches über die Häufigkeit des —, von H. B.	8,	393
(Ergänzung zu Statistisches über die Häufigkeit des Ministerwechsels in Preußen)	5,	246
Nationalliberalen Partei, Bedeutung der —	6,	292
Nationalliberale Partei, Vorstandssitzung der —	R. 13,	639
Österreich während der Marokkokrise, s. „Wiener Brief“	R. 2,	95
Organisationen, Neue politische	R. 9,	440
Organisation konservativer Vereine	R. 11,	539
Ostmark, Der Weg zur Eroberung der —, von Otto Lehmann-Rußbüldt	12,	545
Panislamismus, Die Bewegung des — und Panturkismus in Rußland, von H. Toepfer	10,	449
Parlamentarismus, Begünstigung des —	R. 13,	638
Präsidentenwahl, Die erste —	R.	7, 346
Reichsangehörigkeit, von Legationsrat Freiherr v. Richthofen, M. d. R.	R. 10,	487
Reichstagsanfang	R.	7, 346
Reichstagspräludium	R.	6, 291
Reichstagspräsidium, Das —	R.	8, 394
Reichstagspräsidiums, Die Wahl des —	R. 11,	538
Reichstagspräsidiums, Zusammensetzung des —	R.	6, 294
Reichstagsschmerzen	R.	7, 346
Reichstagswahlen	R.	3, 139
Reichstagswahlen, Die —	R.	5, 250
Schäden unparteiisch-nationaler Vereine	R. 11,	541
Solun, Besetzung durch die Engländer	R. 1,	44
Sozialismus in England, Der —, von Dr. Ludwig Munzinger	4, 154; 6, 266;	7, 320
Ultramontanen, Die Regierung im Joch der —	R. 13,	636
Ungarn, Deutschland und Deutschtum, von Emil Neugeboren	11,	497
Wahlkreiseinteilung, Die Frage der —	R. 6,	293
Wahlparolen	R. 2,	86
Wehrfragen und Deckungsfragen	R. 11,	543
Wehrpflicht, Allgemeine — und Präsenzstärke, von Dr. Eugen Rübling	7, 305;	8, 358
Wehrverein, Der —, von W. v. Massow	4,	196
Weltpolitik, Die deutsche — und England	8,	353
Wermuths Rücktritt	R. 13,	637
Wiener Brief, von —i—	R. 2,	93
Zedlitz, Freiherr v. —	R. 6,	292
Zentrumsaussprüche in den Jahren 1903 bis 1905	R. 13,	637

Volkswirtschaft, Sozialwesen, Verwaltung

	Heft	Seite
Arbeiterjugend, Wie gewinnen wir die —? von Walter F. Claßen	1,	19
Bank und Geld:		
Aktienagio und stille Reserven	2,	100
Anlagemarktes, Lage des —	4,	202
Anlagemarktes, Schwäche des —	6,	296
Anleihen, Der Mißerfolg der neuen —	8,	397
Bergarbeiterstreik, Der —	12,	587
Bergarbeiterstreiks, Die wirtschaftlichen Folgen des —	12,	588
Bergisch-Märkische Bank und Fürstentrust	8,	399
Berliner Terrain- und Baugesellschaft	8,	399
Börsenhausse am Jahresende	2,	97
Börse und Konjunktur	4,	203
Deutsche Bank und Fürstentrust	10,	493
Deutsche und Bergisch-Märkische Bank	2,	99
Dividendenkürzungen von Provinzbanken	8,	399
Emissionen von Anlagewerten im Januar	4,	202
Emissionsstatistik	4,	202
Fiskus und Kohlensyndikat	2, 98;	4, 204
Geldmarkt, Die Spannung am —	8,	396
Geldsorgen der Börse	12,	588
Geldverhältnisse in England	12,	589

243321

	Heft	Seite
Goldbergbau in Transvaal	12,	591
Hypothekenbanken	6,	297
Jahresanfang, Aussichten und Hoffnungen am —	2,	96
Kursentwicklung an der Börse	6,	299
Londoner Geldmarkt	6,	297
Reichsanleihe und preußische Konsols	4,	203
Reichsbank am Jahresende	2,	97
Reichsbank, Die Kreditgewährung der —	10,	494
Reichsbank und Kreditbanken	10,	492
Reichsbankpräsidenten, Restriktionsvorschläge des —	8,	398
Rückwirkung des englischen Bergarbeiterstreiks in Deutschland	10,	491
Schiffahrts- und Handelsinteressen, Deutsche —	4,	204
Stahlwerksverband	4,	204
Streik der Bergarbeiter in England	10,	491
Syndikatserneuerung	2,	98
Wirtschaftslage, Die Unsicherheit der —	8,	396
Belgiens Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftspolitik, von Dr. Kreuzkam	R. 3,	143
Deutschlands Finanzgebahrung	R. 1,	47
Diamanten-Ausfuhrzoll, Der —, von Privatdozent Dr. Jadow	R. 12,	582
England, Gewerkschaftsbewegung in —	R. 3,	143
Industriebezirks, Probleme des — (2. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk), von Regierungsrat Alfred Wilke (vgl. 1911 13, 620)	5,	220
Jünglingsvereine, Die christlichen — in die Front der Jugendpflege, von Prof. Hermann Schurig	7,	343
Jünglingsvereine, Die christlichen — in die Front der Jugendpflege (Entgegnung), von P. Reetz	13,	634
Kulturarbeit, Deutsche —, von Dr. M.	9,	439
Laufbahn, Eine neue — für verabschiedete Offiziere, von Dr. Paul Posener	7,	342
Lebensversicherung, Soziale Aufgaben der privaten —	9,	415
Reichsinstitut, Ein — für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre, von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. R. Sommer	12,	559
Sozialdemokratie, Die Jugend und die —, von Walther F. Claßen	11,	515
Wohlfahrts- und Heimatspflege, Deutscher Verein für ländliche —	9,	439

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Eingeborenenrecht in den deutschen Kolonien, von Prof. Dr. Kurt Perels	1,	5
Einzelgymnasien und Winkelgymnasien, von Gymnasialdirektor Dr. Lorenz	9,	436
Extemporale-Erlaß des Kultusministers, Ein Wort für den —, von Dr. Eduard Havenstein	3,	131
Humanistische Bildung, von Prof. Dr. Meltzer	12,	574
Kirche, Eine deutsche katholische —, von A. Berg	7,	301
Million für die Jugend, Die —, von Dr. Ernst Guggenheim	5,	244
Österreichische Statistik über die Verhältnisse der Strafanstalten und Gerichtsgefängnisse im Jahre 1909, von Heinrich Reuß	11,	536
Religionsunterricht, Zum — auf höheren Lehranstalten, von Prof. Dr. R. Pappritz	1,	39
Schule und Zeitgeist, von Prof. Dr. Eugen Grünwald	8,	381
Schülerselbstmord und seine Untersuchung, von Oberlehrer Fritz Tychow	13,	632
Spionagegesetz, Das englische —, von Konteradmiral Kalau vom Hofe	13,	610
Türkei, Die Fremdenrechte in der —, von E. Unger	5,	205
Universitäten, Zur Reform der amerikanischen —, von Dr. jur., Dr. phil., Dr.-Ing. C. H. M. Waentig	7,	315

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Beichtvater, Der — eines Kaiserpaares. Schilderung eines bewegten Lebenslaufes, von Dr. Arthur Fuchs	1, 28; 2,	72
Konstantinopel, Die Landmauern des alten —, von Max Larsen	8,	376
Perlen, Briefe aus —	2, 67; 3, 115; 4,	169
Schreibweise, Ein Einbruch englischer und französischer —, von Prof. Dr. Büttner	10,	486
Sprachwandlungen, von Alfred Weiße	4,	186

Philosophie

Ästhetik, Die experimentelle —, von Prof. Dr. Oswald Külpe	10,	456
Idealismus und Realismus, von Prof. Dr. Dürr	9,	407
James, William —, sein Angriff auf das deutsche Geisteswesen, von Privatdozent Dr. Günther Jacobn	3,	109
James, William — und das deutsche Geistesleben, von Privatdozent Dr. Günther Jacobn	5,	212
Rokoko, Die Seele des —, von Alfred Schier	1,	41

Literatur und Kunst

Dilettant, Der —, von Lothar Brieger-Wasservogel	12,	575
Fichte und die älteren Romantiker, von Dr. W. Schmidt	1, 12; 2,	57
„Geschmack", Vom — der Völker. Studien vor der Lichtbildbühne, von Dr. W. Warstat	6,	281
Hauptmann, Carl, von Dr. Heinrich Spiero	2,	79
Hebbele, Aus — Studienzeit. Ungedruckte Briefe. Herausgegeben von Dr. Paul Bornstein	13,	619
Hesse, Hermann, Der Glücksgedanke bei —, von Dr. Wilhelm Hartung	10,	477
Malerei, Die deutsche — der Gegenwart. Ein Überblick über ihre Grundlagen, Führer und Strömungen, von Dr. Paul Ferdinand Schmidt	11, 507; 12,	550
Meyers, Auf Conrad Ferdinand — Spuren. Eine Reiseskizze, von K. Weland	7,	334
Prophet oder Künstler? Betrachtungen zu Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint", von Dr. W. Warstat	8,	368
Raimund und Nestroy, von Victor Klemperer	9,	424
Spielhagen, Friedrich, von Victor Klemperer	5,	238
„Till Eulenspiegel", von Harry Boßberg. Uraufführung in Hannover	3,	138

Novellen, Gedichte

Astrid, Nordische Ballade von Harry Boßberg	1,	34
Ein Später Derer van Doorn, Erzählung von Carl Hauptmann	3, 125; 4, 179; 5, 281; 6, 274;	328
Franz Weilers Martyrium. Die Tragödie eines Kindes, von Richard Knies 10, 470; 11, 523; 12, 564;	13,	614
Wintermarsch, Gedicht von Oswald Meyer	3,	136

Bücherbesprechungen

Aleris Willibald: Cabanis (*)	1,	39
Armitrong, Walter: Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland (Ernst Schur)	8,	390
Artho, Eugen: Et expecto. Roman eines Priesters (Heinrich Reuß)	1,	38
Böhtlingk: Bismarck und Shakespeare (Prof. Dr. Stutzer)	8,	389
Bürkner, Richard: Kunstpflege in Haus und Heimat. „Aus Natur und Geisteswelt" (Ernst Schur)	8,	390
Cauer, Paul: Das Altertum im Leben der Gegenwart. „Aus Natur und Geisteswelt" (Prof. Dr. Meltzer)	12,	574
Conventus, Ernst: Alt-Berlin 1740 (E.)	2,	85
Desdevises du Dézert, G. und Bréhier, Louis: Clermont (Karl Jentsch)	13,	628
„Deutsche Kunst und Dekoration". Herausgegeben von Alexander Koch (Paul Ferd. Schmidt)	1,	37
Diether, Otto: Leopold von Ranke als Politiker	4,	165
Duhn, Friedrich v.: Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. „Aus Natur und Geisteswelt" (Ernst Schur)	8,	390
Engelmann, Wilhelm: Jubiläumskatalog (M. Kelchner)	2,	85
Feder, Dr. Ernst: Die Prügelstrafe (Heinrich Reuß)	2,	84
Goedecke, C.: Soldaten-, Kriegs- und Wanderlieder (Hauptmann Dr. Fritz Roeder)	4,	189

	Heft	Seite
Häring, Oskar: Die Todesstrafe (Heinrich Reuß)	9,	438
Hauptmann, Gerhard: Emanuel Quint (Dr. W. Warstat)	8,	368
Hearn, Lafcadio: Japan. Ein Deutungsversuch. Deutsch von Berta Franzos (C. Westphal)	8,	393
Hofmann, Th.: Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. Band IV (Dr. Corwegh)	8,	391
Hoops, Johannes: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 1. Lieferung (Fritz Tychow)	9,	436
Kant: Auswahl aus seinen Briefen. Herausgegeben von F. Ohmann (Dr. W. Warstat)	4,	190
Klein-Hattingen, Oskar: Bismarck und seine Welt (Prof. Dr. Stutzer)	8,	387
„Kunst und Kultur". Strecker und Schröders Verlag (Ernst Schur)	9,	391
Lehmann, Edv.: Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion (Prof. D. Alfred Bertholet)	13,	629
Loewenfeld, Leopold: Über die Dummheit (**)	1,	43
Lowell, Percival: Die Seele des fernen Ostens. Deutsch von Berta Franzos (C. Westphal)	8,	392
Ludwig, Emil: Bismarck. Ein psychologischer Versuch (Prof. Dr. Stutzer)	8,	387
Matthaei, Adalbert: Deutsche Baukunst im Mittelalter. „Aus Natur und Geisteswelt". Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. „Aus Natur und Geisteswelt" (Ernst Schur)	8,	390
Mell, Max: Das bekränzte Jahr (Dr. Felix Braun)	11,	534
Meyers Großes Konversationslexikon. 6. Auflage. 23 Bände. Jahres-Supplement 1910 und 1911 (J. R. H.)	13,	630
„Michelangelo". Langewiesches Verlag (Ernst Schur)	9,	390
Nestroys Werke, herausgegeben von Chiavacci und Ganghofer	8,	431
Nestroys ausgewählte Werke. Ausgaben von Franz Brücker und „Goldene Klassiker-Bibliothek"	9,	431
Oppeln-Bronikowski, Friedrich: „Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder (Hauptmann Dr. Fritz Roeder)	4,	189
Pilsach, Senfft v.: Aus Bismarcks Werkstatt. Studien zu seinem Charakterbilde (Prof. Dr. Stutzer)	8,	387
Pöhlmann, Robert v: Aus Altertum und Gegenwart (Prof. Dr. Meltzer)	12,	574
Raimunds ausgewählte Werke. „Goldene Klassiker-Bibliothek"	9,	431
Reichs-Kolonialamt: Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee 1910/11	9,	444
Ricci, Corrado: Geschichte der Kunst in Nord-Italien (Ernst Schur)	8,	390
Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert (S—t.)	5,	243
Scheffler, Karl: Die Nationalgalerie zu Berlin. Ein kritischer Führer (S.)	8,	389
Schmitz, Oskar A. H.: Die Kunst der Politik (Dr. W. M. Becker)	6,	290
Schopenhauers Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt und herausgegeben von Max Brahn. (Dr. K. Oesterreich)	11,	535
Schreibers Verlag: „Führer zur Kunst" (Ernst Schur)	9,	390
Stevenson, R. L.: Der Junker von Ballantrae (Dr. Max Mell)	6,	299
Stieler, Karl: Bilder aus Bayern (Dr. K. Polheim)	11,	533
Storm, Gertrud: Theodor Storm (W. Mühlner)	3,	137
Strauß und Torney, Lulu v.: Judas (Dr. Heinrich Spiero)	8,	138
Vaihinger, H.: Die Philosophie des Als Ob (Dr. Karl Schmitt)	7,	241
van de Velde, Henry: Essays (S—t)	5,	243
„Vom Aufgang neuer Zeit." Drei Selbstbiographien aus dem Jahrhundert der Glaubenskämpfe (Thomas Platter, Felix Platter und Theodor Agrippa d'Aubigné) (B.)	11,	536
Wassermann, Jakob: Der goldene Spiegel (Dr. Felix Braun)	6,	288
Zweig, Stefan: Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland (B. F.)	11,	535

Mitarbeiter-Verzeichnis.

	Heft	Seite
Alfa: Deutschland und England	R. 12,	577
B.: „Vom Aufgang neuer Zeit", Selbstbiographien von Thomas Platter, Felix Platter und Theodor Agrippa d'Aubigné	11,	536
Bamberger, Justizrat: Für das Erbrecht des Reiches	3,	121
Baumgarten, R.: Die Ansiedlungskommission und die Enteignung	2,	49
Becker, Dr. Wilhelm Martin: Historia militans	4,	162
Becker, Dr. W. M.: „Die Kunst der Politik", von Oskar A. H. Schmitz	6,	290
Berg, A.: Eine deutsche katholische Kirche	7,	301
Bertholet, Prof. D. Alfred: „Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion" von Edv. Lehmann	13,	629
Bornstein, Dr. Paul: Aus Hebbels Studienzeit	13,	619
Braun, Dr. Felix: „Der goldene Spiegel", von Jakob Wassermann	6,	288
Braun, Dr. Felix: „Das bekränzte Jahr" von Max Mell	11,	534
Brieger-Wasservogel, Lothar: Der Dilettant	12,	575
Büttner, Prof. Dr.: Ein Einbruch englischer und französischer Schreibweise?	10,	486
Claßen, Walter F.: Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend?	1,	19
Claßen, Walter F.: Die Jugend und die Sozialdemokratie	11,	515
Cleinow, George: 1912	1,	1
Cleinow, G.: „Marokko vor Gericht	R. 2, 89; 4, 191;	6, 295
Corwegh, Dr. Robert: Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. Band IV, von Th. Hofmann. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Amelung und Dr. Fritz Weege.	8,	391
de le Roi, Hauptmann: Flugwesen 9, 401;	10,	466
de le Roi, Hauptmann: Deutsches Flugwesen	10,	466
de le Roi, Hauptmann: Französisches Flugwesen	9,	404
Dürr, Prof. Dr. Ernst: Idealismus und Realismus	9,	407
En.: Statistisches über die Häufigkeit des Ministerwechsels in Preußen	5,	246
G. Cl.: Auswärtige Politik R. 1, 44;	3,	141
G. Cl.: Wahlparolen	R. 2,	86
G. Cl.: Reichstagswahlen	R. 3,	139
G. Cl.: Die Wahlen	R. 5,	250
G. Cl.: Reichstagspräludium	R. 6,	291
G. Cl.: Reichstagsschmerzen	R. 7,	346
G. Cl.: Auswärtige Angelegenheiten	R. 7,	349
G. Cl.: Klärungen im Innern	R. 8,	394
G. Cl.: Innere Politik	R. 9,	440
G. Cl.: Entschlußlosigkeit	R. 9,	440
G. Cl.: Innere Verworrenheit	R. 11,	538
G. Cl.: Zentrum, Liberale und Regierung	R. 13,	636
Glaser, Dr. Heinrich: Die fürstlichen Gegner Bismarcks im ersten Jahre seines Ministeriums	13,	593
Grünwald, Prof. Dr. Eugen: Schule und Zeitgeist	8,	381
Guggenheim, Dr. Ernst: Die Million für die Jugend	5,	244
Hartung, Dr. Wilhelm: Der Glücksgedanke bei Hermann Hesse	10,	477
Hauptmann, Carl: Ein Später Derer van Doorn . 3, 125; 4, 179; 5, 231; 6, 274;	7,	328
Havenstein, Dr. Eduard: Ein Wort für den Extemporale-Erlaß des Kultusministers	8,	131
H. B.: Statistisches über die Häufigkeit des Ministerwechsels in England (Ergänzung zu: Statistisches über die Häufigkeit des Ministerwechsels in Preußen 5, 246).	8,	393
J. R. H.: Meyers Großes Konversationslexikon. 6. Auflage. 23 Bände. Jahressupplement 1910 und 1911	13,	630
—i—: Wiener Brief	R. 2,	93
Jacobn, Privatdozent Dr. Günther: William James' Angriff auf das deutsche Geistesleben	3,	109
Jacobn, Privatdozent Dr. Günther: William James und das deutsche Geistesleben.	5,	212
Jentsch, Karl: „Clermont" von Desdevises du Dézert und Louis Bréhier	13,	628
Kaulau vom Hofe, Konteradmiral: Das englische Spionagegesetz	13,	610

	Heft	Seite
Kalkschmidt, Eugen: Der König. Ein Gedenkblatt an Friedrich den Großen	4,	149
Kelchner, M.: Jubiläumskatalog von Wilhelm Engelmann, Leipzig	2,	85
Klemperer, Victor: Friedrich Spielhagen	5,	238
Klemperer, Victor: Raimund und Nestroy	9,	424
Knies, Richard: Franz Weilers Martyrium. Die Tragödie eines Kindes 10, 470; 11, 523; 12, 564;	13,	614
Kreuzkam, Dr.: Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftspolitik Belgiens R.	3,	143
Külpe, Prof. Dr. Oswald: Die experimentelle Ästhetik	10,	456
Larsen, Max: Die Landmauern des alten Konstantinopel	8,	376
Lehmann-Rüßbuldt, Otto: Der Weg zur Eroberung der Ostmark	12,	545
Lorentz, Gymnasialdirektor Dr.: Einelgymnasien und Winkelgymnasien	9,	436
M., Dr.: Deutsche Kulturarbeit	9,	439
Maffow, W. v.: Der Wehrverein R.	4,	196
Mell, Dr. Max: „Der Junker von Ballantrae", von R. L. Stevenson	6,	289
Meltzer, Prof. Dr.: Humanistische Bildung	12,	574
Meltzer, Prof. Dr.: „Aus Altertum und Gegenwart", von Robert v. Pöhlmann	12,	574
Meltzer, Prof. Dr.: „Das Altertum im Leben der Gegenwart", von Paul Cauer	12,	574
Meyer, Oswald: Wintermarsch (Gedicht)	3,	136
Mühlner, W.: „Theodor Storm", von Gertrud Storm	8,	187
Munzinger, Dr. Ludwig: Der Sozialismus in England 4, 154; 6, 286;	7,	320
Neugeboren, Emil, Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses: Ungarn, Deutschland und Deutschtum	11,	479
Nübling, Dr. Eugen: Allgemeine Wehrpflicht und Präsenzstärke. Ein rechtliches und militärisches Dilemma 7, 305;	8,	358
Oesterreich, Privatdozent Dr: „Arthur Schopenhauers Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens"	11,	535
Pappritz, Prof. Dr. R.: Zum Religionsunterricht auf höheren Lehranstalten	1,	39
Perels, Prof Dr. Kurt: Eingeborenenrecht in den deutschen Kolonien	1,	5
Polheim, Dr. Karl: „Bilder aus Bayern", von Karl Stieler	11,	533
Posener, Dr. Paul: Eine neue Laufbahn für verabschiedete Offiziere	7,	342
Reetz, P.: Die christlichen Jünglingsvereine in die Front der Jugendpflege. (Entgegnung auf Ausführungen über dasselbe Thema 7, 343)	13,	634
Reuß, Heinrich: „Et expecto", von Eugen Artho	1,	38
Reuß, Heinrich: „Die Prügelstrafe", von Dr. E. Feder	2,	84
Reuß, Heinrich: „Die Todesstrafe", von Oskar Häring	9,	438
Reuß, Heinrich: Österreichische Statistik über die Verhältnisse der Strafanstalten und Gerichtsgefängnisse im Jahre 1909	11,	536
Richthofen, Legationsrat Freiherr v., M. d. R.: Reichsangehörigkeit R.	10,	487
Rochs, Dr. Arthur: Der Beichtvater eines Kaiserpaares 1, 28;	2,	72
Roeder, Hauptmann Dr. Fritz: Kriegerische Poesie	4,	189
Roeder, Hauptmann Dr. Fritz: Die Heeresvorlage R.	13,	641
S.: „Alt-Berlin 1740", von Ernst Consentius	2,	85
S.: „Die Nationalgalerie zu Berlin. Ein kritischer Führer", von Karl Scheffler	8,	389
Schier, Alfred: Die Seele des Rokoko	1,	41
Schmidt, Dr. Paul Ferd.: „Deutsche Kunst und Dekoration". Herausgegeben von Alexander Koch	1,	87
Schmidt, Dr. Paul Ferd.: Die deutsche Malerei der Gegenwart 11, 507;	12,	550
Schmidt, Dr. W.: Fichte und die älteren Romantiker 1, 12;	2,	57
Schmitt, Dr. Carl: „Die Philosophie des Als Ob", von H. Vaihinger	7,	341
Schur, Ernst: „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland", von Walter Armstrong	8,	390
Schur, Ernst: „Geschichte der Kunst in Norditalien", von Corrado Ricci	8,	390
Schur, Ernst: „Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien", von Friedrich v. Duhn	8,	390
Schur, Ernst: „Deutsche Baukunst im Mittelalter", von Adelbert Matthaei	8,	390
Schur, Ernst: „Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts", von Adelbert Matthaei	8,	390
Schur, Ernst: „Kunstpflege in Haus und Heimat", von Richard Bürkner	8,	390
Schur, Ernst: „Führer zur Kunst", Schreibers Verlag	8,	390
Schur, Ernst: „Michelangelo", Langewiesches Verlag	8,	391
Schur, Ernst: „Kunst und Kultur", Strecker und Schröders Verlag	8,	391
Schurig, Prof. Hermann: Die christlichen Jünglingsvereine in die Front der Jugendpflege	7,	343
Sommer, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. R.: Ein Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre	12,	559
Spectator: Bank und Geld R. 2, 96; 4, 202; 6, 296; 8, 396; 10, 491;	12,	587
Spiero, Dr. Heinrich: Carl Hauptmann	2,	79
Spiero, Dr. Heinrich: „Judas", von Lulu v. Strauß und Torney	3,	138
S—t: „Essays", von Henry van de Velde.	5,	243
S—t: „Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert", von Karl Scheffler	5,	243
Stutzer, Gymnasialdirektor Prof. E.: Bismarcks problematische Natur	8,	387
Stutzer, Gymnasialdirektor Prof. E.: „Bismarck und seine Welt", von Oskar Klein-Hattingen	8,	387
Stutzer, Gymnasialdirektor Prof. E.: „Aus Bismarcks Werkstatt. Studien zu seinem Charakterbilde", von Senfft v. Pilsach	8,	387
Stutzer, Gymnasialdirektor Prof. E.: „Bismarck". Ein psychologischer Versuch, von Emil Ludwig	8,	387
Stutzer, Gymnasialdirektor Prof. E.: „Bismarck und Shakespeare", von Böhtlingk	8,	389
Toepfer, H.: Die Bewegung des Panislamismus und Pantürkismus in Rußland	10,	449
Tychow, Fritz: „Reallexikon der Germanischen Altertumskunde". Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten herausgegeben von Johannes Hoops	9,	436
Tychow, Oberlehrer Fritz: Schülerselbstmord und seine Untersuchung	13,	632
Unger, E.: Die Fremdenrechte in der Türkei	5,	205
V. F.: „Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland", von Stefan Zweig	11,	535
Vosberg, Harry: Astrid. Nordische Ballade	1,	34
Waentig, Dr. jur., Dr. phil., Dr.-Ing. E. H. M.: Zur Reform der amerikanischen Universitäten	7,	315
Wagner, Rudolf: Kolonisles R.	9,	441
Warstat, Dr. W.: Kant im Alltag	4,	190
Warstat, Dr. W.: Vom „Geschmack" der Völker. Studien vor der Lichtbildbühne	6,	281
Warstat, Dr. W.: Prophet oder Künstler? Betrachtungen zu Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint"	8,	368
Weiße, Alfred: Sprachwandlungen	4,	186
Weland, K.: Auf Conrad Ferdinand Meyers Spuren	7,	334
Westphal, C.: „Die Seele des fernen Ostens", von Percival Lowell (deutsch von Berta Franzos)	8,	392
Westphal, C.: „Japan. Ein Deutungsversuch", von Lafcadio Hearn (deutsch von Berta Franzos)	8,	393
Wilke, Regierungsrat Alfred: Probleme des Industriebezirks. 2. Das Rheinisch-westfälische Elektrizitätswerk (vgl. 1911, 13, 620)	5,	220
Wustmann, Dr. Rudolf: König Johanns Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten	6,	258
Zadow, Privatdozent Dr.: Der Diamanten-Ausfuhrzoll R.	12,	582
*: „Cabanis", von Willibald Alexis	1,	39
**: „Über die Dummheit", von Leopold Loewenfeld	1,	43
O: Deutschlands Finanzgebahrung R.	1,	47

1912

Nimm Hack und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht dich groß
Und eine Herde goldner Kälber,
Sie reißen ſich vom Boden los.

(Fauſt II)

Hinter uns eine Epoche harter Prüfungen, die das greifbar Erreichte völlig verſchleiern, — vor uns Ungewißheit: Ungewißheit auf nationalem, politiſchem, wirtſchaftlichem Gebiet. Dazu in wachſendem Maße Mißtrauen nicht nur gegen die Regierenden, ſondern, was noch ſchlimmer, gegen die eignen Volksgenoſſen. Was Wunder, wenn unſere Gedanken in der Silveſterwoche rückſchweifend nicht willig an den glänzenden Punkten unſerer Geſchichte haften bleiben, ſondern leichter dort verweilen, wohin verwandte oder auch nur ähnelnde Art ſie zieht. Was Wunder, wenn ſich weiterer Kreiſe auch im Hinblick auf die Zukunft ein Peſſimismus bemächtigt, anſcheinend berechtigt aus den Erfahrungen eines von Enttäuſchungen der letzten Jahre verdunkelten Jahrhunderts.

Enttäuſchungen ſind beim Einzelmenſchen ſowohl wie bei ganzen Nationen das Ergebnis jener ſeeliſchen Spannung, die entſteht aus dem Mißverhältnis zwiſchen Wollen und Können. Ruhiges, beſonnenes Wollen wird geringere Spannungen hinterlaſſen als das ungeduldige Drängen, das ſich leicht vom Schwerpunkt entfernt. Jenes die Zierde des Mannes, dieſes ein Vorrecht ſtrebender Jugend; jenes ſauere Pflicht der Führer, dieſes das aufregende Spiel für die faule, der Verantwortung bare Maſſe. Je energiſcher in einem Volke das Leben pulſiert und je empfänglicher für Anregungen von außen eine Nation iſt, um ſo leichter werden himmelſtürmender Optimismus und tiefſte Niedergeſchlagenheit miteinander abwechſeln, und aus den kurz aufeinander folgenden Enttäuſchungen bleibt als Bodenſatz eine Bitterkeit und Unzufriedenheit übrig, die ſich gegen alle richtet, die man glaubt für die Enttäuſchungen verantwortlich machen zu dürfen. Im Leben des Einzelnen ſind es meiſt die beſten Freunde, die wir

TO VIVI
ARMONIA

unser Mißgeschick entgelten lassen, im Leben der Völker richtet die Mißstimmung sich gegen alles, was irgendwie mit staatlicher Autorität in Zusammenhang gebracht werden könnte. Und wie der Jüngling in solcher Stimmung dem eigennützigen „Freunde" eher glaubt als Vater und Mutter, so stürmt die Masse hinter redegewandten Agitatoren her, die den Augenblick nutzend hier ihre Phantastereien, dort ihren materiellen Vorteil im Auge haben.

Seit Bismarcks Genius die Mehrheit der deutschen Stämme im neuen Reiche einte, haben die Ideen, die am 18. Januar 1871 nicht voll durchgeführt werden konnten, nicht aufgehört zu wirken. Kaum war der Friede geschlossen, so traten, ohne die Konsolidierung des neuen Gebildes abzuwarten, die deutschen Nationalisten auf den Plan mit der Forderung, weiter nach außen zu wirken, die Slawen mit deutscher Kultur zu füllen und ihre Länder dem neuen Reiche anzugliedern. Bismarck selbst nahm, auf die Stimmung im Lande vertrauend, den Kampf gegen den Ultramontanismus und gegen die rote Internationale auf. Wenn auch der Sieg ausblieb, dürfen wir ihn dafür doch als Erwecker des Volkes feiern, da er gerade durch diese Niederlage in der inneren Politik das Gedankenleben einer großen Mehrheit der Nation tief aufwühlte und sie für die Befruchtung mit allerhand nützlichen Ideen erst empfänglich machte. Bismarcks Politik nach der Einigung, getragen von dem Willen, das neue Reich innerlich zu festigen und zu einem untrennbaren Organismus zusammenwachsen zu lassen, richtete sich mit positiven Mitteln fast ausschließlich auf die Wirtschaft. In allen kulturellen Fragen war sie entweder zurückhaltend oder, wie auch in den sozialen, geradezu ablehnend, negierend. Bismarck hat z. B, die Industriearbeiterfrage niemals von der Seite ihrer positiven Bedeutung für die Nation behandelt, sondern stets nur von ihrer dem Reichsorganismus abträglichen. Demgemäß hat er auch keine Verbindung zwischen ihr und den Aufgaben einer nationalen Politik gefunden und sich mit dem Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer als einer Naturnotwendigkeit abgefunden, deren Schärfen wohl durch die Gesetzgebung vorsichtig gemildert werden konnten, soweit sie nach seiner Auffassung rein soziale Dinge betrafen, deren politische Nebenerscheinungen aber als staatsgefährlich mit aller Energie unterdrückt werden mußten.

Diese Auffassungen Bismarcks, an denen wir noch heute kranken, konnten um so mehr Gemeingut des konservativen und liberalen Bürgertums werden, je mehr sie den herrschenden Ansichten entgegenkamen und je weniger sie einen Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Arbeitgeber befürchten ließen. Bei den freien Berufsständen, soweit sie nicht vom Kathedersozialismus gefangen waren, wurde die Auffassung als nationales Gebot hingenommen: bei den Nationalisten im Hinblick auf die internationalen Beziehungen der vielfach jüdischen Arbeiterführer, bei den Liberalen, weil das unbedingte Vertrauen in Bismarcks Können eine eigene, innerlich verarbeitete Stellungnahme für oder gegen überflüssig machte. Das Beharrungsvermögen, das dem Liberalismus nach und nach allen Aufschwung genommen, feierte auch in der Arbeiter-

frage Triumphe! Allen aber wurde es leicht gemacht, das Gebot anzunehmen durch die großen Erfolge, die Bismarck bis zum Jahre 1871 erzielt hatte, Erfolge, deren Segen die 1890 lebende Generation recht voll genießen durfte. Als dann gar die Arbeiterfrage zum Konflikt zwischen Kaiser Wilhelm dem Zweiten und dem ersten Kanzler führte und Bismarck weichen mußte, da verhärtete sich seine Auffassung zum Dogma für alle diejenigen, die da meinten, nationale Güter gegen moderne Auffassungen oder Sentiments oder gar gegen Mut- und Kraftlosigkeit verteidigen zu müssen. Das Verhalten der sozialdemokratischen Partei in Heeres- und Flottenfragen gab ihnen einen Schein des Rechts, und der junge Kaiser, der schon bei den Wahlen am 20. Februar zu ernten hoffte, was er am 4. gesät, erlebte als Regent seine erste schwere Enttäuschung. Die Nation trat mit wenigen Ausnahmen auf die Seite des Altreichskanzlers und wurde darin noch bestärkt, als Fragen der Weltpolitik eine größere Berücksichtigung der Industrie in allen Dingen des Verkehrs und des Zollschutzes notwendig machten, was wieder zur Annäherung der Reichsregierung an die Polen und Ultramontanen führte, die konservativ-agrarischen Kreise aber abstieß.

Kaiser Wilhelm der Zweite hat in dem Dezennium von 1890 bis 1900, in dem er die Richtung der Reichsregierung fast selbständig bestimmte, viele neue Ideen in die Masse geworfen und besonders den Nationalisten Aufgaben gestellt, die geeignet schienen, ihren Tatendrang zu stillen. Aber sonderbar, ihr Vertrauen vermochte er in keinem Stadium zu gewinnen! An alle Handlungen und Schritte legten sie den Maßstab Bismarcks, und selbst bei Dingen, die unzweifelhaft außerhalb der Absichten des Alten lagen und ureigenster Initiative des Kaisers entsprangen, suchten sie ein Schema zu entwerfen, das etwa die Wege angab, die (nach ihren Auffassungen) Bismarck zur Lösung der Einzelfrage benutzt hätte. Das gegenüber früheren Zeiten tatkräftigere Eingreifen Deutschlands in die Weltpolitik und die Notwendigkeit, sich neben den älteren Staaten im Kolonialbesitz bemerkbar zu machen, gab dazu unserer Politik etwas Lautes, mit dessen Lärm die tatsächlich erzielten Erfolge in keinem rechten Verhältnis zu stehen schienen. Manche große Geste erhielt in den Augen der Menge kaum mehr als die Bedeutung eines Theatereffekts. Auch Rückschläge sind nicht ausgeblieben, wie sie übrigens zu gleicher Zeit keiner anderen Großmacht erspart wurden. Daneben aber ward seitens der kaiserlichen Regierung auch manches versäumt. Die öffentliche Meinung, nur halb über die Absichten der Regierung unterrichtet, folgte dem Spiel der Phantasie einzelner, ohne daß es für ernsthafte Politiker recht möglich war, sich so eingehend mit den schwebenden Fragen der großen Politik zu beschäftigen, daß ihre ernsthafte Mitwirkung erreichbar gewesen wäre. So ist es sogar dahin gekommen, daß der Kaiser in seinem heißen Ringen mit Eduard von England nicht einmal den Rückhalt in der öffentlichen Meinung Deutschlands fand, den er schon allein in seiner Eigenschaft als Deutscher hätte beanspruchen dürfen.

Fürst Bülow hat den Versuch unternommen, die öffentliche Meinung umzustimmen und in ihr Verständnis für die Politik des Kaisers zu verbreiten. Er hat damit ein vollständiges Fiasko erlitten. Aus zwei Gründen: einmal ignorierte er kulturelle Fragen in der Politik in noch stärkerem Maße wie Bismarck, und dann wagte er nicht energisch genug die Konsequenzen zu ziehen, die sich aus seinem Versuch ergaben. Damit aber verzichtete er auch darauf, mit modernen Mitteln auf die Entwicklung des politischen Denkens der Nation einzuwirken. Die Schulpolitik Preußens bildet seit dem Fortgange Falks ein trauriges Kapitel in unserer neuesten Geschichte: sie war fast ausschließlich Hilfsmittel der Wirtschaftspolitik, nicht aber einer alle Regungen und Bestrebungen der Nation umfassenden Staatspolitik. So hat die nationale Begeisterung, die Fürst Bülow verschiedentlich für bestimmte politische Einzelaufgaben zu entfachen vermochte, wohl recht schöne Flammen aufsteigen lassen, nicht aber dauernd die Wärme erzeugen und in gehörigem Quantum sicherstellen können, die notwendig ist, um große nationale Aufgaben bis zur Vollendung durchzuführen.

Die Enttäuschungen, entstanden aus falschem Verstehen und demgemäß zu weitgehendem Wollen einerseits und dem Nicht-können oder Nicht-dürfen anderseits, sie haben die seit 1890 bestehende Mißstimmung und Nervosität immer von neuem genährt.

* * *

Haben wir die Krankheit erkannt, so sind wir auch auf dem Wege, sie zu heilen, sofern wir die Macht dazu besitzen. Und da überkommt uns die Resignation. Alle Macht liegt in den Händen der faktisch Regierenden, deren Stellung zu den großen Kulturfragen wir die Stimmung im Lande verdanken. Die wichtigsten Fragen werden nicht vom Reiche, sondern in Preußen entschieden, und wir wissen zurzeit noch nicht, ob die preußische Regierung willens ist, im Gegensatz zur preußischen Landtagsmehrheit die in der Luft hängende Schulreform in Angriff zu nehmen, wissen nicht, ob sie an die Stelle des Enteignungsgesetzes ein Kolonisationsgesetz bringen will, das geeignet wäre, aus den Industriearbeitern wieder Ströme auf das Land zu leiten, wo gegenwärtig mit der Ausbreitung des Latifundienbesitzes die polnische Unterschicht zusehends wächst, während deutsche Kernbevölkerung in den Industriezentren verkümmert. Wer in den letzten Jahren glaubte, sich an Jena und Olmütz erinnern zu müssen, der sollte nun am Beginn des Jahres 1912 auch daran denken, daß der Weg, den Preußens Entwicklung von Yorks Gehorsamsverweigerung bei Tauroggen bis zur Kaiserproklamation zu Versailles zurücklegte, geebnet wurde durch die friedliche Reformarbeit der Stein, Hardenberg und Humboldt. Die Soldaten Scharnhorst, Roon und Moltke, sowie Bismarck waren seine Nutznießer.

G. Cl.

Eingeborenenrecht in den deutſchen Kolonien

Von Prof. Dr. Kurt Perels-Hamburg

Unter Eingeborenenrecht im eigentlichen Sinne verſteht man das für beſtimmte Eingeborenengemeinſchaften — Stämme, Völkerſchaften, Dorfſchaften uſw. — geltende Recht, ſoweit es von dieſen Gemeinſchaften ſelbſt erzeugt iſt. Es bedarf keines Hinweiſes darauf, daß dieſes „Recht“ nur ganz ausnahmsweiſe auf bewußter Schöpfung beruht; ſeine „Sätze“ befinden ſich vielmehr im allgemeinen in engſter Gemengelage mit anderen ungeſchriebenen Regeln des religiöſen, ſittlichen, geſellſchaftlichen und wirtſchaftlichen Lebens.

Die Kenntnis dieſer Anſchauungen, ſoweit ſie bis zu einem gewiſſen Grade konſolidiert ſind, iſt von der größten Bedeutung für die koloniſierende Macht. Es handelt ſich dabei nicht nur um das ſehr naheliegende wiſſenſchaftliche Intereſſe, das ſich ganz von ſelbſt einem fremden, verborgenen Recht zuwendet. Die Erforſchung des Eingeborenenrechts iſt vielmehr, auch abgeſehen von den Bedürfniſſen der hier in vorderſter Linie ſtehenden vergleichenden Rechtswiſſenſchaft ſowie der Völkerkunde (wenn anders ſie nicht einſeitig nach muſealen Geſichtspunkten betrieben wird), von ſehr erheblicher praktiſcher Wichtigkeit.

Hier kommt zunächſt die allgemeine koloniſatoriſche Tätigkeit in Betracht, gleichviel ob ſie ſich auf dem Gebiet der Wirtſchaft oder auf dem der Verwaltung im engeren Sinne vollzieht. Denn wenn es wahr iſt, daß wir, zumal in den tropiſchen Kolonien, die farbige Bevölkerung nur durch geiſtige Machtmittel dauernd beherrſchen können, ſo iſt zugleich deutlich, daß die Kenntnis auch des geiſtigen — und nicht bloß des phyſiſchen — Daſeins der Eingeborenen und ſeiner Bedingtheiten eine weſentliche Vorausſetzung geſicherter Herrſchaft iſt. So erhebt ſich auf dieſem Gebiete die Rechtsforſchung recht eigentlich zur Menſchenforſchung. Die Beobachtung des geregelten Verhaltens führt zur Erkenntnis der Denkart, auf der das Verhalten beruht; die Erkenntnis der Denkart des beherrſchten Objekts aber erſchließt den Weg zur Beherrſchung.

Nur der Menſchenkenner iſt zum Herrſchen geboren. Das gilt nicht nur für das Leben der Einzelnen. Der ſpaniſchen wie der portugieſiſchen Kolonial-

macht grub letzten Endes eine Eingeborenenpolitik das Grab, der die Ware alles, der Mensch nichts, oder doch auch nur Ware bedeutete. Auch die Aufstände der neueren Zeit, wie sie keiner Kolonialmacht erspart geblieben sind, führen in ihren letzten Gründen überwiegend auf eine festeingewurzelte Anschauungen ungenügend erkennende oder berücksichtigende Eingeborenenpolitik zurück. Und es ist sehr charakteristisch, daß die deutsche Kolonialverwaltung in die vom Standpunkt der Eingeborenenpolitik schwierigste Kolonie — Neuguinea — neuerdings grundsätzlich nur solche Beamte entsendet, welche sich in den im allgemeinen einfacheren Verhältnissen Afrikas längere Zeit hindurch geschult und bewährt haben. Selbstverständlich braucht man sich als Folgen der Nichtbeachtung der Eigenart der Eingeborenenbevölkerung nicht gleich Empörungen und ähnliche einschneidende Wirkungen vorzustellen. Auch in kleineren Vorkommnissen des Tages treten sie schädigend in die Erscheinung.

Zu Beginn unserer kolonialen Lehrjahre, 1886, war — so erzählt man — ein junger Beamter an einem Küstenplatz Neuguineas stationiert worden. Mit guten juristischen Vorkenntnissen brachte er zugleich die Auffassung mit, daß alle Erdensöhne vor dem Gesetz gleich seien, also auch die Kanaken nicht anders denn als deutsche Staatsbürger behandelt werden dürften. Wochenlang hatte er bereits auf einen „Fall" gewartet, als er gesprächsweise hörte, der Kanake F. habe aus einem Laden ein Lawalawa (d. h. ein Stück Zeug, das als Lendenschurz benutzt wird) im Werte von fünfzig Pfennigen entwendet und nach seiner, einige Stunden entfernten Heimatsinsel mitgenommen. Flugs versetzte der Richter den Attentäter in den Anklagezustand und entsandte den Gerichtskanaken mit einer schriftlichen Vorladung im Boot nach jener Insel. Zurückgekehrt berichtete der Mann, der Vorgeladene sei beim Anblick der Vorladung geflüchtet und so habe er die „Zustellung" durch Niederlegung des Papiers in seiner Hütte bewirkt. Eine Woche später kam der auf jener Insel stationierte Missionar hereingesegelt mit der Mitteilung, daß sämtliche Bewohner seit dem Erscheinen des Gerichtsboten das Inseldorf verlassen hätten. Die Erzählung von der Zustellung führte ihn freilich schnell genug zu des Rätsels Lösung: Die fürchterliche Angst vor dem Papier, damals, nach Kanakenauffassung, noch dem denkbar ärgsten Zauber, hatte die Leute sämtlich aus dem Dorfe getrieben; niemand hatte es wagen wollen, weiterhin in so gefährlicher Nachbarschaft zu wohnen. — Schweren Herzens entschloß sich der Herr Richter zum Verzicht auf das persönliche Erscheinen des Missetäters. Dem Missionar aber gelang es erst nach wochenlanger Arbeit, die Leute davon zu überzeugen, daß mit dem Vorladungsdokument der böse Zauber von ihnen entfernt und die Luft rein sei, und sie zur Rückkehr zu bewegen. Aber es war doch nur ein glücklicher Zufall — die Anwesenheit eines einflußreichen Landeskundigen —, der vor weiterreichenden Folgen unverständiger Gerichtshandlungen gegenüber Eingeborenen bewahrte.

Den Gefahren, welche unrichtige Behandlung von Eingeborenenrechtssachen durch den weißen Beamten in sich schließt, wird im deutschen Kolonialrecht

in doppelter Weise entgegengewirkt: Vor allem dadurch, daß man den Eingeborenen in möglichst weitem Umfange Selbstgerichtsbarkeit beläßt. Dies geschieht nicht nur, wie selbstverständlich, in noch unerschlossenen Gegenden, sondern auch da, wo die deutsche Verwaltung bereits eingeführt und wurzelfest geworden ist. Dabei ist vorausgesetzt, daß diese Selbstgerichtsbarkeit in Formen und mit Mitteln erfolgt, die vom Standpunkt der Kolonialmacht als zweckmäßig oder doch erträglich anerkannt werden können. Mit anderen Worten: je höher das Niveau der Eingeborenen, desto umfassender ihre Eigengerichtsbarkeit. Modifikationen des vorgefundenen Zustandes werden natürlich immer notwendig sein. Sehr charakteristisch und deshalb besonders erwähnenswert ist die Gestaltung der Eigengerichtsbarkeit der Eingeborenen in Kamerun. Hier sind in den Jahren 1893 bis 1897 nach und nach für zwölf küstennahe Distrikte besondere „Eingeborenenschiedsgerichte" konstituiert worden, die, ähnlich den deutschen Landgerichten, einerseits als erste Instanz für größere Streitsachen, anderseits als zweite Instanz über dem Häuptlingsgericht tätig werden. Das Häuptlingsgericht, in welchem der Häuptling des Beklagten oder Angeklagten als Einzelrichter entscheidet, ist in Zivilsachen zuständig, wenn der Wert des Streitgegenstandes einhundert Mark nicht überschreitet, und in Strafsachen, wenn die Ahndung der Tat keine höhere Strafe als dreihundert Mark oder sechs Monate Gefängnis erfordert. Das kollegialisch organisierte Eingeborenenschiedsgericht, dessen Mitglieder aus der Reihe höherstehender Eingeborener widerruflich vom Gouverneur ernannt werden, bildet die Berufungsinstanz über den zu seinem Bezirk gehörigen Gerichten der Häuptlinge und ist zugleich erste Instanz für diejenigen Zivil- und Strafsachen, die nicht zur Zuständigkeit der Häuptlinge gehören. „Für die Rechtsprechung des Schiedsgerichts sind die an Ort und Stelle in Übung stehenden Gebräuche und Gewohnheiten maßgebend." Freilich muß sich die Kolonialmacht die höchste Entscheidungsgewalt vorbehalten; es ist deshalb gegen die Entscheidungen des Schiedsgerichts die Berufung an den Gouverneur oder dessen Stellvertreter zulässig. Und weiter kann den Eingeborenengerichten auch keine unbeschränkte Strafgewalt zugestanden werden: auf Todesstrafe und auf Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren dürfen selbst die Schiedsgerichte nicht erkennen, wie auch die Verbrechen des Mordes und des Totschlages ihrer Jurisdiktion schlechthin entzogen sind; derartige Strafsachen kommen vielmehr vor den Gouverneur oder den in diesen Sachen als sein Stellvertreter fungierenden Bezirksamtmann.

Der weiße Verwaltungsbeamte, der im allgemeinen als einzige Instanz in allen vor ihn gebrachten Sachen entscheidet, hat nun — und das gilt für alle deutschen Kolonien Afrikas und der Südsee — bei seiner richterlichen Tätigkeit in Eingeborenensachen nicht etwa das deutsche Recht zugrunde zu legen; denn nach der ausdrücklichen Bestimmung des Schutzgebietsgesetzes finden auf die Eingeborenen die für Weiße geltenden Rechtsnormen grundsätzlich keine Anwendung. Diese Vorschrift findet ihre Rechtfertigung darin, daß das Rechtsempfinden der farbigen Bevölkerung von dem unserigen durchaus verschieden

ist. Hiernach kann das Europäerrecht dem weißen Eingeborenenrichter nur — gleichsam wissenschaftliche — Anhaltspunkte und Richtlinien geben, während er im übrigen das Recht der Eingeborenen zugrunde zu legen hat, soweit es nicht mit den Grundlagen und Grundanschauungen europäischer Zivilisation in Widerspruch steht. Er wird also z. B. in Strafsachen zur Herbeiführung eines Geständnisses nicht die Folter, zur Erzielung eines Beweises nicht Ordale (wie Giftbecher, Feuerprobe, Wasserprobe usw.) anwenden dürfen, selbst wenn sie das betreffende Eingeborenenrecht kennen sollte. Ebenso scheiden zahlreiche Strafen des Eingeborenenrechts, wie Ausstechen der Augen, Abschneiden der Ohren, Abhacken der Hände, für ihn aus, wie solche Strafen auch in der Eigengerichtsbarkeit der Farbigen nicht mehr geduldet werden. Dagegen steht dem nichts im Wege, für die Tat eines einzelnen — sei es in Straf-, sei es in Zivilsachen — neben dem einzelnen oder an seiner Statt die Familie, die Sippe, die Dorfschaft usw. haftbar zu machen, wenn dem betreffenden Stammesrecht solche Gesamthaftung bekannt ist. Umgekehrt wiederum würde sich ein „Mörder" nicht mit Erfolg darauf berufen können, daß er pflichtmäßig als Bluträcher gehandelt habe, wenngleich hier unter Umständen auf eine mildere als die Todesstrafe zu erkennen sein wird*).

Die Kenntnis der Eingeborenenrechtsanschauungen wird dem Beamten, abgesehen von eigener Beobachtung und Erfahrung, vermittelt durch farbige (nicht stimmberechtigte) Berater, die er nach Möglichkeit und Notwendigkeit zu den Gerichtsverhandlungen zuziehen soll. Es wäre sehr erwünscht, wenn die von den farbigen Beratern eingeholten Weistümer von grundsätzlicher Bedeutung, soweit sie als maßgebend anerkannt werden, durch die Bezirksamtmänner aufgezeichnet würden, wie dies schon jetzt, aber leider nur vereinzelt, geschieht. Es würde hierdurch eine den häufigen Wechsel der Beamten überdauernde Kontinuität der Rechtsprechung angebahnt werden, die auch das Ansehen der Regierung nur festigen und fördern könnte.

Das letzte und höchste Ziel freilich kann nur eine Ermittlung der kolonialen Eingeborenenrechte in ihrem Zusammenhange bilden. Sie ist seit dem Jahre 1907**)

*) Vergl. hierzu etwa den Runderlaß des Gouverneurs von Togo, betreffend die Begründung von Besserungssiedelungen, vom 23. Oktober 1909: „. . . Ferner hätten in den Besserungssiedelungen auch wegen Mordes oder anderer schwerer Straftaten Verurteilte Aufnahme zu finden, bei denen infolge ihres tiefen Kulturstandes ein eigentlich verbrecherischer Wille nicht vorhanden ist und demgemäß die Todesstrafe oder langjährige Freiheitsstrafe nicht als angemessene Strafe gelten kann, während andererseits eine Entfernung aus dem Heimatsort zum Schutz der übrigen Bevölkerung des betreffenden Ortes und im Interesse einer erzieherischen Wirkung auf sie geboten erscheint."

**) Übrigens war schon unter dem 31. Oktober 1891 ein (heute anscheinend in Vergessenheit geratener) Runderlaß der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, betreffend die Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen, ergangen, in dem es u. a. hieß: „Ich lege Wert darauf, die Grundsätze festzustellen, welche unter den Eingeborenen der Schutzgebiete in öffentlichrechtlicher wie in privatrechtlicher Beziehung gelten." Nennenswerte praktische Folgen scheint dieser Erlaß nicht gehabt zu haben.

vom Reichskolonialamt planmäßig in die Wege geleitet worden. Den äußeren Anstoß gab die am 3. Mai 1907 vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommene Resolution: „den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, alsbald das über das Eingeborenenrecht in den deutschen Schutzgebieten vorhandene Material sammeln und sichten und eine authentische Sammlung der Rechtsgebräuche der Eingeborenen herstellen zu lassen." Zur Ausführung dieser Resolution berief der Staatssekretär Dernburg eine aus Mitgliedern des Reichskolonialamts, Gelehrten und Reichstagsmitgliedern bestehende Kommission. Diese beschloß einen Fragebogen herstellen zu lassen, unter Vorbehalt weiterer Ergänzung durch schriftliche Nachfragen und Entsendung von geeigneten Forschern an Ort und Stelle. Die Ausarbeitung des Fragebogens wurde einer Unterkommission übertragen, der eigenartigerweise niemand angehörte, der mit dem Eingeborenenrechte jemals praktisch zu tun gehabt hätte. Wesentlich unterstützt durch die schon früher von der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre hergestellte ethnographische Fragesammlung brachte die Subkommission ihre Aufgabe in kurzer Frist zum Abschluß. Der alsdann von der Gesamtkommission geprüfte und festgestellte „Fragebogen über die Rechte der Eingeborenen in den deutschen Kolonien" verlangt als erstes „eine allgemeine Schilderung von Land und Leuten nach ethnologischer und wirtschaftlicher Seite hin". Als wünschenswert werden bezeichnet: „Angaben über Körperbeschaffenheit, Bevölkerungszahl, Nahrung, Kleidung, Wohnung und sonstige Lebensverhältnisse, über Zusammenleben, über Geistestätigkeit, namentlich Religion, Sprache, Geschichte, Sagen und Märchen". Dann folgen unter den fünf Hauptüberschriften: „I. Familien- und Personenrecht, II. Vermögensrecht, III. Strafrecht, IV. Prozeßrecht, V. Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht" einhundertunddrei Hauptfragen, fast sämtlich mit zahlreichen Unterfragen.

Nach den Mitteilungen, die der Vertreter des Reichskolonialamts, Geheimer Oberregierungsrat J. Gerstmeyer, auf der Heidelberger Hauptversammlung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre am 7. September d. J. gemacht hat, sind etwa vierhundert dieser Fragebogen an die Gouvernements hinausgesandt worden zwecks Verteilung an geeignete Persönlichkeiten, insbesondere Beamte, Ärzte, Missionare. Das Ergebnis der Enquete kann insofern nicht als befriedigend bezeichnet werden, als bisher nur recht wenige Antworten eingegangen sind, sieben davon aus den Südseekolonien, zwei aus Kamerun, die übrigen aus Südwestafrika. — Diese Zurückhaltung findet in mangelndem Interesse oder zu starker Belastung der gewählten Auskunftspersonen mit anderen Arbeiten keine hinreichende Erklärung. Zum Teil jedenfalls ist die Quelle der Zurückhaltung in der Gestaltung des Fragebogens selbst und sodann vor allem darin zu suchen, daß der Fragebogen auch nicht andeutungsweise eine Anleitung darüber gibt, in welcher Weise er verwendet und benutzt sein will. So wird der Fragebogen auf den unbefangenen Empfänger den Eindruck machen, daß seine Fragen

gleichermaßen für alle Kolonien gestellt sein sollen; denn eine geographische und ethnographische Individualisierung fehlt gänzlich, obwohl schon innerhalb jeder nicht ganz kleinen Kolonie eine Vielheit grundverschiedener Eingeborenenrechtsordnungen besteht. Beim Fehlen jeglicher Erläuterung auch in dieser Richtung ist es sehr wahrscheinlich, daß die gestellten Fragen vielfach die Wirkung von Suggestivfragen haben werden, d. h. daß sie den Antworter in die Versuchung führen, Rechtseinrichtungen und Zustände zu erfinden. Auf der anderen Seite ist zu besorgen, daß vieles Wichtige unter den Tisch fällt, weil es im Fragebogen nicht erwähnt ist (z. B. die beschränkte Geltungsdauer von Häuptlingssprüchen). Diese Gefahren liegen um so näher, als die Beantworter in der Regel nicht juristisch vorgebildet sein werden — die wichtigsten Auskunftspersonen wenigstens dürften sich außerhalb des Kreises der übrigens in Eingeborenenangelegenheiten meist unerfahrenen Bezirksrichter befinden —, die mit technischen Ausdrücken reich durchsetzten Fragen aber großenteils den Eindruck machen, als seien sie von Juristen an Juristen gerichtet*).

Überhaupt werden die Antworten auf die gestellten Fragen nur dann ein richtiges Bild von den Rechtsgebräuchen der Eingeborenen ergeben, wenn die Fragebogen wesentlich als innerer Anhalt für eigene Beobachtungen an und gelegentliche Unterhaltungen mit Eingeborenen dienen. Dagegen wird eine Befragung der Eingeborenen an der Hand der Fragebogen, womöglich gar unter Zuziehung eines Dolmetschers, durchweg zu unsicheren und überwiegend zu unrichtigen Vorstellungen über das zu erforschende Eingeborenenrecht führen. Die erste Hauptfehlerquelle liegt in der auf das sinnlich Wahrnehmbare abgestellten Denkweise der Eingeborenen, die Mißverständnisse bei der Aufnahme abstrakter Fragen außerordentlich nahe legt, die zweite in den den Eingeborenen bei seiner Antwort bestimmenden persönlichen Motiven: die Neigung, dem Europäer die Antwort zu geben, die er nach der Ansicht des Eingeborenen zu bekommen wünscht; das Rechnen mit persönlichen Vorteilen oder Nachteilen, die dem Befragten nach seiner Empfindung aus einer so oder so gehaltenen Antwort erwachsen können; das Bestreben, über Stammesgeheimnisse keine oder eine irreführende Mitteilung zu machen. Und bei alledem besteht nicht einmal die Sicherheit, daß der Fragesteller eine an sich richtige Antwort auch richtig versteht oder deutet.

Aus zwei Gründen sollte mit diesen Bedenken nicht zurückgehalten werden. Einmal ist es schon jetzt sicher, daß die Enquete in wesentlichen Beziehungen der Ergänzung bedarf, namentlich in der Richtung der Sammlung tatsächlichen Materials, insbesondere von Rechtsfällen und Angaben darüber, wie sie erledigt wurden. Dieser konkrete, man kann auch sagen zufällig erwachsende Stoff, liefert doch letzten Endes die sicherste Grundlage für die Ableitung abstrakter Rechtssätze. Außerdem aber kann die in der nicht oder ungenügend erfolgten Zuziehung von praktisch erfahrenen Sachverständigen liegende Unterlassung noch

*) Schon die wenigen eingegangenen Antworten zeigen, daß die gestellten Fragen nicht selten mißverstanden sind.

nachträglich, wenn auch nicht vollständig, wieder gut gemacht werden. Es wird sich insbesondere empfehlen, wenigstens für die Bearbeitung der Ergebnisse in Deutschland befindliche Eingeborenenrichter heranzuziehen, und zwar möglichst als Referenten für dasjenige Material, das ihrem früheren Wirkungskreise und den diesem rechtsverwandten Gebieten entstammt.

Was die praktische Verwertung des gesammelten Rechtsstoffes betrifft, so muß vor einer mit Gesetzeskraft ausgestatteten Kodifikation, wie sie von beachtenswerter Seite noch immer verlangt wird, entschieden gewarnt werden. Ein Bedürfnis besteht nur in der Richtung, daß wir wissen, was als Recht unter den Eingeborenen gilt. Die systematische Zusammenfassung dieses Stoffes, die für jedes Gebiet getrennt zu erfolgen hat, wird ein wichtiges volks- und landeskundliches Hilfsmittel bedeuten, sowohl in der Hand der Beamten, wie der in den Kolonien wirtschaftstätigen Kreise, zumal diese mehr und mehr in Beziehungen durchaus rechtsgeschäftlichen Charakters zu den Eingeborenen treten. Eine Einkleidung in bindende Gesetzesparagraphen dagegen würde eine Kriegserklärung an unsere eigene Eingeborenenpolitik bedeuten, deren Ziel die allmähliche Erziehung der Eingeborenen zu unseren Rechtsanschauungen ist*). Aber auch aus rein legislatorischen Gründen ist eine Kodifikation zu widerraten. Sobald der Eingeborene in Beziehungen zu dem Weißen — sei er Beamter oder Missionar, sei er Kaufmann, Pflanzer oder Farmer — tritt, verfällt das alte Eingeborenenrecht ganz von selbst einem unaufhaltsamen Umwandlungsprozeß; so würde der Versuch der Stabilisierung ein Versuch am untauglichen Objekt, die Kodifikation veraltet sein, noch ehe sie ins Leben getreten ist. Die Sachlage läßt sich nicht besser schildern, als es von seiten des Bezirksamtmanns von Ponape, Fritz, gelegentlich der Beantwortung des Fragebogens geschehen ist, in den Sätzen:

„Eine neue, fremdem Boden entsprossene Kultur trifft, zum Heil oder Unheil der Eingeborenen, ich lasse die Frage offen, mit Zuständen zusammen, die uns vielleicht verbesserungsbedürftig erscheinen mögen, aber durch das Alter geheiligt sind und jedenfalls ihre Opfer in mancher Hinsicht mehr befriedigten, als jene neue, ihrem Wesen fremde Kultur. Diese Kultur mit ihren neuen Rechtsbegriffen setzt sich aber wohl oder übel durch, sie wirkt zunächst auflösend auf das Alte, ohne sogleich Neues an seine Stelle zu setzen. In einem solchen Zustande des Übergangs befinden sich die Rechtsbegriffe wohl in allen unseren Kolonien. In einer Übergangszeit aber sollten Rechtsbegriffe, die im Schwinden oder in der Umbildung oder im Werden begriffen sind, nicht in Paragraphen gezwängt

*) Vgl. hierzu den Runderlaß des Gouverneurs von Togo, betr. die Bestrafung der Straftaten der Eingeborenen, vom 11. Februar 1907: „... Wenn die Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches und der übrigen Reichsgesetze nicht ohne weiteres auf die Eingeborenen angewandt werden können, so geben sie doch immerhin einen gewissen Anhalt, und es ist Sache der Bezirksämter und Stationen, die in diesen Gesetzen niedergelegten Rechtsanschauungen, soweit sie auf die von den europäischen Verhältnissen immerhin abweichenden Verhältnisse des Landes nur irgend angewendet werden können, allmählich auch in den Eingeborenen großzuziehen."

werden. Selbst die Form der Rechtspflege bedarf in einer solchen Zeit größeren Spielraums. Der Richter, der unter Anlehnung an die heimische Gesetzgebung, aber unter möglichster Rücksicht auf die lokalen Rechtsbegriffe, also nicht nach Paragraphen, sondern nach seinem Gewissen urteilen muß, bedarf einer patriarchalisch-unabhängigen Stellung. Paragraphen, die ihrem Wesen nach verallgemeinern und den besonderen Einzelfällen, aus denen die Wirklichkeit sich zusammensetzt, nicht gerecht werden können, werden die Garantien für eine gerechte Behandlung der Eingeborenen nicht vermehren, wohl mit Sicherheit aber zu Unbilligkeiten führen."

Fichte und die älteren Romantiker

Von Dr. W. Schmidt-Köln

Die Romantik stirbt in Deutschland nicht aus — trotz elektrischer Beleuchtung und Automobil, und wie sie sich heute wieder gegen den lange herrschenden Materialismus auflehnt, so lehnte sie sich vor hundert Jahren auf gegen Kant und die Aufklärung. Heute wie damals sehen wir freilich krankhafte Übertreibungen, Wucherungen des Gefühls, die nach einer so langen Niederhaltung des seelischen Triebes zu verstehen sind.

Durch die Generation, die in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auf den Plan tritt, geht ein subjektiver Trieb des Individuums. Er will sich gewaltsam ausdehnen, stößt überall an und kann sich nur in ewig unbefriedigtem Streben, in schmerzlicher Sehnsucht nach Unerreichbarem äußern. Eine tiefe Zerrissenheit, ein Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, Vernunft und Gefühl gibt sich kund. Bei Wackenroder und Hölderlin, Jacobi und Schleiermacher hallt es wider von lauten Klagen, bitterem Hohn und Spott gegen die Menschen der Zeit, „die den einzelnen nur halb gedeihen lassen wollen, seine tiefsten seelischen Bedürfnisse aber verkennen und unterdrücken, weil da nicht alles so klar begreiflich und praktisch nützlich erscheint, wie es ihr beschränkter, handwerksmäßiger Verstand fordert". Gegen Kant hilft solches grobe Schelten natürlich nicht. Man kann seine Genialität nicht leugnen. Aber wie am Berg die Wolken sich sammeln, so verdichtet sich an den kalten Vernunftsätzen dieses Philosophen das Gefühl der Romantiker so sehr, daß Entladungen nicht ausbleiben. Es ist ein geistreiches Spiel und hat die folgenden Generationen bis heute vielleicht mehr befruchtet als man denkt. Jean Pauls Einfluß reicht durch das ganze neunzehnte Jahrhundert von Schopenhauer, Fr. Th. Vischer zu Raabe und Keller und wird so bald nicht aufhören, wenn ihn auch „kein Mensch mehr liest".

Nach Novalis und Friedrich Schlegel sind Poesie und Philosophie „ein unteilbares Ganzes, ewig verbunden, obgleich selten beisammen, wie Kastor und Pollux". Die Philosophie soll nur die Theorie der Poesie sein. Aber diese Sätze sind für die Romantiker selbst Theorie geblieben; ihr Gegner Schiller hat sie beweisen müssen. Und so wenig wie Poesie und Philosophie haben sie Außenwelt und Innenwelt zu vereinigen vermocht. Umsonst sucht Hölderlin sich zuzureden: „Es muß so schwer nicht sein, was außer mir ist zu vereinen mit dem Göttlichen in mir. Gelingt der Biene doch ihr kleines Reich, warum sollte denn ich nicht pflanzen können und bauen, was not ist?" Der Riß ist zu groß, und er strebt ja auch mit allen Fasern seines Herzens über die Welt hinaus nach dem „Heiligtum der Wahrheit, wo tief unter ihm rauscht der Strom der Vergänglichkeit mit den Trümmern, die er wälzt". Hölderlin ist der Typus dieser zerrissenen Zeit. Ähnliche Worte findet der früh verstorbene Freund Tiecks, Wackenroder, um den Zwiespalt zwischen seiner als heilig verehrten Kunst der Musik und dem Weltgewirre zu beklagen: „Und mitten in diesem Getümmel bleib' ich ruhig sitzen wie ein Kind auf einem Kinderstuhle und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft, obwohl mein Leben ebenso ernsthaft mit dem Tode schließt!" Es fehlt allen Romantikern, am meisten diesen beiden Jünglingen, die handfeste Art, die das Wollen zur Tat, die Idee zur Wirklichkeit macht. Sie haben zu viel Genie und zu wenig Talent und sind Köpfe ohne Hände. Was Wackenroder vom echten Künstler verlangt, daß der Immerbegeisterte seine hohen Phantasien als einen festen Einschlag kühn und stark in dieses irdische Leben einwebe, das haben erst die späten Schüler der Romantik, wie Keller und Raabe, vermocht. Dieses Unvermögen ist aber auch der größte Schmerz jener, der sie nie ihre Persönlichkeit vergessen läßt. Freilich machen sie's uns darum auch leichter, ihre Anschauungen zu erkennen, als etwa Keller in seinen Novellen. Solche Äußerungen nun steigern sich manchmal zu vollkommenem Pessimismus. Selbst der leicht an allem vorbeischwebenden Phantasie Tiecks drängen sich zuweilen dunkle Bilder auf: „Ach, Lust ist nur tieferer Schmerz, Leben ist dunkles Grab." Wie nichtig erscheint auch Jean Paul oft sein Ich und das ganze Dasein. Novalis und Friedrich Schlegel nennen sich zwar Optimisten; aber jener sagt doch mit den Pythagoreern, daß dieses Leben durch Beschränkung und Einengung hervorgerufen werde und also Unlust, Krankheit sei.

Das allen Romantikern Gemeinsame ist aber das Gefühl einer ins Unendliche gehenden Sehnsucht. Bei dem einen verursacht es unheilbaren Schmerz, bei dem anderen ein verzehrendes, krankhaftes Gefühl innerer Lust, das oft bis zur „Seelenschwelgerei" ausartet. Mit tiefem Blick hat hier Novalis gleich Schopenhauer den inneren Zusammenhang aller Gefühle: Liebe, Wollust, Freude, Schmerz, Religion und — Grausamkeit, erkannt, indem er alle auf die sinnliche Natur des Menschen zurückführte.

In Musik und Naturschwärmerei kommt die Sehnsucht der Romantiker noch besonders zum Ausdruck. „Die Töne", sagt Wackenroder, „lehren uns das

Gefühl fühlen." Seine Seele vergleicht er ähnlich wie Hölderlin „der schwebenden Äolsharfe, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen". Auch in der Musik gehen die Romantiker oft bis zur Ausschweifung. Für Friedrich Schlegel ist sie „ein gefährlicher, bodenloser Abgrund von Sehnsucht und Wehmut".

Der innere Zwiespalt tritt nie mächtiger hervor, als wenn sich jene romantische Sehnsucht gegen die Natur wendet. Mag der eine in ihr aufzugehen vermeinen oder der andere klagen, daß er sie verloren hat, beide sind gleich weit von ihr getrennt. Die Griechen und Goethe waren ganz Natur und redeten sie darum nicht an. Die Form der Anrede und des Ausrufs aber ist ja überhaupt charakteristisch für die Romantik und ihr sentimentalisch gesteigertes Gefühl. Manchmal erhebt es sich bis zu dithyrambischem Schwung: „Allwandelnde, ewig erhabene Natur, es ist Vollendung und Gottheit, die du dem Menschen strahlest, wenn in der tiefen Rührung des Schönen und Erhabenen die Ewige, Unendliche sein Innerstes durchströmt. . . ." So ruft Hülsen aus, und Hölderlin zeigt sich von dem Gefühl der ursprünglichen Einheit trotz aller Zerrissenheit doch mächtig durchdrungen. Auch Novalis preist die Schönheit der Natur; aber seinem magischen Idealismus ist sie nur „ein lebendiger, über nächtlichen Tiefen schwebender Schmuck". Die Welt des Lichtes wirft nur Schatten in seine Geisterwelt und verdunkelt sie. Jean Paul endlich vereinigt wie Hölderlin die ganze Liebe zur Natur mit dem höchsten Schmerze, subjektivischer Unzufriedenheit. Sie ist „seine älteste und treueste Freundin"; aber „in den Guadiana und in den Wolgastrom sieht das nämliche lechzende Menschenherz hinein, das in dir neben dem Rheine seufzt, und was auf die Alpen und auf den Kaukasus steigt, ist, was du bist, und wendet ein sehnendes Auge nach deiner Haustür herüber".

So vereinigen sich die mannigfach gefärbten Töne all dieser Dichter zu einem großen Mollakkorde. Es ist das immer gleiche Gefühl der Sehnsucht, eines nie befriedigten inneren Strebens, weit über die von Kant gezeichneten Grenzen der Vernunft und über die Wirklichkeit ins Unendliche hinaus, bei den einen auf hellerem, mehr aber auf dunklem Untergrunde. Bei dem einen klingt es wie Geisterstimmen aus der Tiefe der Seele, bei dem anderen schweift es planlos mit der Phantasie durch die Welt der Erscheinungen oder dringt klagend in den Äther bis zu den Sternen hinauf. Als Sinnbild dieses Gefühls finden wir das Feuer, das wie eine Opferflamme im Innern des Gemüts brennt und sich in gewolltem Tode selbst verzehrt. („Stheniſchen Tod" nennt Novalis diese Selbstvernichtung.)

Nun sehen wir zu derselben Zeit einen Mann hervortreten, der in seinem auf kritischer Grundlage, wie er glaubt, errichteten philosophischen System eben jenen Trieb als die Grundkraft des Menschen anerkennt und, indem er ihn zugleich Tat, d. i. Selbsttat des Ich sein läßt, ja die ganze äußere Welt als Produkt des tätigen Ich erklärt, völlige Befriedigung verspricht. Kein Wunder,

wenn Fichte für den Augenblick so mächtig auf alle jungen Geister einwirkte. Man kann drei Arten dieses Einwirkens unterscheiden: sie schlossen sich ihm entweder bedingungslos an oder wurden, wenn der Riß in ihrer Seele zu groß war, nur vorübergehend befriedigt; die Dritten aber glaubten von vornherein so leichten Kaufes doch nicht mit sich einig werden zu können und widersprachen. Zur ersten Klasse gehört die romantische Schule im engeren Sinne, und zwar diese durch den Einfluß von A. L. Hülsen, Friedrich Schlegel und Novalis, zur zweiten Hölderlin, zur dritten u. a. Henrich Steffens und Schleiermacher. August Wilhelm Schlegel ist zwar der literarische Mittelpunkt jener Schule; aber er hat sich viel zu wenig um Philosophie gekümmert, um hier etwas zu bedeuten. Nur in seinen „Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters" nimmt er das philosophische Schema von Fichte; aber was er da über ihn sagt, macht den Eindruck eines bloßen Referats.

Durch Fichte werden wir nach Jena versetzt. Diese Stadt war damals nicht nur Mittelpunkt der Romantik, sondern konnte mit Weimar zusammen als das geistige Haupt von ganz Deutschland gelten. 1794 kam jener dahin, und in demselben Jahre erschienen nacheinander die Werke „Über den Begriff der Wissenschaftslehre" und „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre". Dies ist das revolutionierende Werk, das Friedrich Schlegel, wie immer mit Übertreibung, als eine der „drei großen Tendenzen des Zeitalters" neben der französischen Revolution und dem Wilhelm Meister ausgab. Fichte, am 19. Mai 1762 zu Rammenau geboren, war um ein Jahrzehnt der Generation voraus, auf die er hauptsächlich wirken sollte. Er hatte ein entschiedenes Auftreten in wissenschaftlichen Abhandlungen wie im Hörsaal; aber es war auch eine eigentümliche Kälte in seinem Wesen, die ihn schon persönlich scharf von dem sentimentalischen Treiben seiner Schüler unterschied. Er selbst gesteht in Briefen gar nicht lange vor seiner Berühmtheit: „Ich sehe, daß mir das lebendige Feuer fehlt", und „Ich habe der Spekulation seit sehr früher Jugend getrost und kalt unter die Augen gesehen", endlich später (1799): „Ich glaube gar keinen Enthusiasmus zu haben und halte diese Apathie für schlechthin notwendig, um den transzendentalen Idealismus ganz zu verstehen und durch ihn nicht entweder zur Heillosigkeit verleitet oder durch ihn geärgert zu werden." Das ist nun ganz nach dem Schema Kants. Man wird also von vornherein genötigt, seinen Trieb nach unendlicher Tätigkeit, den er ja auch in das Ich hineinsetzte, mehr als einen geistigen Trieb, eine „logische Tat" zu fassen und insofern doch von dem oben entwickelten romantischen Trieb, der ganz Gefühl ist, zu sondern. Die Art, wie die beiden Triebe sich begegnen, vereinigen oder bekämpfen, soll nun an einigen besonders deutlichen Beispielen gezeigt werden.

So sehr auch mancher sich von jener abstrakten Kälte Fichtes gleich oder später abgestoßen fühlte, „die Energie seiner Ideen" wurde doch fast allgemein bewundert, und er fand auch begeisterte Anhänger. Der begeistertste und treueste ist wohl August Ludwig Hülsen.

Der systematische Geist der Fichteschen Philosophie, die, wie Schleiermacher sagt, aus jedem Punkte der Peripherie immer gerade gegen den Mittelpunkt gezogen wird, offenbart sich überall in den Hülsenschen Abhandlungen. Nur mit solchen philosophisch-dichterischen Abhandlungen ist er hervorgetreten. Sie sind vergessen wie die Philosophie seines Meisters; aber sie haben dieses Schicksal weniger verdient als diese, obwohl die Philosophie des reinen Ich auf die Spitze getrieben, man kann sagen, in eine Sackgasse geraten ist. Sie verdienen die Vergessenheit nicht, weil ein edler, hochfliegender, zugleich bescheidener und vor allem poetischer Sinn darin waltet, der sich besonders in Naturbetrachtungen und Stimmungsbildern offenbart. Er war „einer der sanftesten und parteiloseſten Menschen", die Schleiermacher kannte, und alle fühlten sich von seiner kindlichen Heiterkeit angezogen. Alle empfanden aber auch, daß seine Persönlichkeit mehr war, als was er öffentlich „tun, sagen oder schreiben" mochte. „Wer ihn jemals", erzählt Fouqué, „über die Pendelschwingungen und ihre tiefe Bedeutung hat sprechen hören, wird sich nicht ohne begeistertes Entzücken des Lichtes erinnern, das dabei seinem mildglühenden Auge entglänzte, während die Worte, wie von dem Weltgeiste eingehaucht, klar und lieblich über seine Lippen strömten." Wenn er philosophiert, kommt er zwar nie aus dem Reflexionspunkte heraus. Die ganze Ewigkeit der Zeit und Unendlichkeit des Raumes mit ihrem Mannigfaltigen schrumpft vor der ewig gegenwärtigen Vernunft in ein Nichts zusammen. Aber in den „Naturbetrachtungen" kämpft doch ein leidenschaftliches, von Naturschwärmerei erfülltes Gemüt mächtig an gegen das Streben, die großartige Gebirgswelt der Schweiz seinem Geiste, dem Ich, zu unterwerfen. Hülsen war ein träumerischer Sohn der Mark, und wer den unbestimmten Charakter ihrer Landschaften kennt, die ohne Profil immer weiter in nebelhafte Fernen weisen und nur durch die Stimmung des Beschauers etwas sind, der könnte jene Souveränität des inneren Sinnes über äußere Eindrücke wohl zum Teil darauf zurückführen. Er wäre, in der Schweiz statt in der Mark aufgewachsen, ein anderer geworden. Ganz im Banne der Wissenschaftslehre sträubt sich sein Gefühl doch manchmal gegen „die Paragraphen der philosophischen Systeme. Man wird seiner nicht mächtig, wenn sie einen einmal verstrickt haben." Im Prinzip der Freiheit ist er zwar eins mit Fichte; aber er strebt nach lebendigem Gefühl aus der Dürre abstrakter Philosopheme. „Das Auge soll offen und freundlich sein wie die Sonne des Himmels, damit man den Geist nicht im Dunkel nur ahne, sondern wahrnehme und empfinde mit jedem Sinne des Lebens." So gewinnt bei ihm diese Ich-Philosophie ein ganz anderes Gesicht, trotzdem sie in ihren Grundsätzen mit strenger Folgerichtigkeit entwickelt wird. Was sie vor Fichte auszeichnet, ist der dichterische, platonische Schwung, um dessentwillen wir allein ja auch die Ideenlehre Platons noch würdigen.

Das Höchste für Hülsen ist die Identität der Vernunft im Selbstbewußtsein. Aber sie wird nicht bloß als erkennendes und urteilendes, sondern überhaupt und in jeder Beziehung als erstes Prinzip aufgestellt. Von einem Anstoß

auf das Ich, der seine Handlungen bestimmt, ist gar nicht mehr die Rede. Mit dem Satze: „Es bleibt keine uns fremde Willkür" ist alles gesagt. Alles ist Vollendung und Harmonie. Er kennt kein Sollen, sondern nur ein Sein, kein Möglich und Zukünftig, sondern nur ein Wirklich und Jetzt. Das ist, trotz aller Übertreibung, mit solch kontemplativer Ruhe und Hoheit entwickelt, wie sie sonst nur den Weltweisen von Platon bis Spinoza und Schopenhauer auszeichnen, von der auch Schleiermacher etwas hat. Freiheit und ewige Harmonie ist das Leitmotiv all seiner Abhandlungen.

Seit 1799 schweigt Hülsen in der Öffentlichkeit. Von seinen Schicksalen hören wir, daß sie nicht immer die besten waren. Im Jahre 1800 starb seine erste Frau, eine Cousine Fouqués. Sein Leben beschloß er 1810 auf einem Gute in Holstein, das ihm seine Freunde gekauft hatten.

Er müßte wohl ein übermächtiger oder eigensinniger Geist gewesen sein, wenn er trotz aller inneren und äußeren Erlebnisse immer in demselben Punkte der Anschauung stehen geblieben wäre, zumal jene Zeit immer neue Prinzipien in regem Wechsel erzeugte. Hören wir ihn selbst in einem Briefe aus dem Jahre 1803: „Es ist vieles in mir zerstört worden, aber was ich übrigens bin, das weiß ich dennoch sehr wohl." Das ist Resignation. In den Fragmenten aus seinem Nachlaß stehen auch noch folgende bedeutungsvollen Worte: „Alle unsere Erkenntnis ist höhere Offenbarung." Damit werden wir auf den Weg gewiesen, den die meisten Romantiker gegangen sind, von der absoluten Freiheit und Allmacht des eigenen Ich zu dem Aufgehen in ein Höheres, dessen Wesen man durch keine philosophische Spekulation ergründen, sondern nur ahnen und anschauen kann im Gefühl der Religion. Es ist, mit anderen Worten, der Weg von Fichte zu Schleiermacher. —

Der romantischen Schule steht Hölderlin eigentlich fern. Ja er behauptet, wie Haym in seinem Buche über die Romantik richtig sagt, seinen Platz trotz Schiller und Goethe. Gleich dem früh verstorbenen Wackenroder gehört er zu den ernsten, ja tragischen Naturen, die bei allem ihre ganze Seele einsetzen. Vom ersten Flügelschlag seiner kindlichen Phantasie bis zu der langen Nacht des Wahnsinns strebte er unverrückt einem Ideale nach, das an Hoheit dem Schillers um nichts nachstand. Ein idealisiertes, mit Hilfe von Platon, Kant, Schiller und Rousseau angeschautes Griechentum schwebte ihm vor. Neben dem ungestümen Eifer gegen alles Gemeine sehen wir früh ein weiches Gemüt in dem rührend naiven Gedicht „Die Stille" (1788). Bei solcher Weichheit des Gemüts und solch unerreichbarer Höhe des Ideals war sein Schicksal eigentlich von vornherein besiegelt. Die Welt Hölderlins ist mit der in Platons Phaedon zu vergleichen. In glänzenden Strahlen flutet das Licht über die reinen Gebilde der Natur, und darüber dehnt sich der unendliche Äther, der „Vater der Sterblichen", auch das Abbild des Geistes, in dem er sehnend vergehen möchte. Wenige und einfache, aber große Bilder und Vergleiche liebt er in seinen Dichtungen. Die Bilder vom Adler und von den goldenen Morgenwölkchen, die

herunterlächeln wie „himmlische Genien", kehren immer wieder. Leidenschaftlich ist seine Seele auch für Freundschaft und Freiheit erglüht; darum liebt er die Dioskuren, Theseus, Agis und Kleomenes. In der Liebe aber findet er „das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur. Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir". Mit solcher Phaedonswelt im Busen konnte sich Hölderlin nicht im nordischen Nebel und im „ewigen germanischen Werkeltag" (Raabe) zurechtfinden. Ihm mußte das Schöne in „traurigstummer Brust" verkümmern. Aber heilig und groß ist auch sein Schmerz. Er begeht den Totenkult der Schönheit.

Schon bevor Hölderlin nach Jena kam, hatte er sich im Herbst 1794 mit der Wissenschaftslehre beschäftigt und in einem Briefe an seinen Bruder bewiesen, wie sehr ihn die Schule Kants kritikfähig gemacht. Er erkannte, daß Fichte mit seinem absoluten Ich über das Faktum des Bewußtseins hinaus möchte und transzendent werde. Das Ich, als das berühmte Subjekt-Objekt betrachtet, erweist sich ihm ferner als ein Nichts. Dann kommt er im November 1794 nach Jena, und sofort sehen wir die Wirkung der Persönlichkeit Fichtes. Obwohl er auch jetzt nicht auf das absolute Ich eingeht, so erkennt er doch das Streben ins Unendliche an; mit Begeisterung nennt er Fichte in seinen Briefen einen Titanen, der für die Menschheit kämpfe.

Im Hyperion kann man denn auch nach Spuren von dessen Philosophie suchen. Doch ist Vorsicht geboten. In dem Fragment „Hyperions Jugend" aus der Tübinger Zeit, in dem Schillers Einfluß überwiegt, während Fichte überhaupt noch nicht hervorgetreten ist, finden wir aber doch schon einen Satz, wie diesen: „Dein freier Geist verübe sein Recht unüberwindlich am Widerstande der Natur". Wäre das später geschrieben, so wäre man fast gezwungen, auf Fichte zu schließen. Vieles, was in der Diotimafassung aus der Jena-Frankfurter Zeit auf Fichte bezogen werden kann, ist darum auszuscheiden, wie daß der Mensch in dem Gefühl seines Mangels den Beruf zu unendlichem Fortschritt erkennen soll, oder wenn er sagt: „In uns ist alles. Was kümmert's dann den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt". Entschieden unter dem Einfluß Fichtes sind folgende Worte geschrieben: „. . . das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Ätna, heraufzürnt aus den Tiefen unseres Wesens", und dies: „Von ihren Taten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eigenem Geist ermuntern sie sich, und ihre Kraft ist ihre Freude". Aber — und das ist das Wichtige — es sind einzelne Stellen, flüchtige Erinnerungen im steten Auf und Ab der Gefühle, mutige Töne, die schnell verklingen und denen weit mehr schmerzliche antworten. Eine starre Abhängigkeit sehen wir nirgends. Der Trieb, die nach unendlicher Tätigkeit ringende Kraft des Menschen ist in Hölderlin wie in Fichte; aber sie beschränkt sich in jenem nicht selbst, sie lehnt nicht jede äußere Einwirkung ab, sondern eine fremde Macht wirft sich ihr entgegen, und das ist die Macht, die uns „herumwirft und ins Grab legt, wie es ihr gefällt, und von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht".

Im zweiten Teile des Hyperion (Tübingen 1799) sind es nicht mehr einzelne Stimmen, sondern eine größere Masse harmonisch zusammenklingender Töne. Diotima hat in dem Helden ein frohes Gefühl der Tatkraft erregt. „Die heilige Theokratie des Schönen muß in einem Freistaat wohnen, und der will Platz auf Erden haben, und diesen Platz erobern wir gewiß.“ Eine republikanische Verfassung schwebt ihm vor. Die ganze Welt der Griechen erscheint ihm unter dieser Idee: Der Genius von Agis und Kleomenes ist das Abendrot des griechischen Tages, wie Theseus neben Homer die Aurore. Aber er geht allzu leidenschaftlich ans Werk und es mißlingt. Alles fällt in Trümmern zusammen. Nun fühlt der Held erst im Leiden der Seele Freiheit. Er verliert sich in die äußerste Einsamkeit des Geistes; „unter den Göttern“ sucht er sein Heil in entsagungsvoller Kontemplation, wo auch Hülsen und Schleiermacher sich treffen, um auszuruhen von dem Kampfe der Zeit. Ihr aller Vorgänger und Führer ist der große griechische Weltweise, der nach langen Fahrten durch das stürmisch bewegte Meer seiner Zeit und manchem Schiffbruch die Stelle fand, wo seine Seele auftauchen und frei von Tang und Schmutz die Welt der Ideen anschauen konnte. Es ist die beschauliche weltferne Ruhe des Philosophen. Hölderlin hat sie gesucht, aber nicht finden können.

Fichte hat niemals bei Hölderlin so im Mittelpunkt gestanden wie Schiller, und Haym geht zu weit, wenn er im zweiten Teil des Hyperion einen Übergang von Fichte zu Schiller findet. Die Haupturſache für den kurzen Glücksrausch des Helden ist doch die glückliche Stimmung der Frankfurter Zeit, und Hölderlin schreibt, als er in der Stimmung dafür ist, Ideen, die in der Luft liegen.

(Schluß folgt)

Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend?

Von Walther F. Classen-Hamburg

Wir stehen in den Städten heimatlosen Volksmassen gegenüber, in denen die Tradition der Familie abgerissen ist. Bei der Übersiedlung aus der ländlichen oder kleinstädtischen Heimat bewahrt die Frau noch lange Zeit Frömmigkeit, dazu die Künste des Nähens und Stopfens, Kochrezepte und medizinische Hausmittel, der Mann die strenge Ehrlichkeit, auch die Liebe zu seinem alten Regiment usw. Vererben können die Eltern davon oft nur wenig, auch wenn sie es versuchen.

Das neue Volk der Industriestadt ist religionslos. Auch unter den Besten, die jahrelang unter meiner Hand heranwuchsen, die mich oft und über alles reden gehört, erweckt ein Bekenntnis zu Gott und Unsterblichkeit erstauntes Kopfschütteln; Gebet ist fast unbekannt.

Ebenso ist die monarchische Tradition radikal abgerissen. Einen Namen wie Prinz Friedrich Karl finde ich z. B. im Gespräch fast unbekannt. Fürsten erscheinen als Menschen, die viel Geld brauchen. Mehr weiß man nicht von ihnen. Keine Spur des alten Pietätsverhältnisses!

Das neue Geschlecht, zwar reizbar und anspruchsvoll, hat doch nur sehr geringe Meinung vom Wert des einzelnen. Es wächst in Massen auf, arbeitet in Massen. Das protestantische Wort: „Arbeit ist Gottesdienst" vermögen sie nicht zu begreifen. Denn es fehlt das sittliche Verhältnis zu ihrer Arbeit. Ein Nachweis vermittelt ihnen die Stelle. Der Chef ist den meisten unbekannt. Selbst bei der feinsten Arbeit, z. B. der des Schriftsetzers, wird bei den Besten oft genug ein Seufzer laut: „Wozu ich das arbeite, weiß ich nicht! Nur für meinen Lohn!" Und das eben ist zu wenig Inhalt für saure Arbeit und macht die Gemüter zur Bitterkeit geneigt.

Gegen all dies läßt sich nicht einwenden: Es gibt doch noch viele Ausnahmen. Gewiß! Aber wir haben in der Stadt zurzeit überall den Zustand der ersten stadtgeborenen Generation: die Eltern noch kernfest, viele Kinder glänzend begabt. Schlummernde Fähigkeiten entfalten sich in neuer Umgebung. Mischung der Volksstämme steigert noch die Begabung. Aber die Krankheit der Familie, nämlich völlige innere Entfremdung zwischen Eltern und Kindern, besteht auch hier. Und dem moralischen Charakter fehlen die Wurzeln.

Und all dies wird in den nächsten Jahren noch schlimmer werden, sofern die Lebensbedingungen bleiben wie sie sind. In dem Arbeiterquartier der Großstadt werden die Bilder düsterer, je dichter die Straßenreihen bebaut werden. „Früher waren meine Leute hier arm, aber brav," sagt mein Nachbarpastor, „jetzt aber wird viel verdient, aber eine Gemeinheit macht sich breit, die wir hier früher nicht kannten." — —

Was soll nun geschehen? Eine Gemeinschaft der schulentlassenen Jungen soll gebildet werden. (Übrigens auch der Mädchen.) Wie soll solche Gemeinschaft geschaffen werden? Vollständig abgewöhnen muß sich der, der es versucht, daß er zunächst bei Volk und Jugend eine Autorität sei durch seine Bildung und sein Amt. Hier ist Neuland, hier ist Wildwest: Hier gilt nur der Mann.

Die Worte „patriotisch" und „heilig" haben nahezu einen schlimmen Sinn in dieser Welt; sie werden mit Spott im Munde geführt. Hier sollen wir anfangen. Und es geht doch.

So geht es freilich nicht, wie es einmal erzählt wurde: Ein schönes Heim war da für die Lehrlinge. (Schöne Heime sind überhaupt viel weniger wichtig als rechte Männer.) Es kamen auch Jungen. Man gab ihnen alles umsonst, was ganz verkehrt ist. „For wat, is wat!" sagt der Hamburger. Für eine gute Sache will er auch seinerseits was leisten. Ein guter Zug! Man pflege ihn, und pflege die proletarische Begehrlichkeit nicht noch groß. Also in diesem Heim wurde zu Kaisers Geburtstag Apfelreis gekocht. „Jungen, wißt ihr auch, warum ihr das heute bekommt? Es ist Kaisers Geburtstag!" Da nahmen alle

Jungen ihre Mützen, sagten kein Wort und kamen niemals wieder. Zweierlei war hier verfehlt: erstens, Jungen essen zwar gern Apfelreis, aber das lassen sie nicht gern merken, und zweitens, bei ihnen zu Hause denkt niemand an Kaisers Geburtstag. Nun ist gerade ihre Opposition gereizt. Jetzt wollen sie zeigen, daß sie doch auch Charakter haben.

Also so geht es nicht. Aber es geht.

Wer es unternimmt, muß die Lebensverhältnisse der Jungen kennen. Sie haben meist sehr wenig freie Zeit. Wochenabends sind sie nur zu später Stunde, zum Teil zu sehr später Stunde frei. Man kann mit ihnen allenfalls turnen oder lesen.

Es hat mich oft in meinem Gewissen beunruhigt, daß die Jungen, die abends überhaupt zu haben waren, erst um 9 oder $9^1/_2$ Uhr erscheinend, kaum vor 11 Uhr ins Bett kamen, also zu wenig Zeit zum Schlaf behielten. Anderseits zeigen diese stets in Bewegung und Tätigkeit befindlichen Jungen sich wenig empfänglich für geschlechtliche Verführung und überhaupt gut gewappnet gegen die tausendfachen Reizungen der Großstadt.

In wenigen Sommerwochen ist es vielleicht noch möglich, in der Abenddämmerung im Freien zu spielen. Sonntags morgens müssen viele Jungen in die Gewerbeschule oder ins Geschäft. Und müssen sie das nicht, so haben sie doch ihr Zeug instand zu setzen und sind auch manchmal in der elterlichen Wohnung zu mancherlei Arbeit nötig. So bleibt nur der Sonntag nachmittag von 2 oder 3 Uhr an frühestens. Verkäufer in Läden werden oft erst um 5 Uhr frei sein. Da kann man aus der Großstadt nicht mehr hinaus und ins Freie kommen. Selbst auf entferntere Spielplätze sind sehr viele Jungen nicht zu bringen. Man muß hier mit der, nur in jahrelanger Arbeit zu überwindenden Schlaffheit sehr vieler Jungen rechnen. Vor allem aber soll nicht vergessen werden, daß auf diesen Jungen vom vierzehnten Jahre an die Woche über und auch noch in so mancher Sonntagsstunde das unerbittliche Muß der Arbeit liegt. Gibt's bei der Arbeit auch manchen Spaß und manche Bummelstunde, freie Zeit für sich selbst kennen die Jungen kaum. Es ist eben nur der Sonntag nachmittag. Also ist die Neigung sich fest zu binden, mit Recht nur gering. Und da ist es ein sehr bedenkliches Mittel, die sportliche Leidenschaft zu wecken, um den Mangel an Energie in diesen kurzen Freistunden um jeden Preis zu beseitigen! Sehr viele (viel mehr als in höheren Schulen) sind schwächlich, unterernährt, nervös. Diese müssen sozusagen langsam herangewöhnt werden. Man sollte meinen, ein Wintermarsch von sieben bis acht Stunden bei leichtem Frost mit Rast im Freien müßte doch möglich sein. Ich habe mich überzeugt, daß es für manche zu viel ist. Sie müssen zwischendurch eine halbe Stunde in einer warmen Stube ausruhen und etwa eine Tasse warmen Kaffee haben. Wanderungen kann man überhaupt nur in längeren Zwischenräumen unternehmen. Die Jungen müssen sich für den ganzen Sonntag frei machen können. Im Frühjahr halte ich mit meinen Unterführern mehrfach Besprechungen,

um sie für die rechte Pflege und Sorge vorzubereiten. Jedes Frühjahr hat man wieder Neulinge mit engen Stiefeln, Sonntagszeug, ohne Mäntel, viel zu dick oder viel zu leicht gekleidet. Vorschriften nützen nichts. Manche Jungen haben nichts anderes, auch die Mütter widerstreben. Da ist es eine große Kunst, die Jungen zu lehren, daß sie sich aus dem, was sie haben, zweckmäßig ausrüsten. Schenken von Ausrüstungen, überhaupt Schenken an die einzelnen, ist ganz verkehrt. Man erntet nur Undank. Die Jungen müssen lernen, sich selbst zu helfen. Und sie können es. Etwas anderes ist es, ob man dem Verein bei der Anschaffung von Turngeräten, Booten usw. helfen will. Aber auch hier ist es immer gut, wenn wenigstens einiges von den Jungen selbst zusammengebracht wird.

Neben den Schwachen und Zarten stehen nun aber auch Starke; namentlich im siebzehnten und achtzehnten Jahre entwickeln diese gesund lebenden Jungen eine überschäumende Kraft. Hier gilt es zu zügeln. Vergessen wir doch nie, was diese Jungen schon in der Woche leisten. Ich erinnere mich eines Nachtmarsches, wo ich früh mit Mühe eine ermattende Gruppe mit der Hoffnung auf den Sonnenaufgang ermunterte. Am Nachmittag gestand mir der jugendliche Führer der Gruppe, ein Schlosser, er wäre damals fast umgesunken. Er hatte am Sonnabend bis 8 Uhr abends gearbeitet und war dann um 9 Uhr abends wohlausgerüstet am Platze gewesen, um die Führung seiner Gruppe zu übernehmen. Es steckt gerade in manchen Großstädtern ein unglaubliches Feuer. Sie gehen darauf los wie die Löwen, — aber wenn wir sie nicht lenken, wenn wir aus dieser Leidenschaft nicht die ruhige Stärke herausbilden, dann verzehren sich diese kraftstrotzenden Jünglinge nur zu schnell. Auch für diese ist der Ehrgeiz, den wöchentliche sportliche Wettkämpfe entfesseln, ein gefährliches Gift. Ihre reine, urwüchsige Kraft bedarf vor allem hoher, sittlicher Ideale, zu denen sie sich in edler, tiefer, stiller Begeisterung emporrecken.

So ist es wahrlich eine große und schwere Kunst, diese Arbeiterjugend zu sammeln und zu leiten.

Am Sonntag nachmittag tummelt sie das Turnspiel auf freiem Platze! Da wird die Kraft geübt, da ist Zucht und Kameradschaft. Allerdings, hier muß der Freund der Jugend helfen, führend, schlichtend, mäßigend. Denn die städtische Jugend ist zunächst egoistisch und schwer verträglich, unsozial durch und durch. In Halle oder Vereinssaal aber warten auf Tischen Spiele und Bücher. Gewählte Ordner müssen das besorgen, freilich nicht ohne Ermunterung und Unterstützung ihres Freundes und Führers. Gewissenhafte Beamtentreue soll ja erst gelernt werden. Die Bilderwerke sind nicht abgelegte Zeitschriften und frommes Zeug; gute Sachen sind's, viel fremde Länder, viel Krieg ist dabei. Jungen sollen auch Freude am Kampf haben. (Das sage ich nicht; dann würden gleich allerhand Leute mit mir diskutieren wollen.) Aber ich suche die Bücher danach aus.

Nun kommt der Pfiff oder Ruf. Die Spiele hören auf. Bürsten, Waschen, Kämmen! — und alles setzt sich zum Vortrag. Es ist wie im Männersaal der

alten Germanen, wenn die Taten der Vorzeit gesungen wurden. Wovon wird heute erzählt? Von Nachtigall, dem Afrikareisenden, dem deutschen Gelehrten, der den Schleier über der Sahara zuerst lüftete mit kühnem Forschermut, einem friedlichen Mann, der niemals auf einen Wilden geschossen hat, und der doch ein Held war, der die Wüste und listige tyrannische Sultane mit ruhigem, starkem Geiste überwand. Jetzt singen wir Lieder: alte gute deutsche Lieder! Der Leiter hat noch etwas zu sagen: Er hat in diesem bewegten Leben fast jede Woche noch etwas zu sagen. Es fehlt an Ordnern. Warum will keiner heran an das Amt? Es ist zu mühsam. „Ihr wollt doch alle große Demokraten, Sozialdemokraten sein. Die verwalten alle ihre Angelegenheiten selbst. Ihr wollt viel besser als die Christenleute sein. Ihr übt gern Menschlichkeit und Liebe! Nun, hier ist Gelegenheit!" Das hilft. Die kleinen proletarischen Seelen sind doch einmal aufgerüttelt. Die bessere Jungennatur ist getroffen. Drei melden sich zu dem Amt. Die Versammlung erklärt sich einverstanden.

Ein anderes Mal ist trauriges zu melden: Krankheit, Todesfall. Hat der Tod in die Reihen gegriffen, so spreche der Freund der Jugend aus, was er über den Kameraden zu sagen hat, und wenn er's vermag, so bekenne er's: der Verlorene lebt. Hier ist der Ort zum religiösen Bekenntnis. Denn im Volke gilt jeder, der seine ganze Person und seinen ganzen Glauben einsetzt zu der Stunde, wo es erwartet wird.

In der Woche muß der Leiter solches Kreises die Eltern besuchen. Dem Elternhaus muß Ehre erwiesen werden. Das kann nur helfen, die Autorität der Eltern zu festigen. Auch lernt der Besucher unendlich viel hierbei. Er lernt das Leben kennen, aus dem seine Jungen herkommen. Es wird ihm leichter, auf die Pflichten und Interessen der Jungen einzugehen, in denen ihr Reichtum besteht.

Weiter aber wird der Leiter solches Kreises seine Helfer und Freunde, auch die aus der Jugend selbst heranwachsenden, von Zeit zu Zeit zusammenrufen, um die gemeinsame Arbeit zu besprechen. So nur wird es möglich sein, jenes unsichtbare, aber unzerreißbare Netz einer feinen Disziplin über das Ganze auszubreiten. Die Jungen, denen die sichere Erziehung des Hauses eben zum Teil gefehlt hat, können zunächst nicht gehorchen. Der Leiter ist ihnen kein Vorgesetzter, die Jungen kommen ja freiwillig. Trotzdem muß es gelingen, hier die Grundlagen der Kultur zu festigen: „Bitte, bringe diese Malstange fort!" — „Nein, ich habe hier nicht mitgespielt." — „Aber sie gehört doch uns allen, bitte." — Der Junge faßt das Ding an. Doch ach, der arme Vereinsleiter, der dachte, nun wär's getan! Dann weiß er noch nicht, was proletarischer Charakter heißt. Der Junge wird die Stange inmitten des Platzes niederlegen. „Aber, lieber Freund, das nenne ich unehrlich. Wenn du den Anfang machst, mußt du auch ein rechtes Ende machen." Der Junge schaut etwas beschämt. Der Vereinsleiter ist doch ein ganzer Kerl, läßt sich nichts vormachen. Der erste Schritt zum freiwilligen Gehorsam ist getan.

Ein Kasten Schachsteine liegt ausgestreut. „Komm, wir wollen es einpacken!“ — „Ne, ich habe nicht damit gespielt.“ — „Aber wir müssen doch die Sünden der Mitmenschen wieder gut machen; ich helf dabei!“

So lernt unsere Jugend mehr Christentum und sozialen Bürgersinn als aus vielen Reden. Und in solcher Gemeinschaft erleben die Jungen die Freude reiner Jugend. Durch solche reiche Jugendzeit wird die Stätte unseres Wohnens uns erst zur Heimat. Und aus der Erinnerung daran wird im Jüngling die Liebe zur Heimat geboren. Aus der Freude an Jugend und Heimat allein kann die Vaterlandsliebe erwachsen.

Aus der Gemeinschaft der Jungen soll später eine kleinere Zahl der Regsten und Tüchtigsten sich noch einmal zusammenschließen zu ernster geistiger Beschäftigung. Vorträge zu hören und ernst zu besprechen wird nun die Aufgabe. Das ist nur möglich, wo schon in mehrjährigem Zusammenleben eine sittliche Gemeinschaft gegründet ist. Sonst drängt die Eitelkeit sich vor, und die Phrase, der Todfeind des Nachdenkens, macht sich behaglich breit. Nein, hier wird zugehört, nachgedacht. Und wer den Mund auftut, tut's meist erst, nachdem er ein Halbjahr zugehört hat. Und was nun gesprochen, kommt aus dem Herzen oder aus der Erfahrung — zwar nicht immer; aber dafür ist der Freund der Jugend ja noch da, zu klären, zu berichtigen, — mit jener Geduld, welche feurige Jugend beanspruchen kann von uns. In solchem gemeinsamen geistigen Leben wird diesen Jünglingen aufgehen die Herrlichkeit deutschen Geisteslebens, der Reichtum unseres Volkes an Geist und Gemüt und Erkenntnis, wunderbar vor allen Nationen. Erst daraus erwächst unserem neuen Geschlecht der Stolz auf unser Volk, und daraus die Einsicht: Hier gilt es Herrliches zu verteidigen. Dies zu schützen, stehen Kaiser und Reich da. Der alte Ruf für König und Vaterland ist vergessen. Ein neuer erhält nun seinen großen Inhalt: Für Kaiser und Reich! Endlich hebt sich aus dem Kreise der Jünglinge wieder ein noch engerer Kreis heraus: die jungen Männer, die nach Militär- und Wanderjahren sich wieder zusammenfinden, noch jung im Herzen und doch merkwürdig ernst und mit Sorgen vertraut. Denn nirgendwo rächt sich Leichtsinn so furchtbar hart wie im Großstadtleben. In diesem kleinen Kreis lebt ein neugeborenes soziales Pflichtgefühl. Der Wert dienender Liebe ist ihnen aufgegangen in einer zehnjährigen Gemeinschaft. Sie werden sich bewähren in ihren neugegründeten Familien und je nach ihrer Kraft auch nach außen. Hier ist das Salz des neuen gesunden Volkstums. — —

Wie muß der Mann sein, der diese Arbeit leisten soll?

Er kann vielerlei gebrauchen. Viel Wissen, vielerlei Kunst, Turnen, Handwerk, Gesang. Was er auch kann, er wird es gebrauchen können. Vor allem aber muß er frisch sein und ein gesundes frohes Herz haben, und endlich, was in Deutschland sehr selten ist: Blick für die Naturgeschichte des Volkes. Dann wird er sehen, wie eine mächtig vorwärtsstrebende Kultur Raubbau treibt mit der Volkskraft. Unsere Fabriken, Werften und Rhedereien tun völlig so, als

seien gesunde, ehrliche, treue und kluge Arbeiter eine Ware, die für gutes Geld stets in beliebiger Quantität geliefert werden könne. Die deutschen Dörfer und die alte Handwerkerstube haben sie geliefert. Ein düsterer Großstadtdistrikt ohne Licht und Sonne und ohne Gottesglauben liefert wohl eine Zeitlang die Quantität, aber in stets geringerer physischer und moralischer Qualität. Viel zu spät erwacht in den Kreisen der großen Arbeitgeber der Gedanke, daß ohne eine Lösung der Siedlungsfrage unsere Volkskraft ersticken muß. Der Freund der Jugend wird diese Dinge sehen; er sieht auch die Bauspekulation, mächtiger als der beste Wille kommunaler Beamten, immer aufs neue die Quartiere auftürmen, in denen der Kapitalismus seine grenzenlose Kurzsichtigkeit erweist.

In dieses Chaos, das „Zivilisation" genannt wird, tritt der Freund des Volkes. Da bedarf es eines ruhigen und starken Glaubens an die endliche Gerechtigkeit Gottes in der Geschichte. Und dazu muß er schon von Vater und von Mutter eine heilige Liebe zu der durch unsere Geschichte gewordenen Kultur ererbt haben. Hellen Auges muß der Freund der Jugend auch die Stärken und Schwächen der Sozialdemokratie erkennen.

Die großen Genossenschaften der Gewerkschaften und Konsumvereine, durch welche die Arbeiter bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen erkämpft, und mit bedeutendem Talent zur Selbstverwaltung sich Versicherung bei Arbeitslosigkeit, den Wanderburschen verbesserte Herbergen, den Hausfrauen guten und soliden Einkauf, mancher Familie schon gute und schöne Wohnung geschaffen haben, gehen nicht wieder unter. Jetzt hängt das Arbeitervolk an diesen Organisationen mit Germanentreue. Sie werden sich schließlich als Nachfolger den mittelalterlichen Genossenschaften in der Organisation unserer Gesellschaft einfügen. Freilich wird der ruhige Beobachter auch erkennen, wie die Abnahme an geistiger Begabung und an ernster Gründlichkeit bei der städtischen Massenbevölkerung auch die Arbeiterbewegung langsam geistig ärmer macht. Durch das demokratische Prinzip aber wird dieser geistig ermattenden Masse ein Übergewicht gegeben, das mit bleiernem Druck auch die besten, klügsten Männer innerhalb der Sozialdemokratie niederdrückt. Dazu kommt die größte Schwäche der Sozialdemokratie: die prinzipielle Verachtung des Gemütslebens. Wohl regt sich ein ernster Wille hier und dort und immer häufiger, das neue Arbeitervolk zu erziehen, wirklich im edlen Sinne zu bilden. Aber solcher Wille kann sich nicht gesund entfalten. Das fremde Prinzip hypnotisiert diesen guten Willen, daß er immer wieder zur Demagogie benutzt wird. Denn in unserer Sozialdemokratie lebt die ganz undeutsche, französische liberale Aufklärung, verbunden mit dem Materialismus des Karl Marx. Ausgerottet wird aus den Herzen des Volkes mit leidenschaftlichem Haß, was groß und heilig ist: die Erinnerungen an Luther, Arndt, Blücher, Gneisenau, Wilhelm den Ersten. Aber das deutsche Gemüt schreit nach Leben. Und wer dies alles kennt und ohne Zorn seinen Weg geht, der kann die Herzen der Jugend an sich fesseln, und was er baut, ist nicht einzureißen. Ruhig tue er seine Arbeit. Er wird sehen, es gibt noch vieles, was

nicht zur ökonomischen Theorie der Sozialdemokratie stimmt. Die Welt sieht ganz anders aus. Einerseits heben sich die Begabten und Tüchtigen empor. Die wirtschaftliche Blüte des Vaterlandes gibt ihnen Kraft, ein besseres Feld als die eifersuchtsvollen Kämpfe der Vorstadtpolitik. Diesen die Seele sittlich zu stählen und zu adeln für ihren Weg, ist eine Aufgabe für den Freund der Jugend.

Die Masse des Volkes aber gewinnt wenig Anteil am vielgerühmten geistigen Aufschwung der arbeitenden Klasse. Für sie sind Kinematographen und tausend oberflächliche Betäubungsmittel, vor allem aber viel Mühe und Müdigkeit. Die Masse verarmt geistig; sie ist wie eine Herde ohne Hirten. Getreu den materialistischen Evangelien sind unsere stolzen Sozialdemokraten unbarmherzig hart gegen die wirklich Armen und erst recht gegen die Sündigen und Elenden. Hier ist das große nationale Arbeitsfeld für den Freund der Jugend! — —

Wer kann ein solcher Mann sein? Bis jetzt haben vor allem Pfarrer und Gewerbeschullehrer die Arbeit angefaßt. Ihr Beruf führt sie dazu. Auch Juristen und Ingenieure, wenn sie es versuchten, haben es gekonnt. Helfen kann jeder, der die rechte frische Liebe für Volk und Jugend hat. Jedes Talent ist zu verwerten. Jedoch für die großen Arbeiterquartiere, für seelenarme Industriedörfer, ja, in einer anderen Bedeutung auch für die in der Ostmark im Kampfe stehenden Deutschen sind notwendig Männer und Frauen, die ganz und mit voller Kraft sich in den Dienst des Volkes stellen. Neue Ordensritter brauchen wir. Viele warten vielleicht nur auf den Ruf und den Wegweiser. Denn ganz frei von anderen Sorgen und Pflichten, frei auch von allen Rücksichten muß der sein, der an diesen Positionen gewinnen soll wo der Kampf um die Seele des deutschen Volkes auf Tod und Leben geführt werden muß. „Gib dich deinem Volke selbst!“ muß ihre Losung sein. Kein Programm, keine Instruktion kann hier helfen, nur du selbst mit allem, was du bist und hast. Du mußt dich selbst zum Mittelpunkt eines neuen Lebens machen für die Heimatlosen. In die gefährdeten Grenzgebiete unserer Kultur, eben nicht nur in die Nachbarschaft slawischen Volkstums, sondern auch in die weiten öden Straßen der Industriebevölkerung Männer zu werfen von solcher Entschlossenheit und zäh ausharrender Begeisterung, das scheint mir eine dringend notwendige, herrliche Aufgabe. — —

Was können Staat und Gemeinde bei der Arbeit helfen? Sie können vor allen Dingen Versammlungsräume, z. B. Schulturnhallen und Spielplätze, zur Verfügung stellen. Diese können nicht von den Groschen der Jungen bezahlt werden. Die laufenden Kosten aber für Bälle, Klippen usw., vor allem aber auch die Kosten für Bahnfahrten, Turnzeug usw. müssen die Jungen selbst aufbringen. Unser deutsches Volk ist so arm nicht. Wollen die Jungen z. B. gern ein Boot haben, so soll erst die Vereinskasse eine Weile sparen. Ganz wird es ja nicht langen, was der Verein kann; aber das Boot wird ein ganz

anderes sein, wenn es auch nur zum Teil von der Jungen eigenen Groschen erworben ist. Eine außerordentlich wichtige Hilfe kann allerdings der Staat leisten: Ermäßigung der Eisenbahnpreise. Vereine von Jugendlichen, die eine gewisse pädagogische Befähigung allerdings nachweisen müssen, sollten als Schüler fahren können. Jetzt können tatsächlich unsere reichen Gymnasiasten auf ihren Schultouren billiger fahren als meine Lehrlinge. Vor allem sollten die Behörden denen, die mit Mut, Liebe und Aufopferung sich der Arbeiterjugend widmen, mehr Vertrauen schenken. Das Seelenleben unseres Volkes ist tatsächlich Tausenden in unseren gelehrten Berufen ein unbekanntes Land. Darum wird manches, was ein rechter Freund der Jugend unternimmt, merkwürdig erscheinen. Aber dieser weiß schon, was er tut. Wenn ein Mann aus der Fülle langjähriger Erfahrung sagt: die neuen Parks, die ihr anlegt am Rande der Stadt, die nützen uns hier nichts; die freie Zeit unserer Jungen ist zu kurz; viele sind auch zu matt; da bringe ich sie nicht hin; — dann soll man solchen Mann nicht hochmütig abweisen, sondern nachdenken über die furchtbare, erschütternde Wahrheit, die er ausspricht.

Wenn solch ein Pfarrer oder Lehrer es ausspricht: wenn ich in meinem Verein eine Bibelstunde halten wollte, so würde ich den Verein sprengen, so sollte man's solchem Manne glauben und ihm nicht Mangel an christlicher Gesinnung vorwerfen. Im Gegenteil, Bewunderung gebührt dem Mut und der Geduld, in dieser Arbeit auszuhalten. Vor allem muß es immer wieder betont werden, daß es bei der Erziehung sich um psychologische Vorgänge handelt. Durch Gründung von Heimen und Häusern, durch Ansprachen und Reden wird es nicht gemacht. Sondern es handelt sich um sorgsame, schwierige, harte Arbeit. Das wichtigste sind die rechten Männer, die es können. Die soll man halten und unterstützen, und vertrauen, daß ein rechter Erzieher am rechten Platze mehr schafft als das beste Komitee von Männern der besten Absichten. Vor allem muß solches Komitee zunächst in der Stille wirken. Wird von seinen Beratungen in den Zeitungen geschrieben, ehe die Arbeit selbst im Gange ist, so macht die Sozialdemokratie mobil. In ihren Blättern, in den Werkstätten, in der Gewerbeschule wird das neue Unternehmen schlecht gemacht, ehe die Freunde der Jugend nur einen Jungen zu sehen bekommen.

Hat das Unternehmen Wurzel geschlagen, dann kann ein Komitee einflußreicher Männer viel nützen durch Vermittlung von Vorträgen, Büchern, Besichtigung von Fabriken usw. Eine recht schwierige Aufgabe ist es dann, auch eine Vermittlung herzustellen mit den Forstbeamten und Besitzern von Waldungen. Feldlager im Freien kommen zwar für die gewerbliche Jugend weniger in Frage. Diese kann ja doch kaum je vierundzwanzig Stunden draußen sein. Aber ein Sonnenwendfeuer ist doch etwas Schönes, auch der Besitz eines festen Punktes in schöner Landschaft, wo die Wanderschar vom Wirte unabhängig ist. Vor allem kann eine Forstverwaltung wohldisziplinierten Vereinen mehr Vertrauen schenken als den unerfahrenen Wanderhaufen, die die Großstadt sonst

auswirft. Solch geschenktes Vertrauen ist aber wieder ein Mittel, das der Freund der Jugend verwerten kann, das Ehrgefühl der Jungen anzuspornen. Unmittelbar staatliche Unternehmungen können und dürfen die Jugendvereinigungen nicht sein. Aber es kann ein Verhältnis freundschaftlichen Vertrauens bestehen. Und wenn dieses Vertrauen vermittelt wird durch den der Jugend lieben und vertrauten Führer, nicht als gleichsam eine abstrakte Gabe, die das Volk gleichmütig wie ein gutes Recht und undankbar hinnimmt, dann gewinnt auch die Jugend wieder eine andere, bessere Vorstellung von ihrem vaterländischen Staat. Sie verwächst durch die Freuden, die sie durch ihre Freunde erlebt hat, durch die Charakterentwicklung, auf die der junge Mann schließlich selbst mit Staunen und Freude zurücksieht, mit der deutschen heimischen Kultur, und gewinnt das, was unserem Volke jetzt in so erstaunlicher Weise fehlt, die treue Dankbarkeit gegen das Vaterland.

Der Beichtvater eines Kaiserpaares

Schilderung eines bewegten Lebenslaufes

Von Dr. Arthur Rochs-San Antonio (Texas)

So sehr man auch geneigt und berechtigt ist, vom rein menschlichen Standpunkte aus das Schicksal der Kaiserin Charlotte von Mexiko und ihres am 19. Juni 1867 am Cerro de la Campaña unter dem Peletonfeuer des Standgerichtes gefallenen Gatten zu beklagen, so sorgsam sollte man sich doch auch davor hüten, rückhaltlos den Stab über ihre Gegner zu brechen — wie das unlängst wiederholt geschehen ist — und sie, den trefflichen Benito Juarez, den Reorganisator seines Vaterlandes, an der Spitze, als Banditen und Mörder zu brandmarken.

Vergleiche hinken ja stets ein wenig, aber trotzdem sind sie zur Erläuterung oft wirksamer als langatmige Auseinandersetzungen. So stelle man sich einmal vor, im Deutschen Reiche wogte — was das gütige Schicksal verhüten möge! — ein blutiger Kampf zwischen zwei großen Parteien, einer konservativen und einer ultraradikalen. Letztere bliebe dabei Siegerin und beriefe aus dem Auslande einen Diktator, um ihre Herrschaft zu einer dauernden zu machen. Besagter Diktator aber schaltete und waltete im Lande jahrelang als unbeschränkter Machthaber und behandelte als solcher die Führer der unterlegenen konservativen kriegführenden Gegenpartei nicht als solche, sondern als Rebellen, die er, wenn sie in seine Hände fallen, standrechtlich erschießen läßt. Was würde nun, wenn sich das Blatt wendet und aus den Besiegten Sieger geworden sind, geschehen?

Als der Erzherzog Maximilian von Österreich, den Lockungen Napoleons des Dritten folgend, sich auf das mexikanische Abenteuer einließ, mußte er sich auf die Folgen gefaßt machen. Er konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß es sich dort um ein Va banque-Spiel handelte, bei dem es um Leben und Tod ging. Er mußte wissen, daß es sich bei diesem Hasardspiel in erster Linie um die Frage handelte: „Wird in dem furchtbaren Bruderkampfe jenseits des Rio Grande, der gerade damals im Gange war, der Norden siegen oder der Süden?"

Napoleons Plan, bei dem er den blonden Erzherzog skrupellos als Werkzeug benutzte, hatte den Sieg der Südstaaten, die Fortdauer der Konföderation, also den Zerfall der Union, zur ganz selbstverständlichen Voraussetzung. Sobald sich diese Voraussetzung als irrig erwies — was ja schon bald nach der Ankunft Maximilians in Mexiko eintraf —, war sein Schicksal besiegelt. Sein Kampf war also aussichtslos von Anfang an — um so unverständlicher war daher sein Bleiben, sein zähes Ausharren. Man sage nicht: Er konnte nicht wieder aus der Falle heraus, in die man den Arglosen, und zwar unbegreiflich Arglosen, hineingelockt hatte. Er hätte das wohl gekonnt. Jedenfalls fehlte lange, sehr lange jedes äußere Hindernis für seine Rückkehr — oder nenne man es Rückzug oder auch Flucht. Denn nicht nur den Franzosen, sondern sogar den mexikanischen Liberalen wäre es weit lieber gewesen, Maximilian hätte das Land verlassen. Der lebende, geflohene Kaiser wäre seinen Gegnern weit lieber gewesen als ein Märtyrerkaiser. Aber Maximilian wollte nicht weichen! Er faßte seine Berufung, seinen Beruf weit höher auf als wie ein vorübergehendes Abenteuer. Allen Ernstes schien er an eine Art von göttlicher Mission zu glauben — obwohl er doch von der völligen Unhaltbarkeit seiner Sendung aus doppelten zwingenden Gründen überzeugt sein mußte. Erstens hätte er sogleich einsehen müssen, daß er sich auf den Klerus, seine einzige wirkliche Stütze im Lande selbst, nur dann fest verlassen konnte, wenn er dessen Unersättlichkeit befriedigte — ein Widerspruch, der sich ihm bald genug aufdrängte, als er gezwungen wurde, alle unter Juarez säkularisierten Kirchengüter — also so ziemlich alles von einigem Werte im Lande — zurückzugeben, wodurch natürlich nur die Erbitterung der Laienwelt verschärft wurde. Zweitens aber mußte er sich sagen, daß die nordamerikanische Union nach der Wiederherstellung des Friedens zwischen Nord und Süd die Gründung einer sich auf europäische Beihilfe stützenden Monarchie an ihrer Süd- und Südwestgrenze im Interesse der Selbsterhaltung nicht dulden konnte!

Wenn er aber trotz dieser Erkenntnis auf seinem unhaltbaren Posten verblieb, warum tat er es dann?

Ganz einfach zu beantworten ist diese Frage nicht, so nahe sie auch liegt. Zwar mußte es schon das hochgespannte Pflichtgefühl und der von niemandem angezweifelte persönliche Mut dem Habsburgersprossen unleidlich erscheinen lassen, von dem Posten zu weichen, auf den er sich durch eine höhere Macht berufen glaubte; aber dazu kam dann noch, daß er in diesem Wahn — die von den Tuilerien ausgehenden Machinationen schien er geflissentlich übersehen zu wollen! —

durch eine Persönlichkeit bestärkt wurde, die gerade in der entscheidenden Zeit einen wahrhaft dämonischen Einfluß auf ihn und seine Gemahlin ausgeübt hatte — durch seinen Beichtvater.

Sofort nach jener kritischen Zeit war der richtige Zeitpunkt verpaßt; der Rückzug war abgeschnitten, und nach allem, was geschehen war, konnten auch die siegreichen mexikanischen Liberalen nicht anders handeln, als sie es taten, wenn sie nicht knieschwach erscheinen wollten.

Man kann jetzt um so ruhiger und objektiver über die Kaisertragödie in Mexiko verhandeln, als ja der Friede zwischen den beiden Parteien längst abgeschlossen und auch — wiewohl erst recht spät — äußerlich formell besiegelt ist. Es geschah das durch die Wiederherstellung der mehr als drei Jahrzehnte lang unterbrochen gewesenen diplomatischen Beziehungen zwischen der Republik Mexiko und dem Heimatlande des habsburgischen Erzherzogs. Eine kleine, aber rührend treue und begeisterte Gemeinde in der Hauptstadt Mexiko pflegt noch immer das Gedächtnis an das Opfer der Ränke des dritten Napoleons, an deren Spitze der greise Apothekenbesitzer Kaska steht — oder vielmehr Herr v. Kaska, wie er sich seit der Verleihung des Ordens der Eisernen Krone nennt, der ihm in Anerkennung seiner Verdienste bei der Vermittlung zur Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern erteilt wurde.

Unvergeßlich wird mir stets die andachtsvolle Weihe bleiben, mit der mir dieser würdige alte Herr, welcher der Besitzer eines kleinen, aber hochinteressanten Museums von „Kaiser Max-Reliquien" ist, seine Schätze zeigte, an die er seine Erinnerungen an die Zeit knüpfte, aus der sie stammen. Manches erfuhr ich dabei über jene mysteriöse Persönlichkeit, die eine so verhängnisvoll große Rolle im Leben des Kaisers Max und der Kaiserin Charlotte gespielt hat, manches, was mich dann bewog, den Spuren jenes Mannes weiter nachzuforschen, besonders als ich gewahr wurde, daß sie sich nach Südwest-Texas, wo ich jahrzehntelang meinen Wohnsitz hatte, zurückverfolgen ließen.

* * *

In der Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte der „Mainzer Adels-Verein" im südwestlichen Texas — da, wo sich der in kräftigem Strom kristallklar aus dem weißen Kalkfelsen hervorsprudelnde Comalbach mit der Guadelupe vereinigt — die nach dem Gründer jenes Vereins, dem Prinzen von Solms-Braunfels, benannte Kolonie Neu-Braunfels gegründet. Die Söhne und Enkel jener Grafen und Herren sitzen dort noch heute und erfreuen sich behaglichen Wohlstandes, wenn sie sich auch nicht mehr Graf Hoym, Graf Coreth oder Baron v. Meusebach usw. nennen, sondern schlechtweg Mr. Hoym, Mr. Coreth oder Mr. Meusebach.

Im ersten Jahrzehnt nach der Gründung dieser Adelskolonie ging's dort freilich noch nicht so ruhig und geregelt her wie jetzt. Denn in der rauhen

Praxis erwies sich da gar manches anders, als es sich die jungen Brauseköpfe vorgestellt hatten. Besonders hart kam den meisten der an harte körperliche Arbeit durchaus nicht gewöhnten jungen Leute die bittere Notwendigkeit an, selbst mit zuzugreifen — trotz der barbarischen subtropischen Sonnenglut und trotz der Schwielen, die den an Glacéhandschuhe gewohnten Händen nicht erspart blieben!

Aber trotz aller Schwierigkeiten, Mühen und Plagen entwickelten sich die Kolonien auf das prächtigste, auch wenn sich die ursprünglichen Pläne der Gründer, die höchstwahrscheinlich auf die Errichtung eines deutschen Pufferstaates zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten abzielten, bald als unausführbar erwiesen und in Vergessenheit gerieten.

Und auch noch, als sich der Adelsverein als solcher infolge des Scheiterns jener Pläne aufgelöst hatte, hörte der Zuzug aus der deutschen Heimat nicht auf. Viele tüchtige und arbeitslustige deutsche Bauern kamen nach, aber es fehlte auch nicht an allerlei jungen Abenteurern, welche der Ruf der „lateinischen Farmer" in Texas angelockt hatte.

Es mag gegen das Ende des Jahres 1848 gewesen sein, da langte eines Tages in Neu-Braunfels ein herkulisch gebauter junger Mann von etwa vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren an, der sich kurzweg „Fischer" nannte. Was er bisher gewesen war und was er getrieben hatte, oder woher er kam — darüber sprach er nicht gern. Aber das sind Fragen, die gar manchem drüben Neueinwandernden unbequem sind und die man daher auch zumeist wohlmeinend unterläßt. Seinem Dialekte nach schien Fischers Wiege im Schwabenlande gestanden zu haben. Später tauchte dann das Gerücht auf, er sei ein „natürlicher Sohn" des Königs von Württemberg. Wie das Gerücht entstanden, läßt sich nicht ermitteln. Vielleicht hatte er es selbst in Umlauf gesetzt, vielleicht auch nicht — jedenfalls hielt er es auch nicht für nötig, es energisch in Abrede zu stellen.

Daß er ein Mann von akademischer Bildung war, merkte jeder der „Lateiner", mit denen Fischer sich nur ein paar Minuten unterhielt, sofort. Aber er war nicht nur ein klassisch gebildeter junger Mann, sondern er erwies sich auch, was unter den dort obwaltenden Umständen weit wesentlicher und wichtiger war, als außerordentlich vielseitiger, gewandter, anstelliger und anpassungsfähiger Mensch von zäher Ausdauer und stark entwickeltem Selbstbewußtsein im Auftreten — alles Eigenschaften, die in Amerika auch heute noch ungleich schwerer in die Wagschale fallen, als alle mit Stempeln und Siegeln versehenen erstklassigen Nachweise über akademische Bildung. Wieviel mehr noch damals an der Indianergrenze!

Es dauerte nicht lange, so wurde Fischer der allgemeine Liebling der Neu-Braunfelser, besonders der jungen Leute, und da wieder speziell des — weiblichen Teiles derselben.

Allgemeines Aufsehen erregte er durch sein Sprachtalent. Außer seiner Muttersprache beherrschte er schon bei seiner Ankunft das Französische vollkommen.

Von dem für Texas viel wichtigeren Englisch kannte er zuerst aber noch kaum die Anfangsgründe. Obwohl aber gerade die deutsche Kolonie Neu-Braunfels wohl der ungeeignetste Ort war — und es eigentlich auch noch heute ist —, um Englisch zu lernen, dauerte es doch kaum ein Jahr, bis er die offizielle Landessprache in Wort und Schrift mit einer Meisterschaft beherrschte, die selbst dem spottlustigsten Anglo-Amerikaner Erstaunen und Anerkennung abnötigte. In der gleichen Zeit hatte er sich aber noch die für alle praktischen Bedürfnisse ausreichende Kenntnis des Spanischen angeeignet, die ja für dies an Mexiko angrenzende Gebiet ebenfalls von Wichtigkeit ist. Das alles lernte er ganz nebenbei, da er doch völlig mittellos war und wohl oder übel für seinen Lebensunterhalt arbeiten mußte, wo und wie sich gerade Gelegenheit bot.

Sehr sympathisch war Fischer, den die Neu-Braunfelser für einen verbummelten Studenten hielten, wobei sie auch wohl kaum fehlgriffen, die harte körperliche Arbeit offenbar nicht. Sobald er daher die sprachlichen Klippen überwunden hatte, „hing er seinen Shingle heraus", das heißt: er befestigte an der Tür zu seiner Wohnung ein Blechschild, das der Mitwelt zu verkünden hatte, daß er nunmehr als „Lawyer", als Advokat, als Rechtsanwalt und Notar der händelsüchtigen und Rechtshilfe suchenden Menschheit beizustehen gewillt sei! Das ging damals in Texas noch sehr leicht. Auch heute noch ist's nicht allzu umständlich. Ich entsinne mich, den Namen eines jungen Mannes, der mir noch vor einem halben Jahre als Butcher-Boy, d. h. als Schlächtergeselle allmorgendlich das Fleisch ins Haus gebracht hatte, auf solch einem Advokatenschilde prangen gesehen zu haben.

Also aus dem verbummelten Studenten und Farmarbeiter war nunmehr der „Lawyer" Fischer geworden!

Knapp ein Jahr nach seiner Ankunft in Amerika konnte er es bereits wagen, vor Gericht in englischer Sprache zu plädieren, und zwar mit bestem Erfolge. Gleich seinen ersten Prozeß, einen Ehescheidungsprozeß, welcher in Ermangelung eines Gerichtsgebäudes in Neu-Braunfels merkwürdigerweise in der protestantischen Kirche abgehalten wurde, gewann er glänzend!

Sollte dies sein erstes öffentliches Auftreten in einer Kirche eine Art von Vorbedeutung für die weitere Entwicklung des seltsamen Mannes sein?

Fischer hatte sich gelegentlich selbst als Protestanten oder doch als „protestantisch getauft" bezeichnet, versäumte jedoch keine Gelegenheit, sich als Freidenker radikalster Richtung aufzuspielen.

War er schon als armer Schlucker ein lustiger Geselle gewesen, so genoß er jetzt, da ihm infolge seiner gutgehenden Advokatenpraxis die Mittel reichlich zuflossen, das Leben in den vollsten Zügen. Alte, würdige Bürger von Neu-Braunfels, die ich Jahrzehnte später gesprochen und die damals auch noch jung und übermütig gewesen waren, wurden geradezu begeistert, wenn sie in ihren Schilderungen aus vergangenen Tagen auf jene Zeit und auf Fischer zu sprechen kamen, besonders darauf, „wie kolossal der Lawyer Fischer zechen konnte"!

Auch kam es ihm nicht so sehr darauf an, was es zu trinken gab, ob den landesüblichen Whisky oder gar Rhein- und Moselwein, den man damals mit großen Mühen und Kosten faßweise importierte und dann auf mexikanischen Ochsenkarren in beschwerlicher Weise von dem (jetzt längst durch eine Sturmflut untergegangenen) Indianola dorthin schaffen mußte.

War Fischer ein großer Verehrer des Bacchus, so war er auch dem Dienste der Venus keineswegs abhold. Aber, aber ... die englischen und amerikanischen Gesetze machen diesen Kultus dem Manne nicht so bequem wie in Deutschland oder gar in Frankreich. Die Auswahl zwischen Ehezwang oder Haft ist eine höchst peinliche. Außerdem aber gab es in Texas und gibt es auch noch heute ortsübliche Gepflogenheiten, bei denen Revolver und Schrotflinte eine verzweifelte Rolle spielen.

Als Fischer eines Tages erfuhr, daß jemand, dem er ins Gehege gekommen, mit einer Flinte bewaffnet ihn „gesucht" und dabei gepfiffen habe:

Geh du nit über mei Ackerche,
Geh du nit über mei Feld! ...

da zog er es als kluger und vorsichtiger Mann vor, den Schauplatz seiner Tätigkeit anderswohin zu verlegen und ohne formelle Verabschiedung zu verschwinden. Wohin? Das wußte niemand und das erfuhr man auch vorläufig noch nicht.

Mancher freilich war froh, daß Fischer fort war, aber die meisten bedauerten aufrichtig das Verschwinden des lustigen, stets zu allerlei tollen Streichen aufgelegten Burschen, den man in den drei Jahren seines Aufenthaltes in Neu-Braunfels trotz aller seiner Fehler — vielleicht gerade deswegen! — lieb gewonnen hatte.

Jahre vergingen, ohne daß man in Texas wieder etwas von „Lawyer Fischer" zu hören bekam. Man hatte ihn schon fast vergessen, als ein junger Deutscher, der in den Goldfeldern Californiens vergeblich sein Glück versucht hatte, nach Neu-Braunfels zurückkehrte und nun behauptete, die kaum zu verkennende Riesengestalt Fischers in grobem Wollhemde, mit Picke und Schaufel in einem Goldgräberlager der Felsengebirge gesehen zu haben. Aber man wollte es nicht recht glauben.

Wieder verging eine Reihe von Jahren, da kehrten mehrere Neu-Braunfelser Geschäftsleute von einer Reise zurück, welche sie bis nach der alten Weinstadt Parras im mexikanischen Staate Chikuahua geführt hatte. Als Sensationsneuigkeit brachten sie die Nachricht mit: „Wißt Ihr, Kinder, wen wir in Parras getroffen haben? — den Lawyer Fischer! Aber der ist jetzt kein Advokat mehr — sondern, ihr mögt's glauben oder nicht — der ist jetzt katholischer Priester geworden! Er sieht sehr würdig aus — wenigstens auf der Straße —, und die Kinder sowie die alten Weiber laufen ihm nach und küssen ihm die Hand, die ihnen der heilige Mann auch mit ganz unnachahmlicher Herablassung gnädig überläßt!"

Und wirklich: die Nachricht beſtätigte ſich im vollſten Umfange, der verbummelte Student von ehedem und ſpätere Advokat wirkte jetzt in Parras als „Cura Fiſcher"!

Das ungebundene und wüſte Leben in den Goldgräber- und Goldwäſcherlagern Californiens hatte dem Ex-Advokaten auf die Dauer wohl nicht behagt, wenn ihm auch die Strapazen nicht zu groß geweſen waren, die ſeine ſtahlharte Geſundheit und ſeine zähe Lebenskraft wohl leicht überwunden hätten.

Den äußeren Anlaß aber zur abermaligen Verlegung ſeines Wirkungskreiſes ſoll — einem allerdings nur ſchwer kontrollierbaren Gerüchte nach — eine Meinungsverſchiedenheit beim Glücksſpiel um einen Beutel Goldſtaub gegeben haben, wobei ſich Fiſcher als der Schnellere erwieſen haben ſoll, nämlich als der Schnellere im Revolverziehen. Es heißt auch, Fiſcher habe ſich wieder nach Texas zurückgeſehnt, und er habe ſich — wenn auch nicht in Neu-Braunfels, ſo doch in dem raſch aufblühenden San Antonio als Advokat niederlaſſen wollen. Über die bewußte alte Geſchichte in Neu-Braunfels war a ohnehin längſt Gras gewachſen, da ſeine alte Freundin ſchon ſeit Jahren als getreue Gattin im Hauſe deſſen ſchaltete und waltete, der ihn damals mit der Schrotflinte „geſucht" hatte. (Schluß folgt)

Aſtrid

Nordiſche Ballade

Von Harry Vosberg

„O Gisli, Bruder, rette geſchwind,
Rette dein Leben! Es liegt das Geſind
Im Hofe erſchlagen! Der rächende Feind
Rüttelt am Tore — zerbrochen dein Schwert!
Fliehe!" — „Was iſt mir das Leben wert!?" —
„So denke an mich!" — „Ha, darum die Not!
Kannſt ihn nicht frei'n, ſchlüg dein Buhle mich tot!" —
Höhnend entſpringt er; ihr zittern die Knie:
„Wicht! Daß ich dich der Rache entziehe!" —
Da wurde die Tür aufgeriſſen.

Und vor ihr ſteht Helgi, deſſ' werbender Glut
Die Spröde ſich wehrend entzogen.
„Entwiſcht! Dann war die Mühe umſonſt!

Zwölf Männer liegen im Schnee umſonſt!
Aſtrid, biſt du es!? Und Gisli entfloh!? —
Ha, aber du kennſt im Gebirg die Verſtecke —
Ehrlos bin ich, wenn ich ihn nicht ſtrecke!
Ich habe es Eijolf geſchworen,
Der das Weib durch Gisli verloren —
Und Eijolf iſt blind!“ —

„Und ſollt ich dir ſagen, wohin er entfloh'n!?
Er iſt ſeiner Mutter einziger Sohn!“ —
„Er hat gemordet!“ — „Die Mutter verzieh!“ —
„Mag ſein; doch du verzeihſt es ihm nie,
Dem Hund, der dem Blinden das Weib geraubt!
Du haßt ihn!“ — „Und haſſ' ich, was geht es dich an!
Einen ſchrecklichen Schwur haſt du, Helgi, getan!“ —
„— Ich liebte dich, Aſtrid! Du haſt mich verlacht,
Das hat mir das Schwören leichter gemacht.“ —
„Helgi, — hätt'ſt du nicht geſchworen!“ —

„Bei Rede und Spruch die Zeit vergeht,
Und der Schneeſturm ſchnell ſeine Spur verweht!
Ich kann dich zwingen — du biſt allein,
Es hört auf Meilen niemand dein Schrei'n —
Zwing mich nicht, Aſtrid, zum Zwange!“ —
„Du wirſt nicht drauf trotzen!“ — „Und tu' ich es doch!?“
„Dann fügſt du zum Harme die Reue noch.
Nein, rühr' mich nicht an! Helgi! Schäme dich!“ —
„Aſtrid! Weib!“ — „Helgi, bezähme dich!“ —
„Himmel und Hölle!“ —

„Laß mich frei! Laſſ' los!“ — „Sagſt du es nun?“ —
„Erſt gib mir Atem, dann werd' ich es tun.“ —
„Hab' ich dir die goldenen Flechten zerzauſt?!“ —
„Helgi, Helgi, vor dir mich grauſt!“ —
„Glaub dir's, mein Vogel! Ja, man wird wild —
Heiß wird Rache und Liebe geſtillt!“ —

„Helgi, o Helgi!“ — „Nicht Tränen, Kind!
Sage jetzt Gislis Versteck geschwind.“ — —
„— Doch was gibst du zum Lohne, wenn ich ihn verriet?“ —
„Alles wähl' dir, wonach es dich zieht!“ — —
„— Dein Gold und Geschmeide.“ —

„Mein Gold und Geschmeide!“ Auf lacht er in Hohn.
„Hier sind die Spangen, hier, hier der Lohn!
Die Ringe hier und der Gürtel schwer,
Sechs Pfund Silbers wiegt er und mehr!“ —
Und sie nestelt vom Halse das hüllende Tuch
Und hält es ihm hin: „Da hinein mit dem Fluch!“ —
Er starrt sie an und zittert am Leib:
„Niemals sah ich ein schöneres Weib.“ —
Langsam fällt das Geschmeide.

Da greift sie die Enden und wiegt das Gold —
Ihr Haar gelöst auf die Hüften rollt,
Hoch vor sich den schweren Beutel sie hält:
„Kann ich mit walten, wie mir gefällt?!“ —
Er nickt. Da streift sie das Linnen in Hast
Herab von der Schulter — sein Aug' schwimmt in Glast. —
Dann ein tiefes Atmen, ein Schwung dann, und jach
Zwischen die Lichter trifft ihn der Schlag —
Röchelnd stürzt er vornüber. — —
Es sinkt der Arm und der blutige Brei
Klirrt auf den Boden. Ein gellender Schrei
„Helgi, mein Helgi!“ —

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunſt

Deutſche Kunſt und Dekoration. Im Oktober 1911 hat die Deutſche Kunſt und Dekoration (Herausgeber und Verleger Hofrat Alexander Koch in Darmſtadt) ihren fünfzehnten Jahrgang begonnen. Man kann ſich dieſe Zeitſchrift nicht mehr aus unſerer modernen Kunſt hinwegdenken. Von Anbeginn an — ſeit dem Jahre 1898 — hat ſie den Entwicklungsgang nicht nur unſerer angewandten Kunſt, ſondern ebenſowohl der Malerei, Plaſtik und Architektur begleitet und iſt noch heute, wie vor 14 Jahren, das treue Spiegelbild von dem Beſten ihrer Zeit. Nimmt man ihre älteſten Jahrgänge zur Hand, ſo ſteigt das Bild jener jugendfriſchen ſtürmiſchen Revolution aller Kunſt daraus empor, aus deren Gärung wir heraus ſind — ſo ſehr, daß jene neunziger Jahre uns faſt ſchon fremd wie eine lang entſchwundene Epoche anſchauen. Jene Erneuerung des Ornamentes, die Entdeckung neuer Formen aus der Konſtruktion iſt es, mit der man nicht nur Buchſchmuck und Kiſſen, ſondern auch Möbel, Zimmer, Architekturen neu zu erſchaffen ſtrebte — eine unendlich glückverheißende Jugendbewegung, deren Kraft und Schwung wir gegen Maß und Einſicht eingetauſcht haben. Hält man alte Hefte gegen die neueſten, etwa der letzten Monate, ſo ſtehen zwei Welten gegen einander. Noch immer beſtimmt ein exkluſiver Geſchmack das Niveau des Dargebotenen; nur iſt dieſer Geſchmack, der die Kunſt und Dekoration zu allen Zeiten auf ſehr hohem Niveau gehalten hat, mit der Zeit mitgegangen, und wir glauben nicht die Grenzen des Objektiven zu verlaſſen, wenn wir konſtatieren, daß wir nicht nur geſchmacklich, ſondern auch künſtleriſch uns voran entwickelt haben. Was namentlich in den beiden letzten Heften gezeigt wird, bedeutet weſentlich Abgeklärtes: Häuſer von Muthesius, Baumgarten (für Liebermann), Bruno Paul (eine vornehme Villa in Frankfurt a. M.); Gemälde der Münchner Sezeſſion, von Schweizer Künſtlern, aus der vortrefflichen Mannheimer Kunſthalle; Plaſtiken von Lukſch (Hamburg); und eine in zwei Heften ſchon ſtattliche Fülle von Kunſtgewerbe aus faſt allen Gebieten, Kiſſen von Salzmann, Wiener Keramik von Powolny und Klaus, Puppen von Lotte Pritzel und Kaulitz uſf. Die Vielſeitigkeit des Stoffes und die Qualität iſt in den Aufſätzen die gleiche, von denen nur als die vorzüglichſten genannt ſeien: A. E. Brinckmann, Raumbildung in der Baukunſt, und Fritz Wichert, Die Mannheimer Kunſtbewegung.

Ich möchte es einer Zeitſchrift, die das erreichte Niveau unſerer künſtleriſchen Kultur ſpiegeln will, nicht verargen, daß ſie gegenüber dem Vorangeſchrittenſten einige Zurückhaltung übt; daß ſie z. B. bisher weder von Loos noch Teſſenow Architekturen noch Gemälde aus der Matiſſe-Schule in Deutſchland gebracht hat. Aber in einem Punkte kann ich nicht umhin, eine entſchiedene Meinungsdifferenz zwiſchen ihr und mir zu erwähnen, weil deren Objekt weit über bloße Geſchmacksfragen hinausgeht. Das iſt die Vorliebe, mit der ſie im vorigen Jahrgang eine Bewegung in den Vordergrund geſtellt hat, die mir für unſer Kunſtgewerbe in höchſtem Maße verderblich ſcheint: die Wiederaufwärmung des klaſſiziſtiſchen Pſeudo-Barocks (oder wie ſoll man's nennen) von 1850 durch Trooſt, Th. Th. Heine, R. A. Schröder u. a. Gerade weil die Deutſche Kunſt und Dekoration auf einem ſo hohen Niveau ſteht, dürfte ſie für eine der-

artige Verirrung, besser gesagt: Irreführung des deutschen Kunstgewerbes keinen Platz haben; in ihrer glänzenden Reproduktionstechnik wirken diese technisch hervorragenden, künstlerisch mehr als minderwertigen Möbel usf. mit einer diabolischen Verführungskraft. Dem kann nicht scharf genug entgegengetreten werden.

Dr. Paul Ferd. Schmidt-Magdeburg

Schöne Literatur

Et exspecto. Roman eines Priesters. Von **Eugen Artho.** Im Verlage von H. Bachmann-Gruner zu Zürich 1911. Preis geb. 6 M.

Der Kampf des französischen Modernismus gegen Rom hat den Stoff hergegeben zu einem großzügig angelegten Seelengemälde, das vorliegender Roman vor unseren Augen entrollt. Der Tendenzroman muß notwendigerweise unter dem Vorurteil leiden, daß ihm die Poesie Nebensache und die Tendenz aufdringliche Hauptsache wird; dafür kommt ihm unter Umständen zugute, daß er den Herzschlag einer Zeit kann fühlen lassen, wenn zur Tendenz sich Tüchtigkeit, Herzlichkeit und grandiöse Ursprünglichkeit der dichterischen Empfindung gesellen. In Konrad Ferdinand Meyers Jürg Jenatsch hat z. B. die selbständige poetische Schönheit unter der überwältigenden Tendenzmalerei des Dichters nicht im mindesten gelitten. Als einen Typus solcher Tüchtigkeit und hochgespannter, poetischer Gestaltungskraft möchten wir auch diesen französischen Roman hinstellen. Eugen Artho hat in ihm einen jungen, französischen Priester geschildert, der sich zur Loslösung von Rom durchgearbeitet hat. Wie überall in der Welt, sucht auch in Frankreich die römische Kirche nicht nur den Staat, sondern das ganze, geistige Leben zu beherrschen. Deshalb scheiden sich in Frankreich wie bei uns die in diese Auseinandersetzung verwickelten Geister in zwei Lager. Dadurch aber erhalten die in unserem Roman auftretenden Personen etwas Symbolisches, d. h. ihre Schicksale erinnern an solche ganzer Reihen menschlicher Gestalten. Trotzdem aber tragen die persönlichen Schicksale José Bertrams etwas wie singulären Charakter an sich. Es klingt einem wirklichen Leben nacherzählt, wie der junge Priester aschfahl bis in die innerste Seele erschrickt, als er in seiner Mutter die freisinnige Protestantin entdeckt, die nun hilfreich schützend und bewahrend, aber doch leise vorwärtsführend ihren Sohn den Banden entreißt, die ihn an den Klerikalismus und Rom ketten. Im Kaufmann Granier und seiner Familie werden uns jene literarisch fein gebildeten Kaufmannskreise der modernen Zeit geschildert, die in der Welt sich umgesehen und erkannt haben, daß die auf das Vatikanum festgelegte römische Kirche kein Prinzip des Fortschritts in sich trägt und deshalb trotz aller Massenbeherrschung doch keine Führerin der Kulturwelt ist. Wie diese Erkenntnis die gebildeten Kreise des französischen Volkes durchdringt, wie die Werke Emanuel Swedenborgs den nachhaltigsten Eindruck auf Laien und Priester machen, die Sehnsucht nach einer ganz neuen Kirche wecken, das alles beschreibt uns diese Erzählung mit einer Lebendigkeit, die man selbst empfunden haben muß. Sie im Zusammenhang gelesen zu haben und Einzelheiten aus ihr anführen, verhält sich wie Selbstschauen zu dem Sagenhören. Und dennoch kann ich es mir nicht versagen, auf die liebliche Gestalt Helene Graniers hinzuweisen. Ihr schlichtes, reines Wesen, das ohne allen Schein gut, edel, fromm und schön ist, erweckt in José Bertram, dem ehemaligen römischen Priester, dem jetzigen Pfarrer der neuen Kirche, den Wunsch, sie zu besitzen. Was der Roman über die christliche Ehe, über den Gegensatz von Mann und Weib zu sagen hat, ehrt als beste und lauterste Charakteristik den Dichter selbst. In der ganzen Erzählung begegnen wir keiner Spur irgendwelcher Reformwut. Alles fängt so schlicht und sacht an, als wenn es sich um gar nichts Besonderes handle, und doch, je näher wir hinsehen, um so mehr drängt sich einem der Lebenskampf auf, bei dem es sich um Sein und Nichtsein handelt. Manchem werden die Schilderungen wie moderne französische Theologie im Gewande des Romans vorkommen — keine leichte Lektüre wird dem Leser zugemutet. Manches tiefe Wort über Religion und ihre Bedeutung für das staatliche und soziale Leben will durchdacht sein. Die Vertreter der neuen Kirche sind ebensowenig unbedingte Ideale, wie die der alten Kirche etwa Heuchler und Pharisäer. Menschlich fein und ergreifend weiß A. auch diese zu schildern. Auch sie wirken nicht rein symbolisch, sondern sind Menschen abgelauscht,

denen ob des heutigen Kulturkampfes in Frankreich das Herz bricht. So rücken auch diese Leute einem in fast geisterhafter Berührung so nahe, daß man ihren Schmerz mit Teilnahme begreift und nachempfindet.

Daß die modernistische Bewegung in Frankreich solch' ernste Bücher zeitigt, daß die Zahl derer, die an solchen Büchern Freude haben, zunimmt, ist uns ein Beweis dafür, aus welch' edlen Motiven diese Bewegung quillt. Wir danken dem Verfasser, daß er uns durch diese deutsche Übersetzung sein Werk hat zugänglich machen lassen. Wenn einmal die beiden Völker Deutschlands und Frankreichs im Glauben einig geworden sind, dann ist vielleicht der Zeitpunkt gekommen, wo der Titel „et expecto resurrectionem mortuorum, ich erwarte eine Auferstehung der Toten, eine Auferstehung aus dem Grabe des Irrtums und der Sünde zum Leben des freudigen Glaubens und Liebens in unserem Herrn Jesus Christus" seine schönste Verwirklichung darin finden wird, daß diese beiden Völker, die sich so viel gegenseitig sein könnten, gegenseitiges Vertrauen zueinander finden werden. Diesem Zukunftsbild steht nichts so entgegen als der uralte tertius gaudens, der sie jenseits der Berge seit Jahrhunderten gegeneinander ausspielt.

Heinrich Reuß-Hamburg

Neben Hauffs „Lichtenstein" ist der vaterländische Roman aus der Zeit Friedrichs des Großen **„Cabanis"** von **Willibald Alexis** eine der — der Zeit und dem Werte nach — ersten Blüten des deutschen historischen Romans. Er gibt ein charakteristisches Bild jener glänzend bewegten Zeit, da Preußens Großmachtstellung durch die schlesischen Kriege begründet wurde. Wie hat es Alexis verstanden, die Landschaftsschilderungen im Einklang zu bringen mit der Zeichnung der Personen und der Handlung! Nur in dieser Umgebung, auf diesem Boden konnten diese Menschen leben und lieben, trotzen und kämpfen, konnten diese Begebenheiten sich abspielen. Aber der Roman ist doch nicht so ins Volk eingedrungen, wie er es verdient. Das hat indes gute Gründe: die allzu weitschweifend ausgemalten Episoden, die vielen Berichte, die den Gang der Geschehnisse immer wieder unterbrechen und durch den Gebrauch der indirekten Rede der Flüssigkeit des Stils Abbruch tun, erschweren die Lektüre des Buches. Nun hat Hellmuth Neumann das Wagnis unternommen, durch kräftige, doch wohlbedachte Streichungen die Handlung des Romans straffer zu gestalten; gern wird man ihm zugeben, daß ihm seine Absicht über Erwarten gut gelungen ist. In dieser Fassung wirkt die alte Perle überraschend neu und modern. Mögen an ihr recht viele Leser ihre Freude haben! Das sehr billige Buch (Preis 3 M.) ist vortrefflich ausgestattet und mit Bildern Adolf Menzels geschmückt; es erscheint als erster Band der Blauen Eckardt-Bücher des Verlags von Fritz Eckardt zu Leipzig.

*

Schulfragen

Zum Religionsunterricht auf höheren Lehranstalten. Eine Abschaffung des Religionsunterrichts auf höheren Schulen würde ich geradezu für ein Unglück ansehen; doch mit der Art und Weise, wie er auf vielen Schulen erteilt wird, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Noch immer ist die Fülle des Memorierstoffs zu groß. Zugestanden, daß eine Besserung eingetreten ist, aber noch immer werden bei der Durchnahme des Alten Testaments Einzelheiten von jüdischen Festen und Zeremonien verlangt, Dinge, die doch für einen deutschen Knaben so gar kein Interesse haben und zu seiner ethischen und sittlichen Entwicklung so gar nicht beitragen. Welche Einzelheiten werden doch noch in der Kirchengeschichte in den oberen Klassen verlangt! Mir schwirrt der Kopf, wenn ich an die ökumenischen Konzilien denke, an den Semipelagianismus, an den mono- und dyotheletischen Streit. Andere Punkte, die allgemein interessant sind, könnte man viel genauer durchnehmen. Man könnte, gerade auf einem humanistischen Gymnasium, die Frage erörtern: „Welchen Einfluß hatte das Christentum auf die geistige und kulturelle Entwicklung?" Ein deutscher evangelischer Schüler müßte unter Anleitung des Lehrers eine Schrift von Luther wirklich lesen, nicht nur dem Inhalt nach kennen lernen. Besonders geeignet erscheint mir zu dem Zweck „An den christlichen Adel deutscher Nation".

Natürlich genügt es, daß die wichtigsten Abschnitte gelesen werden. Dagegen ist es völlig gleichgültig, ob der Schüler weiß, in

welchem Jahr Luther die Universität bezog, zum Priester geweiht wurde oder seine Romreise antrat. Selbstverständlich wird man die drei Kurfürsten erwähnen, die die Landesherren Luthers waren. Aber hat es auch nur einen Schein von Berechtigung, die Regierungszahlen dieser Herrscher zu verlangen? Dagegen ist es durchaus richtig, namentlich in sächsischen Landen, die Gründung der Universität Jena zu erwähnen. Bei dieser Gelegenheit gehe man ein auf das Studentenleben der damaligen Zeit, auf die Bedeutung Jenas, namentlich für die theologische Wissenschaft.

Es ist entschieden interessanter für Schüler des zwanzigsten Jahrhunderts, zu hören, mit wie rührender Treue die Landeskinder an ihrem besiegten und gefangenen Fürsten hingen, als die Regierungszahlen dieses Herrschers zu lernen*).

Die Lichtgestalt eines August Hermann Francke, dessen Bedeutung doch bis in die Gegenwart hineinragt, wird gewöhnlich sehr kurz behandelt.

Welchen Zweck hat es wohl, wenn die Schüler die Dispositionen einer Reihe von biblischen Büchern auswendig lernen?!

Jeglicher Radikalismus liegt mir fern. Mag man ein Buch mit den Schülern aufs gründlichste lesen, sei es das Matthäus- oder Lukasevangelium oder auch der Römerbrief. Verlange man alsdann auch von diesem einen Buch die Disposition. Es darf aber nicht im Belieben des Lehrers stehen, nach dem Grundsatz car tel est notre plaisir die Schüler mit Memorierstoff zu belasten, Dispositionen von einer ganzen Reihe von Büchern, lange Sprüche in griechischer und deutscher Sprache zu verlangen. Es muß nicht notwendig die Folge sein, aber immerhin liegt die Gefahr vor, daß ein Jüngling, der zuviel auswendig lernen muß, sich innerlich von der Religion abwendet. Die gewonnene Zeit ließe sich so trefflich verwenden; so halte ich es für durchaus berechtigt, bisweilen aus einem im christlichen Geiste geschriebenen Buche vorzulesen. Sehr geeignet erscheint mir z. B. das von dem kürzlich verstorbenen Geheimrat Muff verfaßte Werk „Idealismus".

Vielleicht wäre es auch angebracht, gelegentlich aus dem Werke eines kirchenfeindlichen Schriftstellers zu lesen, nicht etwa, damit sich der Jüngling dessen Gedanken aneignet, sondern damit er es lernt, sie zu kritisieren. Für den unreifen, in der Entwicklung begriffenen jungen Mann hat alles Neue gewöhnlich eine große Anziehungskraft. Nimmt nun ein Jüngling ohne jede Vorbereitung und Anleitung ein Buch in die Hand, in dem durchaus andere Ansichten stehen als die, welche er auf der Schule gehört, so ist er sehr leicht geneigt, in verba novi magistri zu schwören, alles das, was er auf der Schule gelernt, für „Humbug" anzusehen.

Unter geschickter Anleitung würde der Jüngling erfahren, wie auch viele Gegner der Religion, vielleicht unbewußt und ungewollt, dem Genius des Christentums huldigen. So schreibt Nietzsche in „Jenseits von Gut und Böse": „Gegen Luthers Bibel gehalten ist fast alles übrige nur ‚Literatur', ein Ding, das nicht in Deutschland gewachsen ist und darum auch nicht in deutsche Herzen hineinwuchs und wächst, wie es Luthers Bibel getan hat."

Der Lehrer darf sich nicht völlig von der Gegenwart abwenden. „Als wahrer Geist des höheren Lehramtes darf nicht gelten Abkehr von dem bewegten Leben der Zeit, scholastische Verengerung des Interesses, nichts was auf eine Art von Verpuppung hinauskommt" — sagt Münch. Der Schüler muß etwas erfahren von den verschiedenen Richtungen in der Theologie; an einigen Beispielen mache man ihm die verschiedenen Auffassungen klar, man mache ihn mit den Hauptvertretern der beiden Richtungen bekannt.

Fast das gesamte geistige Deutschland hat den sechzigsten Geburtstag von Harnack gefeiert, siebzehn- bis zwanzigjährige Jünglinge, von denen man so viele und vielerlei Kenntnisse verlangt, sollen auf der Schule von diesem Deutschen gar nichts erfahren?! Auch wenn der Lehrer durchaus nicht auf dem Standpunkt von Harnack steht, kann er doch der

*) In allen Städten, in allen Dörfern bildeten bei der Rückkehr von Johann Friedrich Knaben und Mädchen, die letzteren einen Rautenkranz im Haar, Spalier. Oft brachte ein Knabe Goldstücke, die die treue Bürgerschaft gesammelt.

tief gründlichen Gelehrsamkeit und dem edlen Charakter des Mannes gerecht werden.

Zum Schluß ein Wort über das Kirchenlied. Wohl nur ein fanatischer Gegner der Religion wird leugnen, daß unseren schönen evangelischen Kirchenliedern ein hoher erzieherischer Wert innewohnt. Aber vor einem „Zuviel" muß gewarnt werden. Wenn ein Schüler einer höheren Lehranstalt zwölf, allenfalls fünfzehn Lieder lernt, so ist dies durchaus genug. Anderseits versäume der Lehrer nicht, auf die kulturgeschichtliche Bedeutung auf das Leben des Dichters — möglichst ohne Zahlen — aufmerksam zu machen. Der ästhetische Wert der Lieder wird, nach meiner Erfahrung, sehr selten gewürdigt. Wie vorteilhaft unterscheidet sich z. B. das kraftvollschöne Lied „Mir nach, spricht Christus, unser Held, mir nach, ihr Christen alle" von den süßlichen, geschraubten Erzeugnissen der zweiten schlesischen Dichterschule.

Hat nicht Friedrich der Große, trotz seines geringen Verständnisses für die deutsche Literatur, recht gehabt, wenn er zu Garve sagte: „Gellert ist der einzige deutsche Dichter, der zur Nachwelt gelangen wird." Wer liest noch die Lieder eines Gleim, aber „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" und „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" sind wohl noch Gemeingut des Volkes.

„Lasset die Toten ihre Toten begraben", sagt Christus, das heißt doch so viel, versenkt euch nicht zu einseitig in die Vergangenheit, vergeßt nicht infolge der Rückerinnerungen die Forderungen der Gegenwart. Auch im neunzehnten Jahrhundert haben Dichter gelebt, die formvollendete, religiös tief empfundene Gedichte geschrieben haben. Ich erinnere an Spitta, den Kommilitonen Heines in Göttingen, an Sturm, den Verfasser von „Palme und Krone", an Gerok. Man sollte diese Dichter im Religionsunterricht mehr heranziehen, aus ihren Werken vorlesen, z. B. bei der Durchnahme des Alten Testamentes in Untertertia: „Mose im Nil und Jephthas Tochter im Gebirge".

Mit einem Worte: Weniger Gedächtniskram, mehr Berührung mit dem modernen Leben, weniger Dogmengeschichte, mehr Dinge, die das Herz erfreuen, den Sinn erheben.

Prof. Dr. R. Pappritz-Naumburg a. S.

Psychologie

Die Seele des Rokoko. Handzeichnungen von Watteau habe ich vor mir liegen, Gewandstudien oder Studien von Haltung und Gebärde: immer wieder diese gleichen leisen, graziösen Gesten oder ein lässiges Dastehen von unsäglicher Vornehmheit. Aber es liegt eine verhaltene Schwermut über diesen weichen, diskreten Bewegungen.

Und ich sehe seine Bilder vor mir: die rauschenden Feste und die scherzenden Gesellschaften unter den dämmernden Wipfeln der Parks von Versailles und St. Cloud. Aber die Bäume und Gebüsche sind träumerisch-imaginär und hingehaucht wie körperlose Schatten; die tändelnden Damen und Herren scheinen allzu grazil. Und nun steht schon die fragwürdige Gestalt des unvergeßlichen Pierrot groß und schweigend vor dem lichten Abendhimmel. Eine leise Tragik beginnt sich zu rühren unter dem bunten Prunk schäferlicher Verkleidung.

Woher diese Tragik? Wann sind dem Leben solche Feste gefeiert worden wie im Rokoko? War die Seele dieser Zeit nicht Freude, sorglose Sinnenfreude?

Die Seele des Rokoko! Ich möchte auf sie anwenden, was d'Annunzio einmal von der Seele Venedigs gesagt hat: auf der Oberfläche jeder tiefen Seele schwebe ein Seelchen, das nichts von der Tiefe weiß, aus der es aufsteigt. So funkelt die fiebernde Lebensfreude in den lautlos trauernden Wassergassen dieser verfallenden Stadt, und in schwermütigen schwarzen Gondeln genießen die Liebenden unter Blumen den Rausch ihrer Liebe. Und die animula Venedigs begreift, wer einmal das sterbende Lächeln der Duse sah.

Vielleicht war es umgekehrt im Rokoko. Seine Seele war die Lust zu genießen, und seine Tragik war nur latent, nur eine animula, die sich in wenigen zum Bewußtsein emporhob; und erst die Nachgeborenen fühlen sie ganz, die Tragik wie die große Herrlichkeit des Rokoko.

Wie fremd geworden sind uns Menschen einer ernsteren Zeit die Bücher, die das Rokoko liebte. Die Seelenlosigkeit dieser nicht endenden Liebesspiele befremdet uns. Wie verständnislos stehen wir heute einer Natur wie Casanova

gegenüber. Nur schwer verstehen wir die Einfachheit und Durchsichtigkeit dieses Abenteurers. Es ist eine Unruhe in uns gekommen, von der jenes Jahrhundert nichts wußte. Und leicht fühlen wir einen Haß gegen eine ewig lächelnde Welt, die uns leer und herzlos erscheint und deren Stil die Arabeske war. Denn unser Leben ist unermeßlich gewachsen an seelischer Innigkeit und Intensität. Uns gilt als Höchstes, was uns am tiefsten erschauern macht, sei es in Schmerz oder Lust.

Dem Rokoko aber war Leichtsein alles. „Nicht die Schwere vieler Erden, nur die spielenden Geberden." Wie ein Symbol hat es sich den graziösesten der Tänze, das Menuett, geschaffen, wo „man sich mit manieriert verflochtenen Fingerspitzen langsam um einander drehte und sich lächelnd in die Augen schaute und dann mit einer tiefen, bewundernden Verbeugung von einander glitt."

Niemand stand isoliert, und die Lust sich hinzugeben schuf die heitere Geselligkeit und die intimen Feste, den Tanz und die Maskeraden. Auf den Bildern des Rokoko kehrte immer wieder, wie seine eigentliche Geste, das verstellte Fliehen und das sich Erreichen, das Meiden und sich Suchen, das Weigern und Gewähren.

Es war nicht guter Ton, tief zu fühlen und erleben. Denn nie durfte man die Haltung verlieren. Das Leben spielte sich zwischen Spiegeln und Lichtern ab. Die Zeit wollte das Helle, Klare; und noch in die dunkelsten Stunden der Liebe drang der wache, zusehende Verstand. Man war selten allein und ließ sich auch dann nicht gehen. Auch in den Briefen erschien man in sorgfältiger Toilette. Es setzt eine lange Erziehung und Selbstzucht voraus, bis eine so beherrschte Sicherheit der Haltung erreicht war, die auch den Schmerz noch unter einem Lächeln barg — dem Lächeln Watteaus. Und in dem Verzicht, den wir hier fühlen, liegt ein Teil der Tragik des Rokoko.

Wenn sie in sanften Tönen auch besingen
Der Liebe Siege und das leichte Sein:
Will ihnen rechte Freude nicht gelingen,
Und ihr Gesang verschmilzt im Mondenschein.

Das ganze Leben war Form geworden und lebte ohne Seele. Es war genau das Gegenteil zu unserer formlosen und seelenhaften Zeit.

Es ist etwas Naives, Kindliches in der Schamlosigkeit und selbst in der Perversität des Rokoko. Denn alles war nur ein Spiel, aber man war so ernsthaft darein vertieft wie Kinder, wenn sie spielen. Doch wenn man länger zusieht, bekommt die Ernsthaftigkeit, mit der das Rokoko spielt, etwas Unheimliches. Auch hier fühlen wir heute die Tragik. Indem man alle und die besten Kräfte an das Leichteste, Unverhältnismäßigste setzte, mußte man einst mit Schrecken erkennen, daß der Einsatz zu hoch war und daß man das Leben verspielt hatte.

Indem man nicht fühlen durfte, weil es nicht gut aussah, verfeinerte man den Intellekt auf eine unerhörte Weise, wendete ihn auf die Erotik an und machte eine Art Schachspiel daraus. Hier im gesteigerten Intellektualismus, in den vervielfältigten Spiegelungen, liegt das Böse des Rokoko, und der zierliche, subtile Marivaux fand früh die tiefen Worte: „L'âme se gâte à mesure qu'elle se raffine."

Es ist nicht mehr die heiße Vitalität des Barock, sie ist unter dem scharfen Licht der wachsenden Bewußtheit gewelkt; es ist die Freude an der Arabeske, an den Komplikationen, am Spiel des eigenen Intellekts. Den verschlungensten Weg sucht man in der Liebe, denn der kürzeste von Begierde zu Genuß hat keinen Reiz. Wir denken an die künstlich gewundenen Labyrinthe in den Gärten der Zeit, wo der Irrende statt des erhofften Ausgangs versteckte Spiegel fand, die dem Betroffenen das eigene Bild entgegenhielten.

So verbindet sich skrupelloser Genuß mit raffiniertem Intellektualismus. Erinnern wir uns, daß das Rokoko der Stil des Rationalismus, der Aufklärung war, und daß die Genien der Zeit Voltaire und Lessing hießen. Die frivolen Romane sind in einer mathematisch geschulten, sich aus Antithesen zusammensetzenden Sprache geschrieben.

Aber die Desillusion konnte nicht ausbleiben. Eine wachsende Leere, das Grauen vor der Verhirnlichung des Lebens wird immer mächtiger und drohender. Vauvenargues erkennt als „die Krankheit unserer Tage, alles scherzhaft zu behandeln". — „Notre plus grand mal est dans l'esprit". Und in einer Greisin, Madame du Deffaud, schafft sich die Sehnsucht nach dem Gefühl

ergreifenden Ausdruck. Sie, die alle sinnlichen und geistigen Genüsse erschöpft hat ohne der entsetzlichsten inneren Verödung wehren zu können, auch sie fühlt das Gift der Zeit: **c'est la privation du sentiment, avec la douleur de ne pouvoir s'en passer.** Und fast achtzigjährig, halbblind, liebt sie zum erstenmal mit dem Herzen, überstürzt und besinnungslos, wie Verschmachtende trinken, liebt sie in Verzweiflung und hoffnungslos und ist dennoch selig, weil sie liebt. Neben ihr aber steht, wie der Geist der neuen Zeit Rousseaus, steht neben den großen Liebenden aller Zeiten Julie de Lespinasse, die in ihrem Leben keinen fand, der der rückhaltlosen Liebesfähigkeit ihres unersättlichen Herzens hätte standhalten können. **„Je n'aime rien de ce qui est à demi, de ce qui est indécis, de ce qui n'est qu'un peu".**

Alfred Schier-Marburg

Der Mensch will lieber für schlecht als für dumm gelten. Keinen Mangel gibt er weniger gern zu, als die eigene Dummheit, selbst wenn er sie erkennt, und wenn er am härtesten treffen will, sucht er dem Gegner den Stempel der Dummheit aufzuprägen. Wer ist dumm? Welche psychologische Kriterien geben das Recht, ein Individuum der breiten Zone intellektueller Unzulänglichkeit zuzuweisen? Nach oben, gegen die Durchschnittsbegabung und nach unten, gegen den pathologischen Schwachsinn hin verwischen sich ihre Grenzen. Die Beurteilung ist im Einzelfall erschwert, einerseits weil neben der allgemeinen auch eine partielle Dummheit besteht und anderseits weil die Lebensverhältnisse, das Alter, das Geschlecht, die Rassezugehörigkeit des Individuums stets in Rechnung zu stellen sind, so gestatten z. B. intellektuelle Leistungen, die beim gebildeten Städter den Dummkopf verraten, beim Bauer nicht den gleichen Schluß. Und haben wir einmal die Dummheit gleichsam in der Reinkultur vor uns, so erhebt sich die bedeutsame Frage nach ihrer organischen Grundlage, ihrer Vererbbarkeit usw. So gibt die Dummheit eine Fülle von Problemen auf, deren Bearbeitung nur mit dem Rüstzeug der modernen psychologisch-biologischen Wissenschaft in Angriff genommen werden kann, aber auch große praktische Menschenkenntnis voraussetzt. Wenn daher der bekannte Münchner Nervenarzt **Leopold Loewenfeld** ein Buch **„Über die Dummheit"** (eine Umschau im Gebiete menschlicher Unzulänglichkeit, Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden, 5 Mark) veröffentlicht, das zwar nicht den Anspruch erhebt, eine erschöpfende oder auch nur systematische Darstellung des Gegenstandes zu bieten, aber in fesselnder Weise in großen Zügen ein Bild der Dummheit und ihrer Bedeutung im Leben zeichnet, so sei dies mit Freuden begrüßt und unseren Lesern gern zur Kenntnis gebracht. Das Werk ist nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend, dies gilt besonders von den beiden letzten Kapiteln, die von dem intellektuellen Fortschritt der Menschheit und vom Kampf gegen die Dummheit handeln. **

Reichsspiegel

(vom 22. bis 31. Dezember)

Auswärtige Politik

Dschanet und Solun — Drei Monate in Tripolis — Beunruhigung auf dem Balkan — Rußland — China — Der Jahres-Saldo — Deutsche Aufgaben

Die letzte Dezemberdekade hat vor Jahresschluß noch einige wichtige Entscheidungen zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht. Während die Italiener nach zweimonatigem Ringen nicht einen Schritt tiefer ins Hinterland von Tripolis vordringen konnten, haben die Franzosen, ohne einen Schwertstreich zu führen, am 27. November die Oase von Dschanet in der Sahara besetzt, um die Sicherheit an den östlichen und südlichen Grenzen von Tunis gewährleisten zu können. Die Engländer (formell Ägypten) aber haben sich seitens der Türkei die Westküste der Bucht von Solun abtreten lassen. Die Presse aller Länder ist durch die beiden Schritte höchst überrascht worden, aber sie hat sich nach Verzeichnung der Tatsachen schnell beruhigt und ist wieder zur Tagesordnung übergegangen. Die Folgen des französischen Schrittes brauchen nicht schwer genommen zu werden, selbst wenn auch bei den Italienern einige Bitterkeit darüber gegen die Franzosen aufsteigen sollte. Anders steht es mit bezug auf England. Hier scheint eine gegen die Stärkung der strategischen Stellung Italiens im Mittelmeer gerichtete Aktion ihren Anfang zu nehmen. Doch sind in dieser Beziehung einstweilen auch nur Vermutungen am Platze, da keinerlei Anhaltspunkte dafür zu finden sind, daß England ohne die Einwilligung Italiens gehandelt hätte.

Den Italienern geht es nun drei Monate nach ihrem Überfall auf die friedliche Türkei herzlich schlecht. Im Rausch und unter dem Druck einer chauvinistisch erregten öffentlichen Meinung begonnen, hat der Handstreich sich zu einem schwierigen Krieg entwickelt. Man hat es versäumt, sich auf ein hartes Ringen vorzubereiten. Jetzt machen sich alle üblen Folgen des Leichtsinns bemerkbar. Je länger der Krieg dauert, um so größer ist die Gefahr für Italien, mit blutigem Kopfe ohne einen Preis heimgeschickt zu werden. Solche Gedanken mögen es den italienischen Staatsmännern vielleicht ratsam erscheinen lassen, das am Anfang des Krieges den Mächten gegebene Versprechen, die

Balkanhalbinsel nicht betreten zu wollen, zu brechen. Denn es scheint fast, als sei unter den einmal vorhandenen Verhältnissen ein Sieg, eine Eroberung Tripolitaniens ausgeschlossen.

Diese Aussichten beunruhigen naturgemäß alle an der Türkei interessierten Staaten aufs höchste, nicht zuletzt die Balkanstaaten selber. Die habsburgische Doppelmonarchie hat ihre Besorgnis wegen Aufrechterhaltung des Friedens so deutlich wie möglich zum Ausdruck gebracht in den Mehrforderungen für die Armee, die der Reichskriegsminister in der ungarischen Delegation durch eine den Wert der deutsch-österreichischen Freundschaft warm betonende Rede begleitet hat. Auch die kleinen Staaten, Bulgarien, Serbien und Rumänien bereiten sich auf ein gewitterreiches Frühjahr vor.

Rußland setzt inzwischen seine friedliche Eroberung Persiens fort und zieht auch an die Grenzen der Mandschurei neue Truppenmengen, um den Vorgängen in China um so gelassener zusehen zu können. Die leichten Siege an den losen asiatischen Grenzen lassen den russischen Chauvinisten wieder arg den Kamm schwellen. Die Reden, die jüngst in der Reichsduma gegen die Vereinigten Staaten von Amerika gehalten wurden, die Anträge auf Aussperrung der amerikanischen Juden sowie auf Erhöhung der Zölle auf amerikanische Waren zeugen jedenfalls von hohem Selbstbewußtsein einer — Masse. Wie sich die Dinge in der Praxis gestalten, muß abgewartet werden.

In China hat sich die Lage nach vorübergehender Besserung wieder verschlimmert. Die extreme republikanische Partei will ihre Forderung, China in eine Republik auf föderativer Grundlage zu verwandeln, nicht fallen lassen und drängt zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Die Mongolei steht bereits im Begriff, sich eine eigene Verfassung zu geben. Von einer vollendeten Tatsache zu sprechen, wäre indessen verfrüht, wenn auch die Meldungen aus Petersburg solches glaubhaft machen wollen. An der Newa mag der Wunsch Vater des Gedankens geworden sein. Rußland könnte es ja nur sehr angenehm sein, wenn neben Tibet ein zweiter, aus sich heraus nicht lebensfähiger Staat entstände, in dem die russischen Agenten die tatsächliche Herrschaft ausübten. — Um die Geschicke Chinas bemühen sich besonders Japan und die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Letzteres hat nach den neuesten Zeitungsmeldungen schon elf Kriegsschiffe an den ostasiatischen Gestaden vereinigt.

So hat uns denn das alte Jahr eine Fülle wenn nicht neuer, so doch brennender Fragen hinterlassen und von den älteren Problemen keines vollständig gelöst. Die Marokkoangelegenheit, die den vergangenen Sommer besonders unbehaglich machte und in den letzten Tagen Anlaß zu erregten Debatten in der französischen Senatskommission bot, ist jedenfalls noch nicht vollständig von der Tagesordnung verschwunden. Wenn auch zwischen Deutschland und Frankreich eine ganze Reihe von Reibflächen beseitigt sind, dürfte es doch noch hier und da, abgesehen von den spanisch-französischen Differenzen, Meinungsverschiedenheiten geben.

In Deutschland hat das abgelaufene Jahr eine freudige Stimmung nicht aufkommen lassen. Was uns bezüglich der auswärtigen Politik am meisten bedrückt, ist die Tatsache, daß wir bei der allgemeinen Verteilung der Erdoberfläche augenscheinlich schlechter fortkommen als die andern Nationen. Rußland gewinnt sich neue Gebiete, der Habsburgerstaat konnte sich tüchtig gegen Süden ausdehnen, Frankreich und England haben sich bei der Aufteilung Afrikas die besten Stücke gesichert; sogar Italien und Spanien machten Anstrengungen ihr Kolonialgebiet zu vergrößern; von Nordamerika und Japan gar nicht zu sprechen! Nur Deutschland muß sich begnügen mit dem, was vom Tische der Reichen fällt. So obenhin betrachtet sieht das Bild allerdings kläglich aus. Bei näherem Zusehen verliert es indessen seine grellen Farben, und wenn wir die Fassung finden, uns auf historischen Boden zu stellen, so können wir sogar einige beruhigende Töne entdecken. Es ist bei unserer Seelennot manche Stimmung dabei, die nicht aus den Vorgängen auf der Weltbühne stammt, sondern durch andere, tiefer liegende Verhältnisse bedingt wird. Der brave Michel, der kaum dreißig Jahre lang über das große Wasser fährt, nachdem er zuvor sich sein Heim zurechtgezimmert und erst während dieser dreißig Jahre Weltbeziehungen angeknüpft, glaubt heute schon sein Spiel verloren, weil er sich nicht in allen Händeln und Problemen so zurechtfindet wie seine ältern Nachbaren, die sie seit mehr als hundert Jahren bearbeiten. Gewiß, es krampft sich das Herz zusammen, wenn man beobachtet, mit welcher Selbstverständlichkeit England heute die Cyrenaika, morgen Koweit einsteckt, mit welcher Gelassenheit Rußland Persien in Besitz nimmt, besonders, wenn man die jüngst geschaffenen Verhältnisse als unabänderlich ansieht. Sind sie das aber?

Männer werden in Jahrzehnten, Nationen in Jahrhunderten. Aber während dem Einzelmenschen die Lebensdauer ziemlich bestimmt vorgeschrieben ist durch die ihm bei der Geburt mitgegebenen Kräfte, kann jede Nation diese bis ins unendliche verlängern durch die Pflege dieser Kräfte, die sich in ihrem Nachwuchs dauernd erneuern. An uns selbst können wir die Wahrheit dieser Behauptung am besten nachprüfen. Daß wir heute sind trotz 1806 danken wir denen von unsern Volksgenossen, die vor hundert und vor fünfzig Jahren die Pflege und Heranbildung des Nachwuchses auf ihr Panier schrieben, welche die Nation befreiten von allen Fesseln, die sie verkümmern hießen oder ihre Glieder zur Auswanderung zwangen. Die Erfahrungen in der auswärtigen Politik zeigen uns nicht, daß wir schwächer geworden, daß wir an Energie verloren, sie lehren uns vielmehr, daß wir noch nicht stark genug sind, um die früher herangereiften Rechts- und Machtverhältnisse in unsern Dienst zu stellen. Um eine Politik, wie England sie treibt, führen zu können, fehlt uns nicht nur die Flotte; es fehlen uns auch die geographisch-strategischen Vorbedingungen, die wir gezwungen sind durch eine um so stärkere Zentralstellung auszugleichen. Der Ausbau der Zentralstellung aber liegt auf dem Gebiet der innern Politik.

G. Cl.

Deutschlands Finanzgebahrung

Der Umschwung, der sich in der Beurteilung unserer äußeren Politik im eigenen Lande zu vollziehen beginnt, hat sich auf dem Gebiete der Finanzen noch nicht erkennbar gemacht. Man mag über die Finanzreform denken wie man wolle, das Ergebnis ist nicht zu bestreiten: sie hat der Finanzgebahrung unseres Reiches die im Staatsinteresse erforderliche Bewegungsfreiheit gegeben. Mit der ungesunden Anleihewirtschaft ist in den letzten zwei bis drei Jahren mit Erfolg gebrochen worden. Das Budget wurde 1910 und 1911 mit keinen neuen Anleihen belastet, die Schuldentilgung konnte während der letzten drei Jahre mit einem Betrage von 150 Millionen Mark bewirkt werden und dürfte voraussichtlich für 1912 mit weiteren 50 Millionen Mark fortgesetzt werden.

In dem Voranschlage für 1912 zeigt sich diese Besserung der Finanzen darin, daß die Erfordernisse für den Zinsendienst und die Tilgung der Reichsschuld in dem ordentlichen Etat von 280,4 Millionen Mark auf 247,6 Millionen Mark, d. h. um 32,8 Millionen Mark zurückgegangen sind. Berücksichtigt man dabei den kleinen Mehrzuwachs der Ausgaben für die Reichsschuld im außerordentlichen Etat von knapp 200 000 Mark, so hat man im ganzen eine Besserung von 32,6 Millionen Mark. Die Fortschritte in der inneren Festigung des Voranschlages für den Reichshaushaltsetat zeigen sich auch in folgendem:

Das Jahr 1911 brachte außerordentliche Ausgaben von rund 217 Millionen Mark. In dem Entwurf für 1912 sind nur 134,4 Millionen Mark in Ansatz gebracht worden, indem 38 Prozent außerordentliche Ausgaben (darunter allein 42 Millionen Mark für die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, ferner Ausgaben für die Vervollständigung des Eisenbahnnetzes im Interesse der Landesverteidigung, für Festungsbauten usw.) auf den ordentlichen Etat übernommen wurden. Während zur Deckung des außerordentlichen Etats im Jahre 1911 ein Anleihebetrag von 97,5 Millionen Mark verblieb, hat sich dieser für 1912 auf 43,7 Millionen Mark verringert.

Auf die Zuversicht in der richtigen Bewertung der Reichseinnahmen sowie der Durchführung des Budgets ist es zurückzuführen, daß für das kommende

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1912 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11.

Jahr das Maximum der zur vorübergehenden Beschaffung von Betriebsmitteln an die Reichsbank begebenen Reichsschatzanweisungen auf 350 Millionen Mark gegen 375 Millionen Mark im Vorjahre angesetzt werden konnte. Wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse des Reiches in der gleich günstigen Verfassung bleiben wie im Vorjahre, alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, so wird die Regierung auch im Jahre 1912 in der angenehmen Lage sein, den Schatzanweisungskredit nur in mäßigem Umfange ausnutzen zu brauchen.

Die angegebenen Ziffern beweisen jedenfalls, daß die Finanzgebahrung des Reiches sich in gesunden Bahnen bewegt, und daß sie eine finanzielle Stärkung herbeigeführt hat, gegen die die scheelsüchtige Kritik des Auslandes nicht aufkommen kann. Es wäre an der Zeit, auch im Inlande anzuerkennen, daß endlich eine Basis gewonnen ist, auf der das Reich frei von den Fesseln und den Fehlern der Vergangenheit an neue Aufgaben heranzutreten vermag, deren Erfüllung nach den aus den politischen Vorgängen des letzten Jahres gewonnenen Lehren im Interesse unserer Machtstellung unbedingt nötig ist. ⊙

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Eine Quelle der Kraft für Alle

die sich matt und elend fühlen, die nervös und energielos sind, deren Schaffenskraft durch geistige oder körperliche Ueberarbeitung herabgesetzt ist, oder denen erschöpfende Krankheiten u. schwere Gemütserregungen die Widerstandsfähigkeit nahmen, ist

SANATOGEN

Sanatogen ist von mehr als 15000 Professoren und Aerzten aller Kulturländer glänzend begutachtet. Die unausgesetzt steigende Nachfrage und zahllose begeisterte Zuschriften beweisen, dass Hunderttausende in Sanatogen die Wiederbelebung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit suchen und finden. Wer Sanatogen noch nicht kennt, schreibe nach einer Gratisprobe und Broschüre, die kostenlos versandt werden von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.

Die Anſiedlungskommiſſion und die Enteignung

Von R. Baumgarten-Nordhauſen

Für die Provinz Poſen waren ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Volkszählungen von 1905 und 1910 die erſten, welche keine Verſchiebung des Bevölkerungsanteils der Deutſchen zugunſten der Polen brachten. Vielmehr ergab ſich für das Jahrfünft 1900 bis 1905 eine relative Zunahme der Deutſchen. Die vorläufigen Berechnungen für die Jahre 1905 bis 1910 erweiſen abermals eine kleine Abnahme des polniſchen und eine entſprechende Zunahme des deutſchen Anteils. Die Provinz Weſtpreußen iſt weniger ſtark polniſch; die Lage des Deutſchtums iſt dort auch gebeſſert.

Dieſes erfreuliche Ergebnis iſt in erſter Linie der Tätigkeit der königlichen Anſiedlungskommiſſion für Poſen und Weſtpreußen, die in der Stadt Poſen ihren Sitz hat, zu verdanken.

Nationalliberaler Anregung im Abgeordnetenhauſe folgend brachte die preußiſche Regierung im Jahre 1886 das Geſetz vom 26. April 1886, betreffend die Beförderung deutſcher Anſiedlungen in den Provinzen Weſtpreußen und Poſen mit Hilfe beider konſervativer und der nationalliberalen Parteien durch.

Dieſes Geſetz war nur als Abwehrgeſetz gedacht. Die Abwehrtendenz drückt ſich im § 1 durch die Worte „zur Stärkung des deutſchen Elements gegen polonisierende Beſtrebungen“ aus. Sie wird auch ſtets von den Miniſtern betont. Die Deutſchen der preußiſchen Oſtmarken, welche eine ſchärfere Tonart, vielleicht gar eine allmähliche Verdeutſchung dieſer Landesteile wünſchen, erhoffen mehr von der Anſiedlungskommiſſion. Im Kampf der Nationen kann man ſich nicht darauf beſchränken, nur Amboß, aber niemals Hammer zu ſein. Ein Nur-Verteidigen führt zur Niederlage. Der Hieb iſt die beſte Parade. Will man das Deutſchtum verteidigen, ſo muß man notwendigerweiſe ſein Fortſchreiten

gegenüber dem Polentume fördern, andernfalls kommt es zum Rückschritte. Von diesem Gesichtspunkte aus muß die Tätigkeit der Ansiedlungskommission zu einer Verstärkung des deutschen, zu einer Schwächung des polnischen Anteils führen, mag man noch so sehr den Verteidigungszweck des Gesetzes betonen; oder die Ansiedlung hat nur wenig Zweck. Die Förderung des deutschen Elements wollte das Gesetz vom 26. April 1886 durch Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter erreichen; es sollten zu diesem Zwecke aus einem Fonds von 100 Mill. Mark Grundstücke käuflich erworben werden, die Kosten der erstmaligen Einrichtung neuer Stellen von mittlerem oder kleinem Umfange sowie der erstmaligen Regelung der Gemeinde-, Kirchen- und Schulverhältnisse bestritten werden. Die Überlassung der Stellen sollte gegen eine angemessene Entschädigung des Staates erfolgen. Es wurde ferner die Bildung von Rentengütern vorgesehen, deren Rentenablösung nur mit Zustimmung des Staats und des Gutsinhabers zulässig war. Niemand ahnte damals die Bedeutung der Frage, welche das neue Gesetz anschnitt. Die Summe von nur 100 Millionen mutet uns lächerlich gering an. Auch glaubte man, daß die Ansiedlung eine vorübergehende Tätigkeit sein sollte, denn das Gesetz bestimmte ausdrücklich, daß die Einnahmen aus der Besiedlung (Renten, Pachtzins, Verkaufspreis) nur bis zum 31. März 1907 in den Ansiedlungsfonds zurückfließen, danach aber den allgemeinen Staatseinnahmen zutreten sollten.

In den ersten Jahren kaufte die Kommission hauptsächlich von Polen. Um diesen nicht dadurch zu große geldliche Vorteile vor den Deutschen zukommen zu lassen, kaufte man später auch von den Deutschen, schließlich infolge des polnischen Boykotts fast ausschließlich von Deutschen. Deshalb sind von den bis 1910 angekauften 385460 ha nur 110914 ha oder 28,8 Prozent aus polnischer Hand, im Jahre 1910 von 14898 ha sogar nur 1366 ha oder 9,2 Prozent aus polnischer Hand erworben.

Bei der Besiedlung zeigte es sich, daß die Verwendung der Gutsgebäude öfters Schwierigkeiten machte, daß sie zur Bildung mittlerer und kleiner Stellen nicht verwendbar waren. Deshalb fügte man in dem ersten Ergänzungsgesetz vom 20. April 1898, durch welches man den Ansiedlungsfonds auf 200 Mill. Mark erhöhte, als weitere, aber ausnahmsweise Tätigkeit die Bildung größerer Restgüter ein und strich die Zeitbegrenzung bis zum 31. März 1907. Es setzte eine verstärkte Besiedlungstätigkeit ein. Im Jahre 1902 war abermals eine Erhöhung des Fonds nötig. Das Gesetz vom 1. Juli 1902, betreffend Maßnahmen zur Stärkung des Deutschtums in den Provinzen Westpreußen und Posen stellte der Regierung einen Fonds von 100 Mill. Mark zur Erwerbung von Staatsdomänen und Staatsforsten zur Verfügung und erhöhte, was hier interessiert, den Ansiedlungsfonds auf 350 Mill. Mark.

Im Jahre 1908, am 20. März, erschien ein neues, sehr wichtiges Gesetz über Maßnahmen zur Stärkung des Deutschtums in den Provinzen Westpreußen und Posen. Der Domänenfonds wurde auf 125 Mill. Mark, der Ansiedlungs-

fonds um weitere 200 Mill. Mark erhöht. Es wurde jedoch bestimmt, daß 75 Mill. Mark hiervon zur Umwandlung bäuerlicher Güter in Ansiedlungsrentengüter und zur Förderung der Seßhaftmachung von Arbeitern auf dem Lande seitens der Ansiedlungskommission verwendet werden sollten. Es wurde ferner die Bildung größerer Restgüter allgemein, also ohne Einschränkung, für zulässig erklärt. Man hatte nämlich durch die Zerteilung kreistagfähiger Güter deutsche Mehrheiten in den Kreistagen verringert, bisweilen gar gefährdet. Fortan konnte man als Restgut ein kreistagfähiges liegen lassen und brauchte nur den Teil aufzuteilen, der das Mindestmaß eines solchen Guts überstieg. Im landwirtschaftlichen, sozialen und allgemein-politischen Interesse liegt es ja auch, den Großgrundbesitz nicht zu sehr zu verringern. Neu ist, daß von 1908 ab die Ansiedlungskommission nicht nur selbst Arbeiter ansiedelt, sondern auch die Ansiedlung durch andere Gesellschaften oder durch Privatpersonen auf großen Gütern durch Prämien fördern kann. Endlich wurden noch weitere 50 Mill. Mark dazu ausgeworfen, um größere Güter mit der Bestimmung zu erwerben, sie im ganzen oder geteilt als Rentengüter gegen vollständige Schadloshaltung des Staats zu veräußern. Von den der Ansiedlungskommission insgesamt neubewilligten 250 Mill. Mark sollten also nur die Hälfte der Neuansiedlung, die andere Hälfte der Besitzbefestigung, über die wir uns später unterhalten wollen, dienen. Ferner wurde das Laientum gegenüber dem Beamtentum in der Kommission verstärkt, so daß sie zurzeit aus dem Präsidenten Dr. Gramsch, den beiden Oberpräsidenten von Posen und Westpreußen, sowie aus acht namhaften Landwirten besteht.

Die Tätigkeit der Kommission umfaßt jetzt jederlei ländlicher Besiedlung, bezieht sich aber nicht auf städtische, bebaute Hausgrundstücke und auf sonstige nichtlandwirtschaftliche Besiedlung.

Am meisten Aufsehen erregte jedoch, daß das letzte Gesetz der Kommission das Enteignungsrecht verlieh. Zum ersten Male im Deutschen Reiche wollte man aus rein politischem, nicht aus Verkehrs- oder Gewerbeinteresse enteignen. Die Kommission sollte durch Beschluß ein Grundstück zur Enteignung bezeichnen können. Gegen den Beschluß steht den Beteiligten nur binnen zwei Wochen seit der Bekanntgabe eine Beschwerde an die drei Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, des Innern und der Finanzen zu. Noch vor Rechtskraft kann die Ansiedlungskommission die Feststellung der Entschädigung bei der Regierung beantragen. Der Regierungspräsident ernennt einen Kommissar, der an Ort und Stelle mit den Interessenten verhandelt, Sachverständige hört, die Beschaffenheit des Guts und Inventars feststellt. Danach bestimmt der Bezirksausschuß die Höhe der Entschädigung durch Beschluß. Ohne die Rechtskraft abzuwarten, zahlt oder hinterlegt die Ansiedlungskommission den Preis, durch neuen Beschluß wird ihr das Eigentum überwiesen und der Enteignungskommissar weist sie an Ort und Stelle in den Besitz ein. Binnen sechs Monaten seit Feststellung der Entschädigung kann jeder Beteiligte vor dem ordentlichen

Gerichte auf anderweitige Festsetzung, also der Enteignete auf Erhöhung des Preises klagen. Die Wertschätzung hat nach den Vorschriften des Gesetzes vom 11. Juni 1874 über die Enteignung von Grundeigentum zu erfolgen.

Wie kommt es nun, daß die Enteignung noch nicht angewendet ist?

Zunächst ist sie rechtlich an bestimmte eng umgrenzte Voraussetzungen geknüpft. Es heißt wörtlich in Art. I § 13 des Gesetzes vom 20. März 1908:

„Dem Staate wird das Recht verliehen, in den Bezirken, in denen die Sicherung des gefährdeten Deutschtums nicht anders als durch Stärkung und Abrundung deutscher Niederlassungen mittels Ansiedlungen (§ 1) — § 1 des Gesetzes vom 26. April 1886 ist gemeint — möglich erscheint, die hierzu erforderlichen Grundstücke in einer Gesamtfläche von nicht mehr als 70000 ha nötigenfalls im Wege der Enteignung zu erwerben."

Die Enteignung kann demnach nicht unter denselben Umständen erfolgen wie die Ansiedlung, deren Zweck, wie eingangs erwähnt ist, die Förderung des deutschen Elements gegen polonisierende Bestrebungen ist. Die Enteignung ist vielmehr der äußerste Notbehelf, nicht zur Fortführung der Ansiedlung, sondern zur Sicherung des gefährdeten Deutschtums. Das Deutschtum ist aber nicht gefährdet in reinpolnischen Bezirken oder in solchen Gegenden, wo das Deutschtum im Fortschreiten begriffen ist. Die Enteignung muß in denselben Bezirken erfolgen, wo die Gefährdung eingetreten ist. Man kann also nicht als Gegenschlag gegen einen erlittenen Verlust eines deutschen Guts an einen Polen in einem anderen Bezirk einen Polen enteignen. Vielleicht, d. h. bei Vorliegen der übrigen Voraussetzungen, kann man den Polen enteignen, der ein deutsches Gut gekauft hat. Aber man wird es aus Gründen der Zweckmäßigkeit nicht tun. Regelmäßig bietet in Posen und Westpreußen ein Deutscher vor dem Verkaufe sein Gut der Ansiedlungskommission an, schon um alle Vorteile des Wettbewerbs der Polen und Deutschen auszunutzen. Erst wenn sie nicht genug Geld zahlen will oder das Gut als zur Besiedelung nicht geeignet zurückweist, überläßt er es dem Polen. Ein solches Gut ist mithin entweder ungeeignet oder zu teuer, denn in der Enteignung wird es nicht billiger. Vgl. unten.

Die Enteignung hat als weitere Voraussetzung, daß sie zur Stärkung und Abrundung deutscher Niederlassungen mittels Ansiedlung (§ 1) geschieht. Die Bezugnahme auf § 1 des Gesetzes vom 26. April 1886 bedeutet, daß nicht enteignet werden darf, um das enteignete Gut ungeteilt an einen Deutschen als Rentengut zu geben, sondern daß es zu Bauern- und Arbeiterstellen höchstens mit Liegenlassen eines Restguts aufgeteilt werden muß. Das enteignete Grundstück hat sich an bestehende deutsche Niederlassungen, worunter freilich nicht nur die Ansiedlungen der Kommission, sondern auch alte deutsche Ortschaften zu verstehen sind, anzuschließen, denn sonst könnten nicht Niederlassungen verstärkt und abgerundet werden.

Endlich sagt das Gesetz, die Sicherung darf nicht anders möglich sein, die Enteignung nur nötigenfalls erfolgen. Durch diese Doppelung des Ausdrucks

wird die Enteignung als der allerletzte Notbehelf gekennzeichnet. Können in dem Bezirke (also nicht nur anschließend an vorhandene deutsche Niederlassungen) durch freihändigen Ankauf die deutschen Siedlungen verstärkt werden, so ist im allgemeinen die Enteignung ausgeschlossen; bieten also, mit anderen Worten zu reden, in dem Bezirke (= in der Nähe) Deutsche ihren Grundbesitz an, darf in der Regel ein Pole nicht enteignet werden, weil man vielleicht weniger Polen haben will oder zu hohe Preise von den Verkaufslustigen verlangt werden. Früher soll es vorgekommen sein, daß ein Deutscher, dessen Gut allein zwischen Ansiedlungsdörfern lag, es an eine polnische Bank verkaufte und diese es an Polen aufteilte. In solchen Fällen würde wohl die Enteignung eintreten können. Aber derartiges kommt nicht mehr vor, seit das Gesetz vom 10. August 1904 den Aufbau neuer Gehöfte außerhalb geschlossener Ortschaften oder ihres Bebauungsplans stets, innerhalb der Ortschaften bei Gutsparzellierungen und ferner das Umbauen von Gebäuden zu Wohngebäuden unter gleichen Umständen verhindert, wenn beides zum Nachteil der staatlichen Besiedlung gereicht.

Die etwa gesetzlich möglichen Fälle der Enteignung sind so selten und unbedeutend, daß sie für die Tätigkeit der Ansiedlungskommission keine Rolle spielen. Im Jahre 1910 sind der Kommission zum Ankaufe 121201 ha, also, selbst wenn man davon 26000 ha, deren Ankauf früher abgelehnt war, abzieht, rund 25000 ha noch mehr angeboten, als insgesamt enteignet werden dürfen.

Will man enteignen, müssen zunächst die Enteignungsbefugnisse erweitert werden in der Art, daß die Enteignung schon dann zulässig ist, wenn sie der Ansiedlungskommission zur planmäßigen Fortführung der staatlichen deutschen Ansiedlung erforderlich erscheint.

Die Bedenken tatsächlicher Natur, welche immer noch verbleiben, sind weniger schwerwiegend. Ihnen gegenüber könnte man eher den Versuch der Enteignung wagen. Diese Bedenken sind folgende. Es ist nicht zu erwarten, daß durch die Enteignung die Grundstückspreise sinken werden. Ich glaube, sie werden vielmehr steigen. Für die Entschädigung findet nämlich das Gesetz vom 11. Juni 1874 über die Enteignung von Grundeigentum Anwendung. Die Gerichte haben, wenn der Enteignete nicht zufrieden ist, die Entschädigung festzusetzen. Es ist der volle Wert zu ersetzen, nach der Praxis der Gerichte auch ein in naher Zukunft erzielbarer Spekulationsgewinn. Der Zweck dieses Gesetzes ist, den Enteigneten in die Lage zu setzen, alsbald wieder ein gleichartiges Grundstück zu erwerben. Die Folge war und ist bei allen bisherigen Enteignungen, daß stets sehr teuer, wohl nie billiger als freihändig gekauft ist. Darüber klagen alle Eisenbahnunternehmungen, Stadtverwaltungen, Bergwerke und auf ihrer letzten Tagung die Bodenreformer. Der enteignete Pole wäre daher an sich in der Lage, jederzeit wieder einen Deutschen auszukaufen, denn noch sind in Westpreußen 960000 ha, in Posen rund 740000 ha unbefestigter, frei veräußerlicher deutscher Grundbesitz vorhanden. Ob der enteignete Pole sich stets

wieder ankauft, kann nur der Versuch lehren. Diejenigen Polen, welche freihändig verkauft hatten, haben sich sehr selten wieder in Preußen angekauft. Ein wider Willen des Grundbesitzes entsetzter Mensch wird es häufiger tun. Bei Ausländern, die in Preußen Grundbesitz haben, ist dies weniger zu befürchten.

Bei der Enteignung durch die Ansiedlungskommission kann der Enteignete verlangen (Art. I § 18 des Gesetzes vom 20. März 1908), daß sein ganzer im Zusammenhang gelegener Grundbesitz übernommen wird. Geben jetzt die Polen die Losung aus, jeden zu boykottieren, der auf die bloße Androhung der Enteignung verkauft, damit formelle Enteignungsbeschlüsse und die Erschöpfung des Höchstmaßes (70000 ha) enteigenbarer Fläche erzielt werden, so werden sie ebenfalls die Enteignung des ganzen Grundbesitzes verlangen, nicht aber der Kommission den besten und geeigneten Teil überlassen. Es empfiehlt sich daher der Wegfall der Beschränkung auf 70000 ha, wenn es zur Ausführung der Enteignung kommen sollte.

Zu der im Gesetze vom 20. März 1908 vorgesehenen Befestigung des deutschen Besitzes durch Umwandlung in Rentengüter hat die Ansiedlungskommission für die Provinz Posen die deutsche Mittelstandskasse in Posen, für Westpreußen die deutsche Bauernbank in Danzig gegründet. Beide haben bisher zusammen nur 118546 ha befestigt und dafür fast 48 Mill. Mark ausgegeben. Es ist zu hoffen, daß die Besitzbefestigung größere Fortschritte macht und die deutschen Genossenschaften, deren Vermittlung bei der Regulierung der kleineren Bauernstellen angegangen wird, sich stärker daran beteiligen. Teilweise haben sie leider die Mitwirkung abgelehnt. In den letzten Jahren sind gerade in dem mir genau bekannten Südposen mehrere Herren, welche Familienfideikommisse gebildet hatten, geadelt worden. Es scheint mir so, als ob man dadurch zur Bildung von Fideikommissen, also zur Befestigung des deutschen Großgrundbesitzes, mit Erfolg anregt. Je weiter die Besitzbefestigung fortschreitet, desto geringer sind die praktischen Bedenken gegen eine Enteignung.

Schon oben hatte ich erwähnt, daß die 75 Mill. Mark nicht nur zur Besitzbefestigung der bäuerlichen Güter, sondern auch zugleich zur Förderung der Seßhaftmachung von Arbeitern auf dem Lande zu verwenden sind. Ferner ist der Ansiedlungskommission die Aufgabe geworden, die Ansiedlung von selbständigen deutschen Arbeitern auf größeren Rentengütern (§ 7a) — die Bezugnahme auf § 7a bedeutet, daß es sich um die von der Kommission gebildeten großen, gegen volle Schadloshaltung veräußerten Rentengüter des Fünfzigmillionenfonds handelt — und auf anderen größeren Gütern durch Prämien zu fördern. Das Verhältnis dieser beiden Vorschriften ist nicht ganz klar. Ich verstehe es dahin: Prämien (also Geschenke) können nur bei Ansiedlung von Arbeitern auf großen Gütern gegeben werden, sonstige Arbeiteransiedlung kann nur bei angemessener Schadloshaltung des Staats gefördert werden. Im letzteren Falle kann die Ansiedlungskommission zwar die Rente übernehmen und zur Ansiedlung verzinsliche Darlehen geben, aber keine Prämien. Dies scheint

mir eine bedenkliche Lücke zu sein. Der Großgrundbesitzer, der in eigenem Interesse deutsche Arbeiter auf seinem Gute ansiedelt, kann Prämien bekommen, aber nicht eine deutsche Kleinsiedlungsgesellschaft, die lediglich in deutschvolklichem Interesse unter Riskierung ihres Vermögens Bauernstellen zu Arbeiterstellen zerschlägt oder Häuslerstellen zur Besiedlung mit deutschen Arbeitern erwirbt. Gerade diese deutschen Gesellschaften scheinen mir der Staatshilfe besonders bedürftig zu sein. Deshalb ist zu wünschen, daß bei einer Novelle gelegentlich der Neuaufschüttung der Ansiedlungsfonds ganz allgemein die Förderung der ländlichen Arbeiteransiedlung durch Prämien verordnet wird.

Die Tätigkeit der Kommission auf diesem Gebiete ist daher auch äußerst gering. Bis Ende 1910 waren nur 33000 Mark Prämien und zwar 27000 Mark für posensche und 6000 Mark für westpreußische Stellen ausgezahlt, 13 Anträge mit einer voraussichtlichen Gesamtprämie von 60000 bis 70000 Mark unerledigt.

Sollen wir uns darum, weil die obige Art der Arbeiteransiedlung langsam fortschreitet, weil die Enteignung selten und schwer erfolgen kann und noch nicht erfolgt ist, die Freude und das Interesse an der staatlichen Ansiedlung verderben lassen? Nein! Die Erfolge sind zu bedeutend. 265249 ha, mehr als das ganze Herzogtum Anhalt, sind mit 110000 Ansiedlern einschließlich ihrer Angehörigen besiedelt. Ihnen haben sich weitere 11000 Arbeiter, Handwerker mit Familien und deutsches Gesinde angeschlossen.

Die erworbenen 385460 ha Land der Kommission sind 7,08 Prozent der Gesamtfläche beider Provinzen. Über ein Fünftel der Kreisfläche hat die Kommission in den Kreisen Briesen — 25,75 Prozent —, Posen-Ost — 21,12 Prozent —, Wreschen — 20,33 Prozent —, Gnesen — 39,09 Prozent —, Mogilno — 20,80 Prozent —, Wongrowitz — 21,74 Prozent — und Znin — 26,62 Prozent — erworben. In den Bezirken mit starker Besiedlung zeigt sich schon eine günstige Nachwirkung auf die eingeschlossenen deutschen Städte, deren (namentlich christliches) Deutschtum dadurch ebenfalls gestärkt ist.

Von den 18127 angesiedelten Hausvätern sind nur 631 katholisch, die übrigen evangelisch, 4938 stammen aus den Provinzen Posen und Westpreußen — darunter schon Ansiedlersöhne —, 4387 nicht aus dem Deutschen Reiche.

Wir wollen zum Schlusse hoffen und wünschen, daß die Tätigkeit der Ansiedlungskommission nicht nachläßt. Preiserhöhung darf nicht der Grund sein. Wie die militärischen Kosten kein Staat scheuen darf, brauchen wir die nationalpolitischen Kampfkosten nicht zu fürchten. Die Polen müssen die gleichen Preise zahlen. Die Ansiedlungskommission ist nicht gehalten, von den Ansiedlern bei Bauern- und Arbeiterstellen die volle Entschädigung zu verlangen. Der Staat berechnet jetzt auch nur eine Schadloshaltung von 2,76 Prozent statt des üblichen Zinsfußes von 4 Prozent, wenn man die Aufwendungen zur Regelung der Kirchen-, Schul- und Gemeindeverhältnisse einrechnet. Dafür wächst aber die Wohlhabenheit, Kauf- und Steuerkraft der Ostmarken.

Je höher die Grundstückspreise steigen, desto früher müssen die polnischen Landgesellschaften, die meist mit sehr geringem eigenen Kapital und hohen fremden Krediten arbeiten und deshalb die Verzinsung nicht herabsetzen können, den Wettbewerb mit der Ansiedlungskommission aufgeben. Sie sind zum Teil so schwach an eigenen Mitteln, daß sie eine erhebliche verkehrte Spekulation, ein Überkaufen zugrunde richten muß, wie es einer polnischen Landgesellschaft vor wenigen Jahren erging. Sie verlor an einem Gute, das ihr die Ansiedlungskommission in der Zwangsversteigerung abnahm, über 100000 Mark und machte bankerott. Durch die hohen Dividenden der polnischen Gesellschaften darf man sich nicht täuschen lassen. Die Geschäftsguthaben der Genossen sind meist so gering, daß schon ein kleiner Reingewinn eine hohe Dividende bedingt.

Eine Herabsetzung der jährlichen Zahl der Ansiedler würde das Deutschtum in beiden Provinzen erheblich gefährden. Von den 18127 Ansiedlern mit Familien sind in den ersten fünfzehn Jahren des Bestehens der Ansiedlungskommission, also bis 1900 einschließlich nur 4286, im Jahresdurchschnitt noch nicht 300 angesetzt. Die Bedeutung der staatlichen Ansiedlung war damals für den Kampf ums Deutschtum der Ostmarken gering.

Die Volkszählungen vom Dezember 1890 bis 1900 berücksichtigten die Muttersprache der Einwohner des Deutschen Reichs.

Man zählte:

	Deutsche:	Deutsch und Polnisch Sprechende:	Polen einschl. Kassuben:
I. In Westpreußen			
1890 . . .	929 980 oder 648,7‰	17 285 oder 12,1‰	483 731 oder 337,4‰
1900 . . .	1 007 400 oder 644,3‰	16 130 oder 10,3‰	537 273 oder 343,6‰
Zu- oder Abnahme	+ 77 420 oder — 4,4‰	— 1 155 oder — 1,8‰	+ 53 542 oder + 6,2‰
II. In Posen			
1890 . . .	692 172 oder 395,2‰	10 004 oder 5,7‰	1 047 409 oder 598,0‰
1900 . . .	718 421 oder 380,7‰	10 556 oder 5,6‰	1 156 866 oder 613,0‰
Zu- oder Abnahme	+ 26 249 oder — 14,5‰	+ 522 oder — 0,1‰	+ 109 457 oder + 15,7‰

Die Deutschen haben sowohl in Posen als auch in Westpreußen etwas zugenommen, aber die Zunahme der Polen ist so viel größer, daß das Deutschtum verhältnismäßig, nämlich in Westpreußen um fast $4^1/_2$, in Posen sogar um rund $14^1/_2$ vom Tausend der Provinzialbevölkerung zurückgegangen ist. Das geschah in der Zeit der schwachen Besiedlung,

Im Jahre 1902 beginnt die vermehrte Stellenbegebung; von 1901 bis 1905 wurden 6103 Stellen besetzt. In derselben Zeit versetzten die Eisenbahn- und

die Postverwaltung manche polnische Beamtenfamilien in das deutsche Sprachgebiet und dafür Deutsche in die Ostmarken.

Im Dezember 1905 ergab die Volkszählung:

	Deutsche:	Deutsch und Polnisch Sprechende:	Polen einschl. Kassuben:
I. In Westpreußen . .	1 061 685 oder 646,7‰	11 569 oder 7,0‰	567 318 oder 345,6‰
Zu- oder Abnahme gegen 1900 . .	+ 54 285 oder + 2,4‰	— 4 561 oder — 3,3‰	+ 30 045 oder + 2,0‰
II. In Posen	761 301 oder 383,2‰	7 330 oder 3,7‰	1 216 206 oder 612,2‰
Zu- oder Abnahme gegen 1900 . .	+ 42 880 oder + 2,5‰	— 3 226 oder — 1,9‰	+ 59 340 oder — 0,8‰

Von 1900 bis 1905 hat in Westpreußen das Deutschtum zugenommen, aber nicht auf Kosten der Polen, sondern nur zum Nachteile der Doppelsprachigen und versprengter Angehöriger anderer Völker. In Posen ist das deutsche Volk um ein Viertel vom Hundert unter Schwächung der Polen und der Doppelsprachigen gewachsen. Die Steigerung der deutschen Anteile ist nicht so groß, daß man ein langsameres Tempo in der Besiedlung einschlagen kann. Von 1906 bis 1910 hat die Kommission ihre Tätigkeit ein wenig verstärkt und 7738 Stellen besetzt.

Man muß daher wünschen, daß nicht eine Minderung, sondern eine Vermehrung der jährlichen Stellenbesetzung eintritt.

Fichte und die älteren Romantiker

Von Dr. W. Schmidt-Köln

II.

Hölderlin liebt den hellen Tag und den Glanz der Sterne; aber „himmlischer als jene blitzenden Sterne" dünken Novalis die „unendlichen Augen", die die Nacht in ihm geöffnet. Es ist die träumende Nacht eines magischen Idealismus. Er will auch nichts wissen von Kant und Rousseau, den Vorbildern Hölderlins. Seine Lehrmeister sind Platon, die Neuplatoniker — die Vorläufer der mittelalterlichen Mystiker —, Spinoza und Hemsterhuis. Wir treten bei Novalis in das Allerheiligste der Romantik. Es öffnet sich aber keinem, der nicht die blaue Wunder-

blume besitzt. Wer den Heinrich v. Ofterdingen liest und nur mit den Vorstellungen einer soliden Wirklichkeit rechnet, dem schwindet bald aller Boden unter den Füßen. Mit einem Traume fängt es an, und in einen Traum löst sich alles auf. „Wir sind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen." „Schmerz und Angst bezeichnen die träumenden Glieder der Seele, körperliche Lust und Unlust sind Traumprodukte." Den Eindruck eines Träumenden macht der Dichter selbst nach dem Tode seiner Braut. „Seine Augen blicken wie die eines Geisterſehers geradeaus", heißt es in einem Briefe. Sein ganzes Fühlen und Denken ist denn auch auf die Geisterwelt gerichtet. Da ist er zu Hause, und wenn sein magischer Idealismus Wirklichkeit wäre, so würde er ein allmächtiger Zauberer sein. Der Geist soll in seiner Herrschaft über die Sinnenwelt und Unabhängigkeit von der Natur so weit kommen, um verlorene Glieder zu restaurieren und ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck Naturgedanken hervorzubringen und Naturkompositionen zu entwerfen. Der magische Idealist kann demnach „Gedanken zu selbständigen, äußerlich vorkommenden Seele machen und die äußerlichen Dinge in Gedanken verwandeln". Aber es soll dies keine willkürliche Zauberei sein, sondern der Mensch soll mit wachsender Kraft des Gewissens die Natur züchtigen und sittlicher machen. „Das System der Moral muß System der Natur werden", sagt er mit Kant. Und hier berührt er sich auch mit Fichte. Aber wenn er an solchen Stellen die bloße Denktätigkeit hervorzuheben scheint, so zeigt sich doch anderwärts, daß ihm das Gefühl in seiner ganzen Sinnlichkeit als Höchstes gilt: „Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaßgraues, schwaches Leben." In der Lust findet Novalis unsere ursprüngliche Existenz, und Vollkommenheit sucht er in „absoluter, ewiger Lust". Darum beschäftigte er sich auch mit der Reizlehre des Schotten J. Brown und mit Ritters Galvanisationstheorie. Jene Lust aber ist weit entfernt von der gewöhnlichen „Lebenslust". Sie strebt nicht nur dieses Leben bewußt zu vernichten, sondern „die Selbstauflösung des Triebes, diese Selbstverbrennung der Illusion", das ist das Leben. Es ist ihm aber auch „das Wollüstige der Befriedigung des Triebes". Er weiß, daß wir in diesem Leben einen Flug zu beginnen fähig sind, den der Tod, statt ihn zu unterbrechen, vielmehr beschleunigt.

Die Begeisterung, mit der er sich früh an Schiller anschloß, hielt nicht stand. Aber von dem Augenblicke an, als er die Wissenschaftslehre in die Hand bekam, hat Fichte ihn als philosophischer Führer geleitet. Wie sehr er sich selbst in der trübsten Zeit seines Lebens, als seine Braut starb, mit ihm beschäftigte, bezeugen uns Tagebuchnotizen von Ende Mai 1797. Im Jahre vorher war er Fichte auch persönlich näher getreten.

Seine ersten Veröffentlichungen, die dessen Einfluß zeigen, sind Fragmente unter dem Titel „Blütenstaub" im Athenäum 1798. Da heißt es u. a.: „Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transzendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ich zugleich zu sein." Damit ist schon das meiste gesagt.

Doch das denkende Ich ist ihm zu wenig, wie man schon nach der oben gegebenen Charakteristik schließen muß. Er unterscheidet zwei Systeme von Sinnen, die durch die Begriffe Körper und Seele dargestellt werden. Es wird nun ein vollkommenes Wechselverhältnis zwischen beiden, ein „Einklang, kein Einton", gefordert. Auch Fichte möchte gern nicht das bloß denkende Ich verstanden wissen. Aber es ist ihm nicht gelungen, den Vorwurf Kants zu widerlegen, daß er aus Logik ein reales Objekt hat „herausklauben" wollen. „Angewandte Logik" nennt ja selbst sein Anhänger Novalis die Wissenschaftslehre. Dieser unterscheidet nun in Übereinstimmung mit seinen zwei Systemen von Sinnen zwischen dem magischen Gott der Natur und dem moralischen Gott, und bezeichnet diesen als weit höher stehend. Dieser moralische Gott ist fast ganz im Sinne von Kant-Fichte zu verstehen. Die Forderung, daß das System der Moral System der Natur werden muß, wird im absoluten Ich Fichtes erfüllt. „Dies der Freiheitspunkt, in dem wir alle völlig identisch sind." Aber doch ist eine große Kluft zwischen dem absoluten Ich und der Seele, dem magischen Gott, die Novalis selbst uns auftut: „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens." „Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tiergeiste, einer Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat." Novalis weiß trotz aller Reflexionen keinen Weg von dem natürlichen Dasein des Menschen zu dem Kant-Fichteschen Freiheitspunkte der absoluten Moral. Eigentlich strebt er mit seinem ganzen Gemüt auch nicht dahin, sondern in eine diesem Ich fremde Geisterwelt auf dem Wege der Selbstauflösung des Triebs. Er ringt unaufhörlich danach, die geheimnisvollen Kräfte der Seele unter einem Prinzip, dem des magischen Idealismus, zu vereinigen. Vergebens aber sucht er damit die Personalität des Fichteschen Ich, das seine Attribute doch immer nur vom denkenden Bewußtsein hernimmt, zu vereinigen. Die Idee von der Personalität des Ich wie des Universums ist aber doch mächtig genug in ihm. Er wendet sie auf seine Ansichten über Politik, Wissenschaften und Künste an. Der Staat ist ein Makroanthropos, ein vergrößerter menschlicher Organismus, der Adel das sittliche, der Priesterstand das religiöse Vermögen; Gerichtshöfe, Theater usw. sind die inneren Organe des mystischen Staatsindividuums. Das absolute Ich aber wird ihm durch den König, das empirische durch den einzelnen Untertan dargestellt. Die sittliche Forderung ist nun diese: „Alle Menschen sollen thronfähig werden!" Auch in die Wissenschaften geht sein Anthropomorphismus über. Überall zeigt sich als Mittelpunkt das zum Teil ins Magische umgedeutete Ich. Hier sehen wir auch deutlich den Romantiker im Sinne der Schule. „Jetzt behaupten einige, es habe sich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es sei ein Keim der Vereinigung entstanden, der allmählich wachsen und alles zu einer unteilbaren Gestalt assimilieren werde; dieses Prinzip des ewigen Friedens bringe unwiderstehlich nach allen Seiten, und bald werde nur eine Wissenschaft und ein Geist, wie ein Prophet und ein

Gott sein." Das ist zwar bloß Referat, aber keine Ironie. In folgendem zeigt sich dann die völlige Übereinstimmung mit Friedrich Schlegels universalistischer Theorie: „Die Welt muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Das niedere Selbst wird mit einem besseren Selbst in dieser Operation identifiziert." Also hier derselbe deutliche Zusammenhang zwischen romantischer Poesie und Fichtescher Philosophie wie bei Schlegel. Man mochte wirklich damals glauben, daß ein Zustand des ewigen Friedens, eine Art tausendjähriges Reich des Geistes nicht mehr fern sei. Arbeitet doch auch Kant darauf hin. —

Durch das Leben des Dichters Novalis geht ein tiefer Sinn, der überall, und aus den wunderlichsten Äußerungen oft am schönsten hervorleuchtet. Über seine magische Welt aber fällt von oben her die nüchterne Helle des Kant-Fichteschen Vernunft- und Moralsystems und macht die Gestalten dieser Welt zu blaßgrauen Schemen. Sonst aber spricht zu uns ein wunderbar tiefes Gefühl; es dringt herauf wie das Rauschen eines unterirdischen Stromes in der Stille der Nacht. „Wenn jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keinen anderen Namen hat als Liebe und Wollust, sich in dem Lauscher ausdehnt wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst, und er bebend in süßer Angst in den Schoß der Natur versinkt, die arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen sich verzehrt, so vergißt man, sage ich, bei solchen Worten das „absolute Ich". Die Hymnen an die Nacht und die geistlichen Lieder zeigen uns auch, wie tief seine Seele in der Religion wurzelte. Die Reden Schleiermachers waren von tiefer Wirkung.

Eine Eigentümlichkeit der Fichteschen Philosophie hat alle Romantiker sozusagen fasziniert. Sie ist aber auch der Grund für ihre ärgsten literarischen und philosophischen Ausschweifungen. Hölderlin zeigt sich in einem Briefe vom November 1794 von der Persönlichkeit Fichtes besonders deswegen so begeistert, weil sie daran geht, „in den entlegensten Gebieten des menschlichen Wissens die Prinzipien dieses Wissens . . . aufzusuchen". Das geht schon auf den beschreibenden Charakter dieser Philosophie. Das „große Ich" in Jena setzt sich selbst, und wie es über sich reflektiert, so reflektiert es auch über all das, was ein Ich tut und treibt, auch über alle Wissenschaften, einerlei ob es etwas davon versteht oder nicht. Das ganze Wesen der Philosophie ist ihm nichts anderes als — „das Begreifen des Unbegreiflichen als solchen" (sic!). Novalis nennt die Wissenschaftslehre eine „Beschreibung des unbekannten Ideals der Philosophie", und so kann sie allerdings aufgefaßt werden. Was das aber nun soll, die Beschreibung eines Dinges, wovon man nichts weiß, das haben sich unbegreiflicherweise die Besten unter den Romantikern damals gar nicht gefragt. „Das Denken des Denkens" mit Absicht und Bewußtsein ist nun das, worauf Fichte immer hinzielt. In dem magischen Sinne des Novalis sehen wir diesen „Gedanken" in der wunderlichsten Brechung: Er meint durch Denken ans Denken das Denken in seine Gewalt zu bekommen und schließlich denken zu können,

wie und was er will. Und was durch solches Denken alles hervorgezaubert werden soll, ist schon gesagt.

Wenn das bei Novalis herauskommt, so kann man auf Friedrich Schlegel gespannt sein, dessen Verhältnis zu Fichte nun mit behandelt werden soll. — „Der einzige Anfang und vollständige Grund der Wissenschaftslehre ist eine Handlung der Totalisierung der reflexen Abstraktion, eine mit Beobachtung verbundene Selbstkonstruktion, die innere freie Anschauung der Ichheit, des Sichselbstsetzens, der Identität des Subjekts und Objekts." Die Gebärde, mit der das gesagt ist, scheint wissenschaftlich. Man glaube aber nicht, daß Schlegel sich viel Gedanken gemacht habe über die Schwierigkeit, die in jener Identität liegt und die Novalis wie Hölderlin zum Bewußtsein gekommen ist. Der halb unfreiwillige Karikaturist und Gedankenjongleur zeigt sich aber in dem berühmten Athenäumsfragment, das die romantische Poesie kennzeichnen soll! „Sie kann am meisten zwischen dem Dargestellten und Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben und diese Reflexion immer wieder potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. . ." Grenzenlose Willkür und endlose Selbstbespiegelung ist also die Frucht der Wissenschaftslehre in der Romantik. Die Lucinde gibt die Praxis dazu. Sie ist ein Gemisch von phantastischer, aber phantasie- und formloser Willkür und mystifizierter Geilheit. In dem Stile jenes Fragments geht es weiter bei Schlegel, und das Spiel mit dem Ich ist in seiner ganzen Tollheit zu sehen. Die Willkür ist das oberste und einzige Gesetz des Dichtergenies. So maßt sich der Romantiker das Recht an, alles tun und lassen zu können, was ihm beliebt, vor allem auch sich selbst zu widersprechen, ja zu „annihilieren" und seinen geistigen Habitus wie ein Proteus zu verwandeln: „Ein recht freier und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade." Man wird an das Zentrum erinnert, wie es vor kurzem in einer Karikatur des Simplizissimus als Verwandlungskünstler dargestellt ward. Auch Tieck liebt die Praxis zu solchen Theorien der Willkür — aber bevor er noch davon weiß und mit aller Naivität und vor allem mit größerer sittlicher Harmlosigkeit. Er ist im ganzen viel zu wenig Theoretiker und viel zu sehr Poet — und zwar von der launigen Art —, um nicht vor allem das Komische in dieser Ichphilosophie zu sehen. Das Ich, das sich nur immer selbst affiziert und ins Unendliche reflektiert, wird im „Ritter Blaubart" und in dem nachgesetzten „Prolog" komisch verwendet; dort wird der Verstand mit einer Zwiebel verglichen! Recht verständig sind nun also die Menschen, die ihren zwiebelartigen Verstand durch lange Übung so abgerichtet haben, daß sie jede Idee nicht nur mit den äußeren Häuten, sondern auch mit dem inneren Kern denken. Bei den meisten Leuten aber, wenn sie auch die Hand vor den Kopf halten, ist nur die oberste Haut in einiger Bewegung.

Von Friedrich Schlegel könnte man noch sehr viel geistreiche Aperçus anführen, die sich auf Fichte beziehen und seine Bewunderung zeigen; aber wenn man auf das Ganze sieht und auf das, was dabei herauskommt, so kann man sich auch alles schenken. All seine geistreichen und fein formulierten Gedanken, seine glänzende Terminologie können doch nie über den Mangel an Gediegenheit hinwegtäuschen. Sein Gemüt ist ein kühles, wandelbares Element. Auf ihn selbst, wie Haym sagt, kann man seine Sätze oft am besten anwenden: „Der Geist des Menschen ist sein eigener Proteus, verwandelt sich und will nicht Rede stehen vor sich selbst, wenn er sich greifen möchte." So konnte es geschehen, daß dasjenige, womit er sich gerade beschäftigte, gewöhnlich unverhältnismäßige Dimensionen annahm. Die Sucht zur Übertreibung lag ihm von vornherein nahe. Daher fallen auch seine ersten ästhetischen Abhandlungen so sehr gegen die Schillerschen ab, den er im einzelnen nachahmte. Von der Übertreibung aber ist nur ein Schritt zur Parodie, und parodistisch mutet so manches an, was er über die Fichtesche Philosophie sagte: „Ich lernte mit Ironie bewundern", lesen wir einmal und fühlen, wie fatal er sich trifft.

Friedrich Schlegel durchläuft in seiner Entwicklung drei wesentlich verschiedene Epochen, die griechische, die allmählich in die philosophisch-romantische übergeht, und endlich die religiöse. In der mittleren waltet der Einfluß Fichtes am stärksten, aber mit arger Übertreibung. In der letzten Epoche dagegen dient sein System gewissermaßen nur noch als Schema religiös-poetischer Ideen, die aus Magie und Naturphilosophie hergeleitet sind. Er spricht später noch einmal mit kühler Ironie von dem „berühmten Philosophen, der in seinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu setzen und das Zeitalter völlig umzukehren". Es ist ein weiter Weg von der früheren „republikanischen Verfassung" seines Geistes bis zu der späteren Despotie eines katholisch-mystischen Offenbarungsglaubens. Aber die dazwischen liegende anarchische Periode der Willkür ließ keine Wahl mehr.

Ein starker Zug zum Religiösen ist in der ganzen Generation der neunziger Jahre zu bemerken. Darin besonders zeigt sich die Kraft der Romantik, wenn sie gegen die Aufklärung und die bloße Vernunftreligion Kants angeht. Wir sehen auch das in unseren Tagen sich wiederholen. Wenn auch um realere Dinge, gegen plumpere Feinde mit gröberen Waffen gekämpft wird, die Auflehnung des religiösen Gefühls gegen eine lange Zeit der Vernachlässigung ist auch heute bei Liberalen wie bei Positiven das Treibende. Heute wie damals sucht die Seele nach neuen religiösen Werten, nach innerem Erleben und ringt mit der gewaltigen Masse von Wissens- und Erfahrungsstoff, die das vorige Zeitalter aufgespeichert hat. Damals wurde der Kampf mehr auf geistigem Gebiete zwischen wenigen Einzelkämpfern ausgetragen und er bedeutete nicht allzuviel für die Allgemeinheit. Heute ist das Kampfobjekt materieller, massiger; die Interessen sind gröber und gehen mehr die Menge an. Wer kann sagen, welcher Kampf schwerer ist, und wie er diesmal ausgehen wird. Soviel läßt

sich sagen, daß damals die Ideen ursprünglicher waren und der einzelne tiefer davon ergriffen wurde. Die Kunstbegeisterung Wackenroders und Hölderlins, die Magie Hardenbergs sind durchdrungen von tiefer Religiosität. Auch Tieck schließt sich an mit seinem „Sternbald", und als 1799 die Reden Schleiermachers über die Religion „an die Gebildeten unter ihren Verächtern" gerichtet werden, da glaubt Friedrich Schlegel, daß „eine große Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose" nahe sei. Er sieht in ihnen „ein Zeichen des fernher nahenden Orients".

Diese Reden bilden den eigentlichen Mittelpunkt alles dessen, was an religiösen Anschauungen im romantischen Kreise vorhanden ist. Friedrich Schlegel brachte das Buch 1799 von Berlin nach Jena mit, und die dortigen Genossen hatten es ihm zu verdanken, daß es so befruchtend auf sie wirkte. Er rezensierte es im Athenäum und schrieb im Anschluß daran seine „Ideen". Novalis ward zu einem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa" begeistert. Goethe freilich wurde nach dem ersten Interesse bald von einer „fröhlichen Abneigung" ergriffen. Während aber Fichte jetzt an seiner „Bestimmung des Menschen" arbeitete und mit der religiösen Tendenz dieses Buches wohl nicht zuletzt unter dem Einfluß Schleiermachers stand — er verkehrte damals täglich mit ihm —, wurden die Romantiker durch die „Reden" gerade von Fichte abgeführt. Für Schleiermacher war die Religion „der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel sein junges Dasein genährt wurde". Er nennt sie in romantischer Weise auch ein „heiliges Feuer". Aber nicht nur im Bilde stimmt er mit Hölderlin, Novalis und Schlegel überein. Den oft genannten inneren Trieb nennt auch er ein Streben nach Ausdehnung und Durchdringung, verbunden mit mystischer, schöpferischer Sinnlichkeit, die allem inneren auch ein äußeres Dasein zu geben strebt. Dieser „geistige Durchdringungstrieb" ist aber nur die Grundlage seiner Religion, sie selbst ein ganz ursprüngliches und eigentümliches Gefühl, dem Metaphysik und Moral, Staats- und Erziehungskunst gleich fremd, ja, wenn sie damit vermischt werden, verderblich sind. Das Wesen der Religion ist weder Denken noch Handeln, sondern Anschauung und Gefühl. Passives „Anschauen des Universums" ist ihm „der Angel seiner ganzen Rede", und das entfernt ihn weit von der tätigen, produktiven Anschauung Fichtes und Hülsens. Zum ersten Male tritt uns hier ein ganz anderes, von jener Richtung nicht beeinflußtes Gefühl entgegen. Diesem Gefühl verschwindet auch das Ich vor dem Universum. Schleiermacher verwirft entschieden die „Tendenz, Wesen zu setzen und Naturen zu bestimmen". Die Menschheit kann unmöglich selbst das Universum sein, sie ist nur eine einzelne Form desselben. Schleiermacher verwirft ferner alle systematische Zusammenfassung. Die einzelnen Anschauungen „zu verbinden und in ein Ganzes zusammenzustellen, ist nicht das Geschäft des Sinnes, sondern des abstrakten Denkens". Doch kann er, wenigstens in der Darstellung, die Meditation nicht ganz entbehren. Unmittelbar wendet er sich in folgenden Worten gegen die Fichtesche Philosophie: „Wie wird es dem Triumph der Spekulation ergehen,

dem vollendeten und gerundeten Idealismus, wenn Religion ihm nicht das Gegengewicht hält und ihn einen höheren Idealismus ahnen läßt als den, welchen er so kühn und mit so vollem Recht sich unterordnet? Er wird das Universum vernichten, indem er es zu bilden scheint. Er wird es herabwürdigen zu einer bloßen Allegorie, zu einem nichtigen Schattenbilde unserer eigenen Beschränktheit." So hat Schleiermacher der Versuchung widerstanden, mit Fichte zu paktieren, und die Religion ist ihm ein freies, fließendes Element geblieben. Über die Köpfe von Fichte und Kant hinweg reicht er Spinoza die Hand: „Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe." Freiheit und Harmonie, d. i. „Einheit in der Vielheit" sucht Schleiermacher wie Hülsen im Universum; aber „geraubt hat der Mensch", sagt jener, „das Gefühl seiner Unendlichkeit und Gottähnlichkeit, und es kann ihm als unrechtes Gut nicht gedeihen, wenn er nicht auch seiner Beschränktheit sich bewußt wird, der Zufälligkeit seiner ganzen Form, des geräuschlosen Verschwindens seines ganzen Daseins im Unermeßlichen". Dennoch sind beide sich später so nahe gekommen, weil Hülsens Anschauung im Grunde ebenso religiös war. Nur das Fichtesche Ich stand im Anfang störend zwischen ihnen.

In der Rezension von Fichtes „Bestimmung des Menschen" im Athenäum von 1800 äußert Schleiermacher sich direkt zu dessen Philosophie. Es sind gewundene Gedankengänge, in denen er ihm folgt und merkwürdige Widersprüche zur Wissenschaftslehre findet. Mit Recht wundert er sich, daß Fichte auf seinem Weg von der äußeren Natur und ihrem Zusammenhang anscheinend gar nicht auf den Idealismus geführt wird, sondern auf die innere Stimme des Gewissens, daß er also seine früher entwickelten Theorien gar nicht für seine Ethik verwendet. Deutlich genug sprechen folgende Worte: „Wenn der theoretische Idealismus für den, der sich außer der Schule befindet, nur dient, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die realistische Spekulation seinem Gelangen zum Bewußtsein der Freiheit verursachen könnte: so ist er ihm wahrlich überall nicht brauchbar, weil ja jene Spekulation nur eine Verkünstelung des Verstandes ist und außer der Schule ebenfalls nicht vorkommen kann." Dann nimmt er zwar die Wissenschaftslehre gegen Fichte selbst in Schutz, indem er meint, man müsse wohl auch vom Moralismus, sobald man nur über ihn denken wolle, notwendig auf den Idealismus kommen. Aber für seine eigene Anschauung kommt doch etwas ganz anderes bei dieser Rezension heraus, als was man in der Fichteschen Spekulation finden könnte: die Nichtigkeit des Ich im Verhältnis zu einem Übersinnlich-Unendlichen, Unbegreiflichen. Zuletzt fragt der Rezensent: „Ob denn das Ich wirklich am Ende die ganze Denkart und das ganze System des Geistes so umfaßt und erschöpft hat, als es von sich rühmt? Weshalb erschrak es denn so gewaltig vor jenem System der allgemeinen Naturnotwendigkeit? Weil seine Liebe dabei verloren gehen mußte, sein Interesse an sich selbst, an seiner Persönlichkeit als endlichem Wesen . . .

Dann weil es Zurechnung wollte, Verdienst und Schuld an seinem Werden und seinem einzelnen Handeln in der Welt. Dies wollte es eigentlich; und nun — wie fern ist es davon, es noch zu wollen!" Das Ich muß nun das Unendliche als das ursprünglich Geistige anerkennen, und es beruhigt sich dabei, daß es auch damit in das absolute Unbegreifliche hineinfällt. Die Stimme des Gewissens aber nennt Schleiermacher ganz wie in den „Reden" die Offenbarungen des Unendlichen in einzelnen Anschauungen des Endlichen, „den Strahl, an welchem wir aus dem Unendlichen ausgehen und als einzelne und besondere Wesen hingestellt werden". Dies ist die „verzwickte" Rezension. Ihr Ergebnis ist einfach genug. Wir aber sagen in Übereinstimmung mit ihrem Verfasser, daß der Schwindelbau Fichtes von 1794 für ihn selbst nicht ausgehalten hat. Schon die äußeren Geschehnisse, besonders des Jahres 1799, wirkten auf den Zusammenbruch hin. Fichte sah sein eigenes Ich unaufhaltsam von dem Strome der Zeit fortgerissen; der Versuch, sich unter allen Umständen durchzusetzen gegen fremde Mächte, war gescheitert. Das sagt uns vor allem die Stimmung der Briefe, die er während und nach der Krisis in Jena geschrieben hat. Kant sagte sich mit dürren Worten von ihm los. Nun mußte er sich mit den Trümmern seines Ich der Wissenschaftslehre mühsam wieder anzubauen suchen, und es ist vor allem hieraus zu erklären, daß er dem Geiste der Zeit Rechnung tragend sich jetzt der Religion zuwandte.

Schleiermachers Religion ist eine Selbstbetrachtung im eigentlichen Sinne. Sein Blick richtet sich nach innen; aber er sucht dort nichts zu bestimmen, sondern beobachtet mehr die Erfahrungstatsachen des Gefühlslebens und hat einen tiefen Sinn für eigene und fremde Individualität. Die Eigentümlichkeit des Einzelwesens interessiert ihn, nicht „die unwürdige Einzelheit des sinnlichen tierischen Lebens", sondern „die besondere geistige Gestalt des Menschen zugleich mit dem Bewußtsein der allgemeinen Menschheit". Diese freie Verbindung von Allgemeinheit und Einzelheit, die „Einheit in der Vielheit", wie er sie in den „Reden" nennt, finden wir wieder in den „Monologen", die 1800 erschienen sind. Schleiermachers Einheit und Totalität des Universums hat aber nichts zu tun mit der alles Mannigfaltige vernichtenden Einheit des absoluten Ich. Allerdings, wenn man ihn an anderen Stellen reden hört von der Einheit unseres Wesens, „das weder das Tun, noch das Wissen um sein Tun entbehren kann", oder von der Identität des Selbstbewußtseins, so könnte man doch an einen unmerklichen Einfluß Fichtes, vielleicht auf dem Wege über Hülsen, glauben. Aber es ist nur eine leise Berührung und jene Einheit wird doch nur gefunden in einem sonst fließenden vergänglichen Bewußtsein. Schleiermachers „Anschauung des Universums" ist eben eine ganz freie, reine Kontemplation, die nichts empirisch Gegebenes aufheben will, sondern nur einen alles verbindenden Sinn sucht. Diese Anschauung ist in den Monologen aus dem dunklen Gefühl in das hellere Licht der Vernunft gerückt. Sie will ihr Objekt, das Universum und seine Einzelheiten, nicht nach ihrem Willen zwingen und systematisieren,

sondern sich selbst durch immer mehr geläutertes Betrachten, immer tieferes Einbringen erheben und vervollkommnen. Sie findet zuletzt außer dem allgemeinen Sinn noch als Höchstes die Liebe. Sie ist die Anziehungskraft der geistigen Welt, ohne die alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen würde. Schleiermacher hat den Flügelschlag des platonischen Eros gefühlt.

Er weiß aber so wenig wie jener Grieche und wie Hölderlin von diesem locus contemplativus einen Weg in seine Zeit und ihr widersinniges Treiben zu finden. Auch er verdammt „die Praxis der sogenannten verständigen Leute, die das ganze Leben mit Arbeit und Spiel hingebracht wissen, nur keine ruhige, hingegebene Beschauung" dulden wollen. Auch seiner echt romantischen Abneigung gegen die einseitig herrschende Vernunft in Philosophie und Aufklärung macht er in kräftigen Worten Luft. Gleich Hölderlin klagt er bitter über die Vernachlässigung der seelischen Bedürfnisse in seiner Zeit. Aber so sehr er sich Fremdling fühlt in ihr, so fest ist ihm die Gewißheit von einer späteren besseren Welt, von einem „erhabenen Reich der Bildung und Sittlichkeit". Er nennt sich einen „prophetischen Bürger einer späteren Welt".

Durch Friedrich Schlegel ist Schleiermacher mit den Romantikern zusammengekommen. Diesen war er auch innerlich nahe verwandt, und so konnte es geschehen, daß er sie unmerklich Fichte entfremdete und ihnen einen tüchtigen Anstoß zur Religion hin gab. Daß gegen das Ende des Athenäums die Stimme der Religion immer vernehmlicher wird und jene von der Wissenschaftslehre herstammenden Schlagwörter immer seltener, ist vornehmlich den Reden über die Religion zuzuschreiben. Wäre Schleiermacher nicht so spät erst hervorgetreten, oder hätte die Schule noch einige Jahre zusammengehalten, so würde der Umschwung bemerkbarer geworden sein.

Betrachtet man die Einwirkung Fichtes auf die Romantiker im ganzen, so erhält man den Eindruck eines fortgesetzten Kampfes zwischen zwei grundverschiedenen Richtungen, der sinnlich-romantischen aus den Tiefen des Gefühlslebens herauf und der moralischen, die aus der Vernunfteinheit hergeleitet wird. Daß Fichte trotz dieser inneren Verschiedenheit Friedrich Schlegel und Novalis durch die Macht seiner Persönlichkeit so sehr beherrschte, brachte jenes schillernde Gedankenspiel hervor, wo zwei Extreme sich abwechselnd anziehen und abstoßen und durch ihr unmittelbares Nebeneinander manchen Geistesblitz erzeugen. Zu einer galvanischen Vereinigung ist es nicht gekommen. Das eigentliche Ergebnis der Fichteschen Philosophie für die Schule der Romantik ist der Universalismus Friedrich Schlegels, der allerdings kaum über die Theorie hinausgekommen ist. Wenn wir aber von dem Erfolg absehen und nur fragen, wie jene Männer während der Blütezeit ihrer Schule gestimmt waren und was sie von der Zukunft erwarteten, so können wir den Einfluß Fichtes auf sie nicht leicht zu hoch einschätzen. Aber gerade jene maßlose Selbstüberschätzung mußte, wie schon bei Friedrich Schlegel bemerkt wurde, den Umschlag ins Gegenteil zur Folge haben.

Briefe aus Perſien

Mein ſehr verehrter Herr . . .

Alſo Sie wollen, daß ich Ihnen einen Abriß über die Vorgänge in Perſien ſchreibe und womöglich auch noch eine Antwort auf die Frage gebe: „Was wird aus Perſien?“ Ich fürchte, daß Sie mit manchen Ihrer Wünſche nicht ganz vor die richtige Tür gekommen ſind. Gewiß ſtehen wir mitten in den Ereigniſſen darin, ſogar mehr darin als manchem lieb iſt. Aber gerade das „Mittendarinſtehen“ macht das Überſehen ſo ſchwierig, daß der Draußenſtehende oft klarer und richtiger urteilt. Sie als Kenner des Orients müſſen ja am beſten wiſſen, wie in orientaliſchen Ländern gelogen und übertrieben wird. Schon in ruhigen Zeiten tauchen oft aus heiterem Himmel die wildeſten Gerüchte auf und vergrößern ſich im Quadrat der Entfernung. Da können Sie ſich vielleicht eine dunkle Vorſtellung machen, was für ein Gewirr von Nachrichten in dieſen kritiſchen Zeiten die Stadt durchſchwirren. Poſt und Telegraph funktionieren — wenn überhaupt — ſo langſam, daß die Wahrheit, wenn ſie glücklich eintrifft, längſt von neuen Tatarennachrichten überholt iſt. „To give it in a nutshell“; ſo kann ich Ihnen verſichern, daß nach meiner Anſicht eben nichts getan werden wird. Rußland drängt mit recht draſtiſchen Mitteln auf die Erfüllung der in ſeinem Ultimatum geſtellten Bedingungen. Erfüllt müſſen ſie werden, darüber beſteht kein Zweifel. Aber kein Menſch möchte auch nur den kleinſten Teil von Verantwortung an der Erfüllung dieſer Forderungen tragen. Das Miniſterium drückt ſich dadurch um die Verantwortung, daß es demiſſioniert, das Parlament, indem es ſich zu Ehren irgend eines toten Mollahs tagelang vertagt. Die Komödie, die ſich parlamentariſche Regierung nennt, wird eben ſcheinbar bis zu den äußerſten Konſequenzen weitergeſpielt. Mich ſollte es nicht wundern, wenn eines ſchönen Tages das perſiſche Reich, der Mittelpunkt des Weltalls, der Nabel der Erde uſw. ohne Schah, ohne Miniſter und ohne Parlament daſtehen wird. Um ſo mehr berauſcht ſich alles an Worten. Große Volksverſammlungen werden abgehalten, in denen Mollahs den Krieg gegen die Ruſſen predigen, Reſolutionen gefaßt, Telegramme abgeſchickt, vor allem aber enorme Quantitäten

Tee und Zucker konsumiert werden. (Den Russen ist das gar nicht unangenehm; denn Tee und Zucker sind russische Einfuhrartikel. Je mehr daher über den Boykott russischer Waren debattiert wird, um so mehr wächst die russische Einfuhr). Geht dann so ein Patriot nach Hause, dann ist seine Brust von dem stolzen Bewußtsein geschwellt, daß er alles getan hat, was er zur Verteidigung des Vaterlandes schlechterdings hätte tun können. In seinem Kopfe spuken die wildesten Phantasien von ungeheueren Scharen von Gläubigen, die die Eindringlinge vernichten werden. Wo diese Scharen herkommen werden? Aus den Bergländern der Nomaden, vom heiligen Mesched oder vom noch heiligeren Nedjef, kurz irgendwoher, je weiter, je besser. Da man ganz genau weiß, daß in der Nähe nicht ein einziger Mann gegen die Russen auf die Beine gebracht wird, so klingen die Nachrichten von den sich sammelnden Heldenscharen um so wahrscheinlicher, je weiter sie herkommen. Diese Phantasiestimmung birgt vielleicht die größte Gefahr für Persiens Selbständigkeit. Denn wie leicht kann sie einmal zu unbedachten Taten führen, die den Russen den erwünschten Vorwand zum Einmarsch nach Teheran liefern. Haben die Russen aber erst einmal die Hauptstadt besetzt, so werden es sicher nicht die persischen Einflüsse sein, die sie zur Aufgabe der einmal gewonnenen Position bewegen. Nicht hier wird also die Frage über Persiens Zukunft entschieden, sondern in den Kabinetten von London und Petersburg sitzen die Leute, die für Persien die Rolle des Schicksals spielen.

Vom kulturellen Standpunkt wäre es ja kein Schade, wenn einmal frisches Leben in die alten Ruinen einzöge. Klingt es doch fast wie eine Fabel, daß ein unmittelbar an Europa grenzendes Land keine Fabriken, keine Maschinen, keine Eisenbahnen, ja nur zum kleinsten Teil fahrbare Straßen besitzt, kurz, daß dort an der Schwelle Europas ein Land liegt, das auf einer Entwicklungsstufe stehen geblieben ist, die nun schon mehr als 2000 Jahre hinter uns liegt. Bismarck hat einmal von den Russen gesagt, daß ihre Kulturaufgaben im Osten liegen. Jeder unparteiische Beurteiler muß den Russen das Zeugnis ausstellen, daß sie dieser ihrer Aufgabe gerecht werden. Mögen im eigenen Lande noch so wunderbare Zustände herrschen, dem schlafenden asiatischen Koloß haben sie jedenfalls, wo sie hinkamen, Leben eingehaucht. Mit jedem Schritt, den sie in die weiten transkaukasischen Länder vordrangen, entstanden Straßen, Eisenbahnen, Telegraphen, gewaltige Stau- und Bewässerungsanlagen, umfangreiche Fabriken: alles Dinge, von denen der Orient nichts ahnte. Und doch! Wiegt der so erzielte Gewinn die Zerstörung der reichen, selbständigen Kultur auf, die früher hier ihre Stätte hatte? Wohl flutet heute noch dieselbe farbenschillernde Menge durch die Straßen der Städte Turkestans, aber in den Köpfen spukt es schon von Maschinen und Fabriken, von nervösem Abhetzen im Kampf um den Mammon. Wohl ragen in Samarkand noch die Trümmer der gewaltigen Bauten eines Timur Lenk in die blaue Luft, stehen in Buchara die dräuenden Mauern der Zwingburg des Emirs, und doch kann das Auge nicht den Anblick

der häßlichen Steinhäuser und Wellblechbaracken los werden, die der fremde Eroberer dort draußen errichtete. Sähe der persische Dichter Firdusi die häßliche europäische Dutzendware, die heute in den alten schönen Basaren an die Stelle der Schätze des Orients getreten ist, er sänge nicht wie vor 900 Jahren: „Für ein Lächeln auf deinen Lippen gäbe ich alle Schätze Bucharas und Samarkands." Mit dem Augenblick, an dem ein Volk von Fremden abhängig wird, ist es kulturell tot. Was übrig bleibt, ist nur ein in der Vergangenheit wurzelndes Scheinleben. Ist die Unabhängigkeit Persiens auch noch so fadenscheinig geworden, sie deckt noch immer eigenes Leben und selbständige Entwicklung.

... Ich steige einen kahlen, steinigen Hang hinauf. Nirgends ein grüner Fleck, nicht einmal der kleinste Grashalm, auf dem das Auge sich ausruhen könnte inmitten des erbarmungslosen, von allen Seiten reflektierten Sonnenlichts. Eine graubraune Lehmmauer, deren Farbe sich in nichts von der eintönigen Umgebung abhebt, taucht auf. Ich trete in den Garten, der sich hinter der großen Mauer versteckt — und wie mit einem Zauberschlage hat sich alles geändert. Draußen zittert die Luft in der brennenden Mittagsglut, hier herrscht wunderbare Kühle; draußen war das Auge geblendet vom grellen Licht, hier taucht es in dunkle, grüne Schatten. Draußen war alles starr und tot, hier ertönt das Rauschen des Wassers und das Singen der Vögel. Nur aus der Umgebung, aus der Natur dieses Landes heraus läßt sich der Zauber persischer Gärten, lassen sich die begeisterten Lieder, die persische Dichter ihnen weihten, verstehen. Wodurch läßt sich nur die geheimnisvolle Kraft des Orients erklären, der jeden in seinen Bann schlägt, der einmal von seinen Reizen gekostet hat? Habe ich wochenlang das öde Hochland Irans durchzogen, hat mich der tägliche Kampf mit Maultiertreibern und Karawanserieinhabern, der Mangel jeglichen Komforts mürbe gemacht, so fange ich an, mich nach dem heimischen Leben zu sehnen, und denke wohl gar: Das ist nun wirklich das letzte Mal, daß du dich all dem aussetzt. Aber der Bann ist nicht zu brechen. Bin ich wirklich zu Kultur und Komfort zurückgekehrt, so erwacht mit erneuter Kraft die Sehnsucht nach dem freien Leben hier draußen. Im Ohr hallt der dumpfe Klang der Karawanenglocken, und im Traume erscheinen die langen Reihen stolz einherschreitender Kamele, die langsam und feierlich durch öde Wüsten und über steinige Pässe ziehen.

Stellen Sie sich ein Bild vor, dessen Großartigkeit ich allerdings nur andeuten, nie erschöpfend beschreiben kann: Hoch über Teheran erhebt sich, den ganzen nördlichen Horizont abschließend, die gewaltige Kette des Elbursgebirges, im Nordosten überragt von dem spitzen Horn der Demawänd, des alten, jetzt erloschenen Vulkans. Nach dem ersten Schneefall taucht allabendlich die untergehende Sonne die weißen Berge in ein Meer von Farben, vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Rot. Wenn aber der letzte Schein auf den näherliegenden Höhen erloschen ist, wenn das warme Rot einem kalten Blau gewichen ist, wenn

die Nacht als deutlich erkennbarer, dunkler Schatten am östlichen Horizont emporsteigt, dann ruht noch der letzte Sonnenstrahl auf dem Gipfel der Demawänd. Einer riesigen Fackel gleich, als wäre das innere Feuer wieder in ihm lebendig geworden, so leuchtet der einsame Vulkan durch die blaue Nacht. Höher und höher hinauf steigen die Schatten, nur um die höchste äußerste Spitze flutet jetzt noch das Sonnenlicht, und im nächsten Augenblick ist alles wie ein Spuk im Dunkel der Nacht verschwunden. Aber nicht das ist es, was den Zauber des Orients erklären könnte, nicht die Pracht der leuchtenden Farben, nicht die in unserer nordischen Heimat so vermißte Sonne, die dort tagtäglich am wolkenlosen Himmel aufgeht. Sonne, Licht und Farben haben wir auch in den südlichen Ländern Europas, aber diese vermögen uns nicht gleich dem Orient mit tausend Klammern zu halten. Der Grund muß also tiefer liegen und in das innere Leben hinüberreichen.

Man glaubt in den sogenannten Kulturländern eine charakteristische Erscheinung des Wirtschaftslebens treffend mit dem Worte „time is money" zu kennzeichnen. Ist das, wie es manches Mal scheinen möchte, wirklich der eigentliche Inhalt, das Ziel unserer Entwicklung, so treiben wir mit allen unseren Errungenschaften zum kulturellen Selbstmord, und der Orient wird ruhig weiterdauern wie er ist, wenn wir längst zu bestehen aufgehört haben. Nicht viele Generationen nach uns werden mit derselben rastlosen Steigerung den Raubbau weitertreiben können, den wir in Überschätzung unserer Kräfte mit unseren Nerven, in Überschätzung der Technik mit den Reichtümern unseres Bodens treiben. Wer einmal das Leben des Orients wirklich zu leben versucht hat, der fühlt geradezu, wie Unruhe und Rastlosigkeit, die wie ein Druck auf ihm lasteten, in dieser Umgebung verschwinden und die überreizten Nerven sich entspannen. In diesem „Sich ausruhen können" liegt meiner Ansicht nach das Geheimnis des Orientzaubers, und um dieses Zaubers willen sollte man den Frieden des alten Irans nicht stören. Ein Schienenstrang in der gewaltigen Einsamkeit der Wüste, ein Fabrikschornstein, dessen Rauchfahne das leuchtende Himmelsblau befleckt, kann das Märchenland entweihen. Herrscht erst der Moskowiter in Teheran, im Ispahan und im heiligen Mesched, so ist der Zauber für immer gebrochen. . . .

Doch ich sollte Ihnen ja von Tatsachen erzählen und phantasiere nun schon eine ganze Zeitlang nur von Stimmungen. Aber Sie müssen das schon mit in Kauf nehmen. Wollten Sie das heutige und vor allem das zukünftige Persien nur nach der Komödie der nackten Begebenheiten beurteilen, so wäre es ein verzerrtes Bild, das Sie bekämen. Vielleicht werden doch noch einmal andere Kräfte als die heute sichtbaren gestaltend auf die spätere Zukunft dieses Landes wirken. Für die nächste Zukunft bleiben natürlich Rußland und England die bestimmenden Faktoren in Persien, wie denn auch die Ereignisse der nächsten Vergangenheit in der Hauptsache das Resultat dieser hinter den Kulissen wirkenden Kräfte sind. Was Persien selbst zu seiner neuesten Geschichte bei-

getragen hat, ist nichts als eine Komödie, in der man versuchte, die Schäden des orientalischen Staates mit europäischer Schminke zu verdecken.

Damit Sie gleich von vornherein einen Begriff von dem Geist bekommen, nach dem hier regiert und gearbeitet wird, möchte ich Ihnen eine kleine charakteristische Geschichte erzählen:

Im Sommer 1910 machte der vielgenannte Räuber Reschid Sultan (1911 im Kampfe gegen Regierungstruppen gefallen) sich wieder einmal besonders unbequem. Sein Schlupfwinkel war Veramin, eine antike Burg inmitten eines fruchtbaren, volkreichen Bezirks, nur 60 Kilometer südöstlich Teheran gelegen. Man munkelte, daß Reschid Sultan unter der Hand von den Russen unterstützt werde und sogar einen Handstreich auf Teheran plane. Um dem gefährlichen Manne den Garaus zu machen, wurde daher eine militärische Expedition abgeschickt. Führer war ein kaiserlicher Prinz mit dem stolzen Namen: Emir Azäm. In der Übersetzung heißt das „allererhabenster Feldherr". Wer schon mit einem solchen Titel auf die Welt kommt, muß doch ein geborener Feldherr sein, oder ich gebe es auf, überhaupt noch etwas von Titeln zu halten. Der allererhabenste Feldherr verließ also eines Tages mit einer Truppenmacht die Hauptstadt und erreichte schon am ersten Tage nach ganzen 4 Kilometern Marsch das Königliche Schloß Duschan Tepe (östlich Teheran). Hier fand am folgenden Tage eine glänzende Parade der Truppen — 500 Mann Infanterie, 300 Reiter und einige Gebirgsgeschütze und Maschinengewehre — statt. Dann setzte sich der stolze Zug in Bewegung, um für das Vaterland zu siegen oder zu sterben. Reschid Sultan wich zunächst in die Berge aus, und eine Weile hörte man nur von unaufhaltsamem Vordringen und siegreichen Gefechten der Regierungsexpedition. (Nachher stellte es sich heraus, daß es sich bei diesen Siegen hauptsächlich um das Ausplündern von Dörfern gehandelt hatte, die vom Feinde verlassen worden waren. Das ist nämlich immer die Hauptsache bei der persischen Kriegsführung. Ehe man sich aber recht versah, hatte der Emir Azäm sich wieder nach Teheran zurückgesiegt. Darob große Entrüstung im Parlament! Wozu hatte man denn eine streng gerechte, parlamentarische Regierung? Natürlich durfte die Gerechtigkeit auch vor den höchsten Personen nicht Halt machen. Man beschloß also, den Emir Azäm vor ein Kriegsgericht zu stellen, und wie die Stimmung war, gab eigentlich kein Mensch mehr einen Pfifferling für dessen Leben. Seine Hoheit, über dessen Haupt sich so schwere Wolken zusammenballten, gehörte aber auch zu den aufgeklärten Leuten und wußte sich die Vorteile der neugewonnenen Freiheit ebenfalls zu nutze zu machen. Noch ehe das Kriegsgericht zusammentrat, veröffentlichte er in einer Zeitung einen detaillierten Rechenschaftsbericht. Besonders eingehend schilderte er darin die Hauptschlacht des Feldzuges. Acht seiner Leute hatten an einem Paß einen ganzen Tag lang gegen etwa ebenso viele Gegner gefochten. Die Gesamtverluste auf beiden Seiten waren zwei Tote und ein Verwundeter gewesen. In echt orientalischer Bescheidenheit vermied es der Bericht, diesen Erfolg und die Verdienste des

Führers nach Gebühr zu feiern, sagte nicht einmal, wer eigentlich gesiegt hatte, sondern setzte nur in lakonischer Kürze hinzu: Es war ein historisches Ereignis! Wer hätte solchen Gründen widerstehen können? Das Kriegsgericht trat entweder gar nicht zusammen oder kam zu einem bedingungslos freisprechenden Urteil. Wenige Wochen später aber führte der Emir Azäm den stolzen Titel „Unterstaatssekretär im Kriegsministerium" und hatte die Anwartschaft, demnächst Kriegsminister zu werden.

Der Beichtvater eines Kaiserpaares

Schilderung eines bewegten Lebenslaufes

Von Dr. Arthur Rochs-San Antonio (Texas)

(Schluß)

In Parras, einer Stadt von ungefähr fünfzehntausend Einwohnern, war Fischer an einem jener tückischen Klimafieber erkrankt, welche gerade junge und kräftige Leute weit gewaltiger packen als ältere und schwächliche Leute. Man schaffte den schwerkranken Landfremden, dessen verwahrlostes Äußere schon mehr die Bezeichnung eines Landstreichers zuließ, in das äußerst primitive Hospital, wo man sich bei seiner Einlieferung schon ziemlich klar darüber zu sein schien, daß man es mit einem Sterbenden zu tun habe. Übergroße Mühe würde man sich mit dem mittellosen „Gringo", einem der in Mexiko wenig beliebten Nordamerikaner, für den man den Kranken hielt, auch wohl schwerlich gegeben haben, wenn nicht ein alter Priester, der zufällig am Lager des sich in wüsten Fieberdelirien Wälzenden vorüberging, gehört hätte, wie der Kranke in wirrem Durcheinander deutsche und französische Verse sang, auf Englisch und Spanisch fluchte, dann aber wieder Lateinisch und Griechisch rezitierte.

Diese merkwürdige Vielseitigkeit des kranken Fremden erregte das Interesse des greisen Priesters, und gerade diese Anteilnahme genügte wider Erwarten, den scheinbar bereits dem Tode Geweihten noch am Rande des Grabes zu retten und in verhältnismäßig kurzer Zeit völlig wiederherzustellen. In der Zeit der Rekonvaleszenz wurde aus dem bisherigen polternden Freigeist ein verständnisvoller, wenn auch schwerlich gläubiger und überzeugungstreuer Katholik, aus dem sich allmählich unter Beihilfe seines alten klerikalen Freundes aus dem Hospital, der ihn wiederum der Beachtung und der Gunst des Bischofs der Diözese empfohlen hatte, in unglaublich kurzer Zeit selbst ein „Geweihter des Herrn" entwickelte!

Der Bischof hatte die ungewöhnliche Begabung des sprachgewandten jungen Deutschen bald erkannt, dessen allgemeine Bildung — so wenig geregelt und abgerundet sie nach deutschen Schulbegriffen auch sein mochte — dennoch auf

das vorteilhafteste von dem Bildungsgrade des mexikanischen Durchschnittsklerikers abstach.

Fischer hat offenbar den Versuchen zu seiner „Bekehrung" nur wenig Widerstand entgegengesetzt, scheint es ihm doch schon bald in Parras klar geworden zu sein, daß ihm der geistliche Stand größere Gelegenheit zur Entfaltung seiner Fähigkeiten darbot als selbst die Advokatenpraxis.

Eines Tages kam der junge geistliche Hüne bei Gelegenheit einer amtlichen Reise im Auftrag seines Bischofs nach einer benachbarten Stadt im Staate Coahuila, wo er gastliche Aufnahme im Hause eines deutschen Landsmannes gefunden hatte, der dort an der Spitze einer angesehenen Firma stand. Hier zeigte sich abermals, welche geradezu unheimliche Gewalt dieser Priester auf seine Mitmenschen — und zwar ganz besonders auf die Frauen — auszuüben vermochte. Schon bei dem zweiten Besuche Fischers im Hause jenes deutschen Kaufmanns, des Herrn Becker, war dessen Frau dem hypnotisch wirkenden Einflusse des Priesters so völlig willenlos verfallen, daß sie seiner Forderung, ihm zu folgen, widerstandslos nachgab. Die schon über die erste Jugend hinausgekommene Frau, deren Leben sich bis dahin abgespielt hatte, ohne daß ihr auch nur der geringste „Schritt vom Wege" in den Sinn gekommen wäre, erklärte ihrem darob völlig verzweifelten Gatten eines schönen Tages mit eisiger Ruhe, sie müsse ihn und ihre Kinder verlassen, um jenem Manne zu folgen, an den das Schicksal sie nun einmal mit eisernen Klammern gefesselt habe. Die Ungeheuerlichkeit dieses Schrittes, dieses Herabsteigens aus der Sphäre der bisherigen strengen Ehrbarkeit des deutschen Kaufmannshauses mit seiner auch noch im Auslande kühlen Bremenser Gefühlstemperatur schien ihr dabei gar nicht zum Bewußtsein zu kommen. Und selbst wenn das geschehen wäre, so war die Zwangsvorstellung, unter welcher sie stand, viel zu mächtig, als daß andere Empfindungen, Erwägungen oder Betrachtungen auf diesen Schritt irgendwelchen Einfluß ausüben konnten!

So zog denn Frau Becker, die stattliche schöne Blondine, in die Pfarre des Cura Fischer als „Hausdame" ein, als ernst und sorglich waltende Schaffnerin, die, so willenlos sie auch sonst unter dem Einflusse des priesterlichen Geliebten stand, doch auch wieder durch ihren Einfluß mildernd und sänftigend auf die wüsten Neigungen des sich schon lange vor Nietzsche als „Übermenschen" fühlenden Mannes einzuwirken verstand — und sei es auch nur durch eine Handbewegung, durch einen Blick . . .

Wieder vergingen die Jahre, und die Zeit begann dem tatendurstigen „Manne in den besten Jahren", der das Pfarrhaus in dem von der großen Heerstraße etwas abgelegenen Parras bewohnte, bereits etwas lang zu werden. Jedenfalls sehnte er sich bereits stark wieder nach Abwechslung, als dieser Wunsch in einer für ihn ganz ungeahnten Weise in Erfüllung gehen sollte.

Die Franzosen kamen ins Land und oktroyierten dem mexikanischen Volke unter Beihülfe der klerikalen Partei den Erzherzog Maximilian von Österreich als Kaiser auf.

Es wurde zum Verhängnis des jungen Kaisertums, daß es sich wohl oder übel in erster Linie auf den Klerus stützen mußte, so sehr es sich auch ab und zu geneigt zeigte, den Liberalen wieder einige Zugeständnisse zu machen, und daß es sich daher gezwungen sah, nach und nach immer weiter gehende Wünsche und Forderungen der Kirche zu erfüllen. Mochten der Kaiser und seine einsichtigeren Räte auch zehnmal geltend machen, daß sich die Regierung durch die Erfüllung der immer gieriger werdenden Gelüste der Kirche das mexikanische Volk selbst immer mehr entfremde — der Klerus drohte sofort mit der Einstellung seiner Gefolgschaft, sobald man ihm nicht sofort bereitwilligst nachgab.

Auch in Parras und dessen Umgebung waren unter der Herrschaft der Liberalen eine Anzahl von Klöstern säkularisiert und die zu ihnen gehörigen Ländereien eingezogen, für staatliche Zwecke verwendet oder verkauft worden. Diese galt es jetzt für die Kirche zurückzuerobern! Niemanden hielt der Bischof von Parras für geeigneter, diese Aufgabe zu lösen, als den Cura Fischer, den er dann auch — mit allen erforderlichen Vollmachten und Dokumenten versehen — zu dessen im Schlosse Chapultepec bei der Hauptstadt Mexiko residierenden „Landsmanne", dem blondbärtigen Kaiser Maximilian, entsandte.

Und Fischer entledigte sich seines Auftrages in solch glänzender Weise, daß sämtliche Forderungen seines Bischofs bewilligt wurden.

Der Kaiser stellte nur eine einzige Bedingung, und zwar war das eine solche, die zur Genüge bewies, daß Fischers Persönlichkeit auch im Kaiserschlosse ihre faszinierende Wirkung nicht verfehlt hatte. Kaiser Max verlangte nämlich, daß Fischer selbst nicht wieder nach Parras zurückkehren, sondern bei ihm in der Hauptstadt bleiben solle — und zwar in der Eigenschaft als Beichtvater des Kaiserpaares!

Fischer scheint keine lange Bedenkzeit nötig gehabt zu haben, um sich darüber zu entscheiden, ob er dies ihn selbst nicht wenig überraschende Anerbieten annehmen solle oder nicht. Hatte er hier doch einen Wirkungskreis, wie er sich ihn ersehnt — oder wohl vielmehr einen solchen, wie ihn sich der ehrgeizige Mann selbst in den kühnsten Träumen kaum je erhofft hatte. Er griff also mit beiden Händen zu, wenn er auch erst, des besseren Eindrucks wegen, sich ein wenig sträubte und geschickt den Bescheidenen spielte, der sich erst darüber klar werden müsse, ob er auch die Kraft und Fähigkeit besitze, die ein solch hoher und verantwortungsvoller Posten zur Voraussetzung mache. Er spielte dies Spiel äußerst erfolgreich, denn auch die Kaiserin Charlotte schloß sich der dringenden Bitte ihres Gemahls immer eindrucksvoller und wärmer an, so daß Cura Fischer schließlich gar nicht anders konnte, als einzuwilligen, „das schwere Opfer zu bringen und, den Wünschen des hohen Paares entsprechend, seinen bescheidenen Posten in der kleinen Stadt im Norden des Landes mit dem verantwortungsvollen und dornenreichen Posten am Hofe zu vertauschen".

Der neue kaiserliche Beichtvater zeigte bald, was er schon so oft bewiesen hatte, daß er ein Mann von erstaunlicher Vielseitigkeit war.

Die politische Situation hatte sich inzwischen in Mexiko derart mißlich für die Monarchie gestaltet, daß selbst der größte Staatsmann nicht mehr viel für sie hätte retten können.

Solange Maximilian noch durch die Bajonette Bazaines gestützt wurde, hatte der große Fehler seiner Politik, das fortwährend tastende Hin- und Herschwanken zwischen Klerikalen und Liberalen, weiter keine ernsten Folgen — obgleich es sich von selbst versteht, daß er sich mit jedem klaren Zugeständnis an die Liberalen die Klerikalen entfremdete, und daß auf der anderen Seite mit jeder Konzession an die Klerikalen eine verstärkte Abkühlung auf der liberalen Seite eintrat.

Wesentlich schlimmer gestaltete sich die Sachlage jedoch sofort, als sich Napoleon der Dritte zur Rückberufung der Truppen gezwungen sah und als Maximilian nun ausschließlich auf seine recht unzuverlässigen mexikanischen Regimenter und auf sein zwar zuverlässiges, aber nur peinlich kleines österreichisch-belgisches Freikorps angewiesen blieb.

Der Kaiser war im Sommer des Jahres 1866 erkrankt und hatte sich auf den Rat seines Leibarztes, des Dr. Basch, zu seiner Erholung nach Orizaba begeben, dem herrlich am Fuße des gleichnamigen, mit ewigem Schnee bedeckten Vulkans inmitten von Bananenhainen und Kaffeeplantagen gelegenen Orte halbwegs zwischen der Hauptstadt und der Hafenstadt Vera Cruz. Von dort aus unternahm er häufige Ausflüge in die entzückende tropische Umgebung, wobei ihn Pater Fischer stets zu begleiten pflegte und außer ihm auch noch der Museumsdirektor Professor Bilenek sowie Dr. Basch.

Um diese Zeit scheint Maximilian von der Überzeugung durchdrungen gewesen zu sein, daß er sich nicht länger auf dem schwankenden Throne zu halten vermöchte.

In dem von Orizaba aus schnell, leicht und unbemerkt zu erreichenden Hafen von Vera Cruz lag damals die österreichische Fregatte „Dandolo", und als Maximilian aus Brüssel die Nachricht von der schweren geistigen Erkrankung seiner erst kurz zuvor in Europa eingetroffenen Gemahlin erhielt, zögerte er nicht, von Orizaba aus den größten Teil seiner besonders wertvollen persönlichen Habe an Bord des genannten Kriegsschiffes zu schicken.

Seinen Kabinettsrat Herzfeld hatte er schon nach Wien vorausgesandt, um die erforderlichen Arrangements für seine Rückkehr mit seinem Bruder, dem Kaiser Franz Joseph, zu vereinbaren.

Da — ganz plötzlich — wurden alle diese Pläne über den Haufen geworfen, und Kaiser Max beschloß, auf seinem Posten auszuharren! Ganz allgemein hieß es sofort, daß diese Kursänderung auf den Einfluß des kurz zuvor zum Kabinettschef des Kaisers ernannten Fischer zurückzuführen sei.

Bezeichnend hierfür ist, was Masseras in einem kleinen Werke „Un essay d'Empire au Mexique" von dieser Periode sagt. Es heißt da:

„Die einzige Person, welche absolut freien Zutritt zum Kaiser hatte, war der Abbé Fischer, der auf die allermerkwürdigste Weise zu dem fast ausschließlichen Ratgeber Maximilians geworden war. Die Vergangenheit dieses plötzlich

wie aus der Versenkung aufgetauchten neuen Günstlings des Kaisers war ganz in Dunkel gehüllt und ist es zum großen Teil auch noch. Man sagte, daß er auf irgendeine Weise, durch eine morganatische Ehe oder sonstwie, in Beziehungen zu der württembergischen Königsfamilie stünde, auch soll er mehrere Jahre ein sehr bewegtes Leben in den Vereinigten Staaten geführt haben, bis er schließlich nach einer Reihe von Wechselfällen aller Art katholischer Priester zu Parras im nördlichen Mexiko wurde. Wie er aber von dort aus plötzlich zu der intimen Vertrauensstellung bei dem Monarchen gelangt ist, das vermag niemand mit Genauigkeit anzugeben. Sofort mit seinem plötzlichen Auftauchen übte er auch einen ganz beispiellosen Einfluß aus. Eins ist ganz sicher, seinem Einflusse und dem ausgedehnten Gebrauche, den er davon machte, ist es zuzuschreiben, daß der Plan der Abreise resp. Flucht des Kaisers aus Mexiko, welcher ihn schon nach Orizaba geführt hatte, unausgeführt blieb! Man kann mit Recht sagen, daß Fischer die Triebfeder von allem war, was sich in dieser Periode abspielte, und infolgedessen auch die Hauptursache von allem, was dann später geschah."

Eingehend beschäftigt sich auch Carlos v. Gagern (ein preußischer Offizier, der auf republikanischer Seite gegen Maximilian focht) in seinem interessanten Buche „Tote und Lebende" (Berlin 1884) mit Cura Fischer.

Einer der Hauptgegner Fischers war offenbar auch der bereits erwähnte Dr. Basch. Es ist das um so erklärlicher, als Basch in seiner Eigenschaft als Leibarzt des Kaisers diesem bisher als Vertrauter am nächsten gestanden hatte, aus welcher Stellung er sich nun gewissermaßen über Nacht durch den ganz plötzlich „hineingeschneiten" katholischen Priester verdrängt sah. Basch und Fischers andere Feinde und Widersacher gaben sich die erdenklichste Mühe, seinen Charakter zu verdächtigen und ihm selbstsüchtige Beweggründe für seine Handlungsweise unterzuschieben.

Soweit aus dem vorliegenden Quellenmaterial hervorgeht, tut man ihm aber darin unrecht. Er mag sich selbst in bezug auf die Stärke der klerikalen Partei und auf ihren Einfluß geirrt haben, daraus geht aber noch lange nicht hervor, daß er den Kaiser absichtlich getäuscht hätte!

So erklärt Basch in seinen „Erinnerungen", er habe dem öligen Priester nie getraut und habe immer seine Bedenken in bezug auf die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Fischers gehabt. Der Kaiser selbst sei leider zu spät zu dieser Erkenntnis gelangt, habe er doch im Gefängnis zu Queretaro ausgerufen: „Pater Fischer hat mich mit dem Konkordat belogen und betrogen!" Aber, wie gesagt, ein ganz einwandfreier Zeuge ist Basch aus dem zuvor angeführten Grunde auch nicht.

Wenn aber d'Hericault in seiner Schrift: „Maximilian et le Mexique" behauptet, man habe dem Cura Fischer durch den Bankier Martin Duran die Summe von 150000 Dollar angeboten, wenn er den Kaiser zur Flucht aus Mexiko bewegen wolle, so ist es doch entschieden ein Zeugnis für, aber nicht gegen Fischers Ehrlichkeit der Überzeugung, wenn er dem Kaiser anriet, zu bleiben!

Was nun jenes „Konkordat" anbetrifft, so hatte Fischer unter Berücksichtigung der überaus schwierigen Lage mit großem Geschick die Basis für ein solches zustande gebracht. Ein gutes Einvernehmen zwischen Staat und Kirche sollte nämlich durch solch ein formelles Abkommen mit dem Vatikan wiederhergestellt werden. Die Unsicherheit in bezug auf konfisziertes Kircheneigentum sollte dadurch beseitigt und das Recht der Erwerbung von Kircheneigentum festgestellt werden. Auch sollten die Mittel zur Unterhaltung des Klerus sichergestellt werden. Endlich sollten Priesterseminare gegründet werden, um eine bessere Erziehung und höhere Bildung für den Priesternachwuchs zu erzielen.

Während der Kaiser von Orizaba aus auf dem Umwege über Puebla nach der Hauptstadt zurückkehrte, begab sich Cura Fischer in dessen Auftrage nach Rom, um auf der angedeuteten Basis mit dem Papste Pius dem Neunten über das Konkordat zu unterhandeln. Es scheint aber, als ob man in Rom nicht das richtige Verständnis für die Sachlage in Mexiko gehabt hätte, denn — anstatt sich mit dem angebotenen Kompromiß zu begnügen — verlangte man alles, so daß Fischer unverrichteter Sache nach Mexiko zurückkehren mußte, wo er dann — wie der oben angeführte Ausspruch des Kaisers in Queretaro zeigt — auch noch obendrein für den Mißerfolg seiner Sendung verantwortlich gemacht wurde!

Jedenfalls machte sich von dieser Zeit an eine merkliche Entfremdung zwischen dem Kaiser und Fischer bemerkbar.

Trotz seiner hohen Vertrauensstellung lebte Fischer finanziell durchaus nicht im Überfluß. Nicht, daß es der Kaiser an der ausgiebigsten Besoldung für seinen Ratgeber hätte fehlen lassen — durchaus nicht, aber das Geld schien für diesen nicht den geringsten Wert zu haben. Es floß ihm wie Sand durch die Finger. So kam es, daß er sich von Julius Monreau, der damals als Chef an der Spitze einer großen Exportfirma in San Luis Potosi stand, zu jener Romfahrt erst das Reisegeld borgen mußte, welches Darlehn von 1000 Dollar er dann nachher aber auch prompt wieder zurückgezahlt hat. Mit diesem Herrn Monreau stand Cura Fischer überhaupt — trotz der großen Verschiedenheit in den Anschauungen beider — auf bestem Fuße. Nur einmal drohte dies gute Einvernehmen in die Brüche zu gehen. Und das kam so. Als Herr Monreau den Cura Fischer einst in seinem schmucken Mula-Viergespann spazieren fuhr, klopfte der Herr Kabinettschef bei dem Kaufmann an, ob es ihm wohl erwünscht sei, wenn er ihn für die Verleihung des erst unlängst gegründeten Ordens der Santa Maria de Guadalupe in Vorschlag brächte, und zwar für das Konthurkreuz. „Ja, warum denn nicht, lieber Cura", lautete prompt die Antwort, „aber ich muß vier davon haben!" „Vier?" fragte Fischer und sah den Freund verständnislos an. „Na freilich, jeder von meinen Mauleseln will doch einen haben!" Aber dieser Witz war nicht mehr nach dem Geschmack des Cura und Kabinettschefs Fischer. Der war mehr nach dem Geschmacke des texanischen Lawyer Fischer gewesen!

Mit der Kaiserherrlichkeit ging es nun bald zu Ende. Zu Anfang des Jahres 1867 zog Maximilian noch einmal die Frage in Erwägung, ob die

Monarchie aufrecht erhalten werden könne, oder ob er die Sisyphusarbeit aufgeben solle? Da war es die sogenannte Kriegspartei, die ihm unter offenbarer Vorspiegelung falscher Tatsachen den Rat gab, es noch einmal auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen. Das war ein schlimmer Rat. An der Spitze von knapp zweitausend Mann stieß Maximilian zu der in Queretaro schwer bedrängten Armee seines getreuen Generals Miramon. Der Rest ist bekannt: Die Einschließung Queretaros durch den General Escobedo (seiner grotesk abstehenden enormen Ohren wegen allgemein „Orejon" genannt), der Verrat des Obersten Lopez, die Waffenstreckung der Kaiserlichen, Maximilians Gefangennahme, sein Prozeß, seine Verurteilung zum Tode durch Pulver und Blei und seine Hinrichtung inmitten der beiden Generäle Mirman und Mejia am 19. Juni 1867.

Eins ist sicher: bei dem Beschlusse der Ausführung des wahnwitzigen Zuges nach Queretaro war Fischer nicht maßgebend gewesen. Er hatte überhaupt schon vorher aufgehört, einen bestimmenden Einfluß auf die Beschlüsse des Kaisers auszuüben.

Bezeichnend ist hierfür übrigens auch ein Kodizill, das Maximilian wenige Tage vor dem Standgerichte von Queretaro seinem früheren Testamente hinzufügen ließ: Während er nämlich in diesem bestimmt hatte, daß Cura Fischer und der Prinz von Joinville die offizielle Geschichte des Kaiserreichs in Mexiko schreiben sollten, stieß er diese Bestimmung wieder um und betraute mit dieser Aufgabe den Exminister Ramirez und den Prinzen Salm-Salm.

Als die siegreichen Republikaner in der Hauptstadt eingezogen waren, wurde Fischer zwar auch mit den übrigen Führern der Kaiserlichen verhaftet und gefänglich eingezogen, aber bald wieder ohne Prozeß freigelassen.

Man hatte an den drei Opfern auf dem Hügel bei Queretaro genug!

Später unternahm Fischer dann noch eine Reise nach Wien, um dem Kaiser Franz Joseph gewisse hinterlassene Schriftstücke seines unglücklichen Bruders zu überreichen, vielleicht auch, um sich persönlich gegen allerlei Anschwärzungen durch seine zahlreichen Widersacher zu verteidigen. Allein er kehrte schon sehr bald enttäuscht nach Mexiko zurück. Nach der einen Lesart war er sehr ungnädig vom Kaiser Franz Joseph empfangen worden, nach der anderen . . . überhaupt gar nicht!

Nach Parras zurück ging er nicht wieder, aber seine alte Freundin siedelte nunmehr nach der Hauptstadt über. Er war ja nun keine offizielle Persönlichkeit mehr, und die bisherigen Rücksichten auf den Hof mit seinem Klatsch fielen fort. Er gründete eine katholische Lehranstalt, welcher er noch eine Reihe von Jahren mit Geschick und großer Würde vorstand.

Vor etwa zwanzig Jahren ist er gestorben. Es hieß, daß zehn Jahre nach seinem Tode seine hinterlassenen Denkwürdigkeiten herausgegeben werden sollten. Schade, daß das nicht geschehen ist. Diese Memoiren wären — vorausgesetzt natürlich, daß der Verfasser völlig aufrichtig verfahren wäre — etwas für Feinschmecker gewesen.

Carl Hauptmann

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Durch die Geschichte der dramatischen Dichtung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert geht als eines der schwersten Probleme der Kampf um die Bezwingung der Masse als Mitspieler. Nicht darum handelt es sich dabei, wie das Volk an sich auf der Bühne zu verwenden ist, sondern darum, wie es selbst handelnd eingreift, nicht Begleiter, sondern Bereiter der Handlung, nicht Sprecher, sondern Täter. Es ist klar, daß mit der französischen Revolution und mit dem Aufsteigen gesammelter Volkskräfte in Mittel- und Westeuropa diese schwere Frage den dramatischen Dichter immer schärfer um Beantwortung angehen mußte. An der Wende der Jahrhunderte schuf Schiller den „Wallenstein" und griff gleich mitten hinein, auch hier immer wieder der unvergleichlich Größte, indem er aus der Fülle der im Lager wimmelnden Gestalten erst den Helden emporwachsen ließ. Ihm freilich die nach außen geschlossene Macht einer in sich doch wieder hierhin und dahin strebenden Menge selbständig gegenüberzusetzen, hätte er wohl erst im „Demetrius" errungen, dessen Abbruch durch das Geschick gerade auch aus diesem Grunde immer wieder tief zu beklagen ist. Heinrich v. Kleist hat sicherlich nicht zuletzt dieses Problem im „Robert Guiskard" vorgeschwebt, wo das Volk „in unruhiger Bewegung" gleich machtvoll mit der Handlung einsetzt. Vollends die Dramatiker, die mit und nach den beiden Revolutionen von 1830 und 1848 aufwuchsen, sind davon nicht losgekommen: Büchner in „Dantons Tod", Grabbe im „Napoleon", Hebbel in der „Judith", wo gewaltig erschütternd die Menge als Menge spielt und richtet. Am weitesten aber gelangte Otto Ludwig, als er im dritten Aufzug der „Makkabäer" Lea durchaus zurücktreten ließ gegenüber der bald einheitlich, bald gespalten handelnden Masse, die alles überflutet.

Solche Entwicklungen drängen sich ins Bewußtsein, wenn man Carl Hauptmanns 1906 erschienenes Moses-Drama betrachtet; denn hier ist wieder jener dramatische Vorwurf: Mensch gegen Masse, aufgegriffen und durchgeführt. Wir sehen Moses, wie er die Israeliten aus Ägypten hinausführt. Aber er wächst, je schärfer er seinem Volke gegenübertreten muß. Eine unablässige Hetze gegen ihn setzt ein, und da sie vierzig Tage in der brennenden Glut der Wüste, im „heulenden, reißenden, eisigen Nachtwind, ohne Wasser" geweilt haben, bricht der Aufruhr aus, und der vom Berge herabkehrende Held zerbricht die Tafeln, in die

Jahve mit dem starken Finger seiner Hand sein lauteres Wort gegraben hat. Er bezwingt die Menge dann auf der Höhe des Dramas, schleudert ihr den Fluch einer vierzigjährigen Wanderung als Strafe zu und ist von nun an wirklich der Herr, der sie nicht ins, aber ans gelobte Land geleitet.

In prachtvollen Bildern steigt dieses große Geschehnis vor uns auf, in Worten, die den Bibelklang nicht verleugnen, ohne doch mit ihm zu spielen; von dem düsteren Bilde der Hütte im ägyptischen Lande, der die Sippe Mosis und Arons entflieht, bis zu der stillen Höhe mit dem Ausblick nach Kanaan reiht sich eine feine Szene an die andere, steigert sich der dramatische Gang und läßt nur einmal, im vierten, dem schwächsten Aufzug, nach, der gewissermaßen eine lyrische Ruhepause bedeutet.

Man durfte diese volle dramatische Gabe, die leider wenig und von den Bühnen gar nicht beachtet worden ist, kaum von Carl Hauptmann erwarten, denn seine früheren dramatischen Dichtungen sind mehr Stimmungs- als Kampfbilder. In „Des Königs Harfe" (1903) war das meiste flächenhaft geblieben, hatte offenbar lyrischen Klang, ja, das Drama war geradezu die lyrische Auseinandersetzung mit dem Königsproblem, das in den letzten Jahrzehnten so viele unserer Dramatiker vom spielerischen Thesenstück bis zum tragischen Katastrophendrama beschäftigt hat. Nicht nach der Lyrik, sondern nach der Epik hin neigten Hauptmanns erste Dramen, die „Marianne" (1894) ein dramatisierter Roman, nicht notwendigerweise gerade in drei Aufzüge gepreßt. In keinem dieser ersten Dramen hatte die Kraft zur vollen Vergegenständlichung ausgereicht, auch nicht in den stark naturalistischen „Waldleuten" (1895) oder in dem Dorfdrama „Ephraims Breite" (1898). Unverkennbar aber war überall der Zug nach innen, und es ist typisch, wie Breite, der Bauerntochter, aus sinnlicher Flammenglut endlich in einer qualvollen Nacht der große innere Sieg über das heiße Blut gelingt. Der Lebensdruck wird immer wieder in gefestigter Seele still und einsam bezwungen. Daneben aber gelang es Carl Hauptmann gerade in einzelnen seiner Dramen, Naturstimmungen mit ungemeiner Stärke aufzufangen:

Mein Gott! Auf Bergeshöhn! Auf Bergeshöhn,
Wenn längst im Dämmern milchigen Opals
Die Täler schlafen ... Wenn um stille Felsen
Die Raben einsam krächzen.... Hinter weiten,
Blauveilchenfarben Erdenwogen langsam
Die Sonne sinken sehn! — Und lautlos schweigen.
Bis nur ein tief, tiefreiner, goldner Himmel,
Verlassen von der Sonne Strahlenauge,
Sich über dunklen Erdenhügeln wölbt,
Nur noch ein bronznes Wölkchen träumend weht ...
Der bleiche Abendstern sein Blinken zündet ...
Und schauerlich aus öden Felsenklüften
Die letzte Sonnenwärme frierend aufflieht,
Dem Lichte nach in seine Strahlenreiche ...
Und wer es einmal sah, vergißt es nimmer
Und gäb ein Leben, wenn er's lang entbehrt.

Das stand in der „Bergschmiede" (1901) und ist ganz aus demselben Takt heraus, der die feinen Verse und Prosabilder des „Tagebuchs" (1900) zusammengefügt hat. Die Kunst, „das Tägliche zum Gegensatz des Alltäglichen heraufzuheben", wie Georg Reicke Hauptmanns dichterische Eigenart fein bezeichnet hat, offenbarte sich in so kleinen Stücken wie den „Miniaturen" (1905) mit derselben völligen Reinheit. So etwa, wenn „Der alte Händler" gezeichnet wird, wie er im Ghetto seine Auslage geschlossen hat, erst im Halbdunkel die alten Stiefel und den ganzen Trödel sortiert und dann Weib und Kind zum Abendessen empfängt, die junge Frau, die unter der Windlampe das Tuch vom Kopfe zieht und nun, während der Mann das mitgebrachte Abendessen verzehrt, ihr Kind nährt. „In der Moderhöhle war es kühl und dunkel wie in einem Grabe. Nur aus der Jungen mit dem Kinde, das Nelkens Kind war, schien Licht wie von innen stumm zu strahlen. Nelken schlürfte gierig weiter und blickte immer wieder zu dem lichten Wunder, das in seinem Dunkel brannte."

Der große innere Gegensatz von stillem Frieden und stummem Verbrechen wird ohne ein deutendes Wort klar in einer Erzählung wie „Die Bradlerkinder" („Aus Hütten am Hange" 1902). Sturm treibt den Schnee gegen die halbverfallene Hütte im Gebirge, die Lampe wird gelöscht, und die warmen Räume umfangen in ihrem Frieden das schuldlos ruhende Ehepaar, das nichtsahnend den Schlaf des wirklich Tiefgerechten schläft, und die gierigen Kinder, den Sohn, der eben von Diebstahl und Verbrechen kommt, die Tochter, die sich in Sinnenbrunst dem ersten Besten hingibt.

Etwas breiter malt Hauptmann solch ganz wirkliche Zustände, immer aber mit einem Licht von innen, in den „Einfältigen" (1905, jetzt in „Judas"). Da steht ein schlichter, frommer Mann im Mittelpunkt, dem keine Lage und keine Gewalt innerlich etwas anhaben können, und dessen stille, feste Seele es schließlich doch den Liederlichen und Unreinen abgewinnt, wenn sie auch seiner spotten und lachen. Stilles Heldentum — eine Entwicklung, die immer wieder aus einem sicheren Punkt gespeist wird —, um es noch einmal zu sagen: Licht von innen strahlt von all diesen Hauptmannschen Gestalten aus, um so reicher und um so dauerhafter, je älter und reifer er ward. Vollendet hat sich diese Entwicklung in dem Roman „Mathilde" (1902). „Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau" hat Hauptmann unter den Titel dieses Buches geschrieben, und seine Gegenständlichkeit im Kleinen rechtfertigt diesen Titel doppelt, seine Kunst, Stimmungen und Gebärden fein und ohne Übertreibung mit der Deutlichkeit des Dichters auszumalen, die mehr ist als die gemeine Deutlichkeit der Dinge. Es gehen da Fäden zwischen seiner Art und der der Worpsweder Maler und Zeichner hin und her. Hier aber, in der „Mathilde", fügen sich die Zeichnungen doch ganz zum einheitlichen Bilde. Die Vorgänge, die erzählt werden, sind so einfach, ja so durchschnittsmäßig, wie sie sich im Leben der allermeisten Fabrikmädchen abspielen — und doch hat dieser Roman wenig zu tun mit all den naturalistischen Erzählungen aus gleichem Umkreis. Es kommt Hauptmann nicht auf spannende Handlung, sondern am Ende nur darauf an: die Seele herauszubringen. So tief will er in den Kern dieser Frauennatur eindringen, daß wir bei ihrem Weg durch Druck und Drang, durch Schmutz und Jammer, durch Lust und Liebe immer das eine richtige Empfinden für den Takt ihres Herzens behalten. Und es gelingt dem Poeten

durchaus. Die Sieghaftigkeit einer reinen Natur, die mit lauterem Licht leuchtende Zartheit eines starken, sich nie ganz verlierenden Menschen wird uns klar und lieb. „Freude und Leiden," heißt es da einmal, „sind aus einem Grund und kommen beide aus Tiefen, die uns Kraft geben und unsere Wege mit lebendigem Sinn bedecken wie der Frühling mit Blumen. Nicht jedem ist geschenkt, in Gründe zu tauchen. Nicht jeder ist gewürdigt, aus der Tiefe zu schöpfen, nicht in Freuden, nicht im Leiden. Aber Mathilde war Eine." Und dadurch, daß diese feine und eigentümliche Gestalt durch ihres Dichters reife und reiche Seelenkunde ganz die unsere wird, bekommen auch wir selbst etwas ab von dieser Fähigkeit, auf die leisen Töne zu lauschen, die unter der Oberfläche leben und beben. Wie in Wilhelm Specks „Zwei Seelen" die stillen Wasser rinnen, Tropfen auf Tropfen, so rieseln sie auch in „Mathilde". Hauptmanns Stil ist freilich weit preziöser als der Specks, aber diese oft seltsam gesteigerte Sprache hat ihren nicht geringen Reiz und gleitet oft wie von selbst ins rein Lyrische hinüber. So erscheint denn der wundervolle Ostergesang, der das Buch schmückt, wie aus ihm heraus geboren:

Blüten! Blüten! Die kaum geöffneten, zagen —
Ewige Wunder blühen und klingen und sagen:
„Ja, der Lebendige wacht."
Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Tale.
Tausend Stimmen jauchzen!
„Mit einem Male
Schwanden Tod und Nacht!"
Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten
Über Gräbern Männer in glänzenden Kleidern —:
„Engel!"
Und ein Ewiger spricht:
„Weinet nicht!
Suchet nimmer den Lebendigen
Unter Toten!"

Mit solchen, tief innerlich errungenen Versen führte Carl Hauptmann dies Werk auf die Höhe, eine Höhe, auf der es leider viel zu wenig gewürdigt, viel zu oft übersehen worden ist. Er hatte in der „Mathilde" gezeigt, wie weit seine epischen Gaben, die er so oft miniaturhaft verwendet hatte, zusammengehen konnten zum breiteren Bilde, ohne daß dabei der lyrische Gehalt seines Wesens zu kurz kam.

Nicht sehr früh ist Carl Hauptmann von der Wissenschaft (er war ein Schüler von Richard Avenarius und Ernst Haeckel) zur Dichtung gekommen — die „Marianne" war sein erstes Werk. Und es ist dann nicht selten so, daß der reife Mann als Dichter es nicht eilig hat, sich gleich durchdringend auf einem Felde zu bewähren. So stehen die Höhepunkte dieses Schaffens, der feine Entwicklungsroman „Mathilde" und das große Religionsdrama „Moses" scheinbar unvermittelt nebeneinander. Aber doch nur scheinbar: denn in beiden lebt das Licht von innen, das sich in keinem Hauptmannschen Werk verleugnet, ein Streben nach innerer Beseelung, das über den äußeren Rahmen des gewählten Stoffes nicht unkünstlerisch hinausstrebt, da erst die Meisterschaft erreicht ist, sondern sich bemüht, nach innen hin ihm so viel abzugewinnen, wie überhaupt nur möglich. Darum gerade war Hauptmann

in der „Bergschmiede“ im Grunde aus der Exposition nicht herausgekommen, darum hatte er sich in „Marianne“ immer wiederholt, darum zuerst im Kleinkunstwerk, das Holzschnitten alter Meister vergleichbar war, sein Bestes geleistet; bis dann die reifgewordene Künstlerschaft endlich auch das Große ganz bezwang. Freilich scheinen wie die Entwicklung so die Schwankungen bei Carl Hauptmann noch keineswegs abgeschlossen zu sein. Sein „Napoleon“ (1910 bei Callwey in München) durfte nach dem „Moses“ mit großer Spannung erwartet werden, aber er hat sie enttäuscht. In düsterer Gewalt beginnt das weit angelegte Doppeldrama mit der Szene der flüchtigen Bonapartes mit dem jungen Napoleon in einem Felsenwinkel Korsikas. Mit feiner Psychologie ist noch der Bürger Bonaparte im Verhältnis zu Josephine gezeichnet — aber je höher der Held steigt, um so weniger kommt Carl Hauptmann mit, und gerade die zusammenhaltende Kraft, die im „Moses“ von Höhe zu Höhe führte, verläßt den Dichter hier, und wir ziehen mit ihm durch eine endlose Ebene. Im „Moses“ entwarf Hauptmann wuchtige Gemälde, hinreißend in ihren starken und satten Farben, der „Napoleon“ geht uns vorbei wie ein Wandelzug von Kartons mit leise getönter Färbung, in denen die Namen wechseln, aber keine Gestalt uns für die Dauer eingeprägt wird.

Niemand, der überhaupt Carl Hauptmanns Begabung wirklich kennt, wird das entmutigen, niemand vollends, der die Schwankungen in Hauptmanns Aufstieg verfolgt hat. Denn zu viel Kraft und Zuversicht, bester und höchster Glaube leben in diesem Dichter. „Die große Offenbarung, die einst auf Horeb Mose von Gott zuteil ward, ist noch unter uns,“ das ist ein Hauptmannsches Wort. Und wir sind gewiß, daß solchem Glauben immer wieder die Kraft kommen wird, Werke zu schaffen, aus denen dasselbe glückhafte, tiefe Lebensempfinden erblüht, wie aus jenem Ostergesang, der in wundervoller rhythmischer Steigerung wie aus der „Mathilde“ heraus geboren erscheint, die er schmückt.

* * *

Nachwort der Schriftleitung: Zu unserer Freude können wir mitteilen, daß Herr Dr. Carl Hauptmann uns seine soeben vollendete Erzählung „Ein Später Derer van Doorn“ zum Abdruck in den Grenzboten überlassen hat. Wir beginnen mit der Veröffentlichung der Erzählung im nächsten Heft.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Juſtiz und Verwaltung

Die Prügelſtrafe. Von **Dr. Ernſt Feder,** Rechtsanwalt. Berlin 1911. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. Preis 1,20 M.

Eine ſehr ernſte, ſachliche Broſchüre, die, wenn ſie auch gegen die Prügelſtrafe als gerichtliche Strafe Stimmung macht, dennoch nicht von demokratiſcher Agitation lebt, ſondern von geſchichtlicher und alltäglicher Erfahrung reden, auch dem Verteidiger der Prügelſtrafe gerecht werden will. „Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſem Ruf nach Prügelſtrafe ein wirklicher Notſtand zugrunde liegt" (a. a. O. S. 35). Wer die Prügelſtrafe als gerichtliche Strafe wieder eingeführt ſehen will, verlangt ſie vernünftigerweiſe nur als Sühne gegen Brutalitätsverbrechen. Das gibt Feder zu. „Daß im Gegenſatz zu den Gefängnisbeamten auffallend viel Strafanſtaltsgeiſtliche für die Prügelſtrafe eintreten, dürfte nicht auf religiöſe Argumente, ſondern auf den geringen Erfolg der ſeelſorgeriſchen Tätigkeit zurückzuführen ſein" (a. a. O. S. 36). Hier irrt ſich der Verfaſſer. Die Strafanſtaltsgeiſtlichen wagen es nur, ſich zu dieſer Strafe zu bekennen, die anderen Gefängnisbeamten, namentlich die vom Direktor abwärts, denken genau ſo, ſagen es in Preußen nur nicht, weil die chroniſch gewordenen Warnungen zur Vorſicht und die Einſchüchterungen oberregierungsrätlicher Dezernenten ihre Wirkung auf die Hörer und Leſer ſolcher Verfügungen nicht verfehlt haben. Wer in heutigen Perſonalakten deutſcher Strafanſtalten zu blättern verſteht, wird manchen Stoßſeufzer an Füßen und Händen gebundener Direktoren leſen, die gern einmal durch rechtzeitigen Eingriff von hinten herum die Beobachtung des geiſtigen Zuſtandes auf die richtigen Wege lenken möchten. Verfaſſer legt großen Wert auf die Feſtſtellung der Tatſache, daß die Abſchaffung der Prügelſtrafe „immer in revolutionären Zeiten zur Befriedigung tiefer Volksſtrömungen" gefordert wurde (S. 36). Als Gegenargument gegen ſolche künſtliche Agitation, die von demokratiſcher Umſchmeichelung der großſtädtiſchen Maſſen lebt, iſt die Tatſache geltend zu machen, daß dieſelben Elemente, die dem Staatsleben immer Widerſtand entgegenſetzen und nach Abſchaffung der Prügel- und Todesſtrafe ſchreien, bei Streiks, Ausſtänden ihren arbeitenden Genoſſen, den Streikbrechern immer mit den geiſtigen Waffen des Gummiſchlauchs, des Meſſers, des Revolvers in rohen Prügelſzenen Gefühl für Solidarität und Kameradſchaft beibringen. Der Kampf gegen die Prügelſtrafe iſt keine deutſche Tradition, ſondern ausländiſches Gewächs. Es bleibt immer gefährlich, der rohen Gewalt im Volksleben eine Erprobung ihrer Stärke durch feminine Geſetzgebung zu geſtatten; ſie fühlt ſich dann immer leicht verſucht, nach immer neuer Gelegenheit zur Betätigung auszuſchauen, wenn ihr nicht mit gleicher Münze heimgezahlt wird. Unſere Richter ſind über den Verdacht erhaben, daß ſie die Prügelſtrafe zu einer Standesſtrafe, zur Klaſſenjuſtiz herabwürdigen. Jede Strafe iſt eine ultima ratio, und wenn es von dieſem Superlativ noch einen weiteren gäbe, wäre er der richtige Ausdruck für die Notwendigkeit der Prügelſtrafe. Etwas Schönes iſt ſie natürlich nicht, aber die Aufhebung der Prügelſtrafe aus Humanität iſt zur rohſten Inhumanität gegen alle anſtändig geſinnten Opfer der modernen Rohlinge und Schädlinge geworden.

Heinrich Reuß-Hamburg

Kulturgeschichte

Ernst Consentius: Alt-Berlin 1740. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). Preis 5,50.

Dieses wundervolle Buch führt uns in die märchenhafte Zeit, da man Baugründe in der Friedrichstadt geschenkt, ja noch obendrein Material zum Häuserbau umsonst geliefert bekam. Der Geber war Friedrich Wilhelm der Erste, der seine Residenz durch die Menge der Häuser stattlicher machen wollte. Wie er dabei verfuhr, wie die Stadt damals aussah, wie ihre Bewohner aßen, tranken, schliefen, wie sie wohnten und ihre Feste feierten, wie sie sich kleideten, wie ihr Gesinde gewesen, all das und noch vieles mehr ist mit unendlicher Liebe und Geduld aus zeitgenössischen Berichten, Zeitungen, Tagebüchern zusammengetragen und in einem Bilde von so überaus reicher Lebendigkeit vereinigt, daß man nicht weiß, soll man sich mehr über des Verfassers Fleiß und Geschicklichkeit wundern, oder mehr darüber, daß das schöne Buch noch nicht in aller, zum mindesten aller Berliner Hände ist. So viele Curiosa werden doch heutzutage hervorgekramt, so viele Schnurrpfeifereien genugsam angestaunt, man greife nur zu diesem historischen Roman ohne eine meist gleichgültige Handlung, so hat man beides in Hülle und Fülle und hat obendrein, was mehr wert ist, die lebendigste und bis ins kleinste Detail bestimmte und vollendete Anschauung einer längst entschwundenen Zeit, einer Zeit, in der die Grundlagen zu den Taten Friedrichs des Großen gelegt wurden. Ausführliche Literaturangaben sowie Personen- und Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit des sehr wohlfeilen Werkes. In eine spätere Zeit Berlins führt uns das anmutige, als fünftes, der von Oskar Walzel herausgegebenen Sammlung Pandora, erschienene Bändchen **„Das poetische Berlin"** von **Heinrich Spiero**. In leichtem Plauderton führt es uns in die Salons der Romantik, in den Dichterkreis bei Lutter und Wegener, in den „Tunnel", jene literarische Vereinigung, der u. a. auch Theodor Fontane und Paul Heyse angehörten, und schließlich in den Kuglerschen Salon. Beachtenswert ist das Büchlein, das durch einen zweiten bis in die Gegenwart führenden Teil ergänzt werden soll, durch lange Zitate aus heute kaum noch gekannten aber die Stimmung der Zeit treffend charakterisierenden Dichtungen. S.

Die **Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Engelmann** in Leipzig hat kurz vor dem letzten Jahresschluß ihren hundertsten Geburtstag gefeiert. Bei dieser Gelegenheit ist ein **Jubiläumskatalog** der Firma erschienen, der nicht nur in trocknen Zahlen und Daten von ihrem Werden und Wachsen berichtet, sondern auch ein fesselndes Bild entwirft vom kraftvollen Wollen und Wirken einer geistig hochstehenden Bürgerfamilie, die nunmehr mit berechtigtem Stolz Rückschau halten kann auf vier dem gleichen Ziele zustrebende Generationen.

Die Geschichte des Engelmannschen Verlages ist mit dem deutschen Geistesleben aufs engste verbunden. Wir finden in den vorliegenden Blättern manche interessante Korrespondenz mit einer ganzen Reihe bedeutender Gelehrten, von denen nur Gervinus, Ernst Weber, Gegenbauer, Wilhelm Wundt genannt sein mögen, abgedruckt, auch erfahren wir mancherlei von einem gelehrten Sproß der Familie, der eines besonders warmen Interesses sicher ist, nämlich von dem rühmlichst bekannten, leider bereits 1909 verstorbenen Professor der Physiologie der Berliner Universität, Dr. Th. Wilhelm Engelmann. So bietet die Geschichte der Firma Engelmann eine sehr lesenswerte, lehrreiche Ergänzung zu dem quantitativ und qualitativ imponierenden Verzeichnis der im Laufe eines Jahrhunderts von ihr besorgten Arbeiten und verrät zugleich das Geheimnis ihres Erfolges, der durch das Streben nach menschlich schönen Beziehungen des Verlags zu seinen Autoren bedingt erscheint. M. Kelchner-Berlin

Reichsspiegel

(vom 1. bis 7. Januar)

Wahlparolen

Wahlparole der Regierung — Heydebrands Stichwahlparole — Radikalisierung — Schaden für Landwirte — Schwerindustrie und Hansabund

Noch kurz vor Toresschluß hat die Regierung durch Vermittlung der Norddeutschen Allg. Zeitung eine Art Wahlparole in den Wahlkampf geworfen. In mehreren seit Weihnachten erschienenen Artikeln und Rückblicken des halbamtlichen Blattes wird immer wieder auf die sozialdemokratische Partei als auf den gemeinsamen Gegner sämtlicher bürgerlichen Parteien hingewiesen und gleichzeitig immer offener angedeutet, daß dem neuen Reichstage die Bewilligung einer mehr oder minder großen Heeresvorlage bevorstehe. Heute nun drückt sich das Blatt noch offener aus und schiebt die Heeresforderungen noch mehr in den Vordergrund, indem es die Patrioten aufruft, eine solche Zusammensetzung des Reichstages zu schaffen, die es gewährleiste, daß die Heeresforderungen bewilligt werden.

In der Sache wird man der Regierung nur zustimmen können: Heeres- und Flottenausbau tun uns not im Hinblick auf die weltpolitische Lage und auf die daraus folgende Notwendigkeit, gegen allerhand Überraschungen gerüstet zu sein. Darüber kann es zwei Meinungen nicht geben. Eine andere Frage ist, ob das Hervortreten der Regierung in dieser späten Stunde noch einen Zweck haben kann. Gewiß, sie gemahnt die Wähler, daß es neben den Einzelsorgen auch gemeinsame gibt, aber sie zwingt niemanden, auf das Ganze zu blicken, sie reißt niemanden mit fort. Dazu kommt die Wahlparole zu spät und dazu ist sie viel zu vorsichtig abgefaßt. Im gegenwärtigen Stadium des Wahlkampfes aber ziehen nur noch große, sensationelle Mittel. Die sogenannte Regierungsparole schiebt die negative Seite in den Vordergrund und verschleiert die positive. Sie unterstreicht dasjenige, was nicht zu tun ist, und läßt im Hintergrunde, was zu tun ist. Wozu? Den führenden Politikern gibt sie keinerlei neue Gesichtspunkte und der Masse nur die Erinnerung an neue Steuern. Der großen Masse wird diese Perspektive von den Radikalen sehr deutlich gemacht werden und noch dazu in einer Form, die den guten Absichten der Regierung nur abträglich sein kann. Die Lauen, die fürchten durch

Erhöhung der Steuern verlieren zu können, werden deshalb gerade Wahlenthaltung üben, oder aber solche Kandidaten wählen, von denen sie annehmen können, daß diese für eine neue Belastung bestimmter Interessenkreise nicht zu haben sein werden. Die sogenannte Wahlparole stärkt somit alle die Elemente, gegen die die Regierung mobil machen möchte, ohne dabei den Freunden der Regierung die Möglichkeit zu schaffen, identische Parolen auszugeben und für die große nationale Idee zu wirken. Dazu wäre eine klare Angabe darüber nötig gewesen, wie die Regierung sich die finanzielle Deckung der Mehrforderungen denkt.

Die Regierung hat denn auch weder den Konservativen noch den Liberalen mit ihren Äußerungen eine Freude bereitet. Sie hat bei den Agrariern das Mißtrauen erzeugt, als sollten neue Besitzsteuern kommen, während die sonstigen Gewerbetreibenden fürchten, eine konservative Mehrheit werde erneut Belastungen von Handel und Verkehr vornehmen. Die ideellen und ethischen Momente aber verschwinden zwischen den beiden materiellen Fragen vollständig, und so dürfte die Parole eher eine Radikalisierung als eine Beruhigung zur Folge haben.

Neben der Regierungsparole beansprucht die Stichwahlparole des konservativen Führers, Herrn v. Heydebrand und der Lasa, die größte Beachtung. Auch sie zielt auf Radikalisierung. Die konservative Partei solle nur denjenigen Kandidaten anderer Parteien Wahlhilfe leisten, die sich verpflichten, für einen lückenlosen Zolltarif einzutreten. Da aber den Bündlern der bestehende Zolltarif nicht als lückenlos gilt, da sie infolgedessen eine Erhöhung gewisser Zölle fordern, so kann schlechterdings weder ein liberaler, noch ein konservativer Kandidat, der nicht Mitglied des Bundes der Landwirte ist, für die Heydebrandsche Parole eintreten. Es hat infolgedessen nicht erstaunt, daß sowohl die Nationalliberalen wie die Freikonservativen die Heydebrandsche Parole zurückgewiesen haben. (Auch die Hamburger Nachrichten haben dagegen protestiert.)

Eine glückliche Idee Heydebrands war also die Parole nicht. Auch vom rein politischen Gesichtspunkte aus nicht! Denn das, was die Agrarier oder was viele Konservative mit heißem Bemühen seit Monaten betrieben, nämlich die Trennung des Zentralverbandes Deutscher Industrieller vom Hansabund, ist damit stark gefährdet worden.

Wir möchten an die Rede erinnern, die der frühere Generalsekretär Bueck am 6. Dezember 1910 gehalten hat und die wir s. Zt. in den Grenzboten näher gewürdigt hatten. Bueck führte aus:

„Es sei nicht wegzuleugnen, daß die Verteuerung der Lebenshaltung der Arbeiter ihren Grund in den zum Teil übertrieben hohen Zöllen auf Nahrungsmittel habe. Das habe zu einer fortgesetzten Steigerung der Löhne geführt; nunmehr aber sei die Industrie in dieser Beziehung an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. In maßgebenden industriellen Kreisen sei daher ernstlich erwogen worden, bei der konservativen Partei auf Herabsetzung der Lebensmittelzölle hinzuwirken, wozu die Vorbereitungen zum neuen im Jahre 1917 festzustellenden Zolltarif Gelegenheit böten, und das um so mehr, als sich die Landwirtschaft in unbedingt günstiger Lage befinde. Es könne auch keinem Zweifel unterliegen, daß die ganze,

gegenwärtig so überaus unbefriedigende politische Situation sich mit einem Schlage günstiger gestalten würde, wenn die Vertreter der Landwirtschaft jetzt aus eigener Initiative mit Zugeständnissen in dieser Richtung hervortreten wollten. Leider habe der Abgeordnete Dr. Hahn, einer der einflußreichsten Führer des Bundes der Landwirte, im Reichstag jede Hoffnung auf Entgegenkommen vernichtet, indem er sogar eine Erhöhung der Ergänzung der landwirtschaftlichen Zölle für unbedingt notwendig erklärte. Dr. Hahn habe auch für jeden, der zu hören bzw. zu lesen verstehe, unumwunden zu verstehen gegeben, daß wenn die Erhöhung und Ergänzung nicht erfolgen sollte, sich der Bund der Landwirte ebenso wie 1902 mit äußerster Feindseligkeit gegen die Industriezölle auflehnen würde."

Wir wiesen schon damals darauf hin, daß ein Zusammengehen der schweren Industrie mit dem Bunde der Landwirte unmöglich sein werde, wenn der Landbund fortfährt, einer Verteuerung der Lebensmittel das Wort zu reden. Die Schwerindustrie wie überhaupt jede für den Export arbeitende Industrie hat unter den Teuerungsverhältnissen schwerer zu leiden als der Großgrundbesitz. Sie bedingen eine außerordentliche Erhöhung der Arbeiterlöhne, unter der die Landwirtschaft nicht ganz in demselben Maße zu leiden hat, da sie durch Naturalleistungen einen Ausgleich schaffen kann.

Natürlich haben diejenigen Gewerbetreibenden, die von der erneuten Verteuerung der Lebensmittelbedürfnisse am meisten betroffen werden sollen, auch am stärksten dagegen Protest erhoben, und es sind damit auch alte freihändlerische Ideen an die Oberfläche gekommen, für die die wirtschaftliche Praxis des Reiches eigentlich kaum noch einen Boden haben sollte. Man wird sie indessen hauptsächlich als Gegengewicht gegen die Übertreibungen der Hochschutzzöllner aufzufassen haben und braucht ihnen vorläufig eine weitergehende Bedeutung nicht beizumessen. Wichtiger und den Hochschutzzöllnern auch unangenehmer sind aber jene Bestrebungen, die mit praktischen Mitteln einen praktischen Ausgleich suchen. Das sind jene Kreise, die der Hansabund bei sich vereint. Darum richtet sich auch die Hauptabwehr der Landbündler nicht gegen die freihändlerischen Utopisten, sondern gegen diesen Hansabund, dessen Wirksamkeit man aber um so eher unschädlich zu machen hofft, je mehr man ihm das Eintreten für Abschaffung der Zölle unterschiebt. In Wirklichkeit liegt die Sache aber doch etwas anders. Selbst der freihändlerischer Tendenzen stark verdächtige Freisinn hat sich längst auf den Boden der Praxis gestellt, und Dr. Pachnicke konnte am 26. Oktober 1911 im Reichstage erklären, „dem Handelsvertrage haben wir zugestimmt und werden unter ähnlicher Voraussetzung auch künftig unsere Zustimmung erteilen". Auch Geheimrat Rießer hat bald darauf ausdrücklich festgestellt, daß der Hansabund für jeden Schutz der Landwirtschaft eintreten werde, der sich nur irgendwie mit dem Interesse von Industrie, Gewerbe und Handel verträgt, der den Abschluß von Handelsverträgen zuläßt. Bei ähnlichen Verhältnissen, wie sie im Jahre 1902 herrschten, würde auch ähnlichen Handelsverträgen zugestimmt werden, und Fehler, wie sie die Caprivischen Handelsverträge ohne Frage enthielten, sollten nicht von neuem begangen werden. Hieraus spricht meines Erachtens in erster Linie das gesunde Bestreben, den

inneren Markt gesund zu erhalten, nicht aber die Landwirtschaft zu bekämpfen. Da es aber klar ist, daß in einem Lande, in dem etwa 27 Prozent der Bevölkerung im landwirtschaftlichen Gewerbe seinen Hauptverdienst findet, die Landwirtschaft kaufkräftig erhalten werden muß, damit Handel und Industrie bestehen können, dürfte auch der Hansabund kaum die Hand zur wirtschaftlichen Schwächung der Landwirte bieten. Kaufkräftig können sie aber nur sein, wenn das Gros der Landwirtschaft mit den Erzeugern auf dem Weltmarkt konkurrieren kann. G. Cl.

„Marokko vor Gericht"

Notwendigkeit der Klage — Das Gerichtsurteil (§ 193) — Die Taktik meiner Gegner — Die Behauptungen der Täglichen Rundschau — Der Charakter der Grenzboten — Der Zeuge meiner Gegner — Dr. Luffts Dementi — Das Gebahren der Postredaktion — Mein Stimmungsbild vom 20. August 1911 — Das Stenogramm als Zeuge

Unter der Spitzmarke „Marokko vor Gericht" wird in der Presse über eine Schöffengerichtsverhandlung berichtet, die am 3. Januar in Berlin meine Privatbeleidigungsklage gegen den verantwortlichen Redakteur der Post, Herrn Müller, zum Gegenstand hatte.

Ich hatte mich seinerzeit nur ungern zur Klage entschlossen, mußte sie aber erheben, da die in Frage kommenden Blätter: Rheinisch-Westfälische Zeitung, Tägliche Rundschau und Post eine Haltung gegen mich annahmen, die geeignet schien, meine Stellung sowohl gesellschaftlich wie als Herausgeber einer der angesehensten Zeitschriften zu untergraben, wenn nicht zu vernichten. Die Gegner haben mir Charakterlosigkeit, Leichtfertigkeit und noch manches andere vorgeworfen, was so etwa das schlimmste ist, das einem an verantwortlicher Stelle stehenden Publizisten nachgesagt werden kann. Die Blätter haben, auch während das Verfahren schwebte, nicht aufgehört, mich zu schmähen. So war ich denn die Klage nicht nur mir selbst, sondern auch meinen Lesern schuldig.

Die Gerichte haben bezüglich der Täglichen Rundschau und neuerdings auch der Post dahin entschieden, daß den von mir angegriffenen Blättern der Schutz des § 193 (Wahrung berechtigter Interessen) zuzubilligen sei, weil aus meinen Worten „Es wird wohl demnächst an der Zeit sein, die Fäden bloßzulegen, die die genannten drei Blätter mit den Herren Mannesmann verknüpfen" der Vorwurf der Bestechlichkeit hergeleitet werden „könnte". Meine Versuche, darzutun, daß in einem politischen Organ doch wohl in erster Linie an politische Fäden zu denken sei, und daß meine ganze Denkweise und Auffassung vom journalistischen Beruf es ausschlössen, ich hätte auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit einer materiellen Verbindung, also einer Bestechung gedacht, ist mir vereitelt worden, indem auch gegenüber der Täglichen Rundschau in die Beweisaufnahme gar nicht eingetreten wurde. Ich möchte darum an dieser Stelle ausdrücklich und wiederholt betonen, daß es mir fern lag, irgend eines der Blätter der Bestechlichkeit zu zeihen, und daß auch solches aus dem

Zusammenhang meiner Artikel während der Marokkokrise nicht gefolgert werden kann.

Die Taktik der angegriffenen Blätter richtete sich indessen darauf, dasjenige, was ich wirklich behauptet hatte, daß sie nämlich die öffentliche Meinung irreführten, in den Hintergrund zu drängen, um so einer öffentlichen Erörterung darüber zu entgehen. Sollte der Verlauf des Prozesses in Essen mir die Gelegenheit geben, in dieser Beziehung nachzuholen, was bisher aus von mir unabhängigen, prozessualen Gründen unterbleiben mußte, so werde ich mit den nötigen Beweisen nicht zurückhalten. Keines der beiden Blätter hat auch nur den Versuch gemacht, meinem Vorwurf sachlich näher zu treten. Beide beschränken sich darauf, auch während des gerichtlichen Verfahrens, mich und meine Zeitschrift schädigende Schimpfereien zu veröffentlichen, und statt die ihnen gemachten Vorwürfe zu entkräften, zogen sie sich, ohne die geringste Rücksicht auf die internationalen, das Ansehen unserer Regierung im Auslande schädigenden Konsequenzen zu nehmen, auf das politische Gebiet zurück. Sie bemühen sich, mit allen Mitteln aus der Angelegenheit eine politische Sensation zu machen und zwar auf Kosten der Regierung, der sie gern ihre eigenen Wünsche, wie die Besetzung Marokkos, als Absicht unterschieben möchten. Schon vor Weihnachten verkündeten meine Gegner, den Prozeß in erster Linie dazu benutzen zu wollen, um nichts weniger zu erreichen, als Herrn v. Kiderlen aus seinem Amte zu entfernen. Doch um ihre eigene Agitation zu bemänteln, hat die Tägliche Rundschau die Stirn, zu behaupten, ich sei es gewesen, der den Staatssekretär in das gerichtliche Verfahren hineingezerrt habe!

Die Möglichkeit, einen einfachen Beleidigungsprozeß zu einem politischen auszugestalten, ist meinen Gegnern gegeben durch die zwischen Herrn v. Kiderlen und dem Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes schwebenden Mißverständnisse. Die Grenzboten haben mit diesem Streit nichts zu tun. Sie sind weder das Leiborgan des Herrn v. Kiderlen, noch von diesem jemals zu irgendeiner Aktion politischer oder persönlicher Art aufgefordert worden. Die Tägliche Rundschau behauptet zwar, Herr v. Kiderlen sei durch mich über die von Herrn Rippler organisierte Journalistenversammlung unterrichtet worden; doch das ist unwahr! Ich kenne die Quellen nicht, wenigstens nicht alle, aus denen ein Staatssekretär des Auswärtigen Amts sich über Vorgänge im deutschen Inlande unterrichtet. Das aber kann ich behaupten, daß Herr v. Kiderlen über jene Versammlung bereits orientiert war, als ich im Spätherbst das erste Mal Gelegenheit hatte, mit ihm darüber zu sprechen. Somit steht wohl auch fest, daß Herr v. Kiderlen Gelegenheit hatte, die entsprechenden Angaben der Grenzboten aus amtlichem Material nachzuprüfen, ehe er in der Reichstagskommission auf den Artikel der Grenzboten hinwies. Weiter wird behauptet, mein Artikel in Heft 36 habe vor seinem Erscheinen Herrn v. Kiderlen zur Begutachtung vorgelegen oder sei gar von ihm inspiriert worden. Auch hierzu kann ich versichern, daß diese Behauptungen von A bis Z unwahr sind. Die

Grenzboten sind ein von der Regierung wie von den Parteien oder Verbänden unabhängiges Organ. Sie vertreten eine nationale Politik, die sich stützt auf die besten Informationen, die wir uns zugänglich zu machen in der Lage sind. Diese gewissenhafteste Benutzung aller Quellen hat die Grenzboten ebenso wie die meisten ernsthaften Blätter, die sonst auch die größten Aufwendungen geistiger und materieller Natur machen, um die auswärtige Politik allseitig beurteilen zu können, im allgemeinen auf die Seite des Herrn v. Kiderlen gebracht, auch wenn sie sich genötigt sahen, in Einzelfragen an der Tätigkeit des Staatssekretärs Kritik zu üben. Meinen Gegnern ist diese Haltung der ernsthaften Presse bei ihren Kriegstreibereien natürlich unangenehm gewesen, und da wurden wir alle in Bausch und Bogen den Lesern als „offiziös" und damit als unselbständig im Urteil verdächtigt.

Dementsprechend ist auch das Auftreten der Gegenpartei bei meinem Prozeß gegen die Post und ihre Berichterstattung über den Prozeß ausgefallen. Der gegnerische Rechtsbeistand gab sich nicht die geringste Mühe, meine Behauptung bezüglich der Beeinflussung durch die Mannesmann zu widerlegen, glitt vielmehr graziös daran vorbei und ging direkt auf den Streit des Herrn Claß mit dem Leiter der auswärtigen Politik ein, indem er die durch den Staatssekretär längst widerlegten Behauptungen des Herrn Claß unter Beweis stellte. Natürlich ließ sich der Richter nicht darauf ein, da diese Angabe mit meinem Privatbeleidigungsprozeß nichts zu tun hatte. Aber die Strafe folgte auf dem Fuße: der von Rechtsanwalt Bredereck hierfür als Zeuge benannte Redakteur der Post, Herr Dr. Lufft, setzte den Behauptungen meiner Gegner in der Norddeutschen Allgemeinen ein glattes Dementi entgegen!

Sehr zutreffend schreiben die Hamburger Nachrichten hierzu:

„Wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob die Behauptungen der Gegner des Staatssekretärs überhaupt zutreffen oder auf Mißverständnissen beruhen. Selbst ein so marokkofreundliches Blatt wie der Hannoversche Courier muß einräumen, daß ihm von den amtlichen Stellen immer erklärt worden sei: ‚Wir denken an keine Festsetzung im Susgebiet, und es wäre nützlich, wenn vor übertriebenen Vorstellungen nach dieser Richtung gewarnt würde.' Wie dem aber auch sei, wir müssen im vaterländischen Interesse Einspruch dagegen erheben, daß die seinerzeit im deutschen Auswärtigen Amte an die Pressevertreter erteilten Auskünfte nachträglich zum Gegenstand von Rekriminationen und Gerichtsverhandlungen gemacht werden. Wem soll damit gedient werden? Wenn das Auswärtige Amt seinen Zweck erreichen wollte, blieb ihm kaum etwas anderes übrig als so zu verfahren, wie es tatsächlich geschehen ist. Vielleicht hat es dabei den Fehler begangen, den Patriotismus der betreffenden Herren höher einzuschätzen als ihre persönliche Eitelkeit, oder sagen wir lieber: ihre Empfindlichkeit."

Von der Post und der Täglichen Rundschau in der diesen Blättern eigenen Tonart zurückgewiesen, ergreift Herr Lufft noch einmal in der Deutschen Tageszeitung das Wort und erklärt:

„Es handelt sich um ein oder zwei ganz kurze Telephongespräche am Abend des 30. Juni. Herr Legationsrat Heilborn sagte mir, ich möchte vor allem auf den Wert Agadirs und seines Hinterlandes für landwirtschaftliche Siedelungen, als Absatzgebiet für unsere Industrie und als Bergwerksgebiet hinweisen. Auf meine Anfrage, ob für den von Herrn Dr. Pohl bereits

vorher, aus mir unbekannten Quellen vorbereiteten Artikel über die Kreuzerfahrt nach Agadir der Titel ‚Die Besetzung Agadirs' nicht zu weitgehend sei, wurde mir der abschwächende Titel ‚Die Landung in Agadir' genannt.

Herr Legationsrat Heilborn sagte mir ferner, wir möchten uns nicht unbedingt festlegen. Ich faßte diese Äußerung nicht nur als eine selbstverständliche formale Sicherungsmaßnahme auf, sondern sah darin eine Bestätigung meiner Ansicht, daß die Agadirfrage nicht eine nebensächliche koloniale Frage, sondern die Aufrollung der europäischen Frage sei; und dies alles und nichts anderes wurde von mir dem mir unterstellten Redakteur Herrn Müller und dem Herrn Dr. Pohl gesagt. Für Entwicklung politischer Programme war in dem kurzen, ganz sachlichen Telephongespräch überhaupt kein Raum. Etwas ganz anderes ist natürlich die Frage, wie ich die Entsendung des „Panther" nach Agadir aufgefaßt habe. Daraus — aber nicht aus dem Telephongespräch mit Herrn Legationsrat Heilborn — hatte ich (!) die Überzeugung gewonnen, daß man bei uns weniger zur Besetzung Westmarokkos als zum Kriege entschlossen war. Diese Überzeugung hatte mit den wenigen kurzen sachlichen Bemerkungen des Herrn Legationsrats Heilborn gar nichts zu tun und wurde auch — ich pflege mich nicht undeutlich auszudrücken, von meiner Seite niemals mit ihnen vermengt. . . ."

Die Erklärungen des Herrn Lufft werfen ein so grelles Licht auf das Gebaren der Post-Redaktion während der Marokkokrise, daß schon dieser eine Fall genügen sollte, um von einer Irreführung der öffentlichen Meinung sprechen zu dürfen. Sie zeigen so recht, wie die Politik der Post entstand. Da wurden Wahres und Falsches, Fremdes und Eigenes, Phantasie, Wünsche, Hoffnungen zu einem Ragout zusammengebraut und als Meinung oder Absicht der amtlichen Stellen dem geduldigen Leser vorgesetzt, andersdenkende aber, die zu Ruhe und Vorsicht gemahnten, als offiziöse Schelmen gebrandmarkt! Die durch Luffts Ausführungen geschilderte Stimmung herrschte nun nicht nur in der Post; sie herrschte während des abgelaufenen Sommers auch in bestimmten anderen Berliner Redaktionen und in gewissen politischen Kreisen. Daß die Grenzboten ein durchaus richtiges Bild von den Stimmungen hatten und auch die Gefahr erkannten, die daraus dem Lande erwachsen konnte, davon gibt Zeugnis meine eigene Niederschrift, die vierzehn Tage vor den Ausführungen in Heft 34 vom 20. August erschien, durch die ich die drei Blätter beleidigt haben soll:

„Leider wird die Tätigkeit der deutschen Diplomatie, so schrieb ich, durch die Stellungnahme der nationalen Presse in Deutschland im Marokkohandel empfindlich beeinträchtigt. Ich verkenne durchaus nicht den Wert, den besonders die in der Presse zutage getretene Einmütigkeit im Hinblick auf die innerpolitische Lage hat, aber ich möchte sie auch nicht überschätzt wissen; ich kann nicht glauben, daß sie einen günstigen Einfluß auf die deutsch-französischen Verhandlungen ausübt. In unserer Presse kommt vielfach eine Stimmungsmache beteiligter Kreise zum Ausdruck, die wahrscheinlich nicht hätte so verheerend wirken können, wenn überall die verantwortlichen Persönlichkeiten in den Redaktionen am Platze gewesen wären. Aber wie es so der Sommer mit sich bringt: die Chefs weilen in den Ferien, die saure Gurke regiert. Das beste Beispiel für die Richtigkeit meiner Auffassung liegt in der geradezu unverständlichen Entgleisung der Post, die deren Herausgeber gern ungeschehen machen würde. Solche an Gewissenlosigkeit streifende Fehler sind seitens der deutschen Presse zu Dutzenden begangen worden, und der Katzenjammer wird wahrscheinlich nicht ausbleiben, auch bei den Lesern nicht, die sich dem Taumel der Presse widerstandslos hingegeben haben."

Zur weiteren Kennzeichnung möchte ich heute nur noch einen Fall erwähnen, der geradezu wie ein Kuriosum wirkt. Ein sehr bekannter Politiker — kein Journalist — war im Juni bei Herrn von Kiderlen und verbrettete im Anschluß an seine Unterredung, die Regierung sei fest entschlossen, sich in Marokko festzusetzen und zwar selbst auf die Gefahr eines Krieges hin. Bei seinen Angaben stützte der betreffende Herr sich auf ein Stenogramm, das er gleich nach der Unterredung niedergeschrieben habe. Als dann die Differenzen zwischen Alldeutschen und Regierung ausgebrochen waren und unheilvoll zu wirken begannen, da wurde der Herr von seinen Freunden aufgefordert, das Stenogramm vorzulesen. Was stellte sich heraus? Das Stenogramm war gerade im entgegengesetzten Sinne von dem aufzufassen, was der Herr als „Absicht des Staatssekretärs" verbreitet hatte! Der Herr hatte, da er in den kritischen Tagen mit vielen Personen gesprochen, die Angaben des Staatssekretärs mit denen einer anderen Persönlichkeit verwechselt und darüber vergessen, was er selbst niederschrieb! Das war nun nicht etwa ein junger Hilfsredakteur, sondern ein viel beachteter und einflußreicher Politiker, dessen Wort etwas gilt. Wer weiß, wie in den Monaten vor Abschluß des Marokko-Vertrages Politiker und Redaktionen von allerhand Menschen bestürmt wurden und welche Nachrichtenfabrikation stattfand, der wird vielleicht verstehen, daß solche Vermengungen möglich sind. Der Psychologe fände jedenfalls ein Material zu einem Aufsatze über Massenpsychose, wie es sonst nicht so leicht zusammengebracht wird.

Hiermit möchte ich es für heute genug sein lassen, da ich mich am 19. dieses Monats vor dem Schöffengericht zu Essen wegen „Beleidigung der Rheinisch-Westfälischen Zeitung" zu verantworten habe. Mit Rücksicht auf die Aufforderung der Deutschen Tageszeitung, den Streit aus patriotischen Gründen zu schließen, sei nur noch bemerkt, daß es im gegenwärtigen Stadium des Prozesses nicht in meiner Macht liegt, entsprechende Schritte zu unternehmen. Bisher haben ausschließlich meine Gegner das politische Motiv in die Verhandlung gebracht, nicht ich.

G. Cleinow

Wiener Brief

Das Budgetprovisorium — Graf Aehrenthal und der Kriegsminister — Friedensliebe des Thronfolgers — Österreich während der Marokkokrise — Aehrenthal und von Tschirschky

Wir stehen bei Beginn des neuen Jahres im Zeichen der Provisorien; in Österreich ist ein Budgetprovisorium angenommen worden, in Ungarn, und schließlich für die gemeinsamen Angelegenheiten ein viermonatliches noch knapp vor Jahresschluß durch die Delegationen. Man ist beinahe schon stolz darauf, daß man hüben, drüben und in der gemeinsamen Wirtschaft wenigstens auf Grund parlamentarischer Ermächtigungen wirtschaftet und nicht im „exlex" oder mit dem § 14. Man muß nun freilich schon recht bescheiden sein, um sich darüber zu freuen; unter Umständen ist ja ein Provisorium kein Unglück, wenn es eine Episode in einer sonst geordneten Wirtschaft bedeutet; wenn es aber

zur Regel wird, dann steigert sich das Übel, je länger es dauert. Und es ist überdies wiederum ein Symptom provisorischer Zustände auf Gebieten des Staatslebens, die noch weit größere Bedeutung haben, als das Budget und was damit unmittelbar zusammenhängt.

Das hat die kurze Vorsession der Delegationen so recht deutlich gezeigt; der Minister des Äußeren, Graf Aehrenthal, und der Kriegsminister, von Auffenberg, halten Exposés, die selbst wenn man die Verschiedenheit der Klangfarbe, mit der ein Diplomat und ein Soldat kraft ihres Berufes sprechen, in Rechnung zieht, doch zueinander passen, wie die Faust aufs Auge. Das merkwürdigste dabei ist, daß Graf Aehrenthal das Exposé des Kriegsministers vorher gekannt und mindestens keine Einwendungen dagegen erhoben hat — vermutlich in der Annahme, der Kriegsminister werde sich dadurch in seiner Stellung mindestens nicht befestigen. Nun lasse man einmal die Ereignisse der letzten neun Monate Revue passieren. Im vergangenen Frühjahre zogen der Minister des Äußeren und der verflossene Kriegsminister Schönaich so ziemlich am selben Strange; der Chef des Generalstabs, Conrad von Hötzendorf war der beiden Antagonist und hatte den Thronfolger zum mächtigen nnd manchmal doch recht ohnmächtigen Protektor. Im Sommer fällt Schönaich und nach langem Schwanken wird er durch den Kandidaten des Thronfolgers und Freund und Gesinnungsgenossen Conrads, General von Auffenberg, ersetzt. Aehrenthal hat sich für Schönaich eingesetzt, der Sturz Schönaichs bedeutet für ihn eine Niederlage, man nimmt allgemein an, daß nun bald die Reihe an ihn kommen werde. Auf einmal wendet sich das Blatt, und nicht Aehrenthal ist das nächste Opfer, sondern Conrad, der doch eben erst durch den neuen Kriegsminister Verstärkung erhalten hatte; der Zwiespalt der Richtungen bleibt aber bestehen und wird nun, wo es wirklich nichts mehr zu verheimlichen gibt, durch die Exposés in den Delegationen gewissermaßen protokollarisch festgelegt. Kein Geheimnis ferner, daß während der kurzen Vorsession der Delegation einflußreiche Kreise nicht erfolglos an der Arbeit waren, dem Grafen Aehrenthal mindestens in der österreichischen Delegation eine ablehnende Aufnahme zu bereiten, was natürlich in der ungarischen ein Grund mehr für ein Vertrauensvotum war.

Nun ist es recht schwer, den Gegensatz der beiden Richtungen auf eine kurze sachliche Formel zu bringen. Daß auch die Partei Conrad Auffenberg mit ihrem hohen Protektor den Krieg mit Italien nicht will, kann man nach der Rede des Kriegsministers, der die Schwächen der österreichischen Armee so offen aufdeckte, doch kaum mehr bezweifeln; anderseits kann man wiederum nicht annehmen, daß es in Österreich einen Minister des Äußeren geben kann, der sich etwa dafür verbürgt, daß Italien unter allen Umständen dem Dreibund treu bleiben werde und jede Bereitschaft militärischer Art dem Bundesgenossen gegenüber Vergeudung sei. Die Gegensätze drehen sich also mehr um die Formen und Einkleidungen und sind überdies sowohl im Ver-

hältnis des Thronfolgers zu Aehrenthal wie anderseits Aehrenthals zu Conrad teilweise persönlicher Natur. Und vielleicht gerade deshalb ist an ihren Ausgleich gar nicht zu denken. In Cis und Trans soll es jetzt aber an die Beratung der Wehrvorlagen gehen; wie dringend mindestens eine Erhöhung des Rekrutenkontingents ist, hat der Kriegsminister ja deutlich genug gesagt. Und gerade nach dieser Rede ist die Tat doppelt nötig, denn sonst wirkt sie ja geradezu wie eine Einladung an die Gegner, den wehrlosen Staat zu überfallen. Ob in Ungarn je die Möglichkeit bestand, die Wehrvorlagen parlamentarisch zu erledigen, mag billig bezweifelt werden; das eine ist aber sicher, daß die Gegnerschaft gegen den jetzigen Kriegsminister, in dem man gleichzeitig den Thronfolger zu treffen hofft, der Opposition den willkommenen Vorwand gibt, ihre Angriffe zu verstärken und daß anderseits die Regierungspartei bei dem latenten Gegensatz, der zwischen dem Ministerpräsidenten Grafen Khuen und dem Kriegsminister besteht, in ihrem Eifer, sich für die Wehrvorlagen in die Bresche zu stellen, nicht bestärkt wird. Ungarische Blätter behaupten daher, daß schon die Haupttagung der Delegationen im März den Kriegsminister nicht mehr auf seinem Posten sehen werde. Hier ist natürlich der Wunsch der Vater des Gedankens; der Kriegsminister war nach der Delegationstagung beim Kaiser, hat ihm offen gesagt, daß er nicht die Gabe habe, zu diplomatisieren und es auch in Zukunft für seine Pflicht halten werde, über den Stand der Armee die Wahrheit zu sagen; der Kaiser hat ihn daraufhin seines vollen Vertrauens versichert. So geht denn das Provisorium weiter, beide Richtungen arbeiten im gemeinsamen Ministerium neben- und gegeneinander, und so wie die Dinge heute stehen, ist die Wahrscheinlichkeit, daß Graf Aehrenthal zuerst das Feld räumen wird, größer, als ein Scheiden des Kriegsministers.

In diesen Streit ist in gewisser Art auch das Deutsche Reich einbezogen worden; ein großer Teil der reichsdeutschen Presse hat sich über die laue Haltung Österreichs während der Marokkokrise beklagt, und da man weiß, daß gerade auch der Thronfolger an diesem Verhalten Anstoß nahm, so trifft der Vorwurf direkt den Grafen Aehrenthal. Die Haltung des Thronfolgers einerseits, der reichsdeutschen Presse anderseits hat wieder ihre Rückwirkungen auf die Delegierten. Daß der Sprecher der Christlich-Sozialen, Baron Fuchs, lediglich den Impulsen seines Herzens gefolgt ist, als er eine Vertrauenserklärung für den Grafen Aehrenthal ablehnte, ist ganz ausgeschlossen; der Redner des Nationalverbandes, Lecher, behandelte zwar den Grafen Aehrenthal ziemlich freundlich und ließ nur sanften Tadel wegen seiner kühlen Haltung zum Deutschen Reich durchklingen, aber durchaus nicht alle Klubgenossen stehen auf diesem Standpunkt und bei der Hauptverhandlung der Delegationen wird dies auch deutlich zum Ausdruck kommen. Der Tscheche Masaryk spielte auch auf Unstimmigkeiten an, die zwischen dem Grafen Aehrenthal und dem deutschen Botschafter v. Tschirschky vorhanden sein sollen.

Es liegt nun gewiß kein Anlaß für das Deutsche Reich vor, sich in die inneren Kämpfe in Österreich-Ungarn einzumischen und etwa für die Aehrenthal- oder für die Thronfolgerpartei einzutreten. Zwei Dinge wird man aber doch im Auge behalten müssen: bei dem hohen Alter des Kaisers ist natürlich ein baldiger Thronwechsel eine menschliche Möglichkeit, mit der jedermann rechnen muß. Daß die Ministerschaft des Grafen Aehrenthal diesen Thronwechsel nicht um einen Tag überleben würde, ist ebenfalls gewiß. Beim Thronfolger bestehen aber die besten Gesinnungen in bezug auf das Bündnis und er hegt sehr freundschaftliche Gefühle für den deutschen Kaiser; es ist zweifellos ein hohes Verdienst unseres Kaisers, ein so freundschaftliches Verhältnis zum künftigen Träger der Habsburgerkrone geschaffen zu haben. Es wäre also jedenfalls durchaus verfehlt, wenn die deutsche amtliche Politik, aber auch die öffentliche Meinung, sich irgendwie für das Verbleiben Aehrenthals einsetzen oder ihn für eine Gewähr der Bundestreue ansprechen würde; in der Tat kommt man ja kaum in diese Versuchung. Das Zweite ist: wir haben das größte Interesse daran, daß die Wehrreform oder mindestens die Verstärkung des Rekrutenkontingents in Österreich möglichst rasch durchgeführt wird und wir einen wirklich wehrhaften Bundesgenossen besitzen. Gelingt es dem Grafen Aehrenthal und seinen Mitarbeitern (dem österreichischen und dem ungarischen Ministerpräsidenten) die Wehrvorlagen durchzubringen, — gut; wenn nicht, so wird man sich im Reiche jedenfalls nicht verfassungsmäßige Skrupel machen, wenn mindestens die Rekrutenerhöhung auf irgend eine — sei es auch außerparlamentarische Weise durchgeführt wird, und dann wird der der beste Freund des Deutschen Reichs und des Bündnisses sein, der den maßgebenden Stellen bei diesem Vorgehen den Rücken stärkt. — i —

Bank und Geld

Die Aussichten und Hoffnungen am Jahresanfang — Die politische Lage — Die Börsenhausse am Jahresende — Der Geldmarkt — Die Reichsbank am Jahresende — Die Syndikatserneuerung — Fiskus und Kohlensyndikat — Deutsche und Bergisch-Märkische Bank — Aktienagio und stille Reserven

Das neue Jahr hat sich recht vielversprechend angelassen. Nach der Entwicklung, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse in den letzten Wochen des abgelaufenen Jahres genommen hatten, hält man sich für berechtigt, große Erwartungen auf die weitere Gestaltung der Dinge zu setzen. Der Glaube an einen raschen Aufstieg zu einer wahren Hochkonjunktur ist jetzt nach Beilegung der politischen Differenzen allgemein. Das Verhältnis Deutschlands zu England betrachtet man zwar als unbefriedigend und als eine mögliche Quelle neuer Gefahren, man tröstet sich aber mit dem Gedanken, daß vorläufig ein Anlaß zu Befürchtungen nicht besteht, sondern jenseits des Kanals die Einsicht obsiegen könnte, daß das wirtschaftliche Interesse Englands ein freundschaftliches Verhältnis zu dem deutschen Vetter erfordere. Diesen Standpunkt hat der

Economist, das einflußreichste und angesehenste englische Finanzblatt, schon während der Marokkokrisis mit Nachdruck vertreten, ohne mit dieser Überzeugung durchdringen zu können; es scheint nunmehr aber mit besserem Erfolg die Lehre zu predigen, daß für zwei so gleichmäßig starke wirtschaftliche Konkurrenten es vom Standpunkt der geschäftlichen Logik besser ist, sich in das Geschäft zu teilen, als einen gegenseitigen Vernichtungskampf zu führen. Man kann nicht wissen, ob dieses kaufmännische Prinzip, so richtig es ist und so konsequent es sonst gerade von den Engländern in geschäftlichen Dingen befolgt wird, nun auf die Dauer den Regulator der Beziehungen zwischen beiden Ländern abgeben wird. Garantien für die Zukunft kann es in wirtschaftlichen Dingen ebensowenig wie in politischen geben. Der Kaufmann bedarf ihrer auch nicht. Er trifft keine Dispositionen auf lange Hand; ihm genügt es, die nächste Zukunft überschauen und in sein Kalkül einschließen zu können. Mit dieser Einschränkung kann die augenblickliche internationale Situation als zufriedenstellend bezeichnet werden. Dies um so mehr, als gerade jetzt zu gelegener Zeit die Friedensschalmeien ertönen und mit der nun wohl in Aussicht stehenden Beendigung des tripolitanischen Abenteuers sich die Pforten des Janustempels hoffentlich auf lange schließen werden.

Der Befriedigung über die allgemeine Lage hat die Börse durch eine regelrechte Hausse noch vor Jahresschluß Ausdruck gegeben. Ein sehr ungewöhnliches Vorkommnis, denn in der Regel pflegen sich die Tage zwischen dem Weihnachtsfest und Neujahr durch eine große Zurückhaltung auszuzeichnen. Schon die Geldverhältnisse schieben für gewöhnlich einer spekulativen Bewegung am Jahresschlusse einen Riegel vor. Merkwürdigerweise war es aber diesmal gerade der Geldmarkt, der den Anstoß zu jener Bewegung gab, obwohl die Ansprüche am Jahresende alles Maß überschritten. Aber die Reichsbank hatte an dem Diskontsatz von 5 Prozent festgehalten und sich nicht zu einer Erhöhung drängen lassen, wenn schon die Lage des Geldmarktes eine solche Maßgabe zu fordern schien. War doch der Privatdiskont bis zur vollen Höhe der Bankrate gestiegen, und hatte die Sächsische Bank — auch ein sehr seltenes Ereignis! — selbständig, ohne das Vorgehen der Reichsbank abzuwarten, ihren Zinsfuß auf $5^1/_2$ Prozent erhöht. Man glaubte daher zu der Schlußfolgerung berechtigt zu sein, daß die Reichsbank selbst die Ansprüche nur als vorübergehend ansehe und jedenfalls nicht in ihnen die Folge übermäßiger Kreditwirtschaft erblicke. Daher wurde die Hoffnung auf den billigen Geldstand des neuen Jahres an der Börse schleunigst eskomptiert. Die Gestaltung der Geldverhältnisse hat dieser Auffassung auch recht gegeben. Es hat sich die Erscheinung, welche an den letzten Quartalen regelmäßig zu beobachten war, wiederholt: außerordentliche Ansprüche, ein gewaltiges Anwachsen der Anlagen der Reichsbank, insbesondere des Wechselkontos, dem entsprechend ein riesiges Anschwellen des Notenumlaufs und nach dem Überwinden des Termins ein rascher Rückfluß, insbesondere aber einer mit dem vorherigen Mangel scharf kontrastierenden Geldfülle am offenen

Markt. Die bekannte Verteuerung der Lombardkredite hat auch diesmal genau so gewirkt wie an den beiden vorangegangenen Quartalen. Die Lombardkredite sind gegen das Vorjahr stark zurückgeblieben, die Wechselanlage ist umso schärfer gestiegen, und zwar derart, daß auch die Rekordzahlen des letzten Septemberausweises noch übertroffen worden sind. Nicht weniger als 1793 Millionen betrug das Wechselportefeuille und nicht weniger als zwei und eine viertel Milliarde der Notenumlauf! Um die Bedeutung dieser Zahlen zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Ende 1907, als der Reichsbanksatz auf $7^1/_2$ Prozent stand, das Portefeuille nur 1493 Millionen, der Notenumlauf 1885 Millionen betrug. Der Metallbestand war aber damals um rund 300 Millionen kleiner, denn er hat sich jetzt auf der Höhe an eine Milliarde gehalten. Der Vergleich dieser Ziffern bringt unwiderleglich zum Bewußtsein, wie sehr unsere Volkswirtschaft in den vergangenen vier Jahren erstarkt ist. Die Reichsbank darf sich an dieser Gestaltung der Dinge ein erhebliches Verdienst beimessen. Denn wenn es gelungen ist, unter den überaus mißlichen und bedenklichen Verhältnissen des abgelaufenen Jahres den Metallschatz zu mehren und trotz der so außerordenlich steigenden Ansprüche einen Zinsfuß von 5 Prozent festzustellen, so war dies nur möglich infolge der von der Reichsbank beobachteten Devisenpolitik, welche durch Abgeben fremdländischer Wechsel einem Steigen der Devisenkurse und einem Goldabfluß entgegenwirkte. Es wird sich nun zeigen müssen, ob es gelingt, den Bankzinsfuß wieder den Sommer über auf einem niedrigeren Niveau festzuhalten, oder ob die wachsenden Kreditansprüche der Industrie ein Steigen desselben erzwingen. Ist es richtig, daß wir jetzt an der Pforte zu einer Hochkonjunktur stehen, deren Entfaltung bisher nur durch die politischen Verhältnisse gehemmt wurde, so wird die Rückwirkung auf den Geldmarkt nicht ausbleiben können. An der Stärke und Schnelligkeit dieser Reaktion wird man abmessen können, wann die wirtschaftliche Entwicklung anfängt, gesunde Bahnen zu verlassen. Der Geldmarkt hat sich noch stets als ein untrüglicher Manometer erwiesen. Einstweilen aber liegen noch keinerlei beängstigende Anzeichen vor. Im Gegenteil, trotz der auf das äußerste Maß getriebenen industriellen Anspannung herrscht augenblicklich, wie zuvor erwähnt, jene Geldfülle des Quartalbeginns, welche den Anschein erweckt, als stände das Kapital in unerschöpflichen Mengen den Ansprüchen der Industrie zu Gebote. Wir wissen, daß dies nicht der Fall ist; aber eine Täuschung der Kreditsucher über die Grenze des Erreichbaren könnte durch die scheinbare Fülle des Geldmarktes leicht herbeigeführt werden.

Für die schwere Industrie soll das kommende Jahr endlich die Entscheidung über die Erneuerung der großen Verbände bringen. So schwierig die Verständigung sein mag, sie wird kommen. Schon hat sich der Fiskus mit dem Kohlensyndikat über seinen Beitritt geeinigt, und mit dem Anschluß der gewichtigen staatlichen Interessen erhält das Syndikat ein ganz anderes Schwergewicht und eine andere Basis. Die wirtschaftlichen Gegner der Kar-

tellierung bekämpfen den Beitritt des Staates zu einer auf die Steigerung der Preise gerichteten Koalition. Indessen wird umgekehrt durch die Zugehörigkeit des Staates besser als durch den Erlaß eines Prohibitivgesetzes Gewähr dafür geleistet, daß die Rücksicht auf das Gemeinwohl bei der Preispolitik des Syndikats nicht außer Augen gelassen wird. Für das Syndikat selbst ist schon der bloße Beitritt des Fiskus zweifelsohne ein bedeutungsvoller Anteil. Das Kaligesetz lehrt, welche Mittel schließlich dem Staate zur Verfügung stehen, um widerstrebende wirtschaftliche Interessen, an denen er selbst hervorragend beteiligt ist, auf einer durch das Staats- und Gemeinwohl bedingten Basis zu vereinigen. Freilich ist das Kaligesetz, als ein erster Versuch auf diesem Gebiete, nicht durchweg glücklich geraten. Man darf aber aus den bei diesem Gesetze gemachten Fehlern keinen Grund zu einer prinzipiellen Gegnerschaft herleiten. Denn diese Fehler lassen sich vermeiden; auch liegen die Verhältnisse des Kohlenbergbaus rechtlich anders, als die des Kalibergbaus. Denn bekanntlich hat der Staat sich das Monopol des Kohlenbergbaus für noch nicht verliehene Funde reserviert. Die Mißstände, welche infolge der massenhaften Gründung neuer Kaliunternehmungen entstanden sind, sind daher hier von vornherein ausgeschlossen. Im übrigen aber sind die Voraussetzungen für ein Eingreifen des Staates hier genau so gegeben: auch hier handelt es sich um die Sicherstellung und die zweckmäßige Ausbeutung nationaler Bodenschätze, die zum Vorteil der Gesamtheit verwaltet werden müssen. Dieser Forderung läuft die im Kohlensyndikat bisher befolgte Preispolitik in den oft kritisierten Punkten entgegen: denn weder die starke Belastung des inländischen Konsums durch übertriebene Preise noch die forcierte Ausfuhr zu Schleuderpreisen steht damit im Einklang. Auf der anderen Seite muß ein so außerordentlich wichtiger Zweig der vaterländischen Urproduktion, der nach der Höhe der investierten Kapitalien, der Zahl der in ihm beschäftigten Arme und der Wichtigkeit seines Erzeugnisses an erster Stelle steht, vor den Wechselfällen der internationalen Preiskonjunkturen möglichst geschützt werden. Das führt dann selbst zu dem Gedanken, Produktion und Preis unter Mitwirkung des Staates und zwar direkt im Wege des Gesetzes zu regeln. Die sozialistische Färbung solcher wirtschaftspolitischen Maßnahmen, welche vor vierzig Jahren männiglich entsetzt hätten, schreckt heute niemand mehr. Das Eingreifen des Staats in die wichtigsten wirtschaftlichen Vorgänge und Erscheinungen ist uns eine geläufige und vertraute Tatsache. Ich zweifle daher nicht daran, daß sich die weitere Entwicklung der Syndikatsfrage schließlich in dieser Richtung vollziehen wird.

Die Deutsche Bank beabsichtigt anscheinend eine Kapitalserhöhung zu dem Zwecke, die Bergisch-Märkische Bank in sich aufzunehmen. Das Aktienkapital derselben befindet sich zum größten Teil bekanntlich in ihren Händen. Das Projekt ist auffällig. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß die Deutsche Bank lediglich des Prestiges halber, um auch der Höhe des Aktienkapitals nach den ihr gebührenden ersten Rang unter den deutschen Banken wieder einzu-

nehmen, eine solche Transaktion in die Wege leiten würde. Das erschiene als kleinlicher Ehrgeiz, den das Institut anderen überlassen kann. Auch die Erfahrung der doppelten Steuerzahlung an den Staat wird kaum den Plan erklären können. Aber die stillen Reserven, welche durch die Fusion frei werden? Sie sind recht bedeutend, denn die Aktien der Bergisch-Märkischen Bank stehen bei ihr (weil seinerzeit mit dem Agio der eigenen Aktien bezahlt) unter Pari zu Buch bei einem Kurse von 150 Prozent. Bei einem Bestand von 50 bis 60 Millionen können also leicht 30 bis 40 Millionen frei werden. Warum ist aber die Mobilisierung dieser Reserven angezeigt? Man macht doch solche stillen und unkontrollierbaren Rücklagen nur flüssig, wenn man sie zu verwenden wünscht. Es müßten also außerordentliche Abschreibungsbedürfnisse bei der Deutschen selber oder der Bergisch-Märkischen Bank vorliegen, die einen solchen Wunsch aufkeimen ließen. Die Öffentlichkeit wird darüber Näheres kaum erfahren. Eine geschickte Verwendung des Aktienagios ist eines der hervorragendsten Requisiten moderner Finanzkunst.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., —— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ——

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

UNIV. OF CALIFORNIA

Der Schutz der deutſchen Küſte

Zu der Reihe fremdſprachlicher Ausdrücke, für die uns ein entſprechend deutſches Wort fehlt, gehört unter vielen anderen auch das engliſche „scaremonger“, ein Wort, dem, ſeit die deutſche Invaſion unbegreiflicherweiſe in den engliſchen Köpfen ſpukt, jede Zeitung jenſeit des Kanals ihre Spalten öffnet. Wir Deutſchen kennen im politiſchen Leben das Wort „Unheilskrämer“ nicht; wahrſcheinlich fehlt es uns, weil wir uns ſtark genug fühlen, es daher nicht benötigen, und ſomit für die breiteren Schichten des Volkes kein Bedürfnis vorliegt, ein Sonderwort zu prägen für Leute, die überall, auch da, wo es nicht nötig iſt, eine dem Reiche drohende Gefahr wittern und mit dieſem Wittern hauſieren gehen.

Der Ernſt der letzten Monate, mit ſeinen Überfallsgerüchten und den Spionageprozeſſen, hat manchem ruhig Denkenden den Kopf verwirrt. Auch Geſchehniſſe, wie ſie ſich immer einmal ereignen, ohne daß man ſie in ruhiger Zeit für bedeutend genug hält, ſich des längeren mit ihnen zu beſchäftigen, ſind in der Öffentlichkeit aufgebauſcht und zu Ereigniſſen geſtempelt worden, die Einfluß haben könnten auf des Reiches Wohl und Wehe. Mit Recht haben die mehrfachen Spionageprozeſſe die öffentliche Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit erregt. Es haben aber auch deutſche Männer ihre Stimme erhoben, zum Teil ſogar Bürger von Marinegarniſonen, und ſind hauſieren gegangen mit einer zu weit getriebenen Furcht vor engliſcher Spionage und mit ihrer Sorge, der Gegner könne unſere ungenügend geſchützten Küſten überrumpeln, die Reichsregierung ſei mit ihrer Wehrpolitik auf falſchem Pfade.

Wird ſolchem Rufen nicht widerſprochen, dann muß auch der ruhig Denkende kopfſcheu werden. Ein Land, das ſeiner Kraft ſich bewußt iſt, bedarf der scaremongers nicht. Der Starke findet noch hinter hölzerner Tür erquickenden

TO VIAU
AIMOTJIAO

Schlaf, wo der Schwache hinter eiserner Pforte zittert. Nachdem in den letzten Wochen die Wogen der Erregung so hoch gegangen sind, erscheint ein klärendes Wort am Platze. Ein kurzer Blick auf unsere Küsten soll zeigen, ob sie genügend geschützt sind.

Die Ostsee.

Die Bedeutung der unsere Küsten umspülenden Meere hat in der Geschichte oft geschwankt. Jahrhundertelang haben Schweden und Dänemark, gelegentlich auch Rußland, um das dominium maris baltici gerungen. Seit Aufhebung des Sundzolls im Jahre 1857 galt die Ostsee allgemein als offenes Meer. Völkerrechtlich wird ihr auch in Zukunft dieser Zustand nicht abgesprochen werden können. Wohl aber mag die immer weiter fortschreitende Vervollkommnung der Mittel des Kleinkrieges es mit sich bringen, daß die Ostsee, rein militärisch betrachtet, einem Nichtanwohner gegenüber allmählich den Charakter eines mare clausum annehmen wird. Die navigatorische Schwierigkeit der Beltpassage sowie die leichte Möglichkeit, Sund und Belte durch Minen zu sperren, durch Torpedoboote und Unterseeboote zu bewachen, geben der Ostsee einen beträchtlichen Schutz vor einem westlichen Gegner. Wenn man trotzdem nicht unterlassen hat, den alten Kieler Befestigungen auch moderne hinzuzufügen, die dem Angriff einer starken Flotte mit Erfolg Widerstand leisten können, so entspricht dies der Bedeutung des Ortes als Ausrüstungsplatz und Liegehafen. Im übrigen bürgt die verhältnismäßige enge Einfahrt zum Kieler Hafen, bürgen nach Osten die Defilées bei Fehmarn und Adler-Grund, nach Norden die in den Belten und im Sund für eine genügende Sicherheit dieses schnell emporgeblühten Kriegshafens, der durch die Anwesenheit dreier großer Schiffsbauwerften noch besondere Bedeutung erhält. Die wichtigen Ostseehandelsplätze Stettin, Danzig, Königsberg sind durch ältere Werke und ihre Unterwasserverteidigung gegen handstreichartige Unternehmungen hinreichend geschützt. Für unseren Seehandel wird die Ostsee mit Hilfe Neutraler im Kriege eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Ihr Wert wird wachsen, und es wird vielleicht die Zeit kommen, wo man dem Ostseeküstenschutz erhöhte Aufmerksamkeit wird zuwenden müssen, wenn z. B. Rußland den Wunsch, sich eine neue Seemacht zu schaffen, einmal wird in die Tat umgesetzt haben, falls nicht die zu erwartende Konsolidierung der Ostseemächte eintreten sollte.

Der Kanal.

Die verschiedentlich geäußerte Befürchtung, die deutsche Marine sei nicht schlagfertig, ehe der Erweiterungsbau des Kaiser-Wilhelm-Kanals beendet sei, entspricht nicht den Tatsachen. Der Kanal ist für alle Schiffe der Hochseeflotte, mit Ausnahme der Linienschiffe der Nassau- und Ostfriesland-Klasse sowie der Panzerkreuzer „Moltke" und „Von der Tann" jederzeit befahrbar. Die zurzeit noch nicht beendete Verbreiterung des Kanals, die mit Rücksicht auf die wachsende Größe der Handels- und Kriegsflotte unabweisbar war, und die die Hilfsmittel des

Kieler Kriegshafens an den Kampfplatz in der Nordsee anschließen soll, ist somit, seit das erste Geschwader dauernd in der Nordsee stationiert ist, für eine eventuelle deutsche Kriegführung nicht von der militärischen Bedeutung, die ihr gelegentlich beigelegt ist.

Durch entsprechende Dispositionen kann dieser vorübergehende Nachteil kompensiert werden. Dies um so mehr, als in Jade, Weser und Elbe ausreichend große Docks vorhanden sind, um etwa havarierte Schiffe auch der Nassau- und Ostfriesland-Klasse aufzunehmen.

Die Nordsee.

In seinem Buche „Politik und Seekrieg" meint der Verfasser Linienschiffskapitän v. Labrés, künftige maritime Operationen gegen Deutschland würden sich in der Ostsee abspielen; denn die sandige Flachküste der Nordsee sei, soweit sie deutsches Gebiet wäre, unangreifbar. Die deutschen Flußmündungen fänden durch die vorgelagerten ostfriesischen Inseln und durch weit in See reichende Dünen und Bänke einen vorzüglichen, natürlichen, durch starke Befestigungen ergänzten Schutz. Deutschland verfüge auf diese Weise über eine Reihe geradezu unangreifbarer Ausfalltore, wie die Ems, den Jadebusen mit Wilhelmshaven und die Mündungen der Weser und Elbe, während das gleichzeitig stark befestigte Helgoland als vorgeschobener Posten, als Signalstation und als Aufnahmehafen für Torpedobootsflottillen zu betrachten sei. Diese vorzüglich gesicherte Küste fände nach Norden ihre Fortsetzung in der flachen Küste Schleswig-Holsteins, der die vorgelagerten nordfriesischen Inseln und zahlreiche sonstige Schiffahrtshindernisse einen ausreichenden Schutz verliehen. Soweit der österreichische Seeoffizier. — Man würde dem, was er über die „Selbstverteidigung" der deutschen Nordseeküsten sagt, zustimmen können. Man wird sich aber darüber klar werden müssen, daß nicht nur der Schutz der Küste selbst, die Landungsfreiheit, Aufgabe der deutschen Wehrmacht zur See ist, sondern daß die Herstellung der Blockadefreiheit, der ungehinderte Zugang zu den Zentralstellen des Handels auch im Kriege, und gerade im Kriege, Zweck und Ziel der deutschen Seerüstung sein muß. Diese beiden Punkte sollen im folgenden nacheinander behandelt werden.

Angriffsobjekt kann sein die Elbe mit Hamburg und dem westlichen Kanaleingang bei Brunsbüttel, die Weser mit Bremen, die Jade mit Wilhelmshaven, die Ems mit Emden, endlich Helgoland und die friesischen Inseln.

Wer einmal mit der „Cobra" von Cuxhaven nach Helgoland gefahren ist, dem werden die an verschiedenen Stellen bald hoch, bald nur noch ganz wenig aus dem Wasser herausragenden Masten untergegangener Schiffe nicht entgangen sein, die zu beiden Seiten der durch das gelbe Wasser der Elbe sich zickzackartig hindurchschlängelnden, schmalen Fahrwasserrinne zu sehen sind. Sie alle trieb der in der Elbe bis zu drei Sekundenmetern in der Stunde in verschiedener Richtung setzende starke Strom; die häufig dort stehende schwere

See warf sie, wenn ein der ständig dort sich ändernden und wandernden Untiefen Unkundiger führte, auf eine Sandbank, die das so leck gewordene Schiff nicht wieder losließ, sondern seinen Rumpf bald einhüllte in schnell sich türmenden Treibsand. Nur der kundige Lotse findet hier, selbst wenn alle Tonnen und Seezeichen liegen oder des Nachts alle Feuer brennen, stromabwärts nach dem Feuerschiff Elbe I. Um so schwieriger wird die Fahrt, wenn die Seezeichen entfernt oder verändert werden. Darum verschlangen die Hafenanlagen von Cuxhaven und von Wilhelmshaven so hohe Summen, weil Flut und Ebbe, weil ein ewig wechselnder Strom, weil eine Unzahl wandernder Sinkstoffe und schließlich ein schlickiger und schlammiger Boden keinen festen Grund finden ließ für die Steinmassen des Molenbaus.

Vor etwa fünfzig Jahren begann man in Preußen mit den Vermessungen der Jade. Wer einmal einen Blick in die Karten getan, die die Jade zu den verschiedenen Zeiten dieser fünf Dezennien darstellen, wird erstaunt sein, welche Veränderungen die Sände in dieser Zeit vorgenommen haben, welche Wandlungen der Fluß in dieser Periode hat durchmachen müssen. Sie erklären im Verein mit dem häufigen schlechten Wetter, dem undurchsichtigen Nebel und schweren Stürmen die vielen Unglücksfälle in unsern deutschen Nordsee-Flußmündungen, von denen die Spalten der Zeitungen Kunde bringen, aber — wie jedes Ding seine Kehrseite hat — sie bilden gleichzeitig den wesentlichsten Schutz für die Handelsemporen und die Kriegshäfen, die an ihnen liegen.

Und die Mißgunst dieser natürlichen Verhältnisse läßt an unseren Küsten ein starkes Geschlecht geborener Seefahrer heranwachsen, die vertraut mit den Gefahren der Küste und Sände, einen vorzüglichen Stamm für die Besatzung unserer Schiffe bilden.

Zahlreiche und starke Befestigungen unterstützen die navigatorischen Schwierigkeiten in der Abwehr des Gegners. Den drei Flußmündungen entsprechend sind sie in drei große Seefestungen zusammengezogen. Der Arm des Kommandanten der Befestigungen an der unteren Elbe langt hinauf bis zu den Kanonen bei Brunsbüttel, reicht hinab bis zur Mündung des Flusses, zu dessen Schutz ihm außer der großen Reihe Forts in der näheren und weiteren Umgebung von Cuxhaven eine größere Anzahl von Torpedobooten und sonstigen Fahrzeugen zur Verfügung stehen, die, wenn sie nicht ihre Übungsfahrten auf der Elbe machen, einen fast schon zu großen Teil des neuen Hafens von Cuxhaven für sich als Liegeplatz beanspruchen.

In gleicher Weise verfügt der Kommandant der Befestigungen an der unteren Weser, der seinen Sitz in Geestemünde hat, über Forts und Uferbatterien und über M.ttel des Kleinkrieges, während sich an der Jade von Wilhelmshaven bis nach Wangeroog längs der Küste eine ganze Reihe von Befestigungen hinziehen. Hierzu kommt in allen drei Flußläufen eine, wie man annehmen kann, ausgedehnte, den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges voll und ganz Rechnung tragende Unterwasserverteidigung durch Minen

und sonstige Sperren. Als erster aller Staaten hat das Deutsche Reich durch Schaffung einer besonderen Inspektion des Minenwesens diese neue Waffe mit allen Mitteln gefördert. Man wird aus dieser Tatsache den Schluß ziehen dürfen, daß die deutsche Marine sich die Lehren aus dem letzten Kriege gerade hinsichtlich der Mine als einer vorzüglich geeigneten Verteidigungswaffe, die besonders für die deutschen Küstengewässer sehr geeignet ist, in weitgehendster Weise wird zu Nutzen gemacht haben.

Ohne Kriegserklärung haben die Japaner die Russen in Port Arthur, die — vielleicht nicht ohne ihre Schuld — in keiner Weise vorbereitet waren auf Krieg und Angriff, nach genau ausgearbeitetem Plan überfallen. Kein Volk versteht zu spionieren wie das japanische. Zu Hunderten haben ihre Offiziere in verschiedenster Verkleidung an allen Orten Ostasiens, in Singapore und Suez, in Kairo und Kapstadt gesessen. Was zu wissen wert war, haben sie gewußt, haben sie benutzt zu ihrem Kriegsplan. Sie haben keine Mühe gescheut und keine Arbeit und keine Dienstverrichtung und sind emsig gewesen und gierig, zu hören und zu sehen. Und doch hat Port Arthur standgehalten und der erste unerwartete Angriff auf die Landbefestigungen hat den Russen nur unwesentlich geschadet.

Die in letzter Zeit von verschiedenen Zeitungen gebrachten Gerüchte, das Emden als Kriegshafen eingerichtet werden solle, sind bisher unbestätigt geblieben. Für die Einrichtung eines militärischen Stützpunktes in Emden könnten mehrere Gründe sprechen: seine vorzügliche Lage an der Westecke unserer Nordseelinie, seine technischen und wirtschaftlichen Hilfsquellen, der Wunsch, Wilhelmshaven, das schon jetzt die drittgrößte Garnison des deutschen Reiches ist, zu entlasten und anderes. Mancherlei Nachteile, vor allem die Kohlenfrage, sprechen aber auch dagegen. Für die Entscheidung kann allein die Bedürfnisfrage maßgebend sein. Rücksichten auf die Empfindlichkeit anderer können dabei ebenso wenig in Betracht kommen, als England immer neue, auf das modernste ausgerüstete Stützpunkte an seiner Nordseeküste errichtet.

Ob Emden später einmal als Kriegshafen wird ausgebaut werden, muß also der Zukunft überlassen bleiben, ebenso ob wir einmal einen Ems-Elbe-Kanal bekommen werden, wie ihn der Reichstagsabgeordnete Dr. Semmler mit einem immer wiederkehrenden ceterum censeo seit Jahren befürwortet. Man wird von der Reichsregierung erwarten dürfen, daß sie, wenn der militärische und wirtschaftliche Wert eines solchen Kanals nach ihrer Ansicht in einem angemessenen Verhältnis zu seinen Baukosten steht, vor der Forderung, den Kaiser-Wilhelm-Kanal bis nach Emden zu verlängern, nicht zurückschrecken würde.

Daß man die Ems für einen hervorragenden Stützpunkt leichterer Streitkräfte, im besonderen von Torpedobooten und Unterseeboten, hält, scheint daraus hervorzugehen, daß man Borkum in letzter Zeit stark befestigt hat. Vielleicht war der Gedanke hierbei bestimmend, auf alle Fälle ausschließen zu wollen,

daß dieser wertvolle Stützpunkt bei Beginn eines Krieges durch Handstreich in die Hände eines Gegners fiele. Vor der Befestigung Borkums wäre dies zweifelsohne möglich gewesen. Wenn die Armee hier der Marine in dankenswerter Weise einen Teil des Küstenschutzes abgenommen hat, um auch ihrerseits teilzunehmen an der Wacht an der Nordsee, so wird man diese Tatsache insofern freudig begrüßen können, als sie ein weiteres Bindeglied zwischen den beiden, gleichem Zweck ihr Dasein verdankenden Schwesterwaffen bildet.

Daß Helgoland handstreichsicher ist, weiß jeder, der dort einmal als Badegast geweilt hat. Hier wird die englische Spionage, die an dieser einst englischen Insel besonderes Interesse bekundet hat, nichts ausrichten können. Denn die Insel ist leicht bewachbar, die Menschen leicht kontrollierbar, und überall versperren bewaffnete Posten den Unbefugten den Zutritt zu den an allen Teilen der Insel aus dem roten Fels wachsenden Geschützen. Wie weit der Insel eine strategische Bedeutung zukommt, wird man den Fachmann fragen müssen. Daß Helgoland als vorgeschobener Beobachtungsposten und als Stützpunkt für leichte Streitkräfte im Kriege eine außerordentliche Rolle spielen wird, erkennt auch der Laie. Seine Reede bildet in der inneren Bucht der deutschen Nordsee den einzigen, etwas geschützten Ankerplatz für große Schiffe. Dieser liegt heute im Machtbereich zahlreicher, moderner, gut gedeckter deutscher Geschütze. Er ist also für jeden Gegner unbenutzbar.

Über den Schutz der friesischen Inseln, soweit sie nicht bereits im Frieden besetzt und befestigt sind, ist nichts bekannt. Man wird annehmen können, daß wenn sie auch dem Gegner kaum begehrenswerte Angriffsobjekte sein dürften, ausreichende Maßnahmen zu ihrem Schutze, insbesondere gegen handstreichartige Landungen vorgesehen sind.

Nur dem einen bisweilen in den Zeitungen auftauchenden Irrtum sei hier widersprochen, das das Wattenmeer zwischen den Inseln und dem Festlande von Schiffen befahrbar sei. Es ist überall so flach, daß selbst kleine Torpedoboote hier nicht fahren können und der Feind somit hier keine Stützpunkte findet.

Nachdem so auseinandergesetzt ist, daß die deutschen Küsten und Flußmündungen angriffssicher sind, und eine Landungsgefahr ziemlich ausgeschlossen ist, sollen die folgenden Zeilen kurz die Gefahr einer Blockade durch einen zur See beträchtlich überlegenen Gegner beleuchten und wie die deutschen Küsten hiergegen geschützt sind oder geschützt werden können. Ganz allgemein gilt: Die feindlichen Schiffe können im Schach gehalten werden auf dreierlei Art: durch eine enge Kriegsblockade, durch eine weite Handelsblockade oder durch Posittionsstrategie.

Erstes Ziel der Seekriegführung eines überlegenen Gegners gegen die deutsche Küste würde Erringung und Erhaltung der Seeherrschaft sein. In dem Begriff der Seeherrschaft liegt zugleich Defensive und Offensive. Defensive insofern, als der nach Seeherrschaft strebende Staat die eigene Hoheitsgrenze

über das im Frieden neutrale Meer bis an des Feindes Küste schiebt und sie hier verteidigt; denn soweit nur reicht des Seebefehlshabers Arm. Offensive insofern, als Seeherrschaft dem Feinde den freier Verkehr auf der See sperrt, ihm also etwas nimmt, was er vordem besaß. Offensive aber auch insofern, als der Kampf um die Seeherrschaft nur offensiv geführt werden kann. Denn der Defensive kann dem Gegner seinen Willen nicht aufzwingen.

Eine enge Blockade der deutschen Nordseeküste würde heute wohl kaum noch durchführbar sein. Eine moderne Flotte braucht einen nicht zu fernen Stützpunkt. Sie ist gebunden an Kohlen und Material jeder Art. Die Zeit der Blockade war die Segelschiffszeit. Solange die Mundvorräte langten, konnte damals eine Flotte einen Hafen blockieren, weil sie zur Fortbewegung keines Materials bedurfte, weil der Wind jeden Tag neu ihre Segel blähte. Anderseits erschwerte eben dieser Wind dem Blockierten ein unbemerktes Entkommen, weil ihm nur bestimmte Windrichtungen ein Auslaufen ermöglichten, die, auch dem Gegner bekannt, diesen zu einem schärferen Ausguck veranlaßten.

Die heute dem Schiffe selbst innewohnende Bewegungsfreiheit zwingt den Blockierenden zu häufiger Heizmaterialergänzung, während sie dem Blockierten Zeit und Ort des Ausbruchs freistellt, ohne daß bei Nacht und Nebel der Gegner dies aus irgend welchen Anzeichen schließen kann. Zudem bergen, wie wir oben gesehen haben, die deutschen Flußmündungen Mittel des Kleinkrieges jeder Art, die in ihrer heutigen Vervollkommnung einen die Küsten eng blockierenden Gegner allmählich aufreiben.

Dieser wird also zwischen einer weiten Blockade oder einer bloßen Positionsstrategie wählen. Eine weite Blockade legt die Blockadelinie außerhalb des eigentlichen Bereichs der Mittel des Kleinkrieges. Durch die Erweiterung der Aussichtszone für Angriffe durch Unterseeboote werden die Chancen der möglichen Unterwasserverteidigung beträchlich herabgesetzt. Eine Positionsstrategie disloziert die feindlichen Geschwader fern der feindlichen Küste in zentralen Stellungen, so daß sie, selbst gegen unvermutete Angriffe und Überfälle geschützt, einem etwa vorbrechenden, die Entscheidungsschlacht suchenden Feind jederzeit den Weg abschneiden und ihn durch die rechtzeitige Konzentration aller Machtmittel vernichten können. Kanal und Nordausgang der Nordsee würden bei solcher Kriegführung durch feindliche Kreuzer für die deutsche Schiffahrt gesperrt werden.

Eine derartige Handelsblockade legt die Axt an die Wurzel unseres Wohlstandes. Zu hindern, daß solch eine Blockade effektiv wird, ist nur eine zu offensivem Vorstoß geeignete Flotte imstande. Ihre Chancen liegen darin, daß sie den Zeitpunkt zur Schlacht wählen kann. Sie muß offensiv vorgehen können, um so, defensiv in ihrer Gesamthaltung, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen.

Daß unser Küstenschutz gegen einen Angriff und gegen Landung ausreichend scheint, haben wir oben darzulegen versucht. Gegen einen Überfall im tiefsten Frieden ist kein Kraut gewachsen. Tut ein Gegner das, dann bleibt es immer

möglich, daß er Vorteile erringt, die schwer wieder auszugleichen sind. Da bleibt es Sache der Diplomatie, Stimmung und Spannung vorauszufühlen und hiervon die verantwortlichen militärischen Behörden in Kenntnis zu setzen, damit sie auch hiergegen durch besondere Maßnahmen sich sichern können.

Sache der verantwortlichen militärischen Stelle kann nur sein, schon im Frieden diejenigen Machtmittel in hoher Bereitschaft zu halten, die in erster Linie für die Abwehr eines Angriffes in Betracht kommen und alle Vorkehrungen zu treffen, um die rechtzeitige Fertigstellung des gesamten Verteidigungsapparates im Kriegsfalle zu sichern. Im Zeitalter der Funkentelegraphie, der schnellen Kreuzer und Torpedoboote, ist schnelle Bereitschaft alles.

Welche Rolle ein guter Küstenschutz im Verlaufe eines Krieges spielt, darauf soll hier nicht näher eingegangen werden. Im Rahmen einer derartigen Kriegführung wird er immer nur eine sekundäre Rolle spielen. Denn der beste Küstenschutz allein kann die Unterbindung unseres Seehandels, der heute bereits 70 Prozent unseres gesamten, 17 Milliarden betragenden deutschen Handels ausmacht, und die Vernichtung unseres gesamten Wirtschaftslebens nicht hindern.

Das vermag nur eine Flotte. Eine Flotte, die stark genug für die oben skizzierten Aufgaben ist, die also wenigstens einem beträchtlichen Teil der gegnerischen mit Erfolgsaussicht gegenübertreten kann. Stärkegleichheit mit dem stärksten der möglichen Gegner ist nicht erforderlich. Die Unterlegenheit unserer Flotte, deren Stärke nur unserem unabweisbaren Bedürfnisse angepaßt werden soll, sichert die stärkste Seemacht gegen deutsche Angriffsabsichten, die niemand bei uns hegt. Die dementsprechend erforderliche Stärke ist die beste Friedensgarantie, eine Garantie, die uns auch der beste Küstenschutz nicht verschaffen kann.

William James' Angriff auf das deutſche Geiſteswesen

Von Privatdozent Dr. Günther Jacoby-Greifswald

William James, geboren 1842, geſtorben am 26. Auguſt 1910, führender amerikaniſcher Philoſoph und Pſychologe, war Profeſſor an der Harvard-Univerſität. Durch ſein Eintreten für den Pragmatismus wurde dieſe in Europa als ſpezifiſch amerikaniſch betrachtete Philoſophie in weiteren Kreiſen bekannt. Die Schriftltg.

William James' Bedeutung für das gegenwärtige geiſtige Leben in Amerika kann kaum überſchätzt werden. Vom Oſtrande bis zum fernen Weſten der Vereinigten Staaten iſt James eine der volkstümlichſten Geſtalten der Gegenwart. Menſchlich eine Verkörperung der Güte, war er zu ſeinen Lebzeiten der Liebling der Gebildeten und iſt heute faſt ihr Heiliger. Daher iſt auch ſein Urteil für viele amerikaniſche Kreiſe ſchlechthin maßgebend und hat ſelbſt an den höchſten Lehranſtalten der Vereinigten Staaten großen Einfluß. Unter dieſen Umſtänden kann es uns keineswegs gleichgültig ſein, daß William James es ſich zur ausgeſprochenen Aufgabe machte, den Einfluß der deutſchen Philoſophie und Pſychologie in den Vereinigten Staaten wie in England mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu bekämpfen. Dem nachfolgenden Aufſatz liegt eine Rede zugrunde, die den Zweck hatte, die deutſchen Kreiſe Amerikas auf die hier drohende Gefahr hinzuweiſen.*) In der Annahme, daß auch die deutſche Heimat den gegenwärtigen Aufgaben der deutſchen Philoſophie in Amerika ihre Anteilnahme ſchenken werde, habe ich mich entſchloſſen, die urſprünglich für deutſch-amerikaniſche Kreiſe beſtimmte Rede in leicht veränderter Form hier zu veröffentlichen. — —

Als ich vor anderthalb Jahren eine kurze Schrift zur Einführung des Pragmatismus in Deutſchland veröffentlichte,**) antwortete mir William James, er habe mit ſeinem Pragmatismus auf Deutſchland niemals gerechnet. „Ich hätte nie geglaubt," ſo ſchrieb er, „daß in Deutſchland je etwas anderes

*) Die Rede wurde in Boſton, New York und Chicago gehalten.

**) Verlag von Dürr, Leipzig 1909.

geſchrieben würde als Kauſalitätsproblem, Apriori und dergleichen Unſinn. Ich habe mich gründlich getäuſcht. Ich danke Ihnen."

William James pflegte ſich auch ſonſt über deutſches Weſen zu täuſchen. Es fehlte ihm das Verſtändnis für das Weſen unſeres Landes und für das Weſen unſerer Wiſſenſchaft. So weitherzig er anderen Ländern gegenüber dachte, ſo wenig ließ er dieſe Weitherzigkeit Deutſchland zuteil werden. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß ihm der deutſche Einfluß in Amerika ein Dorn im Auge war. Zwar iſt es mir aus Erzählungen ſeiner Freunde bekannt, daß William James ſich bisweilen, namentlich wenn er in unmittelbarer Berührung mit Deutſchen lebte, für das deutſche Weſen geradezu begeiſtern konnte. So mochte er ſich mit voller Offenherzigkeit nach einem deutſchen Vortrag über deutſche Perſönlichkeit im Innerſten berührt erklären. So konnte er von Deutſchland aus nach einer Reiſe durch Frankreich und Italien ſchreiben: nun endlich atme er auf, da er wieder männliche Baßſtimmen höre. Mit den Deutſchen fühle er ſich wieder unter ſeines Gleichen. Und begeiſtert äußerte er ſich über deutſches Weſen, als er wenige Wochen vor ſeinem viel zu frühen Tode in Nauheim weilte.

Perſönlich alſo konnte William James dem Deutſchtum gegenüber ſehr freundlich fühlen, und es iſt kennzeichnend genug, daß dieſe deutſchfreundliche Stimmung William James regelmäßig aus der unmittelbaren Berührung mit wirklichem Deutſchtum entſprang. Wäre James auch hier ſeinem „radical empiricism" treu geblieben, ſo hätte ſein Bild von deutſcher Geiſtesart den Tatſachen beſſer entſprochen. So aber überwog bei ihm die von Kindheit überkommene angloamerikaniſche Voreingenommenheit gegen Deutſchland und trübte ſein Urteil immer wieder, ſobald er ſich von dem unmittelbaren Eindruck des wirklichen Lebens entfernte. Das zu erweiſen, iſt die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen.

James als wiſſenſchaftliche Perſönlichkeit war Pſychologe und Philoſoph. Es wird ſich alſo für uns darum handeln: Wie ſtellt ſich James zu den großen deutſchen Pſychologen? Wie zu den großen deutſchen Philoſophen?

Wenn wir auf die Geſchichte der deutſchen Pſychologie zurückblicken, ſo finden wir in ihr zwei Entwicklungsſtufen von wahrer Größe. Die eine iſt gekennzeichnet durch den Namen Herbarts und bedeutet die Einordnung der ſeeliſchen Erlebniſſe in das Ganze eines zuſammenhängenden Wiſſenſchaftsbildes; die andere iſt durch den Namen Guſtav Theodor Fechners gekennzeichnet und bedeutet den Anfang einer Pſychologie als wahrer Wiſſenſchaft: die Entſtehung der ſogenannten Experimentalpſychologie.

Zunächſt Herbart. Sieht man von allen Einzelheiten ab, ſo beſteht das eigentliche Weſen der Pſychologie Herbarts darin, die Vorſtellungen als gewiſſermaßen ſelbſtändige Mächte zu behandeln, die ſich untereinander verbinden und trennen, ſteigern und hemmen, die ſich in's Bewußtſein heben und unter die Schwelle des Bewußtſeins herabſinken. Zweifellos ein außerordentlich glück-

liches Bild, das — als Gleichnis — das ſeeliſche Geſchehen treffend zu kennzeichnen weiß. James aber, den Gleichniswert dieſer Pſychologie überſehend und das bildhaft Bedeutende, freilich nicht ohne Herbarts eigene Schuld, als unmittelbare Beſchreibung und Zergliederung auffaſſend, hat für des verdienten Mannes Werk nur ein tadelndes Lob und im ganzen nur einen Ausdruck des Abſcheus.

„In Deutſchland," ſo ſchreibt James in ſeiner großen Pſychologie, „iſt dieſelbe mythologiſche Vorausſetzung der engliſchen Aſſoziationspſychologie von Herbart und ſeinen Anhängern gründlicher erfaßt und noch logiſcher, aber auch abſtoßender zum Extrem geführt. Ich muß geſtehen, daß für mich geradezu Gräßliches in dieſem glibbrigen Herbartſchen Jargon liegt mit ſeinen Vorſtellungsmaſſen und ihren Hemmungen und Hemmungsſummen und Sinken und Erheben und Schweben und Verſchmelzungen und Komplexionen."

Theodor Fechner iſt als Pſychologe eine völlig andere Erſcheinung als Herbart. Er tritt an die ſeeliſchen Erlebniſſe als Naturwiſſenſchaftler heran. Der Naturwiſſenſchaftler iſt gewohnt, alles ſo genau zu formulieren, wie nur irgend möglich. Wiſſenſchaft fängt für ihn da an, wo Zahl anfängt. Das ſeeliſche Erlebnis auf einen genauen Ausdruck zu bringen, es zahlenmäßig darzuſtellen: das war Fechners großer Gedanke. Und man darf ſagen, daß er durch dieſe Leiſtung die Pſychologie aus der Bahn herausgeſchleudert hat, die ſie ſeit zwei Jahrtauſenden wandelte. Er erhob die Pſychologie aus dem Range einer laienhaft liebenswürdigen Beſchreibung in den Rang einer wirklichen Wiſſenſchaft. — Aber gerade das Dichteriſche-Liebenswürdige war für William James die Anziehungskraft der Pſychologie geweſen, und ſo hat er wiederum für Guſtav Theodor Fechner nichts anderes als ein tadelndes Lob und den Ausdruck des Abſcheus übrig.

„Im Jahre 1860," ſo ſchreibt er, „veröffentlichte der Leipziger Profeſſor Guſtav Theodor Fechner, ein ſehr gelehrter und ſorgfältiger Mann, zwei Bände unter dem Titel ‚Pſychophyſik'." „... Fechners Buch war der Ausgangspunkt eines neuen Wiſſenſchaftszweiges, mit dem an Gründlichkeit und Sorgfalt zu wetteifern vielleicht unmöglich iſt, deſſen eigentlich pſychologiſches Ergebnis nach des Verfaſſers demutvoller Meinung aber geradezu nichts iſt."

„Die Fechnerſche Maßformel und ihre Auffaſſung als ein endgültiges ‚pſychophyſiſches Geſetz' wird immer das Muſter eines ‚Idolum specus', alſo eines Irrpfades nach der Lehre Bacons bleiben. Fechner ſelbſt war in der Tat ein deutſcher Gelehrter von echtem Schrot und Korn, einfach und verſchmitzt zu gleicher Zeit, Myſtiker und Experimentator, hausbacken und wagemütig und den Tatſachen ebenſo treu ergeben wie ſeinen Theorien. Aber es wäre fürchterlich, wenn ſolch ein braver alter Mann unſere Wiſſenſchaft für immer mit ſeinen geduldigen Schrullen belaſten ſollte, und in einer Welt, die ſo voll iſt von weit fruchtbareren Aufgaben, alle künftigen Studenten zwänge, ſich durchzuackern nicht nur durch ſeine ſchwierigen eigenen Werke, ſondern durch die noch viel

trockeneren Bücher, die zu ſeiner (Fechners) Verteidigung geſchrieben ſind. Diejenigen, die dieſe gräßliche Literatur zu ſehen wünſchen, mögen ſie aufſuchen. Sie hat ‚Disziplinarwert'. Ich aber mag ſie nicht einmal in einer Anmerkung aufzählen. Das einzig Amüſante dabei iſt, daß Fechners Kritiker, nachdem ſie ſeine Theorien in Stücke geſchlagen und nicht einen Stein auf dem anderen gelaſſen haben, ſich dennoch verpflichtet fühlen, alles wieder gut zu machen und ihm den unvergänglichen Ruhm zuzuſchreiben, daß er die Geſetze zuerſt formuliert und dadurch Pſychologie zur exakten Wiſſenſchaft (!) gemacht habe."

Auch die von Fechner begründete deutſche Pſychologie ſtand bei James in Ungnade. Kennzeichnend dafür iſt ſeine abgedrungene, mit Schmähungen durchmiſchte, faſt möchte man ſagen wütende Anerkennung:

„Binnen weniger Jahre iſt in Deutſchland eine Pſychologie entſtanden, die man mikroſkopiſch nennen könnte. Sie wird im Verſuchsverfahren betrieben... Dies Verfahren verlangt äußerſte Geduld, und hätte kaum in einem Lande entſtehen können, deſſen Bewohner imſtande ſind, etwas langweilig zu finden. Bei ſolchen Deutſchen wie Weber, Fechner, Vierordt und Wundt gibt es ſo etwas offenbar nicht.... das einfache offene Angriffsverfahren hat getan was es konnte. Jetzt wird das Geduldsverfahren, ein Aushungern und Zutodequälen verſucht.... Es iſt nichts Großzügiges an dieſen neuen Prismen- —, Pendel- und Chronograph-Philoſophen. Sie treiben die Wiſſenſchaft als Geſchäftsſache nicht in ritterlicher Art. Was geiſtreiches Ahnungsvermögen und jener vornehme Adel, den Cicero für die beſte Bedingung zur Einſicht in die Natur hielt, nicht vermocht haben, das wird ihr Auskundſchaften und Schraben, ihre tödliche Zähigkeit und faſt teufliſche Verſchmitztheit glücklich noch einmal zuwege bringen."

Wenn wir von der deutſchen Pſychologie zur Philoſophie übergehen, ergeht es uns nicht beſſer. — Weder Kant noch Hegel, weder Schopenhauer noch Nietzſche fanden vor James' Augen Gnade.

Sehr liebevoll wird auf Koſten der Deutſchen Thomas Carlyle behandelt. „Die finſtere Laune eines Schopenhauer oder Nietzſche," ſchreibt er, — „und vielleicht, wiewohl im geringeren Grade, könnte man es auch von unſerem lieben und traurigen Carlyle ſagen — iſt oft eine adelnde Betrübnis; oft auch iſt ſie nur ſchlechte Laune und Eigenſinn. Das bittere Geklage der beiden Deutſchen erinnert an die durchdringenden Jammerlaute einer ſterbenden Ratte."

Ich glaube, man wird hier bei dem ſonſt ſo zartfühlenden Amerikaner von einer Entgleiſung ſeines deutſchfeindlichen Eifers ſprechen müſſen, war ihm doch auch ſonſt das Weſen des deutſchen Genies und der deutſchen Größe merkwürdig verſchloſſen. Wo er von Luther ſpricht, weiß er meiſt nur ſeinen „Peſſimismus" zu nennen: ein Zug, der wahrlich Luthers Größe nicht kennzeichnet. Und Goethe, deſſen Jugenddichtung er als „myſtiſch" bewunderte, erſchien ihm in ſeiner klaſſiſchen Dichtung als „ein Pedant, zwar ein großartiger Pedant, aber ein Pedant." — Goethe!

Doch wir kehren zur Philoſophie zurück. Der große alte Kant war William James ein Dorn im Auge. In einer berühmten Rede in Kalifornien äußerte er, die Philoſophie habe Kant nichts zu verdanken. „Ich glaube, daß Kant uns keinen einzigen Gedanken hinterlaſſen hat, der zur Philoſophie notwendig wäre, und den die Philoſophie nicht ſchon vorher beſaß oder unvermeidlich nach ihm zu erwerben beſtimmt war.... Kurz: die wahre philoſophiſche Entwicklungslinie führt nach meiner Meinung nicht durch Kant hindurch, ſondern um ihn herum zu dem Punkte, auf dem wir jetzt ſtehen. Die Philoſophie kann ihn völlig kalt ſtellen und ſich in ganzer Fülle aufbauen durch die geradlinige Verlängerung der älteren engliſchen Syſteme. Hume kann verbeſſert und ausgebaut und ſeine Philoſophie bereichert werden ausſchließlich aus humeſchen Grundſätzen heraus und ohne von den weitſchweifigen und ſchwerfälligen Künſteleien Kants Gebrauch zu machen. Es erſcheint mir in der Tat recht traurig, daß die wirkliche Geſchichte der Philoſophie dieſen Weg nicht gegangen iſt." Und in demſelben Zuſammenhange:

„Hume hatte in England keine ebenbürtigen Nachfolger, die ihn vervollſtändigen und ſeine Mängel erſetzen konnten. So iſt es gekommen, daß der Ausbau der kritiſchen Philoſophie im Weſentlichen Denkern kantiſcher Färbung überlaſſen blieb. Selbſt in England und hier in Amerika iſt die reichere Lebensanſchauung mit kantiſchen Schlagworten und Kategorien durchſetzt, und in unſeren Hochſchulen ſind es die Vorleſungen über Kants Tranſzendentalphiloſophie, die die Begeiſterung der feurigeren Studenten entzünden, während die Vorleſungen über engliſche Philoſophie in den Hintergrund gedrängt ſind. Ich glaube nicht, daß das echt iſt. Denn ich bin aufrichtig davon überzeugt, daß der engliſche Geiſt in der Philoſophie für das Denken wie für das Handeln und das ſittliche Leben auf einem heilſameren, geſunderen und wahreren Wege iſt. Kants Geiſt iſt die ſeltſamſte und verzwickteſte aller Sammlungen von altertümlichem Plunder; und Fachleute wie Laien werden ihn immer beſuchen und die merkwürdigen und verqueren Schauſtücke zu ſehen wünſchen. Die Stimmung in dem Werke des braven alten Mannes iſt wahrhaft köſtlich. Und doch: tatſächlich iſt er ... im Grunde eine bloße Merkwürdigkeit, ein Schauſtück."

Die Verkleinerung des Großen führt James zur Vergrößerung des Kleinen. Kant iſt im Grunde nichts. Anders ſteht es mit Mr. Samuel Bailey, deſſen Philoſophie mit James Worten „eine der vorzüglichſten Darſtellungen der engliſchen Aſſoziationslehre und voll von wirklicher Kraft" geweſen ſei. Ein bisher ſo unbekannter, aber ſo vortrefflicher und kräftiger engliſcher Philoſoph hatte für Kant nichts übrig gehabt. An Mr. Bailey ſchließt ſich James in der Abſcheu gegen Kant an. Mr. Bailey ſchreibt nämlich: „Man könne ſich nicht wundern, von hervorragenden Leuten zu hören, daß ſie nach jahrelangem Studium auch nicht einen klaren Gedanken von Kant gewonnen hätten." „Ich," ſo ſchreibt er und William James mit ihm, „würde mich über das Gegenteil

viel mehr wundern." Lord Grenville habe von Kants Philosophie kein Wort verstanden und Wilberforce auch nicht, und Mackintosh habe sich wütend über „diese verwünschte deutsche Philosophie" geäußert.

Es ist offensichtlich, daß diese Äußerungen sehr viel mehr von den betreffenden Engländern und Schotten selbst verraten als von der kantischen Philosophie. Aber gerade das will James. Er will trotz englischer und amerikanischer Kantianer beweisen, daß der englische Verstand im Grunde für ganz andere Dinge gemacht sei. Und freilich dann auch, daß damit schon ein Urteil über die kantische Philosophie selbst gefällt sei. Denn, wie viele seiner Landsleute, schaut James aller Orten zu England auf, als dem Musterbilde, nach dem Amerika gestaltet werden müßte. Jeder deutsche Einfluß erscheint ihm dagegen als „German invasion". Amerika den Engländern! — Doch davon später.

Von Kant zu Hegel. Die Philosophie Hegels gehörte in James Augen noch weit mehr als die Kantische Philosophie zu der gefahrdrohenden „German invasion". Fast Zeit seines Lebens richtete James gerade gegen Hegel und Hegels Einfluß in den Ländern englisch redender Zunge seinen erbitterten Angriff. So im bitterbösen Aufsatz über die „Hegelei" vom Jahre 1885. So vierundzwanzig Jahre später in der gewiß nicht freundlicher gesinnten Vorlesung über „Hegel und sein Verfahren" im „Pluralistischen Weltall" vom Jahre 1909. „Hegels Philosophie", schreibt James in jenem früheren Aufsatz, „enthält bergeschwere Verderbnis bei spärlichen Verdiensten, und muß sich, da sie jetzt sozusagen amtlich geworden ist, zur Verteidigung nicht minder bereit halten als zum Angriff auf andere. Nicht um unabhängige Denker zu bekehren, sondern nur in dem Bestreben, jugendlichen Studenten zu zeigen, daß es andere Standpunkte in der Philosophie wirklich gibt, feuere ich diesen Plänkelschuß ab, in der Hoffnung, daß ein anderer bald schwereres Musketenfeuer anwenden wird."

Das erhoffte „schwerere Musketenfeuer" ist jedoch niemals gekommen, und so zeigt uns das Jahr 1909 William James noch auf demselben Fleck wie das Jahr 1885. Noch immer herrscht bei ihm die Mißstimmung des erfolglosen Angreifers. Ein Beispiel statt vieler. „Was andere als eine unerträgliche Vieldeutigkeit empfinden", so schreibt er im „Pluralistischen Weltall", „als Wortschwall und Gewissenlosigkeit in des Meisters Art, die Tatsachen abzuleiten, das wird er (der Hegelianer) voraussichtlich der ‚Schwierigkeit' zuschreiben, die gewöhnlich solche Tiefsinnigkeiten begleitet. Göttliche Orakel sind bekanntlich immer schwer auszulegen. Ich für mein Teil finde bei einem Stil, der so wenig den ersten Regeln gesunder Zwiesprache zwischen Geistern gehorcht, etwas Verschrobenes und Albernes in dem Anspruch, die maßgebende Muttersprache der Vernunft zu werden, und genauer wie andere Schreibweisen mit dem eigenen Denkwege des Absoluten Schritt zu halten. Ich nehme daher Hegels Fachsprachentum überhaupt nicht ernst. Ich betrachte ihn vielmehr als einen jener zahlreichen urwüchsigen Seher, die niemals vernünftig sprechen lernen. Seine vorgeblich zwingende Logik ist in meinen Augen wertlos."

Die Wahrheit zu sagen: William James' Stellungnahme zur deutschen Philosophie war nicht nur harmlose Abneigung, sondern offener Angriff. Namentlich James letztes selbstveröffentlichtes Werk, die Vorlesungen über das pluralistische Weltbild, sind dafür kennzeichnend. Statt vieler Beispiele genüge hier eines. „Fast sieht es aus", schreibt James, „als ob die alte englische Philosophie der Erfahrung, um der vornehmer klingenden deutschen Formeln willen nun so lange schon aus der Mode, aufs neue Federn kriegen und sich zu einem weiteren Fluge denn je rüsten wolle... Ich gestehe, daß ich mich freuen würde, diese jüngste Bewegung siegreich zu sehen. Und meine Stimme zu ihren Gunsten ins Gewicht gelegt zu haben, soll eines der Ergebnisse dieser Vorlesung sein."

Sieg der englischen Philosophie über die deutsche: das war ein wissenschaftliches Lebensziel für William James, und es gehörte zu den Tragödien seines Lebens, daß diese Sehnsucht ihm nicht erfüllt wurde. Denn so laut er sich auch einreden mochte, daß „Pragmatismus, Pluralismus, radikaler Empirismus" auf dem Wege zum Siege wären, so wenig konnte er sich im Ernste verhehlen, daß der Angriff gegen die deutsche Philosophie fehlgeschlagen war und jene neuen Richtungen trotz ihres sachlichen Wertes nur bei wenigen Gehör fanden.

(Ein zweiter Aufsatz zu diesem Thema folgt.)

Briefe aus Persien

2.

Es wäre gewiß ein nicht uninteressantes Thema für eine Studie, einmal im Zusammenhang die Ursachen und den Verlauf des Niederganges der orientalischen, vor allem der islamitischen Mächte darzustellen; zu verfolgen, wie es gekommen ist, daß der Kalif aller Gläubigen zum kranken Mann am Goldenen Horn wurde, und daß die Nachfolger der großen Mongolenkaiser auf den Thronen von Samarkand und Delhi durch wenige Tausend Mann russischer und englischer Truppen gedemütigt und dauernd unterworfen werden konnten. Mit einem starken Rückgang der kriegerischen Eigenschaften dieser Völker kann man jedenfalls diesen Machtzerfall nicht erklären. Turkmenen, Kurden, Albanesen und Araber, kurz alle die zahllosen Völkerschaften, die die wilden, unkultivierten Gegenden der weiten orientalischen Reiche bewohnen, sind noch heute mit einer Schärfe der Sinne begabt, die unserer Kulturrasse längst verloren gegangen ist. Jeder einzige von ihnen ist ein geborener Reiter, ein geübter Schütze, ein vor-

züglicher Jäger, der — auf sich allein gestellt — mehr Entschlossenheit und Initiative besitzt, als irgendein Soldat der europäischen Massenheere. Ich bin überzeugt, wenn ein aus diesen Scharen bestehendes Heer es heute mit einem Europa vor der Zeit des Militarismus zu tun hätte, Europa würde auf der ganzen Linie den kürzeren ziehen. Aber eine Reihe von Ursachen, unter denen das Vorhandensein einer durchwegs seßhaften Bevölkerung und die einheitliche Natur des Landes eine wichtige Rolle spielen, begünstigten im Abendland das Zusammenfassen und Organisieren der Kräfte, deren Produkt seine heutige finanzielle und militärische Bereitschaft ist, während im Orient die durch Klima und Oberflächengestaltung bedingte Notwendigkeit einer teilweisen Nomadenwirtschaft die Bevölkerung in feindliche Klassen trennte und eine Zersplitterung der Kräfte geradezu zur Notwendigkeit machte. Wohl gelang es bis in die neueste Zeit hinein einzelnen energischen Herrschern, wie dem Perserkönig Nadir Schah (ermordet 1747), vorübergehend alle Kräfte zu großen Erfolgen zusammenzufassen, aber nur so lange die Beutelust ihre Befriedigung fand, also so lange der Sieg sich an die Fahnen dieser Kriegerkönige heftete. Kamen aber nach den Kriegen ruhige Zeiten, so wurden die freiwerdenden — zu friedlicher Arbeit untauglichen — Kräfte zu einer dauernden Gefahr. Entweder kehrten sie sich gegen die seßhafte Bevölkerung des Landes und zerstörten so die Einnahmequellen der Herrscher, oder sie wandten sich gar gegen die Herrscher selbst.

In Nord-Persien gibt es zwei, zwar zum persischen Reiche gehörige, praktisch aber unabhängige Fürstentümer, Maku an der Nordwestecke des Reiches, am Fuße des Ararat, und Budjnurd, fast an der entgegengesetzten nordöstlichen Ecke. In beiden wiederholen sich genau dieselben Verhältnisse. Die fruchtbaren, anbaufähigen Landstriche werden von einer seßhaften, ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnt; in den anderen, hauptsächlich gebirgigen Teilen des Landes sitzen nomadisierende Kurden. Der Serdar, der Beherrscher eines solchen Fürstentums, regiert mit Hilfe der Kurden als unumschränkter Despot. Er gewinnt deren Treue durch Gewährung von Steuerfreiheit, Zahlung von Sold und Beteiligung an der Beute etwa unternommener Kriegszüge. In unruhigen Zeiten funktioniert daher das System ausgezeichnet. Herrscht aber ausnahmsweise Friede, so muß die seßhafte Bevölkerung die Lasten für alle Soldzahlungen und Geschenke, die der Serdar im Interesse seiner Sicherheit machen muß, allein tragen. Je größer der Schatz des Serdars ist (der Serdar von Maku hat mehrere Millionen auf russischen Banken deponiert), je mehr Gelegenheit er zu Raub- und Plünderungszügen findet, um so gesicherter ist seine Stellung, und je ärmer die Landbevölkerung ist, um so weniger kann sie an Erhebung und Unruhen denken. Danach kann man sich vielleicht ein Bild von den Zuständen in diesen Fürstentümern machen. Als ich im vorigen Frühjahre von Budjunad nach der russischen Grenze ritt, klagte mir der Führer der mir mitgegebenen Kurdeneskorte, wie schlecht die Zeiten jetzt wären. Kriegerische Expeditionen, bei denen man verdienen könne, würden immer seltener und von dem Friedens-

sold von 30 Toman (115 Mark) jährlich könne man doch nicht leben. Wenn er mir begegnet wäre ohne zu wissen, daß ich der Freund seines Herrn wäre, so hätte er mich ohne weiteres ausgeplündert. Als ich ihm einen Sold von einem Toman (etwa 4 Mark) pro Tag versprach, war er ganz begeistert, und erklärte, von jetzt ab stände er in meinen Diensten und wolle mir, wenn ich es wünsche, bis ans Ende der Erde folgen.

Man übertrage das eben Geschilderte ins Große und man hat ein getreues Abbild der Verhältnisse in ganz Persien. Wollte der Schah sich in Friedenszeiten auf dem Throne halten, so mußte er so operieren, daß er alle Kräfte möglichst gegeneinander ausbalanzierte. Dieses System barg so lange keine Gefahren, als es jenseits der Grenzen ebenso aussah. Es wurde aber unhaltbar, als in der Nachbarschaft innerlich geschlossene Reiche von gewaltiger Expansionskraft emporwuchsen. Ob angesichts der in der Natur des Landes begründeten Schwierigkeiten ein rechtzeitiger Systemwechsel und eine Modernisierung der Staatsverwaltung nach europäischem Muster möglich gewesen wäre, lasse ich dahingestellt. Ernstliche Versuche zur Durchführung solcher Reformen sind jedenfalls nie gemacht worden. Engagierte man einmal europäische Instrukteure, — ganz gleich, ob Offiziere, Ingenieure oder Verwaltungsbeamte —, so suchte man nicht etwa möglichst großen Vorteil aus ihrer Tätigkeit zu ziehen, sondern war vom Anfang an mit allen Künsten der Intrige an der Arbeit, um ihren Wirkungskreis einzuengen oder sie — wenn möglich — ganz kalt zu stellen. Diese Intrigen gingen entweder von irgendeiner Hofklique aus, die von jedem fremden Einfluß eine Minderung ihrer Macht fürchtete, oder der Schah selbst war so von Mißtrauen gegen die Europäer erfüllt, daß er die Geister, die er selbst gerufen hatte, am liebsten wieder sofort los geworden wäre. Inzwischen aber pochte das erstarkende Rußland immer ungestümer an die Pforten des Reiches. Schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war ein Stück der Kaukasusprovinzen nach dem anderen verloren gegangen, ohne daß man sich ernstlich dagegen hätte wehren können. Endlich anfangs des neunzehnten Jahrhunderts schien Hilfe zu kommen. Ein englischer und ein französischer Gesandter erschienen am Hofe von Teheran, um wegen Abschluß eines Bündnisses zu verhandeln. Den Engländern war vor allem daran gelegen, sich gegen einen etwaigen Vormarsch Napoleons auf Indien zu sichern. Die Russen fürchtete man in London weniger. Das war aber gerade der Punkt, auf den es dem damaligen König Fath-Ali Schah ankam; da der Engländer in diesem Punkte keine genügenden Garantien geben konnte, wurde er in Ungnade entlassen und Fath-Ali warf sich ganz in die Arme der Franzosen. Aber der arme Schah hatte Pech. Kaum hatte er das Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich abgeschlossen, als der Friede von Tilsit der russisch-französischen Feindschaft ein Ende machte. Napoleon ließ beim Friedensschluß Persien einfach fallen, und als beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten 1812 das französisch-persische Bündnis erneuert wurde, war Napoleon gestürzt, ehe Persien aus Rußlands

bedrängter Lage hätte Vorteile ziehen können. Natürlich mußte es nachträglich teuer für sein Rußlands Feinden bewiesenes Entgegenkommen büßen. In den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts beginnt England als ebenbürtiger Rivale Rußlands auf dem Platze zu erscheinen, und von nun an wird die ganze persische Geschichte durch den sich stets schärfer zuspitzenden russisch-englischen Gegensatz bestimmt. Rußland verschob im Westen seine Grenzen bis zum Hafen Astara am Kaspischen Meer, im Osten bis an den Fuß des Iranischen Hochplateaus und an die afghanische Grenze heran. England rückte die Grenzen seines indischen Reiches bis auf die Paßhöhen der Randgebirge und sogar über diese hinaus vor,*) und nahm zur Richtschnur seiner Politik den bekannten Vergleich, in dem Tibet, Afghanistan und Persien das Glacis der indischen Festung genannt wird, das England zwar nicht selbst zu besetzen wünsche, das es aber auch nicht in die Hände einer anderen Großmacht übergehen lassen könne. Damit war haarscharf die Grenze gezogen, deren Überschreiten für England Krieg bedeutete. Unversöhnliche Gegensätze schienen also hier aufeinanderzuprallen, und mehr als einmal hing in diesen Zeiten der Ausbruch des Krieges nur an einem Faden, so bei dem Zwischenfall von Pendjeh, als russische Truppen die von englischen Offizieren geführten Afghanen schlugen und ein Gebiet besetzten, dessen Zugehörigkeit zu Russisch-Transkaspien zum mindesten zweifelhaft war. Wahrscheinlich haben die Russen die Eroberung und dauernde Besetzung Indiens nie ernsthaft in Erwägung gezogen, selbst damals nicht, als Skobelew 1878 seinen abenteuerlichen Expeditionsplan entwarf. Für die russischen Realpolitiker war die Bedrohung Indiens mehr ein Mittel zu dem Zweck, England an anderen wichtigeren Stellen zum Nachgeben zu zwingen, nämlich am Bosporus und am Persischen Golf. England konnte weder das eine noch das andere gewähren. Es bedurfte daher erst des Aderlasses eines unglücklichen Krieges, um Rußlands Aspirationen — wenigstens zeitweise — auf ein England annehmbares Maß zurückzuschrauben**) und so einen russisch-englischen Ausgleich zu ermöglichen.

Durch den Ausgleich waren zwei erbitterte Feinde mit einem Schlage zu Freunden geworden und hier in Teheran erlebte man das ungewohnte Schauspiel, daß der russische und englische Gesandte, die sich früher kaum gekannt

*) Man nannte das: Indien seine „wissenschaftliche" Grenze geben. Um einen schönen Namen für neue Eroberungen ist man ja in England nie verlegen gewesen.

**) Gewiß war es ein Meisterstück englischer Diplomatenkunst, daß man den unvermeidlichen Krieg, den man selbst nicht führen konnte, durch einen anderen führen ließ und dann dem bescheiden gewordenen Gegner einen Vergleich aufzwang. Man muß aber auch nicht vergessen, daß den Engländern in allen ihren Unternehmungen die Gunst der Verhältnisse zugute kommt. Politische Hellseher sind auch sie nicht. Wer aber selbst als Drahtzieher hinter den Kulissen mitwirkt, kann leicht die Zukunft vorher sagen, und wer überall auf der Welt Interessen hat und in der Lage ist, jedem einzelnen Punkt dieser Interessen in nicht mißzuverstehender Weise Geltung zu verschaffen, kann leicht die minder günstig dastehenden Konkurrenten gegeneinander ausspielen.

hatten, zusammen ins Palais fuhren, um ihre gemeinsamen Wünsche vorzutragen. Zwar ließen manche Anzeichen darauf schließen, daß die so ostentativ zur Schau getragene Freundschaft im tiefsten Herzensgrunde doch nicht ganz ehrlich gemeint war. Rußland hatte in dem Vertrage zwar auf alle seine weitgesteckten, ehrgeizigen Pläne in Richtung Afghanistan, Tibet und persischer Golf verzichtet. Um so mehr mußte sich sein Interesse auf das wenige, was ihm noch geblieben war, konzentrieren. Man arbeitete also planmäßig darauf hin, den Norden Persiens finanziell und wirtschaftlich zu monopolisieren und Schah und Regierung so weit in Abhängigkeit von Rußland zu bringen, als sich mit der garantierten Integrität irgend vereinbaren ließ. Dem Engländer konnte dieses Uberhandnehmen des russischen Einflusses in Nord-Persien nicht gänzlich gleichgültig sein. Zwar lag Teheran in der russischen Einflußsphäre, so daß ein formeller Protest auf Grund des Vertrages nicht möglich war. Aber, war die Regierung russophil, so fühlte man das auch über die neutrale Zone hinaus bis in die englische Interessensphäre. Ferner war den Engländern mit dem ganzen Vertrage wenig geholfen, wenn Rußland, dessen Vordringen man gehemmt zu haben glaubte, nun doch auf Schleichwegen vorging oder gar ein verschleiertes Protektorat über Nord-Persien errichtete.

Es gehörte für beide Teile viel Geschick und Takt dazu, bei diesem diplomatischen Doppelspiel, dem öffentlichen Zusammengehen und dem geheimen Gegeneinanderarbeiten das Gesicht zu wahren. Zu einem Bruche durfte es nicht kommen, denn dann begann sofort wieder der wilde Interessengegensatz auf der ganzen, langen Linie vom Gelben bis zum Mittelländischen Meer und das fürchtete man in London sowohl wie in Petersburg mehr, als kleine Mißerfolge auf örtlich begrenzten Gebieten. Nicht die Interessengemeinschaft, die sonst Bündnisse dauerhaft macht, sondern die Furcht vor den Folgen der Feindschaft bildete hier also den Kitt, der die Freundschaft zusammenhielt. Unter so subtilen Verhältnissen konnte es selbstverständlich nicht ausbleiben, daß die geschicktere Politik gegen die weniger geschickte Terrain gewann. Während sich also vor aller Augen ein Kampf zwischen dem absoluten Schah und der Verfassungspartei abspielte, rangen in Wahrheit russische und englische Interessen miteinander. Das ist der Schlüssel zum Verständnis der verwickelten Phasen der persischen Verfassungskämpfe.

Den Engländern kam bei ihren Plänen die geistige Bewegung zugute, die nach dem russisch-japanischen Kriege ganz Asien ergriffen hatte und die man — wohl etwas verfrüht — das Erwachen des Orients genannt hatte. Eine asiatische Macht hatte eine europäische Großmacht geschlagen und dazu noch das gefürchtete Rußland, dasselbe Rußland, vor dem Persien dauernd zurückweichen mußte. Mißerfolge in der auswärtigen Politik bilden ja immer das stärkste Agitationsmittel für demokratische Umwälzungen. Bis in die neueste Zeit hinein hatte sich in Persien die Klasse der Regierten ruhig die Mißwirtschaft und Bedrückung der Regierenden gefallen lassen, da sie noch immer in der Vor-

stellung lebte, dem ersten Kulturvolke und dem mächtigsten Reich der Erde anzugehören. Als es aber nun nach und nach immer mehr offenbar wurde, daß der Schah, in dem man noch die Verkörperung aller Macht zu sehen glaubte, ein ohnmächtiges Werkzeug in den Händen ungläubiger Fremden war, da begann der Kampf um Mitbeteiligung des Volkes an der Regierungsgewalt. Was man eigentlich wollte war anfangs wohl nur den wenigsten klar. Das geht schon daraus hervor, daß zunächst ausschließlich die fanatische Geistlichkeit die Bewegung leitete und dabei eine recht unverhüllte Interessenpolitik trieb. Es kam also zunächst in verschiedenen Städten zu Reibereien zwischen agitierenden Mullahs und den Vertretern der absoluten Regierungsgewalt. Anfangs schien der Schah dieser Schwierigkeiten leicht Herr werden zu können, erst eine ernstere Revolte in Teheran im Frühjahr 1906 brachte das Faß zum Überlaufen. Zwar gelang es noch ohne große Mühe den Aufstand selbst gewaltsam niederzuschlagen, aber die erbitterte Bevölkerung schloß zum Zeichen des Protestes gegen die Regierungsmaßnahmen die Basare und nicht weniger als vierzehntausend Menschen gingen in „Best“ (Asyl) in die englische Gesandtschaft. Wenn man die hereinströmenden Leute nach dem Grunde ihrer Flucht fragte, so erhielt man von 99 Prozent die Antwort: „Weil alle andern hingehen“. Nachdem man aber vierzehn Tage lang dort gegessen, getrunken, gespielt und den Garten der Gesandtschaft gründlich zertreten hatte, verbreitete sich plötzlich das Wort „Maschruteh“, d. h. Verfassung, wie ein Lauffeuer unter den zusammengedrängten Massen. Endlich wußte man was man wollte; die in der Stadt Zurückgebliebenen griffen das Schlagwort gierig auf, die Agitation zog immer weitere Kreise mit dem Erfolg, daß nach langwierigen Verhandlungen der an einem Schlaganfall schwer krank daniederliegende Schah Muzzafer-Eddin, der nichts anderes wünschte, als friedlich zu sterben, Ende 1906 die Verfassung unterzeichnete.

Gleich darauf starb er wirklich und hinterließ seinem Sohne Mehemed Ali eine so schwierige Situation, daß nur ein ganz genialer Mann ihr gewachsen gewesen wäre. Der Ex-Schah Mehemed Ali ist aber kein Genie. Eine andere als die abgewirtschaftete Methode kannte er nicht. Seine ganze Sorge konzentrierte sich von Anfang an hauptsächlich darauf, das nötige Kleingeld zum Leben aufzutreiben. Denn die Kassen waren leer und an Stelle der von seinem Großvater Nassr-Eddin hinterlassenen Ersparnisse war eine Schuldenlast von über 90 Millionen getreten, deren Zinsen die spärlich fließenden Einnahmen fast gänzlich absorbierten. Das Volk aber machte sich, wie immer bei einem Systemwechsel, die übertriebensten Vorstellungen von den Vorteilen der Verfassung, deren wahre Bedeutung kaum einer richtig verstand. Fast jedermann verband mit dem Begriff — Konstitution — in erster Linie die Idee, daß er von nun an nicht nur keine Steuern und Abgaben mehr zu zahlen brauche, sondern, daß auch Schulden und Verbindlichkeiten für ihn nicht mehr existierten. Die neu gebackenen Parlamentsmitglieder aber benahmen sich wie Kinder, die ein Spielzeug bekommen haben und nichts damit anzufangen wissen. Daß die

Exekutive Sache der Regierungsorgane, Sache des Parlaments aber die Legislative ist, davon ahnte man nichts, sondern mengte sich lustig in alles und jedes ein, ohne irgend etwas zu verstehen und ohne je etwas zu Ende zu bringen. Ein ungefähres Bild von diesen sogenannten Parlamentsverhandlungen kann man sich machen, wenn man erfährt, daß jedermann jederzeit das Recht hatte, beliebig lange und oft über jedes beliebige Thema zu sprechen. Daß bei dieser Arbeitsmethode auch nicht das kleinste Resultat erzielt, die vorhandenen Übelstände auch nicht im geringsten gebessert wurden, liegt auf der Hand. Eins aber hatten alle begriffen, daß von nun an jeder Abgeordnete mit an der Regierungskrippe sitzen müsse und ein Anrecht auf die fettesten Bissen habe. Einer der ersten Beschlüsse war die Gründung einer Nationalbank. Geld war zwar nicht vorhanden, aber um die Mittel zur Beschaffung der nötigen Summen war man nicht verlegen. Jedermann, der im Rufe stand, Geld zu haben und ein Reaktionär, d. h. Anhänger des Schahs, zu sein, wurde unter Drohungen gezwungen, größere Summen für die Nationalbank zu zeichnen. Auf diese Weise erpreßte man eine Million. Dann war plötzlich nicht mehr die Rede von der Nationalbank und auch über den Verbleib des Geldes hat man nie wieder einen Ton gehört. Das Schlimmste aber war, daß mit Einführung der Pressefreiheit eine Presse in die Höhe schoß, die in Beschimpfung und Verleumdung alles Bestehenden jeden Rekord brach.

Für das Erbrecht des Reiches

Von Justizrat Bamberger-Aschersleben

7. Die Statistik von 1911*)

Das größte Verdienst um die Sache der Erbrechtsreform hat sich innerhalb der preußischen Regierung der damalige Finanzminister Freiherr v. Rheinbaben erworben. Seinen amtlichen und außeramtlichen Bemühungen ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die Gesetzesvorlage der verbündeten Regierungen vom 3. November 1908 zustande kam. Dem jetzigen Finanzminister haben wir die erste statistische Erhebung für die Zwecke der Erbrechtsreform zu verdanken. Herr Dr. Lentze hat auf meine Bitte durch Erlaß vom 20. Februar 1911 angeordnet, es solle für den Umfang des preußischen Staates festgestellt werden, welche Beträge im Rechnungsjahr 1908 auf Grund letztwilliger Ver-

*) Vgl. die Aufsätze in den Grenzboten 1910, Nr. 41 bis 44, 1911, Nr. 6 und 24.

fügung und auf Grund gesetzlicher Erbfolge den Seitenverwandten außer den Geschwistern zugefallen sind. Das Ergebnis findet sich in der folgenden, von dem Herrn Minister mir gütigst mitgeteilten Nachweisung.

Nachweisung

des Reinerwerbes von Todeswegen der nachbezeichneten Erwerberklassen im Rechnungsjahre 1908 sowie des Steueraufkommens hieraus, getrennt nach dem Erwerbe auf Grund letztwilliger Verfügung und auf Grund gesetzlicher Erbfolge.

Laufende Nr.	Erwerberklasse	Bezirk der Oberzolldirektion	Erwerb auf Grund letztwilliger Verfügung: Zahl der Erbfälle	Betrag des Erwerbsanfalls	Betrag der Steuer	Erwerb auf Grund gesetzlicher Erbfolge: Zahl der Erbfälle	Betrag des Erwerbsanfalls	Betrag der Steuer
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.
1.	Abkömmlinge ersten Grades von Geschwistern	Königsberg	114	2 292 112	99 636	40	496 488	20 656
		Danzig	125	1 410 404	51 765	46	736 010	39 022
		Berlin	502	19 063 426	965 033	168	4 966 155	240 743
		Stettin	200	3 456 058	147 233	57	1 276 540	67 335
		Posen	60	810 003	32 275	20	158 040	6 100
		Breslau	451	7 566 669	337 244	162	1 080 510	42 805
		Magdeburg	387	10 282 033	589 578	169	1 846 421	75 306
		Altona	242	3 881 075	154 476	64	555 512	21 870
		Hannover	359	7 283 973	302 734	136	1 672 875	66 391
		Münster	216	4 267 134	216 855	78	753 472	33 316
		Cassel	256	12 628 416	639 693	117	1 054 154	40 849
		Cöln	817	17 059 121	745 911	274	3 388 612	133 828
			3729	90 000 424	4 282 433	1331	17 984 789	787 221
2.	Abkömmlinge zweiten Grades von Geschwistern, Geschwister der Eltern, Erbberechtigte der im § 10 IV R. E. St. G. bezeichneten Art	Königsberg	79	918 471	85 528	3	17 021	1 201
		Danzig	109	1 025 539	97 998	7	210 507	15 757
		Berlin	556	19 464 728	2 289 007	52	932 986	78 073
		Stettin	92	1 682 211	157 824	11	259 223	23 134
		Posen	81	747 211	70 207	2	20 607	2 000
		Breslau	388	6 561 765	732 725	28	222 442	16 881
		Magdeburg	237	3 695 249	351 862	30	806 634	79 607
		Altona	204	3 231 581	326 307	28	403 358	36 581
		Hannover	207	4 545 297	409 477	41	538 609	48 174
		Münster	128	1 745 240	174 433	7	57 898	3 880
		Cassel	166	13 857 931	1 679 931	14	239 331	19 272
		Cöln	423	15 016 625	1 531 726	45	631 414	60 888
			2670	72 486 848	7 907 025	268	4 840 030	385 448

Wenn nach Nr. 2 der Nachweisung an die dort angegebenen Erwerberklassen $72\frac{1}{2}$ Mill. im Wege letztwilliger Verfügung und nur $4\frac{1}{2}$ Mill. im

Wege gesetzlicher Erbfolge sich vererbt haben, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß hier nicht allein Verwandte gezählt sind, sondern auch Nichtverwandte, die überhaupt nur auf Grund testamentarischer Einsetzung erben, also nur in Spalte 5 erscheinen können. Im übrigen soll unumwunden zugestanden werden, daß diese Statistik die hohen Erwartungen nicht rechtfertigt, die ich an den finanziellen Erfolg der Reform auf Grund von Schätzungen geknüpft habe. Allerdings ist ihr Ergebnis höchst überraschend für den praktischen Juristen wie für den Steuerbeamten, sie umfaßt nur ein Jahr, eine Nachprüfung hat noch nicht stattgefunden, sie erstreckt sich nur auf die versteuerten Erbmassen, nicht auf die beträchtlichen steuerfreien Beträge und selbstverständlich auch nicht auf die beträchtlichen bei der Versteuerung verschwiegenen Beträge. Nichtsdestoweniger muß man die Erhebung, deren Zuverlässigkeit unbedenklich ist, die auch keine allgemeine Fehlerquelle erkennen läßt, von jetzt ab einer Ertragsberechnung des Reichserbrechts zugrunde legen. Danach sind 1908 in Preußen $22^1/_2$ Mill., also im Deutschen Reiche $37^1/_2$ Mill. Mark denjenigen Verwandten testamentslos zugefallen, die nach meinen Vorschlägen als Erben ausscheiden und durch die Reichskasse ersetzt werden. Die Summe umfaßt aber, wie schon bemerkt, nur die der Erbschaftssteuer unterliegenden Werte. Das gesamte, an diese Verwandten ohne Testament vererbte Vermögen beläuft sich nach der amtlichen Begründung zum Entwurf des Reichsgesetzes über das Erbrecht des Staates vom 3. November 1908 S. 27 bei Berücksichtigung des Gesamtergebnisses der Erbschaftssteuer auf mehr als den doppelten Betrag, also auf mehr als 75 Mill. Mark. Die amtlichen Materialien ihrerseits gehen bei ihrer Feststellung, daß im Deutschen Reich jährlich 5700 Mill. überhaupt vererbt werden, von den Ergebnissen der Vermögens- oder Ergänzungssteuer aus. Nun wissen wir aber, und nicht nur aus den vielbesprochenen Untersuchungen Delbrücks in den Preuß. Jahrbüchern von 1909, daß zahllose Steuerpflichtige vorziehen, die Steuer nur von einem Teile ihres Vermögens zu entrichten, — wie ja auch nur ein Teil der Einkommensteuer und nur ein Teil der Erbschaftssteuer tatsächlich zur Hebung gelangt. Diesem unerlaubten Zustande wird die bevorstehende Änderung der preußischen Steuergesetze ein Ende machen. Sie wird mit Einführung der Selbsteinschätzung bei der Vermögenssteuer vermutlich dieselbe heilsame Wirkung für die Staatskasse erzielen, wie wir es vor zwanzig Jahren mit der Einführung der Steuererklärung bei der Einkommensteuer erlebt haben. Damals betrug das Erhebungssoll für das Rechnungsjahr 1891/92 80 Mill. Mark, — für 1892/93 dagegen nach Durchführung der Selbsteinschätzung 125 Mill. Mark, also über 50 Prozent mehr! Hieraus schon läßt sich der Schluß ziehen, daß auch die jetzige Veranlagung zur Vermögenssteuer ohne Vermögensanzeige um große Beträge hinter den tatsächlichen Verhältnissen zurückbleibt. Legt man auch hier den Maßstab eines Unterschiedes von 50 Prozent an, so bleibt die erwähnte amtliche Berechnung, die sich auf die Vermögenssteuer stützt, um 50 Prozent hinter dem wirklichen Bestande der Vermögen in

Preußen zurück. Daraus folgt, daß auch der Ertrag des Reichserbrechts etwa um die Hälfte höher zu veranschlagen ist, als sich aus jener Berechnung ergibt, also nicht nur auf 75, sondern auf $112^1/_2$ Mill. Mark jährlich.

Man kommt also auch auf Grund der preußischen Statistik von 1911 zu einem höchst erfreulichen Ergebnis in bezug auf die mutmaßlichen Einkünfte aus dem Erbrecht des Reiches. Gewiß kann dagegen eingewendet werden, daß wiederum Schätzungen angestellt sind, die keine unbedingte Sicherheit gewähren, daß der Ertrag durch eine Vermehrung testamentarischer Verordnungen sich immerhin noch etwas verringern könne, daß nur Durchschnittsberechnungen vorliegen, die keine bestimmten Schlüsse für ein einzelnes Rechnungsjahr zulassen. Derartige Bedenken lassen sich in der Tat nicht widerlegen. Man kann aber, wie die Erfahrungen auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung gerade in den letzten zehn Jahren gezeigt haben, das Ergebnis einer Reform überhaupt nicht mit Sicherheit im voraus bestimmen, so wenig wie man bei der sorgfältigsten Ertragsberechnung die Einkünfte aus einem geschäftlichen Unternehmen, das erst begründet werden soll, zuverlässig im voraus feststellen kann. Für die hier empfohlene Maßregel erscheint es auch nicht notwendig, einen bestimmten Voranschlag aufzustellen, wenn man die Einkünfte aus dem Reichserbrecht, wie Prof. Dr. Conrad in Halle und ich stets befürwortet haben, nicht zur Deckung von laufenden Ausgaben verwendet, sondern zur Erhöhung des Stammvermögens des Reiches, zur Verstärkung des unzulänglichen Reichsschatzes und zur beschleunigten Tilgung der wachsenden Schuld. Dann brauchen bestimmte Zahlen in den Etat nicht eingestellt zu werden. Die Überschüsse mögen sich so hoch belaufen, wie sie wollen. — So beschließe man, was recht erscheint, und warte das Ergebnis ab. „Hier hilft nun weiter kein Bemühn, sind's Rosen, — nun, sie werden blühn." Optimisten und Pessimisten aber werden einig sein in dem Wunsche, daß die Reform auf das schleunigste zur Ausführung komme, weil jeder verlorene Tag mit rechtloser Bereicherung lachender Erben dem Reiche Mittel entzieht, deren es eben jetzt für Kriegs- und Friedenszwecke dringend bedarf.

Ein Später Derer van Doorn

Von Carl Hauptmann

Erstes Kapitel

Hieronymus van Doorn stammte aus einem alten Adelsgeschlechte. Die Väter hatten auf Schlössern der Grafschaft Westflandern gehaust und waren in sechsspännigen, schwer in Federn hängenden, prunkhaften Reisewagen mit berittener Dienerschaft durch die Lande und bis Paris gefahren. Oder sie hatten Trinkfeste auf ihren Burgen gehalten und den kostbarsten Wein aus großen Silberhumpen in bunter lärmender Runde getrunken. Oder sie waren im reichen Zuge mit Pagen und Knechten, Ritter und Damen mit fliegenden Bandelieren und fliegenden Reiherfedern im Barett in die Wälder um die Burg hinaus geritten, über die niedergelassenen Holzbrücken polternd die Schar ruheloser Pferdehufe unter Ritter und Edelfrau, daß dann der Tann widerhallte vom Gekläff der Bracken und Leithunde. Und vom Brechen der Äste durch Dickicht und Dorn, wenn der Hirsch mit der Meute auf den Fersen hinstob. Auch Frauengelächter erklang in der Lichtung, wenn die Jagdfalken aus den Ketten hochgingen von den behandschuhten, schönen Händen der Burgfrauen und Burgtöchter und dann der Reiher aus den Lüften verendend nieder ins Waldgras ging.

Das alles war ferne.

Schon einst war einer Derer van Doorn immer auch dem Himmel ein Geweihter gewesen, wenn die eisernen Ritter und die in der Kapelle der Burg knienden Edelfrauen Gott zu danken hatten für den Segen des Raubes und der Herrschaft. Und schon mancher Zweite des Geschlechts hatte früh den Erdenfreuden Augen und Sinne verschließen müssen, hatte die heißen Einsamkeiten der Gottesweihe um sich gebreitet und Gott gesucht unter heiligen Tränen. Schlösser und Burgen Derer van Doorn waren längst verfallen. Die Hauptlinie, ein altes, kinderloses Ehepaar, besaß noch ein stilles, vornehmes Palais auf einem vereinsamten Platze, der dem Königsschlosse nahe lag, und auf dem die Wasser aus einem alten, verwitterten, grünlich belaufenen Steinbrunnen in gewundenen Bogen ohne Unterlaß durcheinander sprangen und eintönig und ewig denselben

Reigen plätscherten seit Jahrhunderten. Sonst handelte es sich noch um einen Kammerherrn des Königs, der, weil er arm, im Hofdienst ergraut, elegant, aber leer und geschwätzig war. Und um ein paar alte, fromme Hofdamen, die in königlichen Kavalierhäusern ihre bescheidene Rente verzehrten, in den hohen, einsamen Zimmern voll von kleinen Kostbarkeiten von einstiger königlicher Gnade und allerlei sonstigen noblen Erinnerungszeichen ihren Rosenkranz drehten, oder dann und wann noch einmal in feierlicher Verschleierung durch die gewölbten Gänge der Seitenflügel huschten, um in entfernterem Abglanze der Königlichen, in den hinteren Reihen der Schloßkapelle mit gesenkten Witwenhäuptern kniend, dem priesterlichen Flüstergespräche mit Gotte versunken zu lauschen.

Hieronymus van Doorn war auch ein Gottgeweihter. Er hatte den Dienst des Priesters gewählt, weil er schon früh ein bleicher Knabe war, und weil ihn schon damals oft Träume schreckten und er mit ängstlichem Blick in die Welt sah. Auch wenn er mit den jungen Prinzen auf dem smaragdenen Rasen spielte, wo die hohen, weißen Vasen um die weiten, dunklen Wasserbecken standen, hatte er nie auf die im Geflüster der Fontänen ewig zerrinnenden Bilder auf dem Wasserspiegel gesehen, ohne nicht sich in Träume zu verlieren, und ohne daß ihn die Rufe der fröhlichen Stimmen wecken und mahnen gemußt. Als der einzige Sohn einer armen Hofdame war er fern von ihr im Priesteralumnate aufgewachsen, weil sein Vater, ein gewesener Kavalier, längst tot war. Die Dame sah viel nach den frommen Mienen, die die Königin annahm, sobald sie in Dom oder Kapelle trat. In dem stillen, seligen Garten der Frommheit, darin die wundersamsten Gefühle schlafen und träumen, nur in diesem stillen, seligen Garten noch war am Ende ihrer Tage Frau van Doorn schlafend und träumend umgegangen. Und es war ihr wahrlich eine Genugtuung gewesen, als sie es noch mit eigenen Augen mit angesehen, daß man ihren Sohn, den blassen, bartlosen, feinen, tonsurierten Mann zum Priester geweiht hatte, kurz ehe sie selber ganz in Gottes Schoß eingegangen war.

Der bartlose, schlanke, tonsurierte Priester war bald in einem Fischerdorf als Pfarrer ordiniert worden. Die Männer und Frauen, die in plumpen Holzschuhen gingen, sahen ihn mit Staunen und Zufriedenheit. Wenn er in den tiefen Sandgleisen der Dorfstraße hinging, lupften die Männer, die vor den kleinen Haustüren oder in den Gattern standen, ihre zipfligen Mützen, und die Frauen machten einen Schleif und bekreuzten sich. Allen war er gleich angenehm. Allen war er bald ein heiliges Wesen. Die brennenden Blicke seines feinen Gesichtes bannten die alten, einsamen, wortkargen Fischersleute. Und wenn er die Messe las, rang er in Sehnsucht, Gott in den Kirchenraum hernieder zu flehen. Die alten Männer hatten ein heißes Gefühl dabei. Und die alten Mütterlein in den Holzbänken bekamen Tränen. Es war bald eine wundersame Weihe unter den Leuten, daß sie Gott nahe fühlten, als käme er heimlich mit Flügelwehen. Auch heute, wo die Dorfjugend mit bunten Fahnen in die kühle Kirche zog und die Glocken anschlugen und feierlich in die Herbstluft ihre

gellenden Rufe sangen, sahen die Burschen und die Mädchen nur mit neugierigen Blicken sich um. Alle waren ruhelos und in die hellen Lüfte zerfahrend, solange nicht eine Stimme die Andacht schuf und Gott aus den Goldfäden spinnenden Himmelslüften in die Wölbung herniederrief.

Die Jugend! Wie frische Reiser aus Tannengrün, so Kraft und Glauben strotzend standen die Burschen im Kirchentor. Und die Gesichter der flüggen Mädchen waren ein wenig wie zum Lächeln erhellt, aber doch noch immer gebunden. Die blonden Haare hatten sie mit Spangen und Gewirk reich gehalten, und ihre Mieder waren mit glänzenden, klingenden Kettlein über Samt oder Seiden reich geschmückt. Und mit viel Spitzenzeug eine jede, das schäumend hervorquoll, und mit viel Bändern, die um sie flatterten. Es war ein Anblick jetzt im Herbst wie noch ein Frühlingsgarten. Aber auch die Jugend harrte des Hieronymus van Doorn, der im Orte Pfarrer war. Und er kam, der schlanke, vornehme, bleiche, asketische Mensch schwebenden Ganges, wie wenn er den Steinboden der Kirche lautlos berühren könnte, schwankend das weite, feierliche Priestergewand, den brennenden Blick ganz in sich gezogen, als wenn er nicht unter den Menschen, nur auf Himmelswegen schritte. Da faßte es alle, jung und alt, groß und klein. Alles drängte sich auf den Fliesen der Kirche vor und in die Holzbänke hinein. Und es war wirklich eine große Gemeinschaft unter den wetterharten Gesichtern, nnd die flüggen Mädchen, die sich um den Altar drängten, schienen jetzt alle zu lächeln.

Und Hieronymus van Doorn predigte dann mit seliger, sanfter Stimme, wie Wasser rinnen. Er pries die Gottesliebe, die auch er zum Leitstern erlesen. Er rühmte die Gnade des Lebens und der seligen Leiden mit anschwellendem Wortgesang. Er zerriß sich seine Brust wie ein kranker Adler, der die Wunden offen sieht und die Blutstropfen liebt, die aus seinen Wunden quellen. Er verfluchte die Süßigkeiten des Lebens. Er schilderte das Menschenschicksal wie eine kühne, entsagungsvolle Meerfahrt und schilderte mit Geisteraauge das Brechen der Masten und das Zerreißen der Segel. Und die Kraft, die im Sturme aufragt, wenn der Mensch keine Rettung mehr ausspäht und Gott im Menschen dann Kraft gewinnt. Wenn Gott dann als Heiland auf den Sturmwassern einhergeht und die Hand des sinkenden Menschen und die Planken des sinkenden Fischerbootes so lange hochhält, bis die Wolkentore von sprühender Sonne erstrahlen und der gläubige Mensch seine ganze Herrlichkeit ansieht.

Die alten Fischersleute sahen den Himmel offen und weinten. Die Burschen hielten die Arme gestrafft, als könnte auch die Kraft der Arme vom Glauben sprechen. Die Mädchen standen und ihre Augen waren groß geworden, und ihre Münder voll frischer Blutsfarbe lächelten im Glauben, indes Hieronymus van Doorn das Leben in harten Pflichten und Leiden pries. Und die Lockungen des Weltlebens mit immer jacherer Stimme und mit heißem Atem und mit immer verzehrteren Mienen verwarf.

Zweites Kapitel

Hieronymus van Doorn hatte immer hinter Mauern ein einsames Leben in Gott gelebt. Seine Welt lag innen. Sein Auge, das blau war, schien dunkel, weil es verzehrt aussah, erhitzt von der Glut sehnsüchtiger Kasteiung. Seine Wangen waren hohl, seine Stirn war kalt und sehr blaß. Sein Gang, wenn er zu einem Sterbenden durch die Dünen schritt, hatte etwas sehr Edles, etwas von einer heiligen Mission, als wenn er nicht ohne Eile, doch mit ehernen Händen den Goldkelch mit Gottes Blute forttrüge, oft gepeinigt, daß er den Verröchelnden noch rechtzeitig stillen und in den Saum von Gottes Kleide einhüllen könnte, den er schon auf dem einsamen Wege inbrünstig hernieder flehte. Auch heute war ein Bote gekommen, der ihn in ein entfernteres Stranddorf rief. Der graue Herbstwind sang und raschelte in dem Efeu, der das rote Ziegelhaus seiner Pfarre überspann. Draußen in den Dünenhügeln zitterten die fahlen Gräser im Abendsinken, und dunkelgraue Wolkenzüge jagten vom Lande ins Meer. Hieronymus van Doorn war wie immer in solchen Lagen in tiefem Gebete. Möven zogen über ihn mit einsamem Klagen. Der verhallende Ruf war wie aus seiner eigenen Seele geboren und verwob sich in die heimliche Weihe dessen, der am Strande hinschritt.

Es war die Frau eines hohen Regierungsbeamten, die in ihrem Himmelbette lag und die Augen nicht auftat, als Hieronymus van Doorn eintrat. Der Hausherr war ein Lebemann. Er sah aus wie ein frischer Stutzer. Aber seine Mienen kamen dem Priester verängstigt und hilfeflehend entgegen. Hieronymus hatte seinen Überrock kaum abtun können und stand schon im feierlichen Meßgewand hager aufragend, so hatte ihn die heiße Inbrunst getrieben, in das Gesicht der Sterbenden hineinzusehen. Die Sterbende sah engelhaft bleich aus. Ihre Augen waren tief geschlossen. Man stand am Bette und beobachtete ihre hastigen, jagenden Atemzüge. Hieronymus blickte lange auf den Mund, der ein wenig offenstand. Die Lippen waren wie vom Schmerz etwas eingezogen, aber fein und selig. Eine Nonne, die dabeistand, versuchte einen kühlen Schwamm auf die feinen Lippen aufzulegen, um den heißen Atem zu feuchten. Es war eine wundersame Stille in dem Raume, der hoch und vornehm war. Am Bette stand ein Strauß schöner Rosen.

Hieronymus van Doorn wollte gleich niederknien und beten. Aber er besann sich noch einmal. Er trat zu Herrn Kroen zurück und sah dem frischen Lebemanne lange ins Gesicht.

„Herr Kroen," sagte er vor sich hinflüsternd, „die Kranke ist noch jung, und Sie lebten im Glücke mit ihr." Er wußte in dem Augenblicke nicht, was er redete. Die Luft im Zimmer, das voll eines müden, edlen Geruches war, weil die Rosen bei der Sterbenden ihren Duft hauchten, hatte ihn benommen, so daß er eine Weile ganz in sich versunken, nur den jetzt lauten Atemzügen von Frau Kroen zuhörte. Es mischten sich geröchelte Laute in die hastigen Rhythmen.

„Vielleicht, daß es jetzt um Ihr Glück ganz geschehen ist," sagte er plötzlich ganz hart und ließ den Blick des geängstigten Regierungsherren noch immer nicht aus seinen brennenden, schmerzlichen Augen.

Die Haare der Sterbenden lagen blond um ihr vom Fieber gequollenes, hohles, erhitztes Gesicht. Die feinen Zähne zeigten weißen Glanz. Dann nahm Frau Kroen die trockenen Lippen zusammen und schien zu hören, was um sie herum vorging.

Hieronymus van Doorn sah, daß das Gesicht des Herrn Kroen jetzt eine verzweifelte Miene trug. Es deuchte ihn, daß er harte Worte geredet und ihn noch tiefer erschreckt hatte. Es standen große Tränen in Herrn Kroens Augen. Deshalb trat der junge Pfarrer noch einmal vom Bette zurück und begann in Herrn Kroen neu hineinzuflüstern.

„Wir wissen nichts," sagte er ebenso eifrig und bestimmt. „Lassen Sie sich von meinen Worten nicht ein Jota aus Ihrer Hoffnung und Ihrem Glauben vertreiben! Wer glaubt, hat Gott im Blute. Auch ich werde jetzt mit Glauben beten," sagte er. Und wenn man den tiefen Blick „Zuversicht", der aus ihm allein sprach, ein Lächeln nennen könnte, so war dieses Lächeln eine wonnevolle Verheißung.

Draußen ums Haus heulte und pfiff der Herbststurm. Man hörte es, weil die Stille um die Sterbende tief war. Ausgehöhlt das Harren, daß es wie ein leerer Raum jeden heimlichen Laut einsog.

Auch in Hieronymus van Doorn gingen Trauergewalten um und schüttelten sein Herz.

Er kannte Herrn Kroen nicht. Er achtete auch nicht, daß der Reichtum des Hauses groß schien. Er hatte nicht gesehen, daß Diener im Vorhause auf den Stufen standen. Nun gar, wo sein gottgeweihter Sinn das stille Geschehnis in Himmel und Erde, dieses einzige, weite, junge Sterben in der Nähe auskostete und einsog, das jetzt in den geschlossenen Lippen der Frau Kroen sich selber auffing.

Hieronymus war im priesterlichen Meßgewande wieder ans Bett getreten, kostbaren Schmuck über Brust und Schultern gebreitet, indessen die Ministranten sich anschickten, die heilige Handlung leise zu bedienen.

Vielleicht war jetzt die Zeit gekommen.

Die Nonne heftete ihre Blicke fragend auf den Priester und dann auf die Sterbende. Sie versuchte noch vor sich wie einen abmahnenden Ratschlag. In dem stillen Raume stand schon der heilige Beter hoch aufgerichtet. Und eine Sterbende hielt ihr kleines Lebenslicht vom Winde hin und her geweht in ihren weißen Händen. Nichts anderes schien bald im Raume zu leben. Herr Kroen stand und sah in Starre nieder. Auch die Nonne hütete sich jetzt, die eherne Ruhe des Rufers ums Heil mit einem Geflüster noch zu stören.

Wenn die Stürme ums Haus pfeifen, sind die Wintergewalten nahe. Aber ein heißer Rufer ums Heil kann die Flockenstürme wegfegen und kann die ster-

bende Seele an die Planken des Bootes fest anbinden, um sie zu retten. Er kann dem Tode wehren.

Die Ministranten standen und beugten die Knabenköpfe und knixten lautlos mit den jungen Beinen und taten feierlich ihre Hantierung. Die Nonne kniete. Die hellen Augen des Herrn Kroen fingen an, sich wie in einem Wunder weit aufzutun.

In dem jungen Priester war von Anfang an die Gnade lebendig. Er hatte in den kranken, bleichen Zügen bald eine Hoffnung gelesen. Er betete jetzt, als wenn mit seinen stummen Worten Lasten sich lösten. Als wenn er mit seinem brünstigen Atem die kleine Lebensflamme sanft anbliese. Da wurde das Geheimnis langsam und lautlos groß und größer, das von dem jungen Priester ausging und rings im Raume Macht gewann.

Herr Kroen begann aufzustöhnen. Die junge Frau Kroen hatte jetzt ganz die Augen aufgetan. Sie erkannte den Pfarrer. Ihre Augen schienen nichts zu ahnen, womit der Pfarrer rang und warum Herr Kroen sein Stöhnen nicht meistern konnte. Niemand redete. Auch der Geistliche gab seinen Worten noch immer nicht einen Flüsterlaut. Er sprach nur im Geist. Aber der Geist war wie die Luft um ihn, daß alle ihn schmeckten. Die kleinen Kerzen der Ministranten brannten lautlos und erhellten den Dämmer der Stube. Es fiel ein Goldschein der Sterbenden ins Gesicht. Die Lippen schienen jetzt feucht und frisch. Das Auge war voll Glauben. Entrückt und frei schien das Auge im Raume zu glänzen und zu lachen. Dann lag die Hostie zwischen ihren heißen, fiebernden Lippen. Und auch Hieronymus van Doorn erbebte im Grunde, weil er den Schluck Gottesblut auf der Zunge hielt und das heilige Arom einzog und mit Gott ein Leib war. Wer ihn in diesem Augenblick ansah, wußte, daß er die Kraft und der Glaube selber geworden, und daß er jetzt Berge aufhob. Die hellen Augen der Sterbenden suchten seine Kraft und umklammerten ihn und lauschten auf die gestammelten Worte, die jetzt abgerissen aus des Priesters murmelnden Lippen hervordrangen. Die Augen der jungen Frau ruhten dann lange in seinen dunklen Augen, und beide schienen in Gott geborgen.

Es war eine lange Zeit des Gebetes noch, ehe der Pfarrer von seinen Knien sich aufhob und die eherne Stille endlich zerbrach.

Die Nonne konnte nicht begreifen, daß des Priesters Stimme zu Herrn Kroen fast irdisch klang. Hieronymus van Doorn sah Herrn Kroen wieder ins Gesicht. Als wenn er ihn prüfen wollte. Wie eine Röte schoß es ihm dabei in die Wangen. Weil auch die Augen der jungen Frau Kroen eben sanft zugefallen waren, als ob ein engelhaftes Mädchengesicht mit Träumen und Lächeln auf den Lippen in den Schlaf sinke. Hieronymus sah dann nur wieder die Schlafende an.

„Wir wissen nichts," sagte er sanftmütig und mit einem Ausdruck tiefer, unsäglicher Sehnsucht. „Aber wer glaubt, ruft Gott zur Hilfe hernieder," sagte er dann, indem er die strengen, entsagungsvollen Linien der Mundwinkel und

die feine, magere Haut auf den hohlen Wangen ein wenig wie ein Kind zum Lächeln verzog.

Er war fast schon nur in sich beschäftigt. Als wenn er ganz abwesend und für sich allein wäre, und als wenn er den Heimweg nach seinem Fischerdorfe schon einsam durch die Nacht angetreten.

Dann schritt er durch die Dünen im Nachtsturme, umflüstert und umtost von den Strandgewalten, die heransprangen wie weiße Gesichter und ihn aus seinen Himmeln ein paarmal aufschreckten.

Er war voll Entrücktheit.

Er trug die feine, weiße Gestalt jetzt in seine Arme gebettet, in den Mantel der göttlichen Liebe tief eingehüllt, daß nicht der harsche, finstere Seewind, der an seinen Mantelfalten herum riß, und nicht die zischenden Meerwogendränge, die ihn mit Gischt aus der Düsternis anwarfen, der von Gott Erflehten ein Leid taten. Er war jung, kaum viel über die Mitte der Zwanzig, und er hatte die Welt nie gesehen. (Fortsetzung folgt)

Ein Wort für den Extemporale-Erlaß des Kultusministers

Von Dr. Eduard Havenstein-Lübben

Der neue Ministerialerlaß über die Einschränkung der Bedeutung des sogenannten Extemporales hat schon, bevor er praktisches Gesetz wurde, viele Besprechungen erfahren. Teils ist ihm freudig zugestimmt, von der Mehrzahl aber ist er heftig abgelehnt worden. Allerdings wird sich die Zahl seiner Gegner mit der Zeit erheblich vermindern; denn die Gegnerschaft vieler ist nicht eigentlich sachlicher Natur, sondern aus anderen Ursachen zu erklären.

Da gibt es solche, die von vornherein jede Neuerung verwerfen, mag sie von oben oder von unten kommen; das sind die laudatores temporis acti. Diese Männer sind nur auf eine Weise zu bekehren und zu überzeugen, nämlich durch die Zeit. Je länger ein Verfahren im Gebrauch ist, desto richtiger erscheint es ihnen; mit den Jahren wächst die Güte und der Wert eines Dinges; und wenn der augenblicklich neue Zustand sich einmal überlebt hat und neue Verhältnisse und Bedingungen wieder neue Methoden erfordern, dann werden diese Anhänger des Satzes von der Absolutheit der einzelnen Zeitabschnitte dasselbe verteidigen, was ihre Gesinnungsgenossen bekämpft haben.

Mehr Bedeutung und wirkliche Berechtigung hat die Gegnerschaft derer, die sich nicht an dem Inhalt des Erlasses, sondern an seiner Begründung ärgern. Und es ist in der Tat bedauerlich, daß das, was durch so gute Gründe hätte

gestützt werden können, auf einem so brüchigen Fundament aufgebaut ist. Die Verweichlichung, Schwachnervigkeit und Minderwertigkeit der Jugend, die übrigens nur in der Großstadt existiert, wird schon von allen Seiten in so hohem Grade berücksichtigt und befördert, daß die Schule, wenn ihr wirklich an der Erziehung der Kinder liegt, dieser Tendenz mit allen Mitteln entgegenwirken sollte, statt in das allgemeine Jammergeschrei miteinzustimmen.

Eine dritte Klasse von Gegnern endlich sind oder waren solche, die an der Durchführbarkeit der neuen Vorschriften zweifelten. Vielleicht ist aber der eine oder andere von ihnen schon vom Zweifel befreit worden, sei es dadurch, daß die Behörde einige Unklarheiten aufgehellt hat, oder dadurch, daß ein Versuch im Sinne der Verfügung gute Resultate gezeitigt hat.

Denn die Verfügung bedeutet wirklich einen nennenswerten Fortschritt, und die Lehrer des Lateinischen sollten sie mit Freuden begrüßen. Zweifellos ist nämlich das Extemporale zum großen Teil schuld daran, daß der ganze Schulbetrieb so vielen zum Ekel geworden ist und mit solcher Heftigkeit und Erbitterung bekämpft wird, und auch daran trägt es die Hauptschuld, daß dem Lehrer so oft ein Odium anhaftet, das ihn vom Herzen seiner Schüler trennt. Denn das wöchentlich geschriebene Extemporale, das doch nur dann einen Sinn hat, wenn es als eine schriftliche Übung zur Förderung der Schüler angesehen wird, hatte mit der Zeit diese Bedeutung vollkommen verloren und den Charakter einer schriftlichen Prüfung der Kenntnisse angenommen; aus einem Mittel zu dem Zweck, das Wissen und Können zu fördern, war es zum Selbstzweck geworden. Die Extemporalestunde bildete den Höhepunkt des ganzen Wochenunterrichts, fast alle übrigen Stunden des betreffenden Faches hatten vor allem die Aufgabe, das Extemporale vorzubereiten, damit die Prüfung von möglichst vielen Schülern bestanden würde. Man bedenke: alle acht Tage mußten bereits die Schüler der Unterklassen, um die es sich bei dem Erlaß hauptsächlich handelt, ein regelrechtes schriftliches Examen ablegen, und zwar in mehreren Fächern! Man lächle nicht über den Ausdruck Examen; das Extemporale trägt in der Tat diesen Namen mit vollem Recht. Denn die Zensierung der Leistungen erfolgte wenigstens in den unteren und mittleren Klassen fast ausschließlich nach dem Ausfall dieser schriftlichen Arbeiten. Der Schüler jedenfalls konnte keinen Augenblick über die Tatsächlichkeit dieser Bedeutung des Extemporales im Zweifel sein. So verwandelte sich der Lehrer in einen Examinator, und der ganze Unterricht bekam immer mehr Gerichtscharakter. Dadurch aber mußte dem Schüler jede Lust zum Lernen verleidet werden. Wir alle wissen ja, wie Examensarbeit schmeckt, wie es uns selbst mit Aufbietung aller Kräfte oft nicht gelungen ist, am Schreibtisch auszuharren! Gerade so empfindet auch das Kind die Erledigung seiner Schulaufgaben als Zwangsarbeit. Zwangsarbeit aber demoralisiert — demoralisiert in demselben Grade, wie freies, selbstgewähltes Arbeiten bessert und stärkt!

Als Beweis dafür möge ein Übelstand gelten, den mir jeder Leser aus eigener Erfahrung bestätigen wird, das sogenannte Mogeln. Wie ist es denn zu erklären, daß die Jungen dabei gar nicht das Bewußtsein des Unrechttuns haben? Kinder wissen doch, wenn sie nicht gerade aus dem Elternhaus mangelhafte sittliche Begriffe mitbekommen haben, ganz genau, was Lügen und Betrügen ist, und das Gewissen spricht bei ihnen ebenso vernehmlich wie bei Erwachsenen. Und doch

machen sie sich aus dem Mogeln tatsächlich kein Gewissen, und nach den Ehrbegriffen der Schüler, die sonst sehr streng sind, klebt dieser Form des Betruges kein Makel an. Sie urteilen in diesem Falle überhaupt nicht nach Grundsätzen der Sittlichkeit, sondern nach Grundsätzen der Klugheit. Wenn ein Schüler beim Betrügen ertappt wird, so gilt nicht seine Ehrenhaftigkeit als gerichtet, sondern seine Schlauheit und Geschicklichkeit. Das zeugt aber doch, wie jeder zugeben muß, von einer gefährlichen Verfälschung des moralischen Urteils, die bei schwachen Charakteren leicht unheilbare Folgen haben könnte. Der Boden aber, auf dem diese giftige Pflanze wächst und gedeiht, ist wiederum die grundverkehrte Auffassung von der Schule als einer Prüfungsanstalt. Denn zwischen Menschen, die sich in der Hauptsache als Examinator und Examinand gegenüberstehen, kann kein Vertrauen herrschen, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Wie der Examinand in der Not des Augenblicks immer versuchen wird, mehr zu scheinen als er ist, wird der Examinator immer mit unüberwindlichem Mißtrauen gewappnet und vor Überlistung auf der Hut sein. Das ist bei Erwachsenen so und bei Kindern nicht anders, zumal die Schüler in viel höherem Grade in Versuchung geführt werden. Ich weiß wohl, daß die Persönlichkeit des Lehrers viel dazu tun kann, diese traurigen Zustände zu ändern, und daß das auch noch bei Lebzeiten des Extemporales vielfach wirklich gelungen ist. Gewiß gibt es Lehrer, die der Schüler nicht gern betrügt, vor denen er sich schämt. Das sind dann aber sicherlich solche, die das Examinieren hin und wieder vergessen und den Schüler merken lassen, daß sie sein Bestes wollen. Im allgemeinen ist das oben Geschilderte eine zwar bedauerliche, aber deshalb nicht weniger wirkliche Tatsache. Dagegen hilft auch keine Medizin, zumal wenn sie in homöopathischen Rationen gegeben wird, sondern dies Geschwür kann nur durch eine Radikalkur mit dem Messer entfernt werden. Offenbar hat die Schulbehörde dieselbe Diagnose gestellt und auf Grund dieser Erkenntnis den gefährlichsten Krankheitserreger, das Extemporale, schnell entschlossen sofort entfernt.

Dazu lieferte das Extemporale durchaus nicht immer das richtige Bild von dem wirklichen Können eines Schülers, und zwar litten gerade die besten Köpfe darunter. Es gibt eine Art Jungen, die vorwiegend sachlich interessiert sind, die auf Grund einer starken Phantasiebegabung mit Heftigkeit nach neuen Inhalten verlangen und alle neugewonnenen Vorstellungen mit Zähigkeit bearbeiten. Solche Jungen haben in der Regel viel Gefallen an dem Unterricht in der Naturkunde, in der Geographie oder im Deutschen, d. h. an all den Fächern, in denen ihnen Gegenständliches und ihrer Phantasie Stoff geboten wird. Anderseits fehlt ihnen gewöhnlich jedes Interesse für das rein Formale, wie Mathematik und Grammatik. Sie werden also beim Übersetzen aus der fremden Sprache ins Deutsche, wo es sich wesentlich um das Finden von Inhalten, um die Erkennung eines Sinnes handelt, gut zu gebrauchen sein, die Extemporalien dagegen nicht ausreichend schreiben, da es sich dabei eigentlich nur auf die mechanische Anwendung von Regeln handelt, wofür ihre Aufmerksamkeit eben nicht zu haben ist. Solche Schüler also, deren Interesse doch tausendmal intensiver und wertvoller ist als das ihrer Kameraden, kommen schlechterdings zu kurz, solange das Extemporale der Gradmesser des Könnens ist. Nach den neuen Bestimmungen aber, durch die das reformierte Extemporale grundsätzlich mit jeder anderen Leistung in eine

Wertlinie gestellt wird, kann der Lehrer der Eigenart seiner Schüler viel eher gerecht werden.

Selbst die Position derer, die behaupten, die neuen Probearbeiten seien geringere Leistungen als die bisherigen Extemporalien, scheint mir unhaltbar. Gewiß, die ganz alten Extemporalien, die unsere Väter auf der Schule geschrieben haben, das waren harte Nüsse, an denen sich manch einer die Zähne ausgebissen hat, aber das Extemporale der letzten Jahre war nur noch ein Schattenbild davon, ein trauriges Ding, dem kein Blut durch die Adern rann. Zunächst führte es den Namen Extemporale mit Unrecht; denn es wurde niemals ex tempore geschrieben, sondern an bestimmten Tagen, die für ein ganzes Vierteljahr im voraus festgelegt wurden und sämtlichen Schülern bekannt waren. Es wurde ferner eingehend vorbereitet, in den Unterklassen wurden die Sätze wörtlich oder annähernd wörtlich durchgenommen, in den Mittelklassen mußte den Jungen ein Abschnitt aus der Lektüre angegeben werden, an das sich der Text möglichst eng anzuschließen hatte. Auch die Bestimmung, daß eine gar zu schlecht ausgefallene schriftliche Arbeit nicht zu rechnen sei, existierte in der Praxis längst, wenn sie auch noch nicht offiziell kundgegebener Grundsatz war. Der Ministerialerlaß tut also in dieser Beziehung im Grunde nichts weiter, als daß er ein bisher stillschweigend ausgeübtes Verfahren sanktioniert oder verbessert.

Erstens nämlich führt das reformierte Extemporale von jetzt ab seinen Namen wieder mit Recht. Die Schüler dürfen nicht mehr erfahren, wann die Probearbeit geschrieben wird, und selbst die raffiniertesten Rechenmethoden werden ihnen über den Termin keine Gewißheit verschaffen können. Dadurch wird das unsinnige Vorbereiten, das sinnlose Auswendiglernen der zugrunde gelegten Kapitel aus der Lektüre und vieles andere mehr aus der Welt geschafft. Das Extemporale wird ferner nicht mehr die Ursache von Ehezwistigkeiten und Familientragödien sein, und den ständigen Feinden der Schule ist eine gefährliche Waffe aus der Hand genommen.

Zweitens scheint mir der Erlaß die Anforderungen nicht nur nicht herabzusetzen, sondern geradezu zu erhöhen. Zunächst ist der Lehrer nach der neuen Ordnung der Dinge genötigt, streng methodisch zu verfahren, sich das Pensum für lange Zeit im voraus genau einzuteilen und in jeder Stunde nur ein ganz bestimmtes Quantum zu geben. Dieser Vorteil wird oft übersehen; überhaupt ist von der Erziehung der Lehrer im weitesten Sinne leider Gottes viel zu selten die Rede! Sodann wird aber auch der Schüler gehörig herangenommen; denn er muß erstens eine große Menge Stoff im Gedächtnis behalten und muß zweitens diesem Stoff mit viel größerer Unabhängigkeit gegenüberstehen, da er jeden Augenblick zu einem Rechenschaftsbericht genötigt werden kann. Der Sinn des Erlasses ist nämlich nicht der, daß die in den einzelnen Grammatikstunden aufgeschriebenen Sätze in der Probearbeit wörtlich noch einmal diktiert werden sollen; sondern der Text soll, abgesehen vielleicht von der Sexta, je nach der Höhe der Klasse und der Reife der Schüler mehr oder weniger verändert werden. Die Übungssätze sind nur das Thema, das nachher beliebig moduliert und variiert werden kann. Es kommt der Schulbehörde augenscheinlich vor allem gerade darauf an, daß die Schüler von jetzt ab seltener geprüft werden, dafür aber mehr lernen.

Und das ist der dritte Punkt, in dem die neue Methode zweifellos einen Fortschritt bringen wird. Der Beweis dieser These erfordert eine kurze Betrachtung psychologischer Natur. Das Ziel des grammatisch-sprachlichen Unterrichts ist dies: dem Gehirn des Schülers eine möglichst große Zahl von Worten, Wortverbindungen und Redensarten einzuprägen. Das Hauptorgan des Grammatikers ist das Gedächtnis, und im grammatischen Unterricht kommt es also darauf an, möglichst festhaftende und leichtreproduzierbare Erinnerungsvorstellungen von Worten usw. zu erzeugen. Nun hat jedes Wort eine vierfache Natur: es ist entweder eine Summe von Gesichtsempfindungen (das gelesene Wort) oder eine Summe von Gehörsempfindungen (das gehörte Wort) oder eine Summe von Bewegungsempfindungen der Hand- und Armmuskeln (das geschriebene Wort) oder der Artikulationsorgane (das gesprochene Wort). In praxi kommen allerdings die einzelnen Klassen selten ganz für sich, abgesondert von einander, vor, sondern sie pflegen sich zu vermischen So z. B. wird das gesehene Wort meist leise oder laut gesprochen, ebenso das geschriebene, und bei dem gehörten Wort taucht bei vielen Menschen auch das optische Wortbild auf; aber dennoch ist eine Unterscheidung wohl möglich, und besonders das akustische Wortbild (das gehörte Wort) tritt sehr oft völlig isoliert auf. Offenbar wird man nun ein Wort um so eher behalten, je mannigfaltiger die Gestalt ist, in der man es kennen lernt. Es ist eine alte Erfahrung, daß sich eine Vokabel fester einprägt, wenn man sie nicht nur liest und spricht, sondern auch aufschreibt; denn da tritt zu dem optischen, akustischen und sprechmotorischen noch das schreibmotorische Wortbild. Aus dieser psychologischen Erkenntnis ergibt sich für den Lehrer die Aufgabe, das Wort, das der Schüler lernen soll, in möglichst viel Gestalten an ihn heranzubringen, damit das Gedächtnis, das nicht für Eindrücke aller Art gleich empfänglich oder unempfänglich ist, die Möglichkeit hat auf den ihm am meisten entsprechenden Reiz zu reagieren. Bisher wurde nun im Unterricht im allgemeinen nur mündlich übersetzt, und nur selten und nur in den Unterklassen wurde der eine oder andere Satz auch mal an die Tafel geschrieben. Die große Mehrzahl der Schüler nahm die Worte also in der Regel nur akustisch auf. Nach der neuen Methode aber sollen in jeder Stunde ein, zwei oder drei Sätze von den Schülern ins Heft geschrieben werden, nachdem sie vorher mündlich übersetzt und an die Tafel geschrieben worden sind. Der Schüler lernt also diese Sätze in dreifacher Form kennen, als optisches, akustisches und schreibmotorisches Gebilde. Folglich wird er sie auch besser behalten als bisher.

Noch aus einem andern Grunde wird die Verfügung segensreich wirken, vor allem in den Unter- und Mittelklassen. Den Jungen nämlich, die durch die Schule dazu verdammt sind, täglich mindestens vier Dreiviertelstunden stillzusitzen, fällt es ungeheuer schwer, ihre Aufmerksamkeit längere Zeit hintereinander einem und demselben Gegenstand zu schenken oder auch längere Zeit hintereinander in derselben Weise tätig zu sein. Sie wollen Abwechselung haben. Der Lehrer fesselt sie am meisten, der möglichst viel Verschiedenes bringt, der sie auf möglichst mannigfache Art zu beschäftigen weiß. Das aber wird nach dem neuen Kurs viel eher möglich sein als nach dem alten. Früher geriet man sehr leicht bei der Behandlung eines Gegenstandes ins Uferlose und ermüdete den Schüler. Jetzt muß man sich, wie schon einmal gesagt, den Stoff viel sorgfältiger einteilen und in konzentrierter Form geben. Dabei wird aber das Tempo ganz von selbst viel lebhafter, und

der Unterricht reißt die Jungen mehr fort. Dazu kommt durch das sehr variierbare schriftliche Übersetzen in jede sonst oft so tödlich langweilige Grammatikstunde ein sehr lebenförderndes Element. Da muß zunächst, wenn der Satz oder die Sätze besprochen sind, einer oder mehrere an die Tafel gehen und den Text anschreiben, die anderen müssen dann das Geschriebene auf seine Richtigkeit hin untersuchen und sind dabei voller Eifer; denn nichts macht einem Schüler mehr Spaß, als die Möglichkeit, sich seines Könnens bewußt zu werden. Nicht einmal ein fehlender I-punkt wird dabei übersehen! Selbst das darauf notwendige Reinigen der Tafel verlebendigt den Unterricht. Jetzt werden die Hefte vorgenommen und die Sätze eingetragen. Dabei entwickelt sich unter den Jungen ein edler Wettstreit, möglichst als erster fertig zu werden. Das Vorlesen bringt wieder eine Abwechselung, und endlich läßt der Triumph, ganz oder fast fehlerlos geschrieben zu haben, die Augen aufleuchten. So ist es bei der neuen Praxis dem Lehrer möglich, eine große Zahl Schüler wirklich zu beschäftigen, und das ist für die Unter- und Mittelklassen ein nicht hoch genug zu schätzender Gewinn! Jeder, der die Psyche des Kindes kennt, wird das zugeben.

Es ließe sich noch viel zugunsten des Erlasses sagen, vor allem vom Standpunkt des deutschen Lehrers aus, der von der lästigen Pflicht befreit ist, wöchentlich — in den Unterklassen — ein Diktat schreiben zu lassen und damit seine beste Zeit zu vergeuden. Doch das würde zu weit ins Spezielle hineinführen. Zum Schlusse sei nur noch der Behörde dafür gedankt, daß sie dem Drängen des modernen Geistes nachgegeben hat, wofür mir der Extemporale-Erlaß ein deutliches Symptom zu sein scheint. Hoffentlich werden nun bald auch noch andere große Aufgaben in Angriff genommen, etwa die Reform des deutschen Unterrichts oder die Frage der Sonderschulen für Begabte! Die Lehrer aber, die darüber murren, daß sie nun schon wieder ganz umlernen müssen, seien daran erinnert, daß der höchste Maßstab für den Wert oder Unwert einer pädagogischen Methode nicht ihre eigene Gewohnheit und Bequemlichkeit, sondern das Wohl der Schüler ist!

Wintermarsch

Von Oswald Meyer

Die Heide gelb, die Wälder blau,
Die Luft von Kälte schwer.
Der Himmel tot. Der Mantel grau,
Zieht rauh der Abend her.

Der Sturm hat müde sich gebellt,
Im Wald ist Grabesruh.
Im Schlafe friert das nackte Feld,
Und Nacht deckt alles zu.

Da Schweigen herrscht. Fern klingt erstarrt
Ein letztes Krähenschrein.
Allein mein Schritt klirrt hell und hart
In Nacht und Frost hinein.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel

Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. Jugendzeit. Von **Gertrud Storm.** Berlin, Karl Curtius, 1912. 3,50 M.

Wilhelm Jensen beklagt in seinen Heimat-Erinnerungen (Velhagen u. Klasings Monatshefte, Jahrgang 14, 1899/1900), daß eine eigentliche Lebensgeschichte Theodor Storms, die von einem Zeitgenossen des Dichters geschrieben sein müßte, nicht vorhanden ist. Auch heute noch fehlt sie, und wir müssen endgültig die Hoffnung aufgeben, sie zu erhalten. Gertrud Storm, des Dichters Tochter, will die Lücke nicht ausfüllen; aber sie will ein Bild ihres Vaters entwerfen, wie es nach den vorhandenen Quellen, die ihr selbstverständlich im vollen Umfange zur Verfügung stehen, möglich ist. Es ist anfänglich schwer, einem derartigen Buche gegenüber den rechten Standpunkt einzunehmen. Doch die Darstellung Gertrud Storms werden die Kenner der Werke des Dichters freudig begrüßen. Die Verfasserin hat durch ihre Neigungen und Interessen ihrem Vater besonders nahe gestanden, sie hat mit ihm gelesen und gearbeitet. Schon manche Gabe verdanken wir ihrer Feder. In ihrem neuesten Buche sehen wir dem Menschen Th. Storm ins Auge. Gertrud Storm hat neben den veröffentlichten Arbeiten bisher nicht bekannt gegebene Briefe ihres Vaters, vor allem an seinen Freund und Studiengenossen Brinkmann, ferner Skizzen Storms von einzelnen gewichtigen Persönlichkeiten und Husumer Originalen benutzt und in ihre Schilderung eingeflochten. Sie läßt den Dichter soviel als möglich selbst zu Worte kommen.

Eins bestätigt ihr liebevolles Eingehen auf das Wesen und Leben des Vaters von neuem: der Zusammenhang zwischen Leben und poetischem Schaffen war in Storm mächtiger als in irgend jemand. Der Dichter hat kaum eine Zeile geschrieben, an der nicht sein persönliches Ich beteiligt gewesen wäre. Darum erscheinen die Beziehungen zwischen Werk und Dichter, die Gertrud Storm aufdeckt, nicht als überflüssige Feststellungen, sie sind der Liebe entsprungen, mit der ein Mensch den Spuren einer geliebten Persönlichkeit nachgegangen ist. In neuem Lichte sehen wir die Jugend Storms, über die bis jetzt kaum Material vorliegt, und sie offenbart sich anders, als Jensen annimmt, der da schreibt: „Ich kann ihn mir deutlich als einen schmächtigen, still in sich gekehrten Schulknaben vorstellen." Durch die Studentenjahre, die glückliche Bräutigamszeit wandern wir mit dem Dichter zur Berufsstellung, bis zur Entscheidungsstunde, da er, seiner Überzeugung getreu, die Heimat verlassen muß. Auffallend eingehend berührt die Verfasserin die verwandtschaftlichen Verhältnisse Storms. Ich sehe darin einen echt Stormschen Zug, ein Familiengefühl, das auch in Storm stark ausgeprägt war, ein Gefühl, das stolz darauf ist, einem festen, starken, gesunden Geschlechte anzugehören. Die Biographie Gertrud Storms hat neben dem Stormbuche von Paul Schütze, das soeben in dritter verbesserter und vermehrter Auflage bei Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) in Berlin neu erschienen ist, ihre volle Berechtigung. Während Schütze die literarische Seite des Dichters in den Vordergrund gerückt hat, verlegt die Tochter den Schwerpunkt auf das Persönliche. Liebe hat das Buch geschrieben, Liebe hat es uns geschenkt, voll Liebe sollen wir es annehmen und genießen.

Eine persönliche Bemerkung, zu der mir das Buch der von mir hochverehrten Verfasserin Veranlassung gibt, sei mir im Anschlusse hieran gestattet. Ich muß eine Pflicht der Dankbarkeit nachholen. In Nummer 32 des Jahrgangs 1911 der Grenzboten habe ich über Storms Märchendichtung geschrieben und dabei Äußerungen des Dichters über den Stoff mitgeteilt. Die Briefstellen ohne Quellen-

angabe verdanke ich der Güte Fräulein Gertrud Storms.

W. Mühlner-Wimmelburg

Schöne Literatur

Lulu v. Strauß und Torney hat einen Roman „**Judas**" geschrieben (Berlin, Egon Fleischel u. Co.), der in gewissem Sinne der Abschluß einer in sicherem Aufschreiten verlaufenen Entwicklung ist. Wie sie in ihren Balladen und in einigen ihrer meisterhaften kurzen Erzählungen immer wieder in das bäuerliche Leben ihrer Heimat an der Weser eingedrungen ist, gibt sie nun hier ein breit angelegtes Bild aus dem Leben dieser Gegend und dieser Menschen in einer besonderen Zeit. Drüben in Frankreich ist die Revolution ausgebrochen, und einzelne Spritzer schlagen ins stille Lippische Land hinüber; es entsteht ein Bauernaufstand, der aber rasch bezwungen wird. Und in diesem Aufstand spielt ein Bauer eine besondere Rolle; er, dem es vor allem um den alten väterlichen Hof angelegen ist, behält den Kopf kühl und klar, bleibt rechtlich und streng auf dem hergebrachten Wege und gilt den anderen als Verräter, zumal da er dem verlumpten Bruder keine Nachsicht, keine Verzeihung gewährt. Aber wie alle Selbstgerechten zerbricht er an sich selbst und geht schließlich freiwillig aus dem Leben, nennt sich selbst auf der letzten Einzeichnung in die Familienbibel Johann Tönnies Judas Harrekop. Die große Schar von Bauern, Bäuerinnen, Kindern, Landmenschen überhaupt, die dies Buch bevölkern, lebt mit voller Lebendigkeit in ihrer knappen Art, ein verhaltener, schwer in Bewegung zu setzender Volksschlag, harte Arbeit und Fron gewöhnt, nicht gewöhnt, aus eigenem Antrieb sich frei zu gefallen. Ein wenig langsam wie diese Menschen entfaltet sich die Handlung, nimmt einen dann aber gefangen und steigert sich an den Höhepunkten zu starkem Spannungsreiz. Das aufflammende Freiheitsfeuer verglimmt allerdings ein wenig rasch. Und da doch für die Flamme irgendwo der Stoff dagewesen sein muß, fragt man sich, warum davon so wenig zu merken ist; man möchte von dem Recht, das dieser Aufstand einer schwer zu bewegenden Menge sicherlich irgendwo in sich tragen muß, ein wenig mehr erfahren. Das tut dem Buch aber im Ganzen keinen Abbruch. Es ist eine reife, seltene, schwerwiegende Gabe. — Wie Lulu v. Strauß und Torney auch bei unseren nordgermanischen Nachbarn geschätzt wird, zeigt eine eben erschienene schwedische Übersetzung ihrer Neuen Lieder und Balladen von Per Levin, die A. B. Sandberg in Stockholm verlegt hat.

Dr. Heinrich Spiero-Hamburg

Am 13. Januar d. Js. hat in der „Schauburg" zu Hannover die Uraufführung der im letzten Sommer in den Grenzboten veröffentlichten mittelalterlichen Komödie „Till Eulenspiegel" von Harry Vosberg stattgefunden, und zwar, wie wir feststellen können, mit glänzendem Erfolg. Der Hannoversche Courier schrieb über die Aufführung u. a.:

„Hier ist mit frischem Blick für Bühnenwirksamkeit ein munteres Volksstück geschaffen, das seine Freunde in deutschen Landen finden wird. Das mittelalterliche Kolorit ist, wenn schon nicht mit besonderer Eigenart, doch wohlgefällig hingezeichnet; die einzelnen Typen sind in guter Schwankart hingestellt; die Führung der Geschehnisse ist gar lebendig, die Sprache, die neben dem Blankvers volkstümlicher Reime sich ab und an bedient, kräftig, deutsch und in den Liebesszenen mit geschmackvollen poetischen Reizen ausgeziert. Einen neuen deutschen Dichter, der Zukunftshoffnung weckte, auszurufen, dünkt mich die Probe freilich doch nicht stark genug. Doch schau ich Harry Vosberg als ein Talent, das dem Theater und seinen feineren Bedürfnissen im besten Sinne des Wortes dienstbar werden mag..

Die Aufführung unter Direktor Rolans Leitung, die den Stil des Werkes vorzüglich erfaßt und in schönen, lebendigen Szenenbildern zum Ausdruck gebracht hat, hat am Erfolg der Dichtung ihren reichgemessenen Anteil.

Dem fröhlichen Spiele ward denn auch ein nicht gewöhnlicher Erfolg zuteil. Das voll besetzte Haus schien sichtlich erfreut, leicht ansprechende Lustbarkeit in so wohl gesetzter Form zu finden. Die Anteilnahme an den Vorgängen steigerte sich von Akt zu Akt; schon nach dem zweiten konnte sich der Autor wiederholt verbeugen. Später ward er nach jedem Akt immer wieder vor die Rampe gerufen. Auch das Spiel unterbrach ein paarmal spontaner Applaus."

Reichsſpiegel

(vom 8. bis 14. Januar)

Die Reichstagswahlen

Das zahlenmäßige Ergebnis — Die Wahlen von 1903 — Stichwahlausſichten — Hervortreten der Regierung

88 Zentrumsmänner, 66 Sozialdemokraten, 38 Konſervative, 14 Polen, 4 Wilde und 4 Nationalliberale! Das iſt das vorläufige Ergebnis des ſogenannten Volksgerichts vom 12. Januar 1912. Dazu kommen in die Stichwahl 126 Liberale, 113 Sozialdemokraten, 74 Konſervative, 37 Zentrumsmänner, 10 Polen und 10 Wilde.

Die neu geſchaffene Lage erinnert lebhaft an die Verhältniſſe nach den Wahlen von 1903.

Auch damals war das Ergebnis: ſtarkes Anſchwellen der ſozialdemokratiſchen Partei, Stärkung der Bedeutung des Zentrums und erhebliche Minderung der Parteien mit vermittelnden Tendenzen. Aber eine Nuance drängt ſich noch ſtärker in den Vordergrund, die 1903 zwar ſchon vorhanden war, aber doch nicht ganz ſo verheerend auf die Mittelparteien zu wirken vermochte: die Einwirkung der wirtſchaftlichen Verbände. Die wirtſchaftlichen Parolen waren beim jüngſten Wahlkampfe überaus mannigfaltig: hier hieß es lückenloſer Zolltarif, dort Kampf den Brotverteuerern! hier Schwerinduſtrie, dort verarbeitende Gewerbe! hier Grundrente, dort Bodenreform! Lauter Parolen kleiner Intereſſengruppen, die die Mehrheit jeweils zum Gegner hatten. Nur das Zentrum und die Sozialdemokratie konnten bei ihrer Agitation auf Werte hinweiſen, die über den Alltagsbedarf hinausreichen, und die ſehr wohl Gemeingut verſchiedenartiger ſozialer Schichten ſein können. Darum mußten beide auch ſo feſt aus dem erſten Wahlgange hervorgehen. Zwei Parteien, die ſo tief in den breiten Schichten der Nation wurzeln, wie die genannten, laſſen ſich vielleicht zuſammen mit der Nation umbilden, nicht aber kurzerhand aus ihr herausreißen. Darum wollen wir auch nicht Trübſal über das blaſen, was eingetreten iſt, ſondern verſuchen, aus dem Vorhandenen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

Die Stichwahlen dürften an der dem neuen Reichstage ſchon jetzt gegebenen Signatur kaum etwas ändern. Das Zentrum wird aller Wahrſcheinlichkeit nach in einer Stärke von 100 bis 110 Abgeordneten in den

Wallotbau einziehen, die Sozialdemokratie eine Schar von 90 bis 100 entsenden; die Fähnlein aller Konservativen mögen mit 55 bis 60, die der Liberalen mit 80 bis 90 Köpfen aufwarten. Dazu käme dann noch das Treibholz der Polen, Dänen, Lothringer, Welfen und Wilden, das häufig genug imstande war, den Abstimmungen des Reichstages eine unerwartete Wendung zu geben. So wird denn das gleiche Ringen, das von 1903 bis 1907 die Kräfte der Regierung lahmlegte, von neuem beginnen, und wir werden kaum einen Ausweg aus dem Labyrinth einander widerstrebender Wünsche und Ansprüche finden, wenn nicht ein Alexander auftritt, den gordischen Knoten zu durchschlagen.

Die Regierung glaubt noch in letzter Stunde dem Wahlschiff einen festen Kurs geben zu können durch den Hinweis auf die Notwendigkeit neuer Rüstungen. Die Wähler sollen dafür sorgen, daß ein Reichstag zusammentritt, der die bevorstehenden Mehrforderungen bewilligt. Die bürgerlichen Parteien haben darauf keinen Einfluß mehr. Die Entscheidung über die Bewilligungsfreudigkeit des Reichstags liegt schon jetzt beim Zentrum und es wird daran nichts geändert, mögen ein Dutzend Sozialdemokraten mehr oder weniger in den Reichstag kommen. Mit dem Zentrum wird die Regierung um alles feilschen müssen, was dem Vaterlande nottut. Was aber die Situation so außerordentlich schwierig gestaltet, das ist die Notwendigkeit, neue Mittel aufbringen zu müssen, die uns entweder zur Pumpwirtschaft zurückführen oder aber neue Steuern auferlegen. Da jedoch nach verschiedenen Versicherungen der Regierung mit der Pumpwirtschaft endgültig gebrochen wurde, bildet die Hauptbelastungsprobe des neuen Reichstags nicht so sehr die Heeresforderung an sich — ich kann mir denken, daß unter gewissen Voraussetzungen die Sozialdemokraten nicht versagen werden — als die Deckungsfrage, das heißt die Art der neu aufzubringenden Steuern. Und damit taucht von neuem der Zankapfel auf, der im Jahre 1908 die nationalen Parteien auseinandertrieb. Wir dürfen von den Konservativen nicht erwarten, daß sie heute jene Steuern bewilligen, gegen die sie sich vor zwei Jahren so energisch wehrten, und können von Liberalen und Sozialdemokraten nicht annehmen, daß sie sich aus „nationalen Rücksichten" zu erneuten Lasten für die großen Massen verstehen. Der internationale Horizont sieht recht bedrohlich aus, und einer Ergänzung unserer Wehrstreitkräfte bedürfen wir dringend. In gleichem Maße beansprucht aber der wirtschaftliche und soziale Ausgleich im Innern, der durch die letzte Reichsfinanzreform ohne Zweifel schwer erschüttert wurde, der aufmerksamsten Fürsorge. Der Zersplitterung der Nation muß endlich Einhalt geboten werden. Wenn also die Regierung die Mahnung an die Wähler richtet, so zu wählen, daß die Sicherheit des Vaterlandes gewährleistet bleibt, so sei daran erinnert, daß die Gesundheit des Reiches und demgemäß die Fähigkeit, Macht nach außen zu entfalten, auf der Sicherheit der finanziellen und wirtschaftlichen Lage der Nation beruht. Danach wird jeder, der seine staatsbürgerlichen Pflichten mutvoll auszuüben gedenkt, bei der Stichwahl handeln müssen. G. Cl.

Auswärtige Politik

Marokko im französischen Senat — Ministerkrisis — Schwierigkeiten der Kabinettsbildung — Herr Delcassé — Die Kandidatur Poincaré — Frankreichs auswärtige Politik — Frankreich und England — Die Gewerkschaftsbewegung in England

Marokko, und immer wieder Marokko! Es scheint fast, als könne diese unheilschwangere Frage doch nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie einen der an ihr beteiligten Staaten tödlich verwundete. Noch sind alle Blicke auf Nordwestafrika gerichtet trotz Tripolis und Mazedonien, trotz Persien, trotz China, Mandschurei und Mongolei! Diesmal ist es die plötzlich über Frankreich aus Anlaß des Marokkoabkommens vom 4. November 1911 hereingebrochene Ministerkrisis, die uns erneut zwingt, uns des Marokkohandels im Rahmen der Weltpolitik zu erinnern. Herr de Selves, Frankreichs Minister der auswärtigen Angelegenheit, ist aus dem Kabinettsboot herausgesprungen, das den Marokkovertrag durch die stürmische Senatssee in den sicheren Hafen führen sollte, und hat dabei sämtliche Ruderer von ihren Bänken geworfen. Ob es einfach Fahnenflucht ist, oder ob es sich um ein fein und perfide eingefädeltes Komplott des Chauvinisten Clemenceau oder des ehrgeizigen Delcassé handelt, bei dem Herr de Selves eine möglichst unrühmliche Rolle spielte, das entzieht sich zunächst unserer Kenntnis, ist auch für die Sache selbst recht unwesentlich.

Der Handstreich der Herren Delcassé und Genossen hat auch noch zu keinem endgültigen Ergebnis geführt. Herr Delcassé, dessen Erscheinen an der Spitze der französischen Regierung von unseren Chauvinisten als eine Herausforderung Deutschlands bezeichnet wurde, hat weder das Präsidium noch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Vielmehr heißt es, daß Herr Poincaré die Last der Regierungsführung auf sich geladen hat, während Herr Delcassé die Rolle des Kriegsministers eintauscht gegen die des Marineministers. In diesem Hinüberwechseln Delcassés aus einem Ressort in das andere, mag eine gewisse Absichtlichkeit liegen. Es hat wirklich den Anschein, als wenn dieser fähige und rücksichtslose Kopf erst alle Elemente staatlicher Betätigung in der auswärtigen Politik aus eigener Anschauung kennen lernen will, ehe er sich zur Übernahme der Leitung der Regierung versteht. Aber ob diese Tendenz dem Vorgehen Delcassés zugrunde liegt, können wir nur mutmaßen. Immerhin, eine Gefahr für Deutschland brauchen wir darin noch nicht zu erkennen. Nicht Kenntnisse, sondern Unkenntniß ist meist die Ursache von Mißgriffen und falschen Orientierungen.

Die Kandidatur Poincarés ist ein Zeichen dafür, daß der nationale Gedanke in den führenden Kreisen Frankreichs kräftig in den Vordergrund strebt. Herr Poincaré ist kein Neuling und hat eine für die innere Politik Frankreichs wichtige Geschichte hinter sich. Während der schweren Jahre 1907, als die Republikaner und Demokraten den Kampf gegen die staatszersetzenden Hervéisten und Syndikalisten zu führen hatten, stellte sich Poincaré an die Spitze der Ordnungsparteien, und eine seiner gegen die Syndikalisten gehaltene Rede schließt

mit folgenden klassischen Worten: „Wir gehören nicht zu denjenigen, welche glauben, daß über den Nationen ein sogenannter Klassenpatriotismus steht; wir glauben, daß die Nationen die notwendige Herde der allgemeinen Zivilisation sind. Zwischen uns und den Verächtern des Vaterlandes ist ein Abgrund, der nie geschlossen werden kann. Wir halten die Trikolore hoch, nicht die rote Fahne, die Marseillaise, nicht die Internationale, für Frankreich gegen alle, die es verraten, verleugnen oder verlassen." (Schiemann, „Deutschland und die große Politik", Seite 163.)

Wir wollen dennoch die Neubildung des französischen Kabinetts nicht tragisch nehmen, wenn auch Poincaré und Delcassé sich weiterhin als unsere Gegner entpuppen sollten. Friedrich der Große hat irgendwo einmal dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß in der Geschichte fast immer wieder dieselben Szenen sich wiederholen, bei denen nur die Namen der handelnden Personen geändert zu werden brauchen. Die Geschichte geht ohne Rücksicht auf die scheinbar führenden Personen ihren Gang, und diese sind gezwungen, sich den an sie herantretenden Aufgaben zu widmen, ohne Rücksicht darauf, ob sie mit ihren Dogmen oder Lieblingsideen übereinstimmen. Auch die Herren Poincaré und Delcassé werden nicht an Prinzipien und persönlichen Neigungen früherer Jahre festhalten dürfen, sofern diese den Interessen des Landes zuwiderlaufen. Es ist durchaus nicht gesagt, daß Herr Delcassé heute die Interessen Frankreichs wird mit denselben Mitteln vertreten müssen, wie vor acht Jahren. Wenn er auch vor acht Jahren das Bündnis mit England betrieben hat, so ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß er heute das Interesse seines Landes in einer anderen Kombination erkennt. Wir können somit der Entwicklung der Dinge in Frankreich, die selbstverständlich unsere größte Aufmerksamkeit beanspruchen, mit ruhiger Gelassenheit zusehen und abwarten, erstens, wie das neue Ministerium endgültig aussieht, zweitens, welche politischen Ziele es verfolgt, und drittens, ob diese Ziele mit dem Bedürfnis der französischen Nation und deren Wünschen übereinstimmen.

Die auswärtige Politik Frankreichs wird sich naturgemäß nach der vorangegangenen Entwicklung auch danach richten, welche Haltung England in Fragen der auswärtigen Politik einnimmt, und ob die Macht Englands wirklich dazu ausreicht, neben den eigenen Interessen auch noch die eines befreundeten Staates zu schützen, der nicht selbst in der Lage ist, diese zu vertreten.

Zwischen Frankreich und England hat sich als Ergebnis der früheren Delcasséschen Politik der spanisch-marokkanische Handel eingeschlichen, in dem England, wie bekannt, energisch Stellung für die Gegner Frankreichs nimmt. Wenn Herr Delcassé seinerzeit die Notwendigkeit dieses Ausgangs seiner Freundschaft mit Eduard dem Siebenten nicht erkannt hat, so ist das ein Zeichen, wie wenig er die Ziele der englischen Politik verstand. Denn daß England, wie z. B. Deutschland, einer Ausbreitung der französischen Macht am Mittelmeer nicht gleichmütig zusehen würde, das mußte Herrn Delcassé doch schon ein Blick auf die Landkarte erklären. König Eduard hat seinerzeit die Spanier sich in

Marokko festsetzen lassen, nicht um sie besonders auszuzeichnen, sondern um die Position der Franzosen in Marokko selbst zu schwächen und um für die englische Politik einen Bundesgenossen zu gewinnen, dessen Häfen sowohl auf der Nord- wie auf der Südküste des Mittelmeeres Stützpunkte einer englischen, gegen Frankreich operierenden Flotte sein würden. Frankreich dürfte in den nächsten Wochen und Monaten ein schweres diplomatisches Werk zu leisten haben. Wenn es heute in seinem Kampf isoliert ist, so ist daran niemand anders schuld, als die Politik des Herrn Delcassé bis zum Jahre 1905. — — —

In dem vereinigten Königreiche ist seit Jahren die Gewerkschaftsbewegung zu einer revolutionären, die wirtschaftliche Entwicklung des Landes schwer bedrohenden Gefahr erstarkt. Konnte im vergangenen Sommer die Regierung einem alles Räderwerk stillstellenden Generalstreik durch den Hinweis auf eine internationale Verwicklung den Boden entziehen, so dürfte bei dem bevorstehenden Generalstreik ein ähnliches Manöver keine Wirkung mehr haben. Nachdem es vor aller Welt und somit auch vor den englischen Arbeitern offen da steht, daß im letzten Sommer und Herbst nicht Deutschland der Friedensstörer war, sondern England, werden die englischen Arbeiter zum zweiten Male nicht auf ein Märchen hineinfallen, das wesentlich dazu erfunden wurde, um der inneren Schwierigkeiten um so leichter Herr werden zu können. Die deutsche Politik hat sich während der ganzen Krise im Sommer so eminent friedlich erwiesen, und die wirtschaftlichen Ziele der deutschen Politik in Afrika sind seit einem Jahrzehnt mit so konsequenter Ruhe festgehalten worden und stehen als friedlicher Konkurrenzkampf so erhaben über den aggressiven Manieren der Briten, daß auch die englischen Arbeiter erkannt haben werden, wie wenig Gefahr ihnen von deutscher Seite droht. Auf den Schützen springt der Pfeil zurück. Im englischen Kohlenbergbau sind rund 1027500 Personen beschäftigt. Die Förderung betrug im Jahre 1910 264000433 Tonnen Kohle. Von dieser gewaltigen Förderung gehen allein auf den Inlandsbedarf rund 180000000 Tonnen und von diesen wieder rund 12,5 Millionen Tonnen zur Heizung der Eisenbahnlokomotiven ab. Wenn nun auch im Hinblick auf den bevorstehenden Streik die Eisenbahnen und wohl auch die Staatswerkstätten und die Marine vorgesorgt haben, so würde ein Ausstand von längerer Dauer viele Fabriken zum Stillstand nötigen und zur Einschränkung von Eisenbahn- und Schiffsverkehr führen, da in erster Linie die kleinere Hilfsindustrie lahm-gelegt werden würde. G. Cl.

Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftspolitik Belgiens

In Brüssel fand am 4. Januar d. Js. eine Versammlung des Verbandes zur Verteidigung der Industrie Belgiens statt, um Maßregeln zur Bekämpfung des ausländischen Wettbewerbes zu beschließen. Auf der Tagesordnung stand auch eine lobende Anerkennung für den Eisenbahnminister, der durch ein Rundschreiben an alle Behörden angeordnet hat, daß bei Verdingungen von Eisen-

bahnbedarf den inländischen Industrieerzeugnissen der Vorzug gegeben werden müsse. Sogar patentierte Apparate des Auslandes seien möglichst zu vermeiden und durch inländische Einrichtungen zu ersetzen.

Dieser Vorgang erscheint eigenartig, wenn man die wirtschaftlichen Verhältnisse Belgiens, die das Land unbedingt auf gute Beziehungen zum Ausland weisen, näher betrachtet.

„Ein kleines Land", so schreibt der Internationale Volkswirt in Nr. 31 vom 30. April 1911, „seiner Flächenausdehnung nach wenig mehr als den zwanzigsten Teil, seiner Bewohnerzahl nach kaum den achten Teil Deutschlands repräsentierend, aber in seiner Bevölkerungsdichte mit an erster Stelle unter den Staaten Europas stehend, mit einem engmaschigen Eisenbahnnetz, einem gewaltigen Handelsverkehr, der im Welthandel das Land zu einem wichtigen Mittler zwischen Übersee und dem europäischen Binnenlande macht, einer blühenden, vielgestaltigen eigenen Industrie, beträchtlichen Kapitalsummen und Spargeldern, die Beschäftigung und Anlage im Auslande seit Jahrzehnten erfolgreich gesucht und gefunden haben: so stellt sich das moderne Belgien dem wirtschaftlichen Beobachter und Kritiker dar. Diese hohe Stufe ist ... in jahrhundertelanger Arbeit erklommen. Die glückliche geographische Lage Belgiens und Hollands für Welthandel und Weltverkehr ... trat schon frühzeitig hervor und wurde nicht nur nicht alteriert als der Welthandelsweg über die Rheinstraße, statt wie im späten Mittelalter rheinabwärts, so mit der beginnenden Neuzeit rheinaufwärts sich erstreckte, sondern wurde nur noch um so gekräftigter. Brügge, Lüttich, Brüssel, Mecheln spielen schon zur Zeit der Hansa eine große Rolle. An ihre Stelle traten später Antwerpen und Gent, die freilich nach dem niederländischen Freiheitskriege zur Zeit Philipps des Zweiten der Bedeutung Amsterdams weichen mußten. Erst im neunzehnten Jahrhundert hat Belgien nach seiner Loslösung von Holland eine erneute Blüte erlebt und in der großartigen Beteiligung an der Kolonialwirtschaft, wie sie in der Kolonialpolitik Leopolds des Zweiten hervortrat, eine wirtschaftliche Macht gewonnen, die wahrlich nur wenig hinter derjenigen der großen Kulturstaaten zurückbleibt".

Belgien hat in der Tat durch die dichte Bevölkerung des Landes, die glänzende Entwicklung seiner Industrie sowie durch einen lebhaften Zwischenhandel, der in beachtenswertem Maße auch den Absatz deutscher Waren nach europäischen und überseeischen Ländern vermittelt, eine Aufnahmefähigkeit gezeigt, die zu dem territorialen Umfange des Landes durchaus nicht im richtigen Verhältnisse steht. Die Einfuhr der wichtigsten Waren nach Belgien erreichte nach den Zusammenstellungen der belgischen Generalzolldirektion im Jahre 1910 einen Wert von 3958058000 Franken gegen 3588158000 Franken im Jahre 1909. Die Ausfuhr belgischer Erzeugnisse hatte 1910 einen Wert von 2930314000 Franken, während sie im vorhergegangenen Jahre 2703883000 Franken betrug. Die wichtigsten Länder waren an dieser Handelsbewegung in folgendem Umfange beteiligt:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	1910	1909	1910	1909
	Wert in 1000 Franken			
Deutscher Zollverein	554 912	488 313	736 070	728 769
Frankreich	676 689	556 787	576 145	495 893
Großbritannien	384 377	358 801	388 725	371 489
Niederlande	291 870	280 780	316 515	310 712
Vereinigte Staaten von Amerika	239 692	276 708	102 873	104 728

Deutschland steht mithin in der belgischen Einfuhr an zweiter Stelle, hinter Frankreich, das den ersten Platz mit einem Vorrange von über 120 Millionen Franken behauptet. In der Ausfuhrstatistik Belgiens stand aber Deutschland allen anderen Völkern voran und übertrifft Frankreich um über $1^1/_2$ Millionen Franken. Die Ausfuhr Deutschlands nach Belgien betrug in den Jahren 1908 und 1909 (neuere zusammenfassende Zahlen liegen nicht vor) in 1000 Franken:

	1908	1909
Maschinen	35 515	35 933
Eisen und Stahl	35 621	39 096
Musikinstrumente	1 013	1 140
Eisenbahn- und Straßenbahnwagen	2 631	1 884
Möbel	2 886	3 045
Kunst- und Sammlungsgegenstände	1 323	1 678
Fayence und Porzellan	2 104	2 341
Buchdruckererzeugnisse	3 263	3 489
Papier	6 470	6 435
Bijouterien in Gold	1 957	1 783
Bijouterien in Silber	1 528	1 339

Die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel und die deutsche Saatzucht wiesen in den nachstehenden beiden Zweigen folgende Ausfuhrziffern in 1000 Franken aus:

	1908	1909
Bier	4 010	4 040
Sämereien	2 851	3 348

Die genannten Industriezweige stellten 1908 mit rund 185 Millionen Franken, 1909 mit rund 195 Millionen Franken jeweils ein volles Viertel unserer Gesamtausfuhr und einen hart umstrittenen Teil derselben dar. Die übrigen drei Viertel, d. s. für das Jahr 1909 rund 300 Millionen Franken der deutschen Ausfuhr nach Belgien, setzten sich hauptsächlich aus Rohstoffen und Halbfabrikaten für die Industrie zusammen; so betrug die Ausfuhr von Kohlen 75 Millionen Franken, von Eisen und Stahl 39 Millionen Franken und so fort. In der Ausfuhr von Fabrikaten aus Deutschland nach Belgien standen an erster Stelle die Erzeugnisse der chemischen Industrie. Im Jahre 1909 wurden ausgeführt:

Chemische Erzeugnisse	im Werte von rund	21	Millionen Franken
Farbstoffe	„ „ „ „	47	„ „
Drogen	„ „ „ „	5	„ „

Die Ausfuhr der deutschen Textilindustrie ist gleichfalls recht bedeutend; sie betrug 1909:

an Kurzwaren	rund	14	Millionen Franken
„ Geweben aus Baumwolle	„	11	„ „
„ Geweben aus Seide	„	4	„ „
„ Geweben aus Wolle	„	7	„ „

Andere wichtige Zweige in der deutschen Ausfuhr nach Belgien bilden die Automobil-, die Spielwaren-, die Parfümerie-Industrie u. a. m. Die Brüsseler

Ausstellung hat natürlich zu einer Vermehrung der Wareneinfuhr nach Belgien geführt: sie hatte im ersten Halbjahr 1910 einen Wert von 1952 Millionen Franken erreicht gegen 1759 Millionen Franken in der ersten Hälfte des vorangegangenen Jahres. Insbesondere hatte sich die Einfuhr von Fabrikaten von 268 Millionen Franken auf 453 Millionen Franken gesteigert. Die Einfuhr aus Deutschland betrug in dem angegebenen Zeitraume 278 Millionen Franken, dem Werte nach gegen 230 Millionen im ersten Halbjahre 1909; davon entfielen 140 Millionen Franken (im Jahre vorher 117 Millionen Franken) auf Fabrikate.

Daß die deutsche Flagge unter den Schiffen, die den Antwerpener Hafen anlaufen, am häufigsten vertreten ist, bedarf keiner weiteren Hervorhebung. Ebenso ist bekannt, daß die belgischen Staatsbahnen durch eine geschäftsmäßige Tarifpolitik es verstanden haben, große Mengen der südwestdeutschen, insbesondere der lothringisch-luxemburgischen Eisenindustrie auf ihre Bahnen zu ziehen — Mengen von 600000 bis 700000 Tonnen jährlich, die von rechtswegen deutsch-preußischen Eisenbahnlinien und — nach Ausführung der Moselkanalisierung — der deutschen Rheinschiffahrt zufallen müßten. Die Bestrebungen der lothringischen Industrie, von den belgischen Staatsbahnen die gleichen Frachtermäßigungen zu erlangen, die sie den Saarwerken gewähren, sind bisher ergebnislos geblieben, weil die belgische Eisenbahnverwaltung sich von der Erwägung leiten läßt, daß die Ausfuhr der lothringischen Werke auf die belgischen Bahnen angewiesen sei und darum Frachtopfer, wie sie den Saarwerken gebracht worden sind, für sich nicht erzwingen können. Die Bevorzugung der Saarwerke wird indes von der lothringisch-luxemburgischen Industrie als Zurücksetzung empfunden, weil sie erheblich größere Mengen als jene der belgischen Staatsbahn zuführt und als Meistverfrachter auch Meistbegünstigungen beanspruchen zu können glaubt; sie wird daher den Teil ihrer Fracht, über den sie selbständig verfügen kann, wenn auch mit geringen Opfern, den niederländischen Häfen zuführen.

Die belgische Eisenindustrie hat eine bemerkenswerte Entwicklung durchgemacht. Die ursprünglich mit belgischem und französischem Kapital gegründeten Montanwerke sind zum Teil in deutschen Besitz übergegangen oder unter deutschen Einfluß gebracht worden: so ist die früher in belgischem Besitz befindliche Moselhütte in Maizières mit den Rombacher Hüttenwerken vereinigt. Die Hochöfen in Deutsch-Oth sind an den Aachener Hüttenverein Rothe Erde angegliedert, die Hochofengesellschaft Fentscher Hütte an den Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede; die Aktiengesellschaft Differdingen-Dannenbaum wurde durch die Darmstädter Bank mit der deutschen Industrie verschmolzen; Sambre et Moselle kam unter die Kontrolle der Firma Thyssen u. a. m. Seit geraumer Zeit ist aber die belgische Montanindustrie nicht ohne Erfolg bemüht, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Die belgischen Hütten- und Kohlenbergwerke sind zum Teil mit den modernsten maschinellen Einrichtungen ausgestattet. Das gilt z. B. von der Gesellschaft Dugrée-Marihaye, Chiers, von der Société Anonyme de Clabecq, Cockerill, Espérance-Longdoz, Thy-le-Château, Châtelineau, Athus, Grivegnée, Angleur.

Die belgische Roheisenerzeugung hat sich in den letzten Jahren bereits kräftig gehoben. Sie betrug 1910: 1800000 Tonnen gegen 1600000 Tonnen im Jahre 1909 und 1200000 Tonnen im Jahre 1908. Die belgische Eisenindustrie ist, wie bereits ausgeführt, auf eine starke Ausfuhr ihrer Erzeugnisse angewiesen, da im Verhältnis zu der starken Produktion der Inlandsverbrauch nur klein ist und außerdem ein nennenswerter Zollschutz nicht besteht. Alle Verbands- und Syndikatsbestrebungen hatten in Belgien immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die zum Teil in den manchesterlichen Anschauungen weiter Kreise der Großindustrie begründet sind; in Krisenzeiten finden sich häufig Syndikatsmitglieder, welche die Preise unterbieten, und in Zeiten günstiger Konjunktur wirft man der Syndikatsleitung gewöhnlich vor, daß sie die Gunst der Umstände nicht genügend ausnütze. Die Geschichte des belgischen Roheisen-Syndikats ist ein Beispiel dafür. Ganz abgesehen davon liegt der Grad von Disziplin, der die Voraussetzung eines jeden Syndikats ist, dem belgischen Volkscharakter etwas fern; während in Deutschland alles zur Konzentration drängt, gibt es daher in Belgien nur ganz wenige große Werke, dagegen eine ansehnliche Reihe kleiner und kleinster Betriebe.

Die innerhalb der deutschen Zollunion gelegene südwestdeutsch-luxemburgische Eisenindustrie ist durch höhere Eingangszölle gegen den belgischen Wettbewerb geschützt und verfügt immerhin über einen größeren Inlandsmarkt, so daß sie in Krisenzeiten leichter die belgische Konkurrenz auf dem Weltmarkte unterbieten kann, ohne allzu großen Schaden zu erleiden, und in Belgien selbst dürften die besser ausgerüsteten kapitalkräftigen und stärker geschützten deutschen Industrien mit der belgischen Eisenindustrie in erfolgreichen Wettkampf treten können.

Die etwaigen Folgen des von Deutschland her befürchteten Wettbewerbes sind in den letzten Jahren in Belgien wiederholt der Gegenstand eingehendster Erörterung gewesen; u. a. suchte man deshalb für einen engeren, wirtschaftlichen Anschluß an Holland Propaganda zu machen, allerdings weniger unter Betonung der von Deutschland drohenden industriellen Konkurrenz als unter Anführung politischer Besorgnisse. Wenn die deutsche Industrie auch alle Veranlassung hat, den Bemühungen Belgiens, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, ernste Beachtung zu schenken, so ist das doch in weit höherem Maße in Belgien der Fall. Ein belgischer Industrieller schrieb vor einigen Jahren in der französischen Zeitschrift „Revue Economique Internationale“ über das internationale Syndikatswesen vom belgischen Standpunkte aus betrachtet:

„Der Belgier hält grundsätzlich die freie Konkurrenz für den allein richtigen Standpunkt. Die industriellen Syndikate sind Erscheinungen des Protektionssystems, das besonders Deutschland und Amerika so weit als möglich ausgebildet haben. Seine Folgen sind: fester Inlandsmarkt, starke Steigerung der Preise, Fernhalten des ausländischen Wettbewerbes und gleichzeitig Ausfuhr zu offensiven Konkurrenzpreisen (Dumping). Für das kleine Belgien, das 75 Prozent seiner Produktion exportiert, ist dieses System unmöglich, anderseits verkennt der Belgier keineswegs die Vorteile des Syndikats. Ja er sieht sich gewissermaßen zu einer Verständigung mit den deutschen Werken genötigt, da sonst deutsche Erzeugnisse in sein Land

eindringen würden zu Preisen, mit denen der belgische Industrielle nicht mehr konkurrieren kann. Wenn auch die großen Werke den Kampf erfolgreich aufnehmen können, so würden doch die vielen kleinen, bedeutende Arbeitermengen beschäftigenden Werke dem Untergange geweiht sein. Zudem würde das Hauptfeld der belgischen Eisenindustrie, der Auslandsmarkt, durch das deutsche Dumping vernichtet werden.

Hierin ist deutlich zum Ausdruck gebracht worden, auf welcher Seite der Vorteil einer Verständigung zwischen Deutschland und Belgien über wirtschaftliche Interessen liegt. Eine der Hauptträgerinnen des Schutzzollgedankens ist in fast allen Ländern die Großindustrie, voran die Großeisenindustrie; es ist aber eine der bemerkenswertesten Erscheinungen in ihrer Entwicklung, daß seit der Erneuerung des deutschen Stahlwerksverbandes eine Epoche der ausgesprochenen Weltmarktpolitik eingesetzt hat. Diesem Ziele dient vornehmlich die Ausbildung internationaler Verständigungen, die vom Stahlwerksverbande ausgingen und eins seiner Hauptverdienste bilden. Eine bekannte Abmachung dieser Art waren Abschluß und Ausdehnung des internationalen Schienenkartells, dem die deutschen, englischen, amerikanischen, belgischen und französischen Werke schon seit 1905 angehören und dem später auch die russischen, österreichisch-ungarischen und spanischen Werke beigetreten sind. Die vereinigten Länder haben die „Weltmärkte in freundschaftlicher Weise unter sich aufgeteilt". Ein weiteres internationales Abkommen war die internationale Trägervereinigung unter Beteiligung von Deutschland, Frankreich und Belgien. Die beteiligten Staaten zeigten sich dem vielfach von deutscher Seite angeregten internationalen Syndikatsgedanken durchweg sehr geneigt, vor allem Frankreich und Belgien. Es ist nicht ausgeschlossen, daß demnächst bei Erneuerung des deutschen Stahlwerksverbandes sich Deutschland und Belgien wiederum, wie früher, untereinander über ihren inneren Markt und einen entsprechenden Anteil am Weltmarkt zu verständigen suchen werden. Dürften doch die Zukunftsaussichten der belgischen Eisenindustrie zu einem großen Teil von der Erneuerung und Ausgestaltung dieses Verbandes abhängen.

Durch Kundgebungen über die Bekämpfung des ausländischen Wettbewerbes, wie sie kürzlich von Belgien ausgingen, werden naturgemäß derartige Verständigungsmöglichkeiten nicht gefördert. Das sollte Belgien in wirtschaftlicher und auch in politischer Hinsicht berücksichtigen und der deutschfeindlichen Stimmungsmache ein Ende bereiten, die mit der Zeit zu einer empfindlichen Schädigung, auch der wirtschaftlichen Interessen, führen muß.

Dr. Kreuzkam-Berlin

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Der König

Ein Gedenkblatt an Friedrich den Großen

Von Eugen Kalkſchmidt-München

Höher ſchlägt uns das Herz, wenn wir ſeiner gedenken. Es war ein ganz großer Tag der Geſchichte, jener Geburtstag vor zweihundert Jahren, ein Feiertag für alles, was mit deutſcher Zunge ſpricht, ein ungeſehenes Ereignis für die Welt.

Dem ſchlichtbürgerlichen Preußenkönig wird ein Genie in die Wiege gelegt, und Friedrich Wilhelm der Erſte jammert: „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungeratene Kinder. Es iſt ein groß chagrin, doch ich habe vor Gott und der Welt ein reines Gewiſſen. Ich habe vermahnet, ich habe geſtrafet mit Güte und mit Gnat. Es hat alles nits geholfen.“ Um ein Haar hätte er das ungeratene Kind füſilieren laſſen. „Der böſe Menſch“, ſo nennt ihn der eigene Vater. „Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme!“

Was war aber auch von einem jungen Manne zu erwarten, der heute in der Bezechtheit ſeinem Vater die heftigſten Liebesbeteuerungen machte, ihm die Hände küßte, ihn umarmte, alsbald aber wieder in eine melancholiſche und hochmütige Widerſpenſtigkeit verfiel und heimlich ausreißen wollte. Ein Zweifler und ſchlechter Chriſt war er, der an die Vorherbeſtimmung glaubte und es für zwecklos anſah, gegen das Böſe anzukämpfen. Ein dilettierender Schöngeiſt, einer, der ſich rühmte, in zwei Stunden hundert Verſe zu machen, und der weder General ſein noch Krieg führen, ſondern ſein Volk durch ſeine Miniſter glücklich machen wollte — ſo einer war dieſer preußiſche Kronprinz.

Beharrlich ſchwieg er, wenn der Herr Vater mit ſeinen Generals auf der Jagd oder im Tabakskollegium die leidlich rauhen Soldatenſcherze auskoſtete. Gelangweilt ſtudierte er die Bilder an den Wänden, die Bildniſſe darunter, die

schmerzverzerrten, die des Soldatenkönigs höchst eigene derbe Faust in Stunden der bösen Gicht schlecht und recht heruntergemalt hatte. Welch eine Barbarei dem kenneriſchen Auge, das den zarten Farbenſchmelz der Hofmaler von Verſailles mit Bewunderung in ſich aufgenommen hatte. Was für eine Sprache, dieſe armſelige deutſche Mutterſprache! Wie viel ſcharfe Konſonanten, welch ein degoutantes Gemiſch fremder Brocken und einheimiſcher Plattheiten! In der Poeſie — was für eine Öde! Wie anders klangen da die franzöſiſchen Verſe dem geſchulten Ohre!

Denn — ſo höhnte der Vater ingrimmig — „die Grenadiers ſind doch, nach deiner Meinung, nur Canailles, aber ein petit-maître ein Französchen, ein bon mot, ein Muſiquechen und Komödiantchen, das ſcheint was Nobleres, das iſt was Königlicheres, das iſt digne d'un prince."

Und als der General Grumbkow dieſem Prinzen die Braut annehmbar zu machen unternahm, da meinte der Einundzwanzigjährige: nur beileibe keine ſpröde Tugend, der ein halbes Dutzend Frömmler an der Schürze hängen. Sie ſoll nicht das „Wahre Chriſtentum" Johann Arndts, ſondern die „Schule der Ehemänner und der Frauen" auswendig lernen. „Lieber zu frei als zu tugendhaft".

Wie hatte doch der König erſt kürzlich dem Sohne geſchrieben? „Modeſte und eingezogen, ſo müſſen die Frauen ſein." Dem alten Deſſauer, dem er von einem Beſuche in dem ſittenloſen Dresden während des Karnevals berichtete, meinte er: „Gott hat mir bewahret. Die Verſuchung fehlet nit." Drei Kreuze ſchlägt er hinterher. Denn Auguſt der Starke hatte ihm unverſehens einen Zauberſpiegel erſchloſſen, in dem er ſehr lebendig nahe ſah, was Fauſt in dem ſeinigen nur als blaſſes Fernbild ſehen darf. Schroff abgewendet hatte ſich der königliche Gaſt vor dieſem Satyrſtreich und ſeinem Gotte gedankt, als er draußen war.

Der junge Kronprinz aber behauptete leichtfertig von ſich: „Ich habe die Frauen gern, aber meine Neigungen ſind ſehr unbeſtändig. Ich will nur Vergnügen haben, und auf das Vergnügen folgt die Verachtung. — — Nur kein Weiberregiment in irgend etwas auf Erden!" Das letztere hätte der geſtrenge Herr Vater freilich auch ſagen können.

Er ließ dem Sohne Zeit für die Rheinsberger Jahre; gab ihm auch wieder die entzogenen militäriſchen Dienſtbefugniſſe zurück; ließ ihn gewähren, wenn er flötete und reimte, in langen Briefen an Voltaire und die Schweſter Wilhelmine in Bayreuth ſein Herz erleichterte und ſeinen Witz funkeln ließ. Und während es um den ſparſamen alten Herrn langſam nachtet, erhebt ſich ſtrahlend hell das Geſtirn des jungen Friedrich.

Das geiſtige Geſtirn einer neuen Zeit. —

Die Menſchlichkeit eine Pflicht der Fürſten — ſo hatte er an Voltaire geſchrieben. Kronprinzenfeuer; es pflegt im erſten rauhen Hauch der Wirklichkeit flackernd zu erlöſchen. Dieſes Feuer aber erloſch nicht.

Aus den Gefängnissen werden die Marterwerkzeuge, die Daumenschrauben und spanischen Reiter verwundert und widerwillig beiseite geschafft. Die Religionen „müssen alle toleriert werden." Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, „dürfen nicht genieret werden". An Maupertuis schreibt der junge König, kaum daß er das Szepter in Händen hält —: „Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; zeigen Sie auch einem Könige, wie süß es ist, einen solchen Mann wie Sie zu besitzen." Und Voltaire wird schleunigst zum Besuch bestellt. Die sechs Tage kosten den König 3300 Taler. „Das ist eine teure Bezahlung für einen Narren," scherzt er. Aber er zahlt, weil er des närrischen Geistes bedürftiger ist als des Geldes.

Die politischen Instruktionen der Ambassadeure erhalten über Nacht eine neue Klangfarbe. Ganz verdutzt und verlegen dreht und wendet der friedfertige Herr v. Borcke in Wien eines Tages die Instruktion, in der dieser junge Mann ihm strikte befiehlt, ganz entgegen seinen submissesten Vorschlägen den Wiener Hof „zur Vernunft" zu bringen. „Sie können dabei den Ministern gelegentlich zu verstehen geben, daß ich die bisherige Hinzettelung der Sache satt habe und nicht gesonnen bin, mich länger an der Nase herumführen zu lassen. . . ."

„Was das für Ausdrücke sind!" murmelt der Geheimrat. „Zur Vernunft bringen, nasführen — welch ein Ton!"

„Seien Sie doch nicht ein solches Angsthuhn!" herrscht der König den braven Minister Podewils an. „Jagen Sie den Schuft von Unterhändler fort. Bleibt er noch vierundzwanzig Stunden, so verlassen Sie sich darauf, daß mich der Schlag rührt. Begegne ich ihm unterwegs, so kratze ich ihm die Augen aus."

So menschlich pflegten Könige bisher in diplomatischen Dingen nicht leicht zu reagieren.

Kriegerische Fanfaren schmettern hinter diesen Worten. Ein Wille zur Macht bewegt sie ungestüm, ein wahrhafter Königswille zur Großmacht eines Staates, der untergehen mußte, wenn er nicht erstarken konnte. Hier, in diesem Kampfe um Schlesien, hieß es nicht: Macht um der Macht, sondern Macht um des Lebens willen. Und darum setzt der königliche Krieger Leben gegen Leben ein. Er befiehlt in klarer Voraussicht:

„Sollte mir das Unglück begegnen, lebend gefangen genommen zu werden, so erteile ich Ihnen den gemessenen Befehl, für dessen Befolgung Sie mir mit Ihrem Kopfe einstehen, meine Befehle in meiner Abwesenheit nicht zu beachten, meinem Bruder mit Rat beizustehen und den Staat nichts Unwürdiges zur Erlangung meiner Freiheit vornehmen zu lassen. Im Gegenteile will und befehle ich, daß in diesem Falle lebhafter als jemals vorgegangen werde. Ich bin nur König, solange ich frei bin."

Ströme von Leben gehen von ihm aus. Vom Feldmarschall bis zum letzten Packknecht fühlt jeder seiner Soldaten den Sieg auf seiner Seite, solange des Königs Wille vernehmlich zu ihm spricht. Für wen ziehen diese Söldner ins Feld? Für was vergießen sie ihr Blut? Für die Größe Preußens?

Für die deutsche Zukunft? Für Weib und Kind? Für das Haus Brandenburg? Nichts von alledem. Friedrich hat keine Volkskriege geführt sondern Kabinettskriege. Königskriege könnte man sie nennen. In seiner Person, in dem wachsenden Vertrauen auf seine unbedingte Voraussicht war für sein Heer und sein Land jede nötige höhere Rechtfertigung des grausamen Blutvergießens gegeben. Nur noch einer, der nach ihm kam, hat ähnliches vermocht: Napoleon. Im Zeitalter Bismarcks waren die Kriege schon etwas grundsätzlich anderes, eine nationale Angelegenheit, eine politische Volksfrage. Und alle Feldherrnkunst mußte versagen, wenn die Kunst des Staatsmannes nicht das politische Gewissen des Volkes zu beteiligen und zu gewinnen verstand.

Es fehlt auch in Friedrichs Kämpfen nicht an schönen Zügen solcher Beteiligung. So, wenn ihm, dessen Staatsschatz leer ist, die märkische Ritterschaft ein Darlehen von eineinhalb Millionen Talern anbietet. Aber das waren Edelleute, deren Brüder und Söhne das Rückgrat des preußischen Heeres, das Offizierkorps, bildeten. Man gab das Geld dem König für sein Heer, und auch fürs Vaterland; aber dies Vaterland war in der Person dieses einzigen Königs verkörpert, der von sich selber sagte: „Ich rede deutsch wie ein Kutscher."

So verkörpert dieser eine gebrechliche Mensch die Einheit der Monarchie, die geistige Schlagkraft des Heeres. Er denkt an alles, führt den Oberbefehl, arbeitet Schlachtpläne aus und leitet die Angriffe, er sichert die Verpflegung, den Zufluß der Gelder und hält außerdem die europäische Diplomatie in Atem. Dazwischen gewinnt er noch Zeit, „eine Sintflut von Gedichten" für seine Freunde zu machen und „Epigramme gegen alle meine Feinde". Mitten im Siebenjährigen Kriege, als er Schlesien eben erst vom Feinde gesäubert hat, nimmt er sich die Mühe, dem Marquis d'Argens genau die Reiseroute von Berlin nach Breslau auszuarbeiten. „Ich habe," schreibt er dem verwöhnten Franzosen, „die Stellung von Pferden auf den Relais, das Heizen der Zimmer und die Lieferung guter Hühner auf dem ganzen Wege angeordnet. Ihr Zimmer in Breslau ist mit Tapeten versehen und hermetisch verschlossen. Kein Zug und kein Geräusch soll Sie belästigen." Auf die Komplimente des Marquis erwidert er: „Sie können sich darauf verlassen, daß Dinge, die aus der Entfernung so glänzend erscheinen, in der Nähe oft recht klein aussehen."

Er selber weiß genau, wie gewagt seine Unternehmungen sind. Aber er weiß auch, daß die Stoßkraft seines Mutes, seine beherzte Kraft zum schnellen Entschluß und die Disziplin seines Heeres, das wie ein lebendiges Kunstwerk dem leisesten Drucke seines Willens gehorcht, jede Übermacht auf die Dauer brechen müssen. „Wenn unsere Feinde uns zum Kriege zwingen, gilt es zu fragen: Wo sind sie? aber nicht: Wieviele sind es?" Vor der Schlacht von Leuthen ruft er seine Offiziere zusammen und hält ihnen jene klassische Ansprache, in der er ihnen die Notwendigkeit erklärt, den dreimal stärkeren Feind gegen alle Regeln der Kunst anzugreifen. Er weiß, wie man Menschen behandeln muß, um sie emporzureißen. Wir müssen den Feind schlagen, ruft er

aus, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. „Ist aber einer oder der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." Keiner rührt sich, keiner geht. Am nächsten Tage wird das stolze österreichische Heer binnen vier Stunden geschlagen und versprengt.

So behauptet er sich, von keinem Unglück dauernd niedergebeugt, unerschütterlich zäh, so wächst er zum Abgott seiner Soldaten, zum Herold der Nation heran. Die Feinde bewundern, die Freunde vergöttern ihn. Er behält seinen klaren Kopf, ist unglaublich frei von Eitelkeit, durchschaut die fremden Schwächen und nutzt sie aus. Aber er verbittert dabei. Stolz und hochgemut, umgeben von einem Kreise kühner Führer, war er in den Krieg gezogen. Müde und still wendet sich der Sieger von zwölf Schlachten vom Kriege ab. „Ich armer Greis," schreibt er nach dem Frieden an d'Argens, „kehre in eine Stadt zurück, in der ich nur die Mauern kenne, wo ich von meinen Freunden keinen mehr antreffe, wo eine unermeßliche Arbeit meiner wartet, und wo ich binnen kurzem die alten Knochen in einem Zufluchtsorte bergen werde, den kein Krieg, kein Unglück und keine Bosheit der Menschen stören soll."

Solche Männer sind es, die Geschichte machen. In ihnen tut der Weltgeist einen Schritt vorwärts, und ihr Schatten legt sich breit und majestätisch auf die Entwicklung von Jahrhunderten. Dieser preußische König, den die Mitwelt sich gar nicht anders als mit dem durchdringenden Adlerblick vorstellen konnte, geht als Säkularmensch den Deutschen und der Welt voraus, ein Kind desselben Jahrhunderts, das uns Kant und Goethe gebar. In ihm vollendet sich noch einmal, kurz vor ihrem Absterben, die absolute Monarchie in einer klassischen, vollkommen königlichen Gestalt. Sie lebt als unzerstörbarer Besitz in unserem geschichtlichen Bewußtsein, weil sie es ist, die es gebildet und gekräftigt hat.

Es ist ganz gleich, von welcher Seite man an diese Persönlichkeit herantritt. Sie besteht und nimmt gefangen in jeder ihrer Lebensäußerungen. Die unzähligen Kabinettsorders und Marginalverfügungen der langen Friedensjahre atmen denselben Geist wie die Ansprachen an die Generale vor der Schlacht. Ja, man kann sagen, daß dieser jahrzehntelange Kleinkrieg gegen Beamtenwillkür und Schlendrian aller Art fast noch bewundernswerter ist als der aufflammende Heroismus der Feldschlacht. Und man verehrt diesen unerbittlich strengen und gerechten Geist der landesväterlichen Fürsorge auch dort, wo er vor lauter Gerechtigkeit hart und ungerecht entscheidet, gewissenhafte Beamte, die der königlichen Kabinettsjustiz widerstreben, auf die Festung schickt und dann, als die bessere Erkenntnis da ist, dennoch bei der ersten Anordnung beharrt. Gewiß nicht unbedenklich, sondern mit heftigster Selbstüberwindung, setzt der König das Prinzip über seine eigenen Gefühle. Wohin soll es führen, wenn ein König heute so und morgen so befiehlt! Das monarchische Prinzip, wie er es vertritt, ist ihm heilig, obwohl er weiß und herbe verurteilt, was alles unter diesem Deckmantel in der Welt zusammengesündigt worden ist.

Das Volk hat ihn geliebt; in all seiner Strenge und Verbissenheit des Alters hat es den „Alten Fritz" vertraulich verehrt. In ihm fanden sich die Deutschen, trotz aller Vaterländerei, in ihm erhob die Nation als solche von neuem den berechtigten Anspruch auf eine weltgeschichtliche Mission.

In dieser unscheinbaren Heldengestalt finden wir uns heute wie je, und höher schlägt uns das Herz, wenn wir seiner gedenken, der ein König war und ein großer, ein wahrhaft großer Mensch.

Der Sozialismus in England

Von Dr. Ludwig Munzinger

Aufstieg und Wirkungen

In England gibt es einen Sozialismus, aber keine Sozialdemokratie. Will man als Deutscher daher sich über die Bedeutung des englischen Sozialismus klar werden, so muß man von dem deutschen Begriff Sozialdemokratie zuerst die Demokratie abziehen, um auf eine Vergleichsgrundlage zu kommen.

Was in Deutschland die Reihen der sozialdemokratischen Wählerbataillone füllt, ist heute sicher noch zu einem sehr großen, wenn nicht zum größeren Teil keineswegs das Bedürfnis, eine bewußt sozialistische Weltanschauung zum Ausdruck zu bringen. Der größere Teil der sozialdemokratischen Wähler wirft demokratischen Instinkten nachgebend den roten Zettel in die Urne, um irgend einer mehr oder weniger begründeten Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen. Ein anderes Ventil hat er bei der Eigenart unserer Parteiverhältnisse nicht.

In England, wo heutzutage augenscheinlich mehr Ursache zu wirtschaftlicher Unzufriedenheit in den unteren Bevölkerungsschichten besteht als in Deutschland, hat man ein geeignetes Ventil für politisch-wirtschaftlichen Überdruck. Es ist die seit der „glorreichen Revolution" von 1689 sorgfältig aufrecht erhaltene Einbildung, daß damals die Demokratie endgültig über absolutistische Neigungen der Krone triumphiert und seither ihr Banner über den britischen Inseln aufrecht erhalten habe. In Wahrheit haben weder damals noch im weiteren Verlauf der englischen Geschichte demokratische Kräfte den Gang der Entwicklung wesentlich beeinflußt. Davon kann höchstens in der allerletzten Zeit die Rede sein.

Der Sozialismus als parteibildende Theorie und Weltanschauung wird oft mit einer religiösen Glaubenslehre verglichen. Daß er das tatsächlich ist, hat er durch seine Wirkung auf die englische Volksseele bewiesen. Er ist von ihr nicht als festgeschlossener Komplex wirtschaftlich-politischer Glaubenslehren, wie

etwa in Deutschland, hervorgebracht oder aufgenommen worden, sondern er hat, wie jede Glaubenslehre in England, den Sektierergeist angefacht. So gibt es heute in England eine Reihe von Gruppen, die sich Sozialisten nennen, darunter aber nicht immer ganz das Gleiche verstehen. Sie befehden einander fast heftiger als sie gegen den Kapitalismus und die bestehende Wirtschaftsordnung zu Felde ziehen. Ganz wie religiöse Sekten behauptet eine jede von diesen Gruppen ausschließlich im Besitz der allein seligmachenden Lehre vom wahren Sozialismus zu sein und zeiht alle anderen der Ketzerei oder Verräterei.

Die ersten Anfänge und die heutigen Gruppen des englischen Sozialismus können als bekannt vorausgesetzt werden. Hier soll es sich um die Feststellung handeln, wie weit der Sozialismus in die englische Gesellschaft und in den englischen Staatskörper eingedrungen, und ob er wirklich nicht mehr Bedeutung in England gewonnen hat, als seine verhältnismäßig immer noch geringen Wahlerfolge glauben machen.

Im Jahre 1889 schrieb Sidney Webb in seinem bekannten Buche „Sozialism in England“: „Die sozialistische Partei in England wird vermutlich eine verhältnismäßig kleine, aber zersetzend und aufklärend wirkende Truppe bleiben, die niemals selbst politische Macht ausüben, sondern abwechselnd jeder der beiden großen Parteien die Gedanken und Grundsätze für eine Politik der sozialen Erneuerung liefern wird.“ Diese Vermutung hat seither durchaus das Richtige getroffen, und sie wird menschlicher Voraussicht nach noch für absehbare Zeiten richtig bleiben. Man kann geradezu sagen, daß Webb in diesem einen Satz schon vor zwanzig Jahren das gesagt hat, was im ganzen heute über die Stellung und Gesamtwirkung des Sozialismus im Leben der britischen Nation gesagt werden kann.

Dieser Satz ist zugleich der Grundstein, auf den die Fabische Gesellschaft, dieser Generalstab des englischen Sozialismus, ihre Politik der Durchsetzung (permeation) aufgebaut hat. In dem Vorwort zu einer neuen Auflage der „Fabian Essays“ (London, Walter Scott Publishing Company, 1909), der grundlegenden Schrift der Fabier, die heute noch einen gleich großen und lebhaften Absatz findet wie bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1889, schreibt G. Bernard Shaw: „Die sozialistische Bewegung hat sich seit 1889 durch ganz Europa hin umgestaltet. Das Ergebnis dieser Umgestaltung kann rundweg als Fabischer Sozialismus bezeichnet werden.“ Das klingt sehr stolz, ist aber im Ganzen nicht unrichtig. In England haben die Fabier ganz besonders auf die gebildeten Klassen, die „Intellektuellen“, gewirkt. Aber auch zur Arbeiterbewegung haben sie stets gute Fühlung unterhalten. In letzter Zeit allerdings werden Stimmen laut, die behaupten, daß die Fabier zwar viel denken, aber wenig lernen, weil sie nicht genügend persönliche Berührung mit der organisierten Arbeiterwelt hätten. Wie dem aber auch sei: nirgends wird geleugnet werden können, daß die Fabier der Arbeiterschaft das geistige Rüstzeug geliefert haben. Aber wie sie nun einmal sind, konnten sie nicht, und — weil sie das richtig

erkannten — wollten sie auch nicht unmittelbar in der Bewegung der Arbeiter selbst stehen. So war und ist ihr besonderes Propagandagebiet der gebildete Mittelstand. Die Art der Propaganda ist dem Publikum durchaus angepaßt. Abgesehen von der sogenannten drawing-room-Propaganda, der Propaganda in der Plauderecke, die ein spezielles englisches Gewächs ist und nach dem Abendessen am Kamin betrieben wird, sind lectures, Vorlesungen, mit zum Teil recht hohem Eintrittsgeld (1 bis 5 Schillinge) die Hauptwaffe. Die Fabier verfügen über eine Liste von über zweihundert wissenschaftlich gebildeten lecturers, die ihre sozialistische Lehre mit gleichem Geschick im Salon, vor jungen Kaufleuten, Lehrern, Beamten und Geistlichen, aber auch in Arbeiterkreisen an den Mann bzw. die Frau bringen. Besonders eifrig wird auch mit gedrucktem Material, mit Flugblättern und längeren „tracts" gearbeitet. Man darf sich unter diesen Drucksachen der Fabier keineswegs Elaborate vorstellen, die plump auf einen plumpen Effekt gearbeitet sind, etwa wie Flugblätter der Sozialdemokraten in Deutschland. Ob Flugblatt oder Traktat: was unter der Flagge der Fabier segelt, sind sorgfältig durchgearbeitete, von einem besonderen Ausschuß jeweils geprüfte Arbeiten, die sich auch äußerlich in Druck und Papier als etwas besseres geben. Sie werden für gewöhnlich auch keineswegs massenhaft verschleudert, sondern regulär verkauft. So wurden in den Jahren 1906 bis 1910 zusammen rund siebenhunderttausend derartige Flugschriften unter das Volk gebracht, denen ohne Zweifel eine größere Lebensfähigkeit innewohnt als einem gewöhnlichen politischen Flugblatt. Die Propagandazentren sind die Zentralstelle in London und die Zweigvereine im Land. Sie haben in den letzten Jahren an Zahl merkbar zugenommen, ebenso die Mitgliederzahl der einzelnen Vereine. Im Jahre 1910 bestanden 37 Zweigvereine im ganzen Land. Die Gesamtmitgliederzahl im Jahre 1907 betrug 1267. Im Jahre 1908 waren es 2015, im Jahre 1909: 2462 und im Jahre 1910: 2627, darunter 861 Frauen. Diese Zahlen erscheinen geringfügig. Man muß aber daran denken, daß die Fabier nicht eigentlich werben und nur eine geistige Elite des Sozialismus sein wollen. Immerhin ist das spontane Wachsen gerade in letzten Jahren bezeichnend. Die Saat geht unter der jüngeren Generation auf. Wie die Fabier bemüht sind, namentlich das intellektuelle Element in der Bevölkerung mit Sozialismus zu „durchsetzen", zeigt auch der Umstand, daß die Gesellschaft an den Universitäten Zweigvereine hat. In Oxford besteht außer einem Studentenverein jetzt auch eine besondere Frauengruppe. Wie weit die Durchsetzungspolitik hier gewirkt hat, mag etwa aus dem Bericht über eine den alten englischen Universitäten eigentümliche Visitors Debate in Cambridge ersehen werden. Eine Versammlung von Studierenden debattierte dort vor einiger Zeit über das Thema: „Die allmähliche Erneuerung der Gesellschaft auf den Linien eines kollektivistischen Sozialismus ist sowohl unvermeidlich als auch wünschenswert." Außer Studenten sprachen dafür und dagegen die „distinguished visitors" Sidney Webb und Lord R. Cecil. Als abgestimmt wurde, ergab sich, daß auf dieser alten, vornehmen

Universität unter rund 400 Studenten immerhin ein Drittel für das Thema eintrat. Man kann sich danach eine Vorstellung machen, wie weit ungefähr an den von weniger wohlhabenden Studenten besuchten Universitäten der Sozialismus vorgedrungen ist. Auf parlamentarischem Gebiet haben die Fabier eine eigenartige Stellung. Im Parlament von 1906 saßen einmal elf Fabier, teils als Liberale, teils in der Arbeiterpartei. Diese Zahl ist seitdem um drei Sitze zurückgegangen. Ebenso sind die Fabier, die sich von Anbeginn an mit Kommunalwahlen beschäftigten, im Londoner Grafschaftsrat, den sie Jahre hindurch praktisch beherrschten, zurückgedrängt worden. Allein das kann in keiner Weise einen allgemeinen Rückgang ihres Einflusses bedeuten. Das sind Zufälligkeiten des politischen Kampfes. In ihrer Haupttätigkeit, der „Erziehung zum Sozialismus" und der „Gewöhnung an Sozialismus", sind sie jedenfalls nach wie vor in wachsendem Maße erfolgreich.

Die Wirksamkeit der Fabier hat sich auch insofern gezeigt, als in verschiedenen Berufsorganisationen sozialistische Gruppen entstanden sind, die mit der Gesellschaft zwar nicht unmittelbar, aber doch geistig zusammenhängen. So gibt es derartige sozialistische Gruppen in dem Staatsbeamtenheer der Civil Service (der praktisch alle Beamten außer denen im Heer und in der Marine umfaßt), unter den Ärzten, den Volksschullehrern, den Handlungsreisenden usw. Schließlich aber sind auch sonst noch weitere Kreise in diesen Regionen sozialistisch infiziert. Dieser „freie" Sozialismus, wenn man so sagen kann, läßt sich statistisch nicht erfassen. Und er hat auch heute noch keine praktische Bedeutung. Er kann aber in einem späteren Stadium der Bewegung von Bedeutung werden, wenn es sich z. B. darum handelt, die liberale Partei, die jetzt schon von links her stark mit Sozialismus durchtränkt ist, noch weiter auf die sozialistische Bahn zu drängen.

Ein anderes eigenartiges Element im englischen Sozialismus, das oft übersehen wird, bilden die „Clarion-Bruderschaften". Sie haben gleichsam als sozialistische Freischärler nicht wenig zur Ausbreitung der Idee namentlich im unteren Mittelstand und unter den Arbeitern beigetragen. Entwickelt haben sie sich aus Agenturen für die Wochenschrift Clarion, deren Herausgeber der berüchtigte Robert Blatchford ist, ein ehemaliger Unteroffizier, der vor etwa zwanzig Jahren zur Feder griff und mit seiner populären Schreibweise große Erfolge erzielte. Der Clarion soll eine Auflage von über achtzigtausend Stück wöchentlich haben. Damit würde er bei weitem die größte Auflage aller sozialistischen Organe aufweisen. Die „Bruderschaften" nun verbinden mit dem Geschäft der Propaganda für das Blatt die politische Tätigkeit der Propaganda für den Sozialismus. Sie betreiben eine Stand- und eine Wanderpropaganda, letztere, indem sie mit Planwagen im Lande herumziehen, reden und den Clarion sowie andere sozialistische Literatur verkaufen. Blatchford übt so einen starken Einfluß zugunsten eines Sozialismus aus, der nicht der wissenschaftliche Sozialismus der Fabier, sondern mehr der Stimmungssozialismus der Männer auf der Straße ist.

Am wichtigsten ist natürlich die Frage, wie weit der Sozialismus in die Arbeiterschaft eingedrungen ist. Der Sozialismus im weiteren Sinne ist, das kann man wohl sagen, heute Gemeingut aller englischen Arbeiter. Auch der im Sinne der überzeugten Sozialisten verstockteste Gewerkschaftler denkt heute nicht mehr daran, gegen das Eingreifen des Staates, gegen einen Staatssozialismus, etwas einzuwenden. Mit dem Begriff des Staates, der im übrigen beim Engländer immer noch sehr erheblich von der kontinentalen Auffassung abweicht, hat sich im Gegenteil der Gedanke, daß der Staat die wirtschaftlich Schwachen schützen muß, völlig eingelebt. In diesem Sinne sind heute alle englischen Arbeiter Sozialisten. Die Erinnerung an den alten Individualismus aber ist immerhin noch stark genug, daß sie breite Arbeiterkreise einstweilen vom „zielbewußten", ausgesprochen kollektivistischen Sozialismus zurückhält. So müssen die eigentlichen sozialistischen Arbeiterorganisationen, also, von den ganz wilden, aber auch ganz unbedeutenden abgesehen, die Sozialdemokratische Partei und die Unabhängige Arbeiterpartei (I. L. P.), sich heute noch mit einer verhältnismäßig geringen Zahl erklärter Anhänger begnügen.

Die „Sozialdemokratische Partei" ist fast lächerlich schwach. Mit revolutionären Phrasen, die sie nach deutschem Muster drischt, ist bei englischen Arbeitern nicht viel zu holen. Absolut genaue Ziffern sind nicht festzustellen. Die Partei hat auch allen Grund, mit Angaben recht zurückhaltend zu sein. In einem Bericht an den Kongreß der Internationale teilt sie mit, daß ihre Mitgliederzahl 17000 „erreicht". Diese 17000 verteilen sich auf ungefähr 250 Vereine im ganzen Lande. Alle diese Organisationen zusammen gaben ungefähr 480000 Mark im Jahre 1909 aus. An den Wahlen zum Parlament und zu kommunalen Körperschaften hat sich die Partei seit 1885, also bald nach ihrem Entstehen schon, beteiligt. Drei Kandidaten traten damals unter ihrem Zeichen auf. Der eine erhielt — 27, der andere — 32 und der dritte 598 Stimmen. Dieser war kein anderer als John Burns, der später der Held der Tumulte auf Trafalgar Square und noch später der ob seiner als hyperkonservativ empfundenen Haltung von seinen früheren Genossen so heftig befehdete Präsident der Local Goverment Board wurde und heute noch ist. Sehr viel glänzender sind die Stimmenziffern der Partei nie geworden. In der Januarwahl von 1910 trat sie mit neun Kandidaten auf, die insgesamt 13567 Stimmen erhielten. Im Dezember des gleichen Jahres zog sie vor, nur mit zwei Kandidaten auf dem Plan zu erscheinen. Diese erhielten zusammen bloß 5711 Stimmen. In Kommunalkörperschaften hatten nach Angaben aus dem Jahre 1907 105 Mitglieder der Partei Sitze inne. Diese Zahl mag seither um ein weniges gestiegen sein. Unter diesen Umständen ist der Einfluß dieser Organisation auf den Vormarsch des englischen Sozialismus bisher minimal geblieben. Ihre Existenz ist dem Vordringen des Sozialismus höchstens insofern förderlich, als sie alle Querköpfe, die den vorsichtigeren Köchen in den anderen Organisationen den Brei verderben könnten, an sich zieht und so unschädlich macht.

Eine ganz andere Bedeutung hat die Unabhängige Arbeiterpartei (J. L. P.). Wenn man die Fabier etwa mit Offizieren des Sozialismus vergleichen kann, so bildet die J. L. P. ein gesinnungstüchtiges Unteroffizierskorps. Auch sie ist heute zwar immer noch, verglichen mit der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, zahlenmäßig gering, wenn auch stärker als die Sozialdemokratische Partei. Die Organisation wächst indessen ohne Zweifel, und man kann sagen, daß jeder Fortschritt, den der erklärte, kollektivistische Sozialismus in der englischen Arbeiterschaft heute macht, in Gestalt von neuen Mitgliedern der J. L. P. zuwächst. Die Organisation ist im Jahre 1893 gegründet. Die Gesamtmitgliederzahl beträgt jetzt ungefähr 60000. Soviel gibt wenigstens das Jahrbuch der J. L. P. für 1911 an. Die Verbindung der Zentralstelle mit den Zweigorganisationen scheint hinsichtlich des Schriftverkehrs und namentlich der finanziellen Beziehungen etwas locker zu sein. Das ist ganz englisch. Um an die Zentralstelle nicht allzu viel Geld abführen zu müssen, hüllen die Zweigvereine sich hinsichtlich ihrer Mitgliederzahl in ein gewisses Dunkel. Aber die Zahl 60000 ist heute ohne Zweifel eher zu niedrig als zu hoch. Die Mittel, die der J. L. P. im Jahre 1909 insgesamt zur Verfügung standen, beliefen sich auf rund 1200000 Mark. Unter den 42 Mitgliedern der Arbeiterpartei im Parlament sind heute 8 Mitglieder der J. L. P., die als solche, und weitere 15, die als Gewerkschaftler gewählt wurden. Die reinen J. L. P.-Kandidaten erhielten an Stimmen:

	Kandidaten	Stimmen
1895	28	44 600
1900 (Khaki-Wahlen) . . .	10	37 200
1905	10	76 500
1910 (Januar)	15	92 000
1910 (Dezember)	12	70 000

Der Rückgang vom Januar bis Dezember 1910 ist teils auf die geringere Zahl der Kandidaten, was mit finanziellen Erwägungen zusammenhängt, teils auf die allgemein geringere Wahlbeteiligung zurückzuführen. Die Stellung der J. L. P. ist also in dieser Hinsicht ungefähr stationär geblieben, wie es ja überhaupt bezeichnend für die letzte Wahl war, daß alles beim alten blieb. In kommunalen Körperschaften hatte die J. L. P. im Jahre 1909: 860 Vertreter, unter denen 242 Mitglieder der Town Councils waren.

In den Organisationen, von denen eben die Rede war, sind also insgesamt höchstens 80000 erklärte Sozialisten vorhanden. Das erscheint sehr wenig gegenüber mehr als 700000 organisierten Sozialdemokraten in Deutschland. Aber, wie ein boshafter Kritiker in der Times gelegentlich bemerkte: Dieser kurze Schwanz wedelt mit einem sehr großen Hunde.

Sind die Fabier die Offiziere und die J. L. P.-Männer die Unteroffiziere, so sind die auf dem Umweg über die parlamentarische Arbeiterpartei (Labour Party) angeworbenen Gewerkschaftler die Soldaten der sozialistischen Armee

Englands. Die Gegner der Sozialisten behaupten, es sei abgefeimte Berechnung, daß der äußere Unterschied zwischen der „Independent Labour Party" und der „Labour Party", deren Grundlage es ist, „independent" zu sein, nur ein großer Buchstabe sei. Das ist wohl nicht der Fall. Tatsächlich aber ruft die Ähnlichkeit der beiden Namen zahllose Verwechslungen und Mißverständnisse sogar heute noch und selbst in der großen englischen Presse hervor. Darum darf wohl auch hier noch einmal festgestellt werden, daß die Labour Party konstitutiv „eine Föderativorganisation einerseits von Gewerkschafts- und anderseits von zwei sozialistischen Verbänden, nämlich der Independent Labour Party und der Fabian Society" ist, wie E. Pease in einem sehr lesenswerten Aufsatz über die Fabier in dem Grünbergschen „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung" (Band I, Heft 2) sagt. Die hinter dieser Labour Party stehenden Gewerkschaftler sind zwar, soweit sie nicht auch einer der ausgesprochen sozialistischen Organisationen angehören, keine Sozialisten, handeln aber durch diese ihre politische Organisation heute sozialistisch. Die Labour Party gibt zurzeit ihre Gesamtmitgliederschaft mit 1481368 an. Da in dieser Ziffer 155 Gewerkschaften mit 1445708 Mitgliedern stecken, die J. L. P. und die Fabische Gesellschaft, die zu der Föderation gehören, aber nur etwas über 62000 Mitglieder zählen, so ergibt sich, daß rund 26000 Doppel-Mitglieder vorhanden sind. Diese rund $1^1/_2$ Millionen Einzelwähler nun bilden, das kann man heute getrost sagen, das sozialistische Gesamtvotum aus der englischen Arbeiterschaft. Rechnet man von den $3^1/_2$ Millionen deutscher sozialdemokratischer Wähler das gewaltige Heer der Mitläufer ab, und zählt man dem englisch-sozialistischen Arbeitervotum noch die Arbeiter zu, die in Deutschland das Wahlrecht haben, in England aber nicht, dann nähern sich die beiden Ziffern sicher beträchtlich. Im einzelnen hat die Arbeiterpartei bisher folgende Wahlresultate gehabt:

	Kandidaten	Abgeordnete	Durchschnittliche Stimmziffer	Gesamt-Stimmenzahl	Prozentsatz der Stimmen für alle Parteien in den bestrittenen Wahlkreisen
1900 (Khaki-Wahlen)	15	2	4179	62 698	40.5
1906	51	30	6161	331 280	36.9
1910 (Januar) . .	78	40	6483	505 690	36.6
1910 (Dezember) . .	56	42	6622	370 802	40.8

Die Gesamtstimmenziffer hängt von der Zahl der Kandidaturen ab. Diese richtet sich nach taktischen und finanziellen Erwägungen. Ein brauchbareres Kriterium für Auf- oder Absteigen der Bewegung ist die durchschnittliche Stimmenziffer der Kandidaten, und diese ergibt, wie ersichtlich, ein ununterbrochenes Aufsteigen. Es entsteht noch die Frage, wo der Rest der $1^1/_2$ Millionen Stimmen, die der Arbeiterpartei zur Verfügung stehen, geblieben ist. Sie sind in dem Gesamtvotum der liberalen Partei erhalten und sind dort namentlich

für deren radikalen Flügel gefallen, denn die Arbeiterpartei hat ja bisher im Höchstfall nur 78 Kandidaten gegenüber 670 Sitzen aufgestellt.

Wie hat nun dieses langsame, in verschiedenen und sehr unterschiedlichen Kanälen vor sich gehende Aufsteigen der sozialistischen Bewegung auf das Spiel der politischen Kräfte in England gewirkt? Diese Frage deckt sich nach den besonderen Verhältnissen im wesentlichen mit der Frage, wie sich die beiden großen politischen Parteien zu den Forderungen des Sozialismus verhalten haben. Diese Frage ist so ungeheuer vielseitig, daß sie in diesem Rahmen natürlich nur in Umrissen beantwortet werden kann.

Wiederum kann man, um einen Überblick zu geben, nichts besseres tun, als auf die Fabische Gesellschaft und zwar auf den am Anfang dieser Ausführungen stehenden Satz Sidney Webbs zu verweisen. Die „verhältnismäßig kleine Truppe des Sozialismus" hat in der Tat „abwechselnd jeder der beiden großen Parteien die Gedanken und Grundsätze für eine Politik der sozialen Erneuerung geliefert". Die englischen Politiker aller Parteien zeichnen sich durch eine ungemein feine Witterung aus. Das große Maß an Erfahrung und das Geschick zu einer ausgeklügelten Taktik, die nötig sind, um in England sicher über die Klippen und Untiefen der parlamentarischen Verhältnisse und Bräuche steuern und die demokratische Fiktion gegenüber der Wählerschaft aufrecht erhalten zu können, hat in diesem Lande die Politik zu einer wirklichen Kunst gemacht, zu der Kunst, mit politischen Kräften Schach zu spielen, die schieben oder mindestens schieben wollen und doch im Interesse des Ganzen oft geschoben werden müssen. So haben beide große Parteien in England die sozialistische Bewegung von Anbeginn an in ihre Rechnungen eingestellt. Nicht daran dachten sie, wie sie diese Bewegung ersticken könnten, durch Gewalt oder heilende Gegenmaßregeln, sondern auf welche Weise sie die treibenden Motive als dienende Kräfte in ihre Gesamtpolitik einfügen könnten. Auf der Toryseite entstand so der Beaconsfieldsche New-Torysm, der staatssozialistische Motive aufweist. Auf der anderen Seite nahm die liberale Partei auf ihrem linken Flügel mehr eine radikale Färbung an, die auf die Gesamtpolitik der Partei von Einfluß war. Und dieser Radikalismus weist je länger je mehr auch unmittelbar sozialistische Tendenzen auf.

Abwechselnd, wie die Fabier sich das gedacht hatten, und Schritt für Schritt führten die beiden Parteien sozialistische Motive in die Gesetzgebung ein, niemals grundsätzlich, aber hier und da und dort und stets je nach den Erfordernissen der Zeit in kleineren oder erheblicheren Dosen. So waren gewisse Linien für sozialistische Umbauten am Staatsgebäude schon gezogen, als der Sozialismus sich in Gestalt der Arbeiterpartei im Unterhaus selbständig einrichtete. Die Bedeutung dieser Tatsache während der letzten Jahre und ihre mutmaßliche Wirksamkeit in der Zukunft wird noch näher zu betrachten sein. Es genügt hier zunächst festzustellen, daß die soziale Gesetzgebung von da an ein beschleunigteres Tempo eingeschlagen hat, und daß vom Standpunkt des

Sozialismus aus ganz bedeutsame grundsätzliche Errungenschaften erzielt worden sind. So wird wohl die Entwicklung in England, die sichtlich zu einer langsamen und schrittweisen Eingliederung des Sozialismus in den Staatskörper neigt, menschlicher Voraussicht nach sich leichter und geräuschloser vollziehen als anderswo. Ob der kritische Punkt schon überschritten ist, läßt sich noch nicht sagen. Aber zu einer katastrophalen Entwicklung wird es, wenn nicht Ausnahmeumstände eintreten, kaum kommen.

Wir in Deutschland können wohl noch nicht mit einiger Sicherheit sagen, daß katastrophale Entwicklungen ausgeschlossen sind, oder daß mindestens Neigungen in unserem Sozialismus, die Entwicklung katastrophal zu beeinflussen, aussichtslos erscheinen. Jedes Land hat u. a. auch den Sozialismus, den es verdient, wird gelegentlich gesagt.

Historia militans

Von Dr. Wilhelm Martin Becker-Darmstadt

Es sind nun gerade hundert Jahre her, daß Karl v. Rotteck in der Vorrede zu seiner „Allgemeinen Geschichte" die folgenden programmatischen Sätze aussprach: „Allerdings ist die Geschichte eine reiche Quelle von Kenntnissen; aber hierdurch wird nur die Hälfte ihres Wertes bestimmt. Sie soll auch aufs Gefühl und auf den Willen wirken, die moralische Kraft erhöhen, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters geben und Begeisterung zu großer Tat." Mit dieser Erklärung ist Rotteck an die Spitze derjenigen Historiker getreten, die bewußt Zweck und Ziel der historischen Untersuchung und Darstellung auch auf einem Gebiete suchten, das außerhalb der bloßen Erkenntnis liegt; die also nicht eine rein wissenschaftliche, sondern eine ethisch-pädagogische Tendenz für die Geschichtsschreibung in Anspruch nahmen. Wie sehr eine solche Zielsetzung dem Zeitgeist entgegenkam, sieht man an den fünfundzwanzig Auflagen, die Rottecks Werk in den folgenden Jahrzehnten erlebte, und daran, daß die gleichzeitigen Geschichtschreiber fast alle in ähnlichem Sinne ihre Aufgabe faßten. Es ist nach der Eigenart des geschichtlichen Stoffes klar, daß die angedeutete Tendenz sich vom rein moralischen auf das politische Gebiet erstreckte. Die Geschichtschreiber legten an die Geschehnisse der Vergangenheit die Maßstäbe ihrer moralischen und politischen Überzeugungen an, sie beurteilten die Persönlichkeiten der Vergangenheit durch den Vergleich mit ihrem eigenen politischen Heldenideal. „Sie haßten und verklagten die einen, als wären sie ihre persönlichen Gegner, und priesen diejenigen hoch, in denen sie die eigenen oder verwandte Überzeugungen wiederzufinden glaubten; die

Gegensätze und selbst die Schlagworte des Tages übertrugen sie auf den Hader längstvergangener Geschlechter, bis hinauf zu den fernsten Zeiten; selbst den Parteiungen in dem alten Rom und Hellas liehen sie Farben, die sie der Gegenwart entnahmen" (Max Lenz). Und diese Farben, oder sagen wir lieber die Wertmaßstäbe, die die Rotteck, Schlosser, Dahlmann, Droysen aus der Gegenwart entnahmen und an die Vergangenheit anlegten, was konnten sie in jenem Zeitalter anderes sein, als die — wenn auch individuell verschieden gefärbten — liberalen Theorien, in denen die Aufklärungsphilosophie und die Naturrechtslehre ihre letzten Auswirkungen fanden? Mithin durch Spekulation gewonnene Doktrinen, die nun als allgemein gültige Wertprinzipien auf die Ereignisse aller Zeiten angewendet wurden.

Anderseits hat man, wie Rotteck in der anfangs zitierten Stelle andeutet, praktischen Nutzen aus der Geschichtsbetrachtung zu gewinnen gestrebt. Als „Lehre der Geschichte" konnte aber in einer einseitig bestimmten Weltanschauung natürlich nur das angesehen werden, was sie zu befestigen geeignet war. Und so war man geneigt, mit Hilfe der Geschichte überredend auf diejenigen zu wirken, die politisch in anderen Lagern standen.

Solche Verbindungen zwischen Geschichte und Politik sind nun nicht nur von den Liberalen der vormärzlichen Zeit, sondern auch von ihren Nachfolgern, nicht minder auch von ihren Gegnern versucht worden. Wir finden so liberale, klerikale, sozialdemokratische „Geschichtswerke", bei denen die Wertungsprinzipien ihren Ursprung im Parteiprogramm haben. Das politisch-rechtgläubige Volk erbaut sich an diesen Büchern und findet in ihnen — den Zirkelschluß übersehend — mehr, als man glauben möchte, Stützen für seine politische Überzeugung.

Das alles dauert heute und wird sobald nicht aufhören; obgleich schon wenige Jahre nach dem Hervortreten Rottecks der Gymnasiallehrer Leopold Ranke in Frankfurt an der Oder der Geschichtsschreibung das ganz entgegengesetzte Ziel gesteckt hatte: „zu zeigen, wie es eigentlich gewesen."

Damit haben wir den Grundgegensatz bezeichnet, der durch alle Geschichtsauffassung und Darstellung sich zieht: dort Abhängigkeit von vorgefaßten Meinungen, von moralisch-politischen Theorien — hier bewußt angestrebte Voraussetzungslosigkeit; dort Anwendung der Geschichte zur Erzielung politischer Wirkungen (angewandte Geschichte, historia militans) — hier autonome, nur auf das Erkennen gerichtete Forschung (reine Geschichte, historia intuens). Ich gebrauche absichtlich nicht die Worte subjektive und objektive Geschichtsschreibung. Denn auch der voraussetzungslose Historiker bleibt ein Mensch und darum auch in aller Objektivität subjektiv; er bleibt ein Kind seiner Zeit, seines Volkes, Standes, Kulturkreises, in gewissem Sinne ihr Produkt und das der erzieherischen Einflüsse in und außerhalb von Haus und Schule. Alles das hat sich in ihm niedergeschlagen, und nicht alles läßt sich durch das Streben nach Objektivität ausschalten. Nicht Objektivität überhaupt, sondern möglichste Objektivität ist es

nur, die wir bei dem autonomen Historiker finden; also bleibt Objektivität ein relativer Begriff. Anderseits ist auch da, wo wir Unparteilichkeit vermissen, ein Gradunterschied möglich zwischen sympathischem Subjektivismus und verbissenem Fanatismus, eine weite Skala von Formen der subjektiven Auffassung.

Erstrebenswert erscheint nach dem heute allgemein angenommenen Standpunkte unter allen Umständen, daß eine Einwirkung ethisch-politisch-religiöser vorgefaßter Meinungen bei der Ermittlung der historischen Tatsachen und ihrer rein wissenschaftlichen Wiedergabe unterbleibt, daß also die Geschichtswissenschaft auf ihrem eigenen Gebiete autonom bleibt. Es wird sich jedoch zeigen, ob nicht trotzdem die Geschichte eine Wirkung aus ihren Grenzen heraus ausüben kann, und zwar in der Richtung auf die Politik, wie jenes bekannte Wort Treitschkes von der Politik als angewandter Geschichte zu besagen scheint. Enthält dieses Schlagwort Wahrheit? Ja und nein.

Erst ganz kürzlich hat in der neuen Zeitschrift „Vergangenheit und Gegenwart" (Leipzig, Teubner, 1911, Heft 1, S. 15 ff.) Erich Brandenburg die Frage behandelt: „Kann der Politiker aus der Geschichte lernen?" Er sieht mit Recht die Bedeutung der Geschichte für die Politik vor allem in der Erkenntnis der Lage als einer gewordenen und der im Werden der Zustände tätigen Kräfte. Unter ihnen hebt er die Macht der Vergangenheit, des Beharrens hervor, eine Kraft, die zuzeiten*) überwunden werden muß, soll das Staatswesen nicht der Verknöcherung anheimfallen. Wir können auch sagen: Der Mensch lernt durch eine wahrhaft geschichtliche Bildung politisch sehen. Historische Bildung wird dahin streben, die reine politische Theorie, die Parteidoktrin aus der Reihe der wirksamen politischen Kräfte auszurotten; denn sie übt den Blick aufs größere Ganze, sie faßt die Realitäten und die Persönlichkeiten ins Auge und hat daher für bloße Konstruktionen keinen Sinn mehr. Der geschichtlich unterrichtete Mensch ist nicht mehr wie der naive Betrachter geneigt, von allem die Ursache zu suchen, sondern er sieht hinter allen Geschehnissen die Reihe der Voraussetzungen sachlicher und persönlicher Art, die notwendig waren, damit dieses Geschehen eintrat; er wird diese Erkenntnis auch praktisch verwerten.

Aber wir dürfen weitergehen: Der historisch Gebildete ist gewohnt, alle Objekte seiner Betrachtung nicht nur als Ursachen oder Ergebnisse anzusehen, sondern jedes Faktum als beides und gleichzeitig in all seinen Verflechtungen und Zusammenhängen nach vorwärts, rückwärts und seitwärts. Er reiht die Tatsache nicht allein in den Kausalnexus ein, sondern er erkennt in ihr und vielen gleichzeitig, scheinbar außer Zusammenhang mit ihr auftretenden Erscheinungen Symptome einer allgemeinen Volks- oder Kultur- oder Staatsentwicklung, deren Tendenz und Stärke er so beurteilen lernt. Die Übung in dieser weitblickenden Zusammenfassung scheinbar unzusammenhängender Fakten

*) Wann das geschehen muß, und welche Formen veraltet und unzweckmäßig geworden sind, lehrt die Geschichte nicht; das ist eine rein politische Frage.

wird dem Politiker sehr zugute kommen, indem er Zeittendenzen herauslieſt, die er entweder bekämpfen oder benutzen wird. Er wird ſie, wenn er ſie ablehnen muß, doch nicht für unüberwindlich halten; auch das iſt eine Folge der Geſchichtsbetrachtung, daß ſie lehrt, wieviel die ſelbſtändige Perſönlichkeit auch in einer von Maſſenſtrömungen erfüllten Zeit — und vielleicht gerade in einer ſolchen, weil man des Führers bedarf — bedeuten und erreichen kann.

Ferner: Gewiß iſt es, wie auch Brandenburg hervorhebt, falſch, was neuerdings wieder von unkundiger Seite verlangt wird, daß die Geſchichte dazu dienen ſoll, die Zukunft vorauszuberechnen. Aber wohl kann das Studium der Geſchichte in gewiſſen Fällen die ſeltene Fähigkeit des fruchtbaren Vergleichs von Vergangenheit und Gegenwart dahin entwickeln, daß ſie die in beiden Fällen vorliegenden gleichartigen Momente und die vorhandenen Verſchiedenheiten in ihrer ſtärkeren oder ſchwächeren Wirkung abzuſchätzen und ſo mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit die Folgen vorauszuſehen weiß, die eine politiſche Erſcheinung oder Maßregel haben wird. So kann uns die Geſchichte einen Anſchauungsunterricht erteilen, in dem wir Kräfte tätig finden, die nicht in gleicher, aber doch in analoger Weiſe in der Gegenwart ſich finden. Ich halte es für einen Vorzug der Bücher von Heinrich Wolf, ſolche Analogien für weitere Kreiſe fruchtbar gemacht zu haben.

Schließlich könnte man noch eine ganz äußerliche Folge der hiſtoriſchen Bildung vorausſehen: Sie lehrt die relative Berechtigung des gegneriſchen Standpunktes abſchätzen, wird mithin die Gründe des Gegners zwar ablehnen, der politiſchen Leidenſchaft und Gehäſſigkeit jedoch Zügel anlegen und den Ton in unſeren politiſchen Verſammlungen und Parlamenten mildern. Dies alles aber nur, wenn ſie in die Maſſen oder wenigſtens in weite Kreiſe dringt.

Ob die Geſchichte als reine Wiſſenſchaft dies jemals kann, ob ſie insbeſondere auch auf dem Boden unſerer demokratiſierten politiſchen Verhältniſſe noch imſtande iſt, mit Erfolg gegen die Herrſchaft der Parteidoktrinen aufzutreten, darüber möchte ich mein Urteil ausſetzen.

Das Beiſpiel Leopold v. Rankes iſt nicht gerade ermutigend. Wir ſind heute in der Lage, an der Hand eines gutgeſchriebenen Buches Rankes politiſche Tätigkeit zu verfolgen*). Wie ein einziges Argument gegen eine ſtaatsbürgerliche Erziehung durch geſchichtswiſſenſchaftliche Belehrung ſtellt ſich da vor allem Rankes publiziſtiſche Tätigkeit als Leiter der „Hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift“ in den Jahren 1832 bis 1836 dar. Die Zeitſchrift, im preußiſch-nationalen Intereſſe gegründet, ſollte nach Rankes Wunſch durch Belehrung und Erkenntnis, nicht durch Überredung dem Ziele zuſtreben, die unhiſtoriſchen politiſchen Theorien zu bekämpfen; ſie ſollte ein Verſuch ſein, der politiſchen Leidenſchaft dadurch entgegenzutreten, daß man ſtreng hiſtoriſche, rein intellektuell gewonnene Maß-

*) Otto Diether, „Leopold v. Ranke als Politiker.“ Hiſtoriſch-pſychologiſche Studie über das Verhältnis des reinen Hiſtorikers zur praktiſchen Politik. Leipzig (Duncker u. Humblot). 1911.

stäbe an die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart anlegte. Der völlige Mißerfolg, den diese Zeitschrift trotz der geistvollen Beiträge Rankes aufzuweisen hatte, spricht jedenfalls dafür, daß man sich von der Wirkung rein historisch-voraussetzungsloser Belehrung nicht zu viel versprechen darf. Denn diese Methode wirkte nicht nur nicht in die Breite, sondern auch die geistig angeregten und politisch interessierten Kreise boten ihr keinen entsprechenden Widerhall. Und Ranke selbst setzte sich vor gewissen Leuten in ein schiefes Licht, als ob er ein Lohnschreiber der preußischen Regierung wäre; wie man in der Vorrede zu Heines „Französischen Zuständen" nachlesen kann.

Der Versuch, mit des Gedankens Blässe der politischen Entschließung die Richtung zu geben, „die Priorität der politischen Erkenntnis über den politischen Willen zu proklamieren" (Diether), mußte wohl mißlingen. Aus diesen und späteren Erfahrungen verstehen wir nun Rankes resigniertes Wort an Bismarck: „Der Historiker kann niemals zugleich praktischer Politiker sein." Wir fassen das Wort auch in seiner Umkehrung: Je mehr ein Mann von politischer Anlage ist, d. h. je mehr in ihm die politische Willensseite ausgebildet ist, um so weniger wird ihm die für den reinen Historiker erforderliche Kühle und Ruhe den Geschehnissen gegenüber beiwohnen, und desto mehr wird er geneigt sein, seine persönliche Farbe und Wertung in die Darstellung der Ereignisse hineinzutragen. Und Rankes wehmütiges Geständnis besagt verallgemeinert wohl dies: Die Anlage zur kühl-voraussetzungslosen Historie und die Beschäftigung mit ihr übt auf den Menschen leicht einen Einfluß aus, der das politische Wollen und hiermit die Fähigkeit zur politischen Wirksamkeit lähmt. Der Historiker, gewohnt, widerstreitende Kräfte zu begreifen und ihre Wirkung abzuwägen, gewohnt, das Gewordene als berechtigt anzuerkennen, hat aufgehört, mit solchen Wertmaßstäben zu arbeiten, die einen klaren Zusammenhang mit der Politik zeigen. Er betrachtet schließlich mit historischem Auge auch die Gegenwart und beweist auch dort die Parteilosigkeit, die ihm bei der Darstellung der Kämpfe früherer Zeit zur Gewohnheit geworden ist. Das Tout comprendre c'est tout pardonner ist ja der Tod jeder politischen Betätigung, wie schließlich jeder Betätigung überhaupt, weil es den Nerv des Willens angreift. „Der historische Sinn" — hierin hat Nietzsche nicht unrecht — „wenn er ungebändigt waltet und alle seine Konsequenzen zieht, entwurzelt die Zukunft."

Also angenommen, daß die Geschichte die vorhin angedeuteten Vorzüge als Anschauungsmaterial für politische Erkenntnis besitzt, so erscheint doch die überwiegende Beschäftigung mit reiner Geschichte für die politische Erziehung des Durchschnittsmenschen nicht ohne Gefahr. Es wird schwer sein, ihn auf der mittleren Linie zu halten, wo nicht das politische Wollen durch rein gedankliche Auffassung des Geschehens vernichtet und anderseits doch das politische Verständnis gefördert wird. Im allgemeinen wird er statt der verstandeskühlen Betrachtung etwas Gemütswärme, etwas Begeisterung und eine Wertung der Ereignisse verlangen. Und dieses Verlangen wird um so mehr Berechtigung

haben, je mehr der betrachtete Stoff mit dem Betrachter volklich und zeitlich verwachsen ist. Mag man die griechische, die römische Geschichte in die Sphäre der bloßen Betrachtung rücken, bei der deutschen Geschichte der letzten Jahrhunderte lebt, liebt und leidet der Deutsche der Gegenwart mit.

Der Wunsch, Geschichtsdarstellungen zu lesen, in denen der Standpunkt des Vortragenden schon eine Wertung mit sich bringt, ist es ja eben, den wir als Grund für den Erfolg der zahlreichen einseitigen Geschichtswerke erkennen. Aber wir müssen alle die Wertmaßstäbe heute als unhistorisch verwerfen, denen eine absolute Geltung zugeschrieben wird. Nichts im menschlichen Geschehen hat für alle Zeit und für alle Menschen absolute Geltung. Daher kann ein solcher Wertungsmaßstab auch nur den Anspruch machen, daß er einem Volke, unserem Volke, in der Gegenwart Genüge tut. Dies kann er nur, wenn er sich freihält von den spekulativ gewonnenen Elementen unserer Parteidoktrinen und wenn er mit rein geschichtlichen Möglichkeiten rechnet. Wir wollen keine parteiisch stilisierte Geschichte, aber wir wollen auch nicht aus unserer Haut heraus, in der wir nun einmal als Deutsche stecken.

Wie der politische Geschichtschreiber zu einem solchen Maßstab gelangt, dafür ist Treitschkes Beispiel lehrreich. Er hat sich über die Frage des deutschen nationalen Staates durch historische Prüfung der Tatsachen einen unzweifelhaften Wertmaßstab in seiner persönlichen Überzeugung erworben*) und ihn in seiner Geschichtsschreibung angewendet. „Man wird schwerlich irgendwo in seinen Schriften die aufdringliche Ruhe und Selbstgewißheit nachzuweisen vermögen, als habe er (wie Schlosser) Dantesche Gelüste, seine Leute geradenwegs in den Himmel und in die Hölle zu senden. Er macht doch überall bei aller schneidenden Schärfe den Eindruck, als wäre er sich des menschlich relativen Wertes seiner Beurteilungen wohl bewußt. Aber man erfährt doch überall klar und deutlich, was vom Standpunkt seines — zugegebenerweise — ganz relativen Maßstabes gut und schlecht, nützlich und unnütz, wert und unwert war."

Die historische Betrachtung selber gibt uns also den Maßstab zur Wertung an die Hand. Aber wir tragen doch die Wertung des letzten Entwicklungszieles aus unserer Überzeugung hinein; insofern bleibt auch diese Art, das Geschehene anzuschauen und darzustellen, von einem außergeschichtlichen Punkt aus orientiert.

Der Gesichtspunkt nun, von dem ein Historiker der Gegenwart die geschichtliche Betrachtung der Neuzeit für unsere politische Bildung fruchtbar machen könnte, liegt ähnlich wie bei Treitschke in den Entwicklungsmöglichkeiten unseres Volkes, nur daß wir heute unsere Blicke noch weiter in die Zukunft senden müssen, um ein Ziel zu finden, auf das wir unseren Kurs richten. Wir brauchen deshalb nicht in Fanatismus und Chauvinismus zu verfallen; wir werden es nicht, da wir in der Geschichte unser Volk mit all seinen Schwächen und

*) Ich benutze gern die Gelegenheit, um auf die treffenden Äußerungen von Ottokar Lorenz hinzuweisen; sie stehen etwas versteckt in seinem Aufsatz über F. C. Schlosser in dem Buche „Die Geschichtswissenschaft in ihren Hauptrichtungen und Aufgaben" (1886) S. 81 bis 82.

Begrenztheiten kennen gelernt haben. Aber vielleicht werden doch die Wertmaßstäbe künftiger deutscher Geschichtsbetrachtung dort gesucht werden, wo man sich nicht am Ende unserer nationalen Entwicklung wähnt, sondern wo man an eine politische und Kulturmission unseres Volkes glaubt. Dies nicht in dem Sinne, als ob unser Volk alsbald berufen wäre, anderen Völkern die Entwicklung zu den letzten Zielen rein menschlicher, geistiger, sittlicher Vollendung zu bringen, sondern in der Überzeugung, daß es vorerst die Aufgabe in sich trägt, die reichen Inhalte seines Wesens reinzuhalten, zu entwickeln, aufzuzeigen und auszuleben, im politischen wie im individuellen Leben nach höchster Kraft, Wahrheit und Schönheit zu streben.

Noch fehlen uns die großen Geschichtschreiber, die für diese Anschauung die historische Durcharbeitung in ihrem Innern vollzogen haben, die in Kampf und Studium ihre Überzeugung von der Realität solcher Zielsetzungen geschaffen haben und uns politische Wege weisen können, indem sie auf die Betrachtung des Geschehenen ihre nationalhistorischen Wertmaßstäbe anwenden. Aber da die Zeit sie fordert, werden sie wohl kommen und sich durchsetzen und an ihrem Volke bauen. Das hat in seiner materialistischen Verseuchung wirklich wieder den Blick auf hohe Ziele nötig.

Diesem Feldzuge der Historia militans kann die Historia intuens mit Ruhe zuschauen. Sie ist es ja nicht, die in die Massen dringt, sondern sie ist das Werk der Gelehrten und eines kleinen Kreises von Gebildeten. Aus ihrem Schatze wird die aktivere Schwester stets schöpfen müssen, ohne ihn würde sie ein Phantom sein, das Phantomen nachjagt. Auf wissenschaftlichem Fundament steht auch sie; aber sie will weiter wirken als jene und muß demnach ein anderes Aussehen gewinnen. Sie will, um mit Nietzsche zu reden, die geistig Regsamen befähigen, „sich der Vergangenheit wie einer kräftigen Nahrung zu bedienen.“ So wird die Krankheit, die, in dem Übermaß des rein Historischen liegend, unsere Tatkraft entnerven könnte, vermieden, und durch die auf bestimmten, gesunden Werturteilen aufgebaute Geschichtsbetrachtung einer anderen modernen Krankheit vorgebeugt, der Einführung des materialistisch-internationalen Standpunktes in die politische Gedankenwelt weiter Kreise.

Briefe aus Persien

3.

Schah Mehemed Ali verhielt sich diesen Regierungskünsten des Parlaments gegenüber zunächst ziemlich passiv. Vielleicht hat er wirklich zeitweise gehofft, mit einer konstitutionellen Regierungsmethode nach englischem Muster weiterzukommen. Bald mußte er sich vom Gegenteil überzeugen. Die Verwirrung im Lande wurde immer größer, die Lage der Dynastie immer schwieriger.

Um das Unglück voll zu machen, kam am 31. August 1907 der Abschluß des russisch-englischen Vertrages, der Persiens Stellung zu seinen großen Nachbarn von Grund auf veränderte. Das Erscheinen der Engländer als Rivalen der Russen hatte seinerzeit die einseitige russische Gefahr bedeutend abgeschwächt. Unbequemen Forderungen des einen Nachbars hatte man sich seitdem stets dadurch entziehen können, daß man den anderen Nachbar um Unterstützung anging. Nun stand allerdings in dem russisch-englischen Vertrag ein Paragraph, in dem beide Vertragschließenden ausdrücklich die Unabhängigkeit Persiens garantierten. Das in seiner Selbständigkeit gefährdete Land schien dadurch etwas zu gewinnen, was es vorher nicht besessen hatte. Aber schon die in demselben Atemzug ausgesprochene Teilung des Landes in zwei Interessensphären und eine neutrale Zone klang wie ein Hohn auf die schön klingenden Garantien. Das Schlimmste aber war, daß das bisher so bequeme Ausspielen des einen Rivalen gegen den anderen — die ultima ratio eines von zwei Starken eingekeilten Schwachen — sich nicht mehr weiterführen ließ. Während man früher stets sicher sein konnte, wohlwollendes Verständnis zu finden, wenn man bei dem einen Konkurrenten gegen den anderen Klage führte, konnte es sich jetzt sogar ereignen, daß die früheren grimmigen Feinde gemeinsam unbequeme Vorstellungen und Beschwerden erhoben, vor denen es kein Ausweichen gab.

Für Persien war der Abschluß des russisch-englischen Vertrages somit gerade keine angenehme Überraschung. Zwar war in den letzten Jahren der russische Einfluß in Teheran der vorherrschende geworden, da man den geldbedürftigen Schah durch Gewährung von Anleihen (nebenbei zu 16 Prozent) in finanzielle Abhängigkeit von Petersburg gebracht hatte; dieser Umstand hatte aber nicht die Fortsetzung einer geschickten Schaukelpolitik hindern können, so daß Persien trotz

seiner politischen Ohnmacht jahrzehntelang von größeren Katastrophen bewahrt blieb.

Für die Russen waren diese Begleiterscheinungen der Entente mit England keineswegs angenehm. Die Gefahr lag vor, daß eine russophile Regierung, die — so schlecht sie auch sein mochte — immerhin noch eine Regierung genannt werden konnte, von einer stark russenfeindlichen Anarchie verdrängt wurde. Auch der Schah war sich klar darüber, daß er sich zu einem energischen Schritt aufraffen mußte, wollte er sich und seine Dynastie vor einer Katastrophe bewahren. Alles drängte aber auf eine gewaltsame Entladung der vorhandenen Spannung. Auf der Gegenpartei war man sich über die drohende Gefahr ebenfalls nicht im Zweifel. Man wußte, daß das Parlament dem Schah verhaßt war, und daß dieser vor allem, nachdem ein verunglücktes Bombenattentat auf ihn unternommen worden war, nur auf eine Gelegenheit zu einem Staatsstreich wartete. Um so kläglicher benahmen sich die Freiheitshelden indessen, als das lange erwartete Ereignis am 23. November 1908 wirklich eintraf.

Ein paar Kanonen- und Gewehrschüsse der Kosakenbrigade unter Führung des russischen Obersten Liakow zersprengten das ganze Parlament und die tausende von Bewaffneten, die geschworen hatten, bis zum letzten Blutstropfen für die Verfassung zu kämpfen, in alle vier Winde und machten den Schah zum Herrn der Situation. Das Parlament hatte seinen politischen Kredit selbst dermaßen untergraben, daß ihm fast niemand nachtrauerte und der Schah mit ein wenig Geschick und Klugheit ruhig als absoluter Herrscher hätte weiter regieren können. Statt dessen begann aber dieser einen Rachefeldzug gegen alles, was einer konstitutionellen Gesinnung verdächtig war. Sein Vetter Ain-e-Dahleh mußte die Hochburg der Verfassungspartei — Täbris — belagern und trieb es durch verfehlte und hinterlistige Machenschaften so weit, daß schließlich russische Truppen erschienen und die Stadt besetzten. „Der Boden Irans durch russische Truppen entweiht," das war zuviel für die persischen Patrioten. Das Prestige des Schah sank wieder auf den Nullpunkt, und als im Mai 1909 armenische Revolutionäre, denen im Kaukasus der Boden zu heiß geworden war, über das Kaspische Meer kamen und in Resch den Gouverneur ermordeten, ging die ganze Provinz Mazanderan offen zu den Revolutionären über. Diese — verstärkt durch Haufen von Abenteurern aus aller Herren Länder — lebten zunächst in Resch eine Weile herrlich und in Freuden und erpreßten im Namen der Freiheit und Verfassung soviel Geld wie möglich. Als es dort nichts mehr zu holen gab, setzten sie sich langsam auf Teheran in Bewegung. Ihr Führer war der später als Ministerpräsident bekannte Sipedar. Dieser war vom Schah beauftragt worden, an Stelle des ermordeten Gouverneurs die Ruhe in Resch wieder herzustellen. Aber es ging ihm wie seinerzeit Götz von Berlichingen mit den aufständischen Bauern. Die Revolutionäre stellten ihn an ihre Spitze und zwangen ihn, sie auf Teheran zu führen. Während des ganzen Vormarsches schickte der Sipedar ein Ergebenheitstelegramm nach dem anderen an den Schah;

diese wurden aber wohl nicht so sehr von seinem Loyalitätsgefühle, als vielmehr von der Sorge um seine bei Teheran gelegenen Schlösser und Liegenschaften diktiert. Die Seele des ganzen Unternehmens war ein Armenier, namens Jeffrem, einer der wenigen starken und energischen Charaktere, die in dem ganzen persischen Wirrwarr bis jetzt aufgetaucht sind.*) Dieser trieb den dauernd zögernden, auf Rückzug, wenn nicht auf Verrat sinnenden Sipedar beinahe buchstäblich mit vorgehaltenem Revolver vorwärts und hielt die disziplinlosen Horden der Revolutionäre leidlich zusammen. Der Vormarsch vollzog sich äußerst langsam. Für die 320 Kilometer lange Strecke von Resch nach Teheran brauchte man mehr als drei Monate, denn überall, wo es eine Stadt oder eine fruchtbare Gegend zu plündern gab, wurde ein längerer Stopp gemacht. Als man schließlich am Keraetschfluß, 30 Kilometer westlich Teheran, angekommen war, stieß man auf die ersten vom Schah den Revolutionären entgegengeschickten Truppen, die Kosakenbrigade. Einige Maschinengewehrsalven der Kosaken genügten, um die Revolutionäre mit blutigen Köpfen zurückzuwerfen, und ein zweiter Versuch, weiter südlich auf Teheran vorzudringen, wurde ebenfalls ohne Schwierigkeiten mit ein paar Kanonenschüssen abgewiesen. Zu einem ernsthaften Gefecht war es überhaupt nicht gekommen, aber diese kleinen Mißerfolge genügten, um die Revolutionsarmee in eine mutlose, wenn nicht gar verzweifelte Stimmung zu versetzen. Zunächst dachte man daran, den Rückzug auf Kaswin und Resch anzutreten. Aber da man befürchtete, auf der deckungslosen Ebene von den verfolgenden Kosaken niedergemetzelt zu werden, ließ man diesen Plan wieder fallen und beschloß, den Versuch zu wagen, in der Nacht durch das Gebirge um den rechten Flügel der Kosaken herumzuschleichen und sich nach Teheran zu retten, wo, wie man wußte, die ganze Bevölkerung mit den Revolutionären sympathisierte. Bei der Ausführung dieses Planes hat wahrscheinlich Verrat mitgespielt, denn als die Revolutionsarmee am folgenden Morgen, von den Kosaken unbemerkt, an der Nordfront Teherans in fluchtartiger Auf-

*) Jeffrem ist entschieden eine interessante Erscheinung, ein typischer Vertreter der Klasse von Leuten, die in Revolutionszeiten plötzlich an die Oberfläche kommen. In einer längeren Unterredung, die ich mit ihm hatte, setzte er mir auseinander, daß Deutschland die Schuld daran trage, daß die ganze Welt unter dem Militarismus seufze. Deutschland müsse seine Armee abschaffen, denn der Militarismus sei nicht nur von finanziellen, sondern auch von militärischen Gesichtspunkten ein großer Fehler. Das einzig wahre sei das Milizheer. Beweis: In Deutschland trage man sich schon seit langer Zeit mit dem Gedanken, die Schweiz zu erobern. Aber die Schweiz habe ein Milizheer, und wenn das Vaterland in Gefahr wäre, so griffen nicht nur die waffenfähigen Männer, sondern auch Frauen und Kinder zu den Waffen. Gegen ein solches gewaltiges Volksheer könne aber selbst die deutsche Armee nicht siegen. Kommentar überflüssig! Zum Schluß der Unterredung überreichte mir Jeffrem eine kleine Schrift: „Le Programm Revolutionaire des Armeniens." Typisch für einen erfolgreichen Revolutionär ist die Art, wie Jeffrem diese seine Theorien in die Praxis übersetzt. Als Polizeichef von Teheran hielt er musterhaft Ordnung und Manneszucht und war wegen seiner rücksichtslosen Bestrafung jeder Disziplinlosigkeit geradezu gefürchtet. Seine Ruhe und Furchtlosigkeit hat ihm bei allen seinen kriegerischen Expeditionen zum Erfolg verholfen.

lösung erschien, fand man ein Tor offen und konnte ungehindert in die Stadt einziehen. Das komischste an der Sache war, daß die Revolutionsarmee auf ihrem fluchtartigen Marsch die Gelegenheit verpaßte, den Schah, der sich mit einer ganz schwachen Bedeckung in einem nahen Sommersitz aufhielt, zu überfallen und so den ganzen Kampf durch Gefangennahme des Hauptes der Gegenpartei mit einem Schlage zu beenden. Erfolg und Mißerfolg hängen ja so oft an einer Kleinigkeit. Als nämlich der Sipedar mit den Seinen glücklich die schützenden Mauern Teherans erreicht hatte, verbreitete sich in der Stadt wie ein Lauffeuer das Gerücht, die Revolutionäre hätten einen genialen Streich geführt: den ahnungslosen Gegner umgangen und hinter seinem Rücken die Hauptstadt erobert. Als dies Gerücht den angstvoll Flüchtenden zu Ohren gekommen war, begannen sie aufzuatmen und schließlich selbst an ihren Erfolg zu glauben, waren aber doch so wenig Herr der Situation, daß sie die Kosakenbrigade ebenfalls ruhig nach Teheran hereinmarschieren ließen. Was nun folgte, ist schwer zu beschreiben. Die Kosaken bezogen ungehindert ihr mitten in der Stadt gelegenes Kasernement und bombardierten von dort aus ziemlich planlos und ohne den geringsten Erfolg die Teile der Stadt, wo sie Aufständische vermuteten. In der ganzen Stadt waren Angehörige beider Parteien bunt durcheinander gewürfelt, und jedermann schien bloß eine Pflicht zu kennen, nämlich in möglichst kurzer Zeit so viel Patronen wie nur möglich zu verschießen. Auf das Ziel kam es weiter nicht an. Man schoß auf friedliche Bürger, alte Weiber, Hunde, Katzen oder einfach in die Luft, um den etwa herannahenden Gegnern schon vor ihrem Erscheinen Schrecken einzujagen. So ging es drei Tage lang, ohne daß eine der beiden Parteien die geringste Anstrengung gemacht hätte, den Gegner aus der Stadt hinauszuwerfen oder auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Schließlich wollte der Schah die Entscheidung herbeiführen und gab den bei ihm versammelten Nomadenreitern, den Silahoris, den Befehl, die Nationalisten in der Stadt anzugreifen. Die ganze wilde Horde wälzte sich mit lautem Kriegsgeheul im Galopp gegen Teheran; einem Teil von ihnen, etwa siebzig Mann, gelang es auch durch ein offenes Tor in die Stadt hereinzukommen. Dort aber empfing sie ein wohlgezieltes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer der rundherum hinter hohen Lehmmauern gedeckt aufgestellten Revolutionäre, dem fast alle Eingedrungenen zum Opfer fielen. Als der Schah die Nachricht von dem völligen Mißerfolg des Angriffs erhielt, verlor er die Nerven und floh in die russische Gesandtschaft; dort wurde er, da er unter einer fremden Flagge Schutz gesucht hatte, von vornherein nicht mehr als Schah, sondern als „Mirza" (Prinz) begrüßt. Das weitere vollzog sich dann ziemlich schnell und einfach. Die Kosakenbrigade ging unter dem Jubel der Bevölkerung zu den Nationalisten über, und die provisorische Regierung wählte den elfjährigen ältesten Sohn des Schah unter dem Namen Achmed Schah zum Herrscher. Der Schah erhielt eine Pension von 400000 Mark, ging nach Odessa ins Exil und verpflichtete sich feierlich, nie wieder einen Versuch zu machen, den Thron zurückzugewinnen.

Der Triumph der Verfassungspartei und damit der russenfeindlichen Partei war also vollkommen. Persien war eine Republik geworden mit einem Schattenkönig an der Spitze, und die neuen Machthaber hatten ausreichende Gelegenheit, zu zeigen, wie den Übeln des von ihnen bekämpften absoluten Systems abzuhelfen sei. Zwei Jahre lang haben sich nun alle möglichen Männer an der Lösung dieses Problems abgemüht. Ministerien kamen und gingen mit geradezu beängstigender Geschwindigkeit. Doch unter all den Männern, die in dieser Zeit einen Ministersessel eingenommen haben, ist auch nicht ein hervorragendes Genie aufgetaucht. Aber selbst wenn ein solches darunter gewesen wäre — Erfolg hätte es auch nicht gehabt. Natürlich gab es kein Ministerium, das nicht mit einem wunderschönen Reformplan in die Erscheinung getreten wäre. Aber ehe der erste Schritt zur Ausführung dieses Planes getan werden konnte, war es unweigerlich wieder in der Versenkung verschwunden. So sind die beiden dringendsten Reformen, Herstellung der Ruhe im Lande und Ordnung des Steuerwesens, auch nicht um einen Schritt weitergekommen. Im Gegenteil: Nie ist das Land in Zeiten absoluter Monarchie so unsicher gewesen, wie in den letzten beiden Jahren, wo Räuber wie Reschid-Sultan und Naib Hussein sich ungestraft fast vor den Toren von Teheran herumtreiben konnten, wo Kurden und Schachzewennen, Turkmen und Luren um die Wette das Land ausraubten und der Karawanenverkehr nach den Golfhäfen so gut wie vollständig stockte, weil auch nicht eine einzige Karawane mehr der Plünderung entging.*)

*) Ein Beispiel für viele: Im Oktober 1910 teilte die englische Gesandtschaft in einem Ultimatum der persischen Regierung mit, daß sie ihr noch drei Monate Zeit gebe, um den unhaltbaren Zuständen auf den südlichen Karawanenstraßen ein Ende zu machen. Sollte das nach Ablauf dieser Frist nicht gelungen sein, so würden englische Truppen die Wiederherstellung der Ordnung in die Hand nehmen. Zweieinhalb Monate lang geschah weiter nichts, als daß in zahllosen Versammlungen gegen den ruchlosen Versuch Englands, die Unabhängigkeit Irans anzutasten, protestiert wurde. Erst als die Engländer in einer zweiten Note darauf aufmerksam machten, daß die Frist demnächst abgelaufen sei, verkündete die Regierung, daß fünftausend Mann nach Schiras zur Sicherung der Karawanenstraßen abgehen würden. Damit die Sache ein besseres Gesicht bekam, wurde ein italienischer Instruktionsoffizier, General Maletta, mit der Führung der Expedition beauftragt. Nachdem wiederum sechs Wochen mit den Verhandlungen über Gehalt und Pension Malettas vergeudet worden waren, konnte endlich der Expeditionsführer seinen inzwischen abgegangenen Truppen nachreisen. In Isphahan hatte er noch das tragisch-komische Erlebnis, daß er, — der Führer der Truppen, die die Räuber bekämpfen sollten — vierzehn Tage lang durch Räuber am Weiterreisen verhindert wurde. Endlich kam er glücklich bei seiner Truppe in Schiras an, aber nur, um — wie er schrieb — sofort jede Hoffnung auf ein Gelingen seiner Mission aufzugeben. Denn statt der versprochenen fünftausend Mann habe er nur etwa zweitausend Mann vorgefunden. Die Truppen hätten aber unterwegs alle Dörfer so rein ausgeplündert, daß die ganze Bevölkerung in heller Wut auf das Militär sei und für die Räuber Partei nehme. Um das Maß voll zu machen, habe man den Truppen keinen Sold gezahlt, so daß diese gezwungenermaßen zunächst ihre Uniformen und dann ihre Waffen verkauft hätten. Die Folge sei, daß jetzt im Augenblick seiner Ankunft „die Waffen seiner Truppen sich gerade in den Händen der Leute befanden, gegen die er Krieg führen solle."

Mit den Finanzen sah es ähnlich trostlos aus. Denn auch hier hatte man die alte bewährte Methode fallen lassen, ohne eine neue an ihre Stelle zu setzen. Die alte Methode bestand darin, daß der Schah es ruhig mit ansah, wie seine in die Provinzen entsandten Gouverneure sich an den Hilfsquellen des Landes vollsogen. Sobald dieser Prozeß so weit gediehen war, daß eine kleine Schröpfkur lohnend erschien, wurde der betreffende Gouverneur nach Teheran zitiert und dort vor die Wahl gestellt, eine bestimmte Summe, etwa 75 Prozent seines Profits, herauszugeben oder eine gerichtliche Untersuchung über sich ergehen zu lassen. Daß der Gouverneur stets das erstere wählte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Nach Einführung der Verfassung blieben zwar die Provinzgouverneure bei ihrer Methode, aber der Regierung fehlte die Macht, den zweiten Teil des Programms, den Schröpfprozeß, zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, oder wenn schon einmal geschröpft wurde, so floß der Erlös sicher nicht in eine öffentliche Kasse. Der im Jahre 1910 gewählte Regent Nasr-el-Mulk, ein in England erzogener hochgebildeter Mann, dazu ein kluger Kopf und ein wohlmeinender Charakter, dem es nur an der nötigen Portion Strenge und Rücksichtslosigkeit fehlt, ohne die nun einmal in Persien nicht regiert werden kann, hat vergebens versucht, Ordnung in das Chaos zu bringen. Seine im Parlament gehaltene Antrittsrede, in der er Minister und Abgeordnete nachdrücklich auf ihre Pflichten hinwies und zur Bildung einer festen und stetigen Regierungsmehrheit aufforderte, war ein Muster von Klarheit und Sachlichkeit. Sie wurde seinerzeit auch in europäischen Zeitungen abgedruckt. Aber auch ihm gelang nicht die Bildung eines einheitlichen Ministeriums und eines arbeitsfähigen Parlaments. Man steckte rettungslos in einem circulus vitiosus: weil keine Ruhe im Lande herrschte, kam kein Geld ein, und weil kein Geld da war, konnte man keine Expeditionen ausrüsten, um die Ruhe herzustellen. Mitten in diese hoffnungslos zerfahrene Situation traf wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Landung des Ex-Schahs in Gümüschtepe (Sommer 1911.) Mit den dort in der Steppe hausenden Turkmenen hatte der Ex-Schah stets gute Beziehungen unterhalten, ihnen so manche kleine Räuberei gnädig nachgesehen, ja sie sogar hier und da zu Plünderungszügen ermutigt, wenn ein kleiner Aderlaß seiner getreuen Untertanen ihm in seine Politik paßte. Gleichzeitig ging der „Schuluk" (Unruhen) bei den Schachzewennen im Nordwesten und den Kaschghais im Südwesten los, während von Westen der jüngste Bruder des Ex-Schah, Salar-e-Danleh, mit einer aus Kurden und Luren zusammengesetzten Streitmacht gegen Teheran heranzog. Einen günstigeren Zeitpunkt für seinen Handstreich hätte Mehemed Ali kaum also finden können. Die geld-, mut- und hilflose Regierung hatte wieder einmal so gründlich abgewirtschaftet, daß man sich fast allgemein von jedem Systemwechsel, ganz gleich welchem, eine Besserung der Lage versprach. Es kam also nur darauf an, die vier verschiedenen Kolonnen möglichst schnell und einheitlich auf Teheran zu dirigieren. Dann wäre wahrscheinlich die Stadt und damit der Thron Persiens fast ohne Schwertstreich an

Mehemed Ali zurückgefallen. Um seine Scharen mit dem nötigen Drang nach vorwärts zu erfüllen, dazu gab es ja ein scheinbar unfehlbares Mittel: die Aussicht auf Plünderung der Hauptstadt. Denn für jeden Nomaden des buntscheckigen persischen Völkergemisches ist das Wort Plünderung die Zauberformel, die ihn in flammende Begeisterung versetzt und selbst den feigsten unter ihnen zu ungeahnten Heldentaten befähigt. Aber gerade diese Passion sollte den Mannen des Schah zum Verhängnis werden. Die Turkmenen, die ohne Widerstand zu finden, die schwierigen Pässe des Elburs überwunden hatten, versäumten sich bei der reichen Beute von Schahrud und Damghan, die Schachzewennen und Kaschghais kamen aus demselben gewichtigen Grunde nicht über Ardebil resp. Schiras heraus, während Salar-e-Danleh scheinbar durch zarte Bande am eiligen Vorrücken gehindert wurde. In seiner Begleitung reiste nämlich eine Pariserin, die geschiedene Frau des Inhabers einer bekannten Sektfirma, geb. Gräfin X., nach dem „Gotha" fünfundfünfzig Jahre alt. Salar-e-Danleh ist erst dreißig Jahre alt. Wahrscheinlich hinderte ihn die Rücksicht auf die Schonungsbedürftigkeit der alten Dame an allzu schnellem Reisen. Viel Zeit ging auch dadurch verloren, daß Salar-e-Danleh als kluger Realpolitiker die Töchter aller angesehenen Häuptlinge des von ihm durchzogenen Gebietes heiratete. (Wogegen Frau X. hoffentlich nichts einzuwenden hatte.) Am jämmerlichsten aber benahm sich die Hauptperson, der der ganze Lärm galt, der Ex-Schah selbst. Anstatt an der Spitze der Turkmenen auf Teheran zu marschieren und selbst den Kampf für seinen Thron zu wagen, saß er zitternd auf einem Felsenschloß in der Nähe des Kaspischen Meeres und behielt die drei Maschinengewehre, die er — als Selterswasser deklariert — durch Rußland geschmuggelt hatte und die seinen Turkmenen unbedingt zum Siege verholfen hätten, bei sich zurück. So war es möglich, daß die Regierung Muße hatte, sich vom ersten Schrecken zu erholen und den tüchtigen Jeffrem und mit ihm den deutschen Oberst Haase (ehemaliger deutscher Gefreiter im ostasiatischen Expeditionskorps, seit acht Jahren persischer Oberst und Kommandeur der Maschinengewehre) gegen den zunächst gefährlichsten Feind, die Turkmenen unter Arschad-e-Danleh, zu schicken, die sich schon bis auf 30 Kilometer Teheran genähert hatten. Mit dem einen Maschinengewehr, daß nach den Revolutionswirren noch übrig geblieben war, brachte Oberst Haase durch sein energisches Vorgehen die Entscheidung. Jeffrem erfocht einen vollständigen Sieg und nahm den feindlichen Führer Arschad-e-Danleh gefangen, der sofort am nächsten Tage in Teheran erschossen wurde. Jeffrem aber benutzte geschickt den Schrecken, den sein glänzender Erfolg beim Gegner verbreitet hatte, forcierte die Pässe zum Mazanderan, vertrieb den Ex-Schah aus seinem Felsennest und zwang ihn, sich zu Schiff über das Kaspische Meer nach seinem alten Landungspunkt Gümüschtepe zu flüchten. Dann wandte er sich umgehend gegen den zweiten Feind Salar-e-Danleh, schlug dessen vierzehntausend Mann zählende Streitmacht ebenfalls entscheidend bei Kaswin und verfolgte ihn bis über Hamadan

hinaus. (Der eilige Rückzug muß für die verwöhnte Pariserin recht beschwerlich gewesen sein.)

Eine wesentliche Besserung der inneren Krise ist natürlich durch die Siege Jeffrems noch nicht verbürgt. Denn der Ex-Schah sitzt noch inmitten seiner Anhänger in der Turkmenensteppe, und Salar-e-Danleh kann ebenfalls aus dem unzugänglichen Gebirgsland Kurdistans und Luristans jederzeit mit neuen Streitkräften wieder auftauchen. Ebenso sind die unruhigen Stämme im Nordwesten und Südwesten noch ungeschlagen. Jeffrem wäre natürlich der geborene Mann, um als Militärdiktator des ganzen Landes einmal mit eisernem Besen Ruhe zu schaffen. Aber da er Christ ist, so ist seine Ernennung zu einem solchen Posten oder auch nur zum Kriegsminister in einem Lande fanatischer Mohammedaner ausgeschlossen. Man muß zufrieden sein, wenn ihm nur die Möglichkeit gelassen wird, in seiner jetzigen Stellung weiter zum Wohle des Landes zu kämpfen, und wenn nicht wieder — wie schon einmal — fanatische Mullahs seine Kaltstellung durchsetzen, weil „es nicht angängig ist, daß ein Christenhund rechtgläubige Moslims zusammenschießt."

Die Lösung des Finanzproblems ist (mit Ausnahme des von Belgien musterhaft organisierten Zolldienstes) in die Hand von amerikanischen Beratern gelegt. Allem Anschein nach werden Morgan Shuster und seine Gehilfen die kaum begonnene Arbeit wieder niederlegen müssen*). Aber selbst angenommen, sie blieben, so wäre ihr Erfolg doch höchst zweifelhaft. Denn wo soll man mit der Ausarbeitung eines Steuersystems anfangen in einem Lande, wo es weder ein Personenstandsregister noch ein Grundbuch noch überhaupt irgend einen Anhalt gibt, um Bevölkerungsziffer und Besitzverhältnisse zu ermitteln. Und dann bedenke man den passiven, wenn nicht gar aktiven Widerstand, den die verhaßten „Ausländer und Ungläubigen" auf Schritt und Tritt bei dem Versuche finden werden, dem Rechtgläubigen „unter dem Vorwande der Steuereintreibung ihr Geld wegzunehmen".

Zurzeit scheinen die mächtigen Nachbarn Persiens dafür zu sorgen, daß den Amerikanern diese Blamage erspart bleibt, denn die persische Frage ist seit kurzem in ein neues Stadium getreten. Nachdem man sich bisher begnügt hatte, hinter den Kulissen zu wirken — man wird aus dem Vorhergehenden die Unterströmungen herausgefühlt haben —, scheint man von nun ab auch direkt eingreifen zu wollen. England gab den Anstoß, indem es nach der beinahe offenkundig betriebenen Unterstützung des Ex-Schah durch die Russen die längst angekündigten Truppenlandungen am persischen Golf zur Ausführung brachte. Ob das klug gehandelt war, könnte zweifelhaft erscheinen. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß die englischen Kaufleute in Manchester und Birmingham die Regierung schon längst zur energischen Wahrung ihrer persischen Interessen drängten. Wir wollen es den Engländern auch gern glauben, daß

*) Morgan Shuster hat inzwischen bereits Teheran verlassen und die Geschäfte an eine Kommission unter Vorsitz des belgischen Zolldirektors Monard übergeben.

nicht Eroberungspläne, sondern Verteidigung englischer Interessen der leitende Gedanke ihrer Aktion war. Sollte dieses kaufmännische Interesse aber wirklich so groß sein, daß es Maßregeln rechtfertigte, die unbedingt die Wiederaufrollung des persischen Problems zur Folge haben mußten? Man mußte doch in London wissen, daß die Besetzung Südpersiens durch englische Truppen entsprechende russische Vorstöße im Norden auslösen würden. Gründe zu einer Einmischung lassen sich immer finden, und Morgan Shuster schien es beinahe für seine Pflicht zu halten, den Russen das Finden solcher Gründe noch besonders zu erleichtern. Gewiß läßt es sich keine Großmacht gefallen, daß ihre Staatsangehörigen sich und ihre im eigenen Lande gelegenen Besitztümer unter fremden Schutz stellen*).

Nachdem das aber in Persien einmal geschehen war, nachdem von allen Besitzungen der aufständischen Verwandten des Ex-Schah die russische Flagge wehte, wäre es weise gewesen, mit diesem Faktum zu rechnen und den gefährlichen Zündstoff zu meiden. Rußland war es in letzter Zeit nur um die Erhaltung und den Ausbau seiner wirtschaftlichen Stellung zu tun gewesen, nicht aber um politische Eroberungen. Abgesehen von der Rücksicht, die man auf England nehmen mußte, gab es zwei Gründe, die eine Annexion Nordpersiens zurzeit unratsam erscheinen ließen: einmal die bedeutenden Kosten, die entstehen mußten, wenn Rußland die Verwaltung des armen Landes in die Hand nahm und in dem schwierigen, gebirgigen Terrain mit Straßen- und Eisenbahnbauten vorging, zweitens die Besorgnis vor der Vermehrung des ohnehin schon starken mohammedanischen Elements in Rußland und die Gefahr, daß aus den fanatischen religiösen Zentren Persiens — vor allem aus Mesched — panislamitische Ideen in die religiös ziemlich ruhig denkenden russischen Mohammedaner herüberströmen könnten, sobald die bisher gegen religiöse Propaganda sorgfältig gesperrte Grenze fällt.

Diese Bedenken mußten aber natürlich sofort hinfällig werden, sobald eine schon gewonnene Position verloren zu gehen drohte. Eine offene Provokation, wie sie in der Nichtanerkennung des russischen Schutzes liegt, zwang geradezu zu einer Zurückweisung. Rußland hat in seiner zentral-asiatischen Politik bisher mit Erfolg den Grundsatz befolgt, nie einen Schritt zu tun, der als Schwäche oder gar als Furcht ausgelegt werden könnte, stets aber beim Gegner Furcht zu erregen. Ob Morgan Shuster geglaubt hat, daß Rußland mit Rücksicht auf eine eventuelle amerikanische Intervention diesen Weg verlassen würde? Wenn ja, so hätte die verunglückte amerikanische Einmischung in die Mandschureifrage, die nur zu einer russisch-japanischen Verständigung mit der Spitze gegen Amerika führte, ihn eines besseren belehren können. Oder rechnete er vielleicht auf eng-

*) Shuster ließ, wie man sich wohl noch aus den Zeitungsnachrichten entsinnt, ein dem Bruder des Ex-Schah, Schoa-e-Saltaneh, gehöriges, in Teheran gelegenes Grundstück besetzen, obgleich es unter russischem Schutze stand. Ferner wurde durch seinen offenen Brief an die Times, in dem er die Russen heftig angriff und der als Flugblatt massenhaft verteilt wurde, eine große antirussische Bewegung hervorgerufen.

lische Unterstützung? Sein bekannter Brief an die Times, in dem er die Russen scharf angriff, läßt diesen Schluß zu. Dann hätte er aber anders auftreten, sich nicht Rußland und England in gleicher Weise zu Feinden machen sollen. Dadurch, daß er beide Interessenten vor den Kopf stieß, zwang er England auf die Seite Rußlands. Es war nur eine logische Folge seines Auftretens, daß die Ententemächte, um eine Wiederholung solcher Zwischenfälle zu verhüten, von Persien verlangten, es dürfe von nun ab fremde Ratgeber nur mit ihrer Einwilligung anstellen.

Wie die Entwicklung der Dinge beweist, hat Morgan Shuster durch seinen unzeitgemäßen Eifer dem Lande, anstatt ihm zu helfen (was er sicher ehrlich wollte), einen recht schlechten Dienst erwiesen und es — die für Persien glimpflichste Wendung angenommen — in ein kostspieliges und demütigendes Abenteuer gestürzt. Wie sich die heutigen Schwierigkeiten lösen werden, ist schwer zu sagen. Drei Möglichkeiten kommen in Frage:

1. Beide Mächte gehen nach Erreichung ihres Zweckes (Beruhigung des Landes?) in ihre alten Stellungen zurück.

2. Es wird unter Aufrechterhaltung der Entente eine Änderung der über Persien bestehenden Abmachungen herbeigeführt, durch die den Ententemächten die in ihren Interessensphären liegenden Gebiete Persiens zufallen.

3. Rußland glaubt sich wieder stark genug, um einen Vorstoß in Richtung auf den Persischen Golf unter allen Umständen — eventuell auch ohne Rücksicht auf die Entente — machen zu können. Daß der in unnatürlicher Weise vom Meer abgeschlossene russische Koloß auch nach allen Rückschlägen immer wieder versuchen muß, sich den Weg zum Meer zu bahnen, ist eine alte Wahrheit. Ferner entspricht es einem Naturgesetze, daß dieser Vorstoß immer auf der Linie des geringsten Widerstandes erfolgen muß. Auch der Weg zum Persischen Golf ist nicht dornenlos, aber Gebirge und Wüsten sind seine Haupthindernisse, während der Weg nach Port Arthur und Konstantinopel durch Armeen gesperrt ist.

England war bisher mit Erfolg bemüht, die Russen durch das Bereiten stets neuer Hindernisse nie zum richtigen Vordringen kommen zu lassen. Bleibt es seinen Grundsätzen treu, so muß es den Rückzug beider Parteien hinter die alten Grenzlinien anstreben. Das wäre vom englischen Standpunkte aus zweifellos das Rationellste. Allerdings richtet man sich in letzter Zeit in der Politik meist weniger nach dem, was die Vernunft fordert, als nach dem, was der großen Masse gefällt, und daher ist anzunehmen, daß England fortfahren wird, wie hypnotisiert über die Nordsee zu starren, und darüber kaum merken wird, daß eine große Militärmacht um 500 Kilometer näher an das indische Einfalltor Kandahar herangerückt ist. Wir stehen also möglicherweise vor einer neuen Auflage der Marokkotragödie.

Ein Späterer Derer van Doorn

Von Carl Hauptmann

Drittes Kapitel

Am Hauſe des Herrn Kroen kroch die Herbſtſonne über Dachwerk und Giebel und legte den großen Zackenſchatten mitten hinein in braunes, raſchelndes Laub und blaue Aſtern. Aus dem fein durchbrochenen Eiſengeſtänge des Tores fuhr jetzt oft der tief geſenkte Wagen, darin Herr Kroen wieder mit heiteren Lebemienen und zur Rechten neben ihm Frau Hartje ſaß, jung und mit neu aus Leiden aufgewachten Augen die Welt der ſpinnenden Herbſtfäden und der weißen, ſchreienden Meervögel und die weiten, blauen Himmel darüber geſpannt einſaugend. Oder Frau Hartje trat mit ſanften Schritten, von Herrn Kroen oder von der pflegenden Nonne am Arm gehalten, auf die Kieswege im Garten und lachte leiſe die bunten Aſtern an und die Möve, die über den Garten hinſtreichend in Lüften hing und ſie mit einem hochhallenden Rufe grüßte. Oder Frau Hartje ſaß auch, weil der Herbſt warm und froh war, oft Stunden im Garten allein, und ihre Gedanken waren ungebunden, und ihre Sinne flatterten ſorglos wie junge Vögel, die zum erſten Male wieder aus dem Neſte fliegen. Ein wenig hilflos noch war alles an ihr jetzt. Ihre Hände waren noch ſchwach. Und wenn ſie Roſen griff, die Herr Kroen brachte, ſo mußte ſie den vollen Strauß im Schoße ſtützen. Und ſie zerpflückte dann langſam und mit Augen, die halb offen ſtanden und hell glänzten, die Schleifen und Bänder, daß die Fülle der blühenden Blumen ihr gelöſt im Schoße lag. Bis die zärtliche Hand jedes einzige, volle Blumengeſicht aufhob und alle ihre Sinne ewig darein ſtaunen konnten.

Aber ſie war im Geneſen. Das ſang ihr das fröhliche Herbſtgeläute aus der Ferne, wenn der Wind vom Lande ſtand und die Glockenklänge der Dorfkirche bis zu ihr durch die Lüfte ſich ſchwangen. Das hing hoch in den weißen Wolkenſchiffen, die in langen Scharen bis zum Horizont ſich verloren im blauen Himmel. Das ſang ihr das helle Brauſen des fernen, ſilbernen Meerſtreifs, wenn ſie auf dem Steinaltan ihres Hauſes den letzten Abendſchein grüßte und nicht begriff, daß dieſe wonnigen, ſonnigen Tage und die ſorgenfreien, dunklen Schlummerſtunden wieder ihr Leben geworden. O, ſie begriff es doch. Sie dünkte ſich fröhlicher noch, als ſie je geweſen. Oft, daß ſie, wenn ſie ſo lange gelegen und in die ſpinnenden Lüfte geſtarrt, ſich ſelber wie der einſame Reiher hoch und fern und frei zu ſchweben ſchien.

Herr Kroen war immer voll Vergnügen um Frau Hartje. Manchmal sagte er pfiffig: „Ein Wunder hat dich mir wiedergegeben".

Dann zupfte er an ihren Schulterbändern herum und steckte wohl auch Frau Hartje das kirschrote Seidentuch fester um den Hals zu, das zu dem goldenen Herbstgewirr des Gartens einen lieblichen Eindruck gab. Dann mußte Frau Hartje lachen, weil es ihr sanft dünkte, daß ein Wunder Gottes sie gerettet hatte, und sie dachte von ferne an eine Macht ohne Grenzen, von stummen Menschenblicken und lautlos bewegten Menschenlippen herabgefleht, die heimlich willfährig gekommen war, ihr müdes, durstendes Herz neu mit Kraft und Glauben zu tränken. O ihr junges Herz schlug jetzt fühlbar. Sie träumte oft der bleichen Nonne mit sanfter Röte im Gesicht in die frommen Augen hinein den Traum der himmlischen Gnade. Und es kam wie ein fernes Erinnern auch, als wenn des Heilands beide sanften Hände selber nach ihr sich ausgestreckt hätten, sie aus Ängsten der Finsternis und der eisigen Abgründe ins warme Licht empor zu heben.

Aber eines Tages kam endlich der junge Priester zu Herrn Kroen ins Haus. Er stand im Treppenhaus, bleich und asketisch wie immer. Er tat sanfte Fragen, schon wie er mit Herrn Kroen die Treppe zu Frau Hartje empor stieg. Da mußte sich Frau Hartje, die an der offenen Terrassentür im Lehnstuhl lag, vom Ton der Stimme getroffen, plötzlich besinnen. Da kam für ihr Erinnern, wie aus einer Brunnentiefe Perle um Perle, so das Bild eines Beters und Gottüberwinders herauf und ihrem inneren Blicke immer näher, so daß sie vor dem Bilde, jetzt schon in den Rahmen der Terrassentür leibhaftig hinein geschaut als großer Schatten, gebunden dalag, als läge sie diesem Heiland in seinen ringenden Ruferarmen, und als hörte sie noch immer die stummen Gewalten mit zerrissenen Ausrufen aus diesem Munde Gott um ihre kranke Menschenseele bitten. Hieronymus van Doorn war in dem Augenblicke mit Herrn Kroen wirklich eingetreten. Herr Kroen ganz wie ein Weltkind. Herr Kroen mußte laut lachen, weil Frau Hartje erst eine lange Weile nach dem Eintreten zu sich kam. Um so mehr, weil sie noch vollends ganz erbleichte, als sie Hieronymus van Doorn erkannte, den feinen, mageren, tonsurierten Mann, der jetzt nur im schlichten Priesterrock vor ihr stand.

„Sehen Sie, Herr Pfarrer, wie sie noch schwach ist. Das Blut fährt ihr gleich aus den Wangen, wenn sie den leisesten Schreck hat," sagte Herr Kroen und nahm ihre Hand und küßte die Hand, indem er sie dann dem Priester fast sorglich in die seine legte.

„Sieh hier, mein gutes Weib Hartje," sagte er dann sanft. „Der Herr Pfarrer kommt persönlich nach dir fragen."

Aber Hieronymus van Doorn hielt nur jetzt Frau Hartjes Hand in der seinen und sah auf die Hand nieder, die ein wenig in der seinen lastete, und verlor sich beinahe in der stillen Betrachtung, daß diese weiße, feine, bläulich durchäderte Hand Frau Hartjes Hand wäre. Er sah die Hand lange an und

sah dann in Frau Hartjes Augen hinein, die so blau waren wie das Adergewerk der Hand. Und er verstand noch immer nichts zu sagen, weil er sich beinahe wieder in der stillen Betrachtung verlor, daß diese Augen, die heute so selig und gläubig und frei und so glänzend wie der Himmel in seine Blicke sich senkten, die Augen von Frau Hartje wären, die einmal, nur von letzten Ängsten gejagt, sich gläubig an ihn geklammert hatten.

Aber Hieronymus van Doorn besann sich.

Frau Hartje hatte jetzt gelacht mit hellem Klingen. Frau Hartjes Lippen bewegten sich und plauderten mit Purpurröte. Er sah die blinkenden, kleinen Zähne in offenen, feuchten Lippen liegen und die kleine Weiberzunge zwischen Zähnen und Lippen spielen. Er hörte den lieblichen Ton ihrer Rede. Und sein Gefühl erfüllte eine Genugtuung, weil es von Dankbarkeit hallte. So daß Hieronymus van Doorn allmählich aus seiner Verwirrung ganz aufgerichtet emporwuchs. So daß nun das Lied der Genesung, das auch ihm in den letzten Wochen nur heimlich ohne Namen und Bestimmung in dem Geläute der Kirchenglocken und dem Brausen des Meeres in den Dünen und dann aus ihm über seine Kirchengemeinde hin als Preis der Gottesjungfrau und Gottesmutter gehallt und geklungen, in ihm deutlicher jetzt als Kraft aufsprang und er wie ein Jüngling zu Frau Hartjes lieblich tönenden Worten zu lächeln anfing.

Herr Kroen hatte dem jungen Priester einen Seidenstuhl in die Tür geschoben. Er saß nun, ein lächelnder Schatten, vor ihr.

Die Sonne kam glühend über die fernen Meerwogen, saß als Scheibe auf dem Meerrand und umfloß Frau Hartjes reiche Haarzöpfe, die blond über ihre kleinen Ohren lagen. Blinkend lagen die reichen Falten des blaugrünen Seidenkleides an ihrer schlanken Mädchengestalt herab. Ein kostbarer Goldreif mit einer Perle hielt das Haar an der Stirn ein wenig gebunden. Die Augen waren voll Strahlen. Von ihren sanften, frommen Händen funkelten Steine und Perlen. Ihr Gesicht stand zärtlich zur Seite genommen mit drolligem Augenzwinkern frei im Raume.

Hieronymus van Doorn hörte und sah, so daß auch ihm eine Anwandlung von Farbe in die mageren, hohlen Mienen kam. Er sah auch die vollen, dunklen Wimperkränze, die die jungen Blicke ewig umschatteten. Er sah alles. Er war gefangen in der Pracht der Jugend, die hier neu und strahlend das Leben liebte und lebte, die eine Auferstehung feierte in das irdische Herbstparadies, das innen und außen, über Terrasse und Garten und Himmel und Meer gebreitet lag. Alles umspann ihn. Alles sang die Sprache der Genesung, die auch Herrn Kroens volle Lippen erzählten, und die in seinem Monokel in die untergehende Abendsonne hinausblitzte. Es war jetzt ein sanftes und eindringliches Geplauder von Mund zu Mund, und von Auge ins Auge hinein. Auch Hieronymus van Doorn, obwohl er noch in der Morgenfrühe mit verzehrten Blicken und heimlich sehnsüchtig von der Gottesminne lockende, heilige Worte gemacht und die Macht der Gnade gepriesen, tändelte in diesem Augen-

blicke nur wie ein vom Stamme gelöstes Herbstblatt. Er saß in den verbleichenden Strahlen der goldenen Himmelsscheibe und wußte nur jetzt, daß er ein echter van Doorn und aus vornehmem, altem Geschlechte war. Man sprach von weltlichen Dingen. Schüchtern rühmte er den Glanz der Erde und die Schönheit des Kroenschen Strandschlößchens. Und er begann froh in Frau Hartjes Augen hinein von den Burgen Derer van Doorn, die sie einst im Lande besaßen, eine flüchtige Erzählung.

Erst wie die Erde erblich und das Meer mit grauen Schaumkämmen den Strand peitschte und in Nacht einsank, ging der junge Priester hastig und ohne Acht auf den fauchenden Seewind mit mancherlei lichten Gestalten in Blut und Sinnen durch die Dünen heimwärts.

Viertes Kapitel

Hieronymus van Doorn hatte immer hinter Mauern und Dornen gelebt. Auch jetzt saß er eingekerkert und gebunden und verstrickt in seine heiligen Entsagungen.

Es war gut, daß der Winter gekommen war und die Sonne im Lande ganz ausblies.

Da lag das Kroensche Landschlößchen leer.

Da gab es viele Einsamkeiten in den verstreuten, niederen Giebelhäuschen am Meerstrand. Und aus dem einst wetterharten Gesichte manchen Fischermannes, der in der Wogenwelt im Sturme unerschrocken die Segel gerefft, und der jetzt die finstere Balkendecke des einsilbigen Raumes anstarrte, seinen inneren Blick in Demut und Begier der Erlösung zugewandt, gab es ein Leuchten und eine rechte Verklärung, wenn Hieronymus van Doorns weihevoller Schatten im Dämmer ragte und Hieronymus heiße Flüstergespräche den Engeln riefen, die arme, sterbende Seele in Gottes Schoß zu tragen.

Es gab viele Einsamkeiten über das Land und den Meerstrand gebreitet.

Hunderttausende von weißen, schillernden Meervögeln saßen reglos im Sande, darin Eisscheiben sich zerbrochen stauten, oder machten ein gelles, schrilles Gekreisch, das die graue, grenzenlose Meerluft ganz ausfüllte, wenn sie sich flügelrauschend wie hoffnungslose Geister erhoben, dem Zuge der wilden Wolkennacht nachzuziehen. Hunderttausende von Krähen krächzten im Meersande, scheu und gewitterhaft zusammenhockend, nur aufgestört von dem verhallenden, harschen Schritt eines Fischers, den der Sturm fast zerriß. Oder sie gaben sich eintönig klagende Warnrufe am dunklen Nachtufer hin, wenn die heilige Berufung als Helfer und Rat den jungen Priester hinausgeführt und er in der flatternden Finsternis mit verlorenem Stapfen fast nachtwandlerisch nur in seine inneren Gesichte eingehüllt durch die Dünenhügel heimkehrte.

Was in Hieronymus van Doorn vorgegangen war, seitdem er aus dem Hause der Kroens heimgekehrt und die fröhlichen Worte und das klingende Lachen von Frau Hartje noch im Ohre mit sich getragen, wußte niemand. Wenn er noch im Auge von Frau Hartje schüchtern und scheinbar froh dagestanden

und zu all den heiteren Worten der blonden Genesenden auch seinerseits heiter sich verneigt hatte, schon daheim im Pfarrhause hatte die Gottesjungfrau auf seinem Altare wie mit überirdischem Lichte geleuchtet. Und er hatte davor gelegen mit harten Schwüren, daß die Heilige sich zu ihm geneigt, und himmlische Chöre aus dunkler Nachthöhe das Kyrie eleison in seine erlösenden Gebete gesungen.

Aber in einer Nacht im Winter, in der Weihnacht, als die Glocken der Strandkirche längst verhallt waren, fand Hieronymus in seiner Einsamkeit keine Ruhe. Er war noch im Meßgewande in die Dünen hinausgelaufen. Der Nachthimmel glänzte, Stern an Stern. Es war eisig. Es war in ihm gleich eine seltsame Freude. Wie wenn einer, der lange in einer Umnachtung gelebt, plötzlich irgendwoher ein Licht sieht. Die Tage vorher hatte er nicht geruht mit Fasten und Beten. Er war in die Dünen gelaufen und hatte vor sich hin ein Lied psalmodiert. Es war gleich wie ein Rausch. Er ging und ging, Hügel auf, Hügel ab. Die Schneedecke war dünn und knirschte. In den Dünen stand auch ein Bild der Gottesmutter in einer Nische, davor ein Strandhase aufgescheucht in die Höhe sprang und als mächtiger, schwarzer Schatten entschwand. Das Licht der Sterne war in dieser Nacht so hell, daß es auch die heilige Jungfrau kräftig beschien und man die goldenen Metallsterne um ihr seliges Angesicht blinken sah. Aber der junge Priester hatte sich dabei durchaus nicht weiter aufgehalten. Ein Gebet war ihm in diesem Augenblicke gar nicht auf die Lippen gekommen. Das Lied, das er psalmodierte, und das wie ein Weihnachtslied klang, hatte etwas ganz Fröhliches. Fröhlicher noch, als wie es in der Gemeinde der Fischer aus den harschen Kehlen geklungen. Der junge Pfarrer sang es jetzt ganz voll und hörbar in die Sterne:

Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art;
Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.

Am Himmel war ein wundersames Leuchten. Die Sterne waren groß, wie goldene Bälle, und die Nachttiefe wie tiefblaue Gründe. Wer aufblickte, mußte die Weihnacht fühlen. Und der Pfarrer wanderte und psalmodierte ohn Unterlaß.

Das Blümlein war so kleine
Und duftet doch so süß,
Mit seinem milden Scheine
Verklärt's die Finsternis;
Und blüht uns immerdar,
Tröstet die Menschenkinder,
Holdselig, wunderbar.

Wer sein schmales, mageres, verhärmtes Gesicht sonst kannte, hätte jetzt ein sonderlich vom Aufblick wie erschöpftes, vom Heißhunger seliges Gesicht

gesehen. Und es ist gar kein Zweifel, daß, wie er lange in den finsteren Nachthügeln stand und am Rande der nachtschwarzen Erde die schönen Sterne des Orion funkelnd aufsteigen sah, er einen Augenblick auch das Gesicht der Frau Hartje mit unter den Sternen und in den blauen Nachtgründen leuchten und emporschweben gesehen.

Wer kann für Gesichte?

Auch wie Hieronymus in tiefer Nacht ins Pfarrhaus kam, das große Türschloß schnappen gehört und Licht gemacht, hatte er sich nicht weiter sonst umgeblickt nach den heiligen Nischen. Er hatte das Kreuz mit dem Christ, das auf seinem Schreibtisch stand, und das Betpult mit der Gottesmutter auch hier nicht weiter angesehen. Er war auch hier, von der Zerknirschung der nächtlichen Weihe Gottes ganz losgelöst, nur aufs Bett gesunken, wie endlich ganz schwach und müde geworden. Und war in der Tiefe der Belebung, die ihm doch noch in allen Sinnen zuckte und rann, jäh und geheimnisvoll bei kleinem brennendem Kerzenlicht in dem ärmlichen Dunkelraume eingeschlafen. Aber das kleine Licht, diese kleine Kerzenflamme, fiel ihm durch die geschlossenen Augenlider in seine Träume und begann die Welt innen noch seliger und ungebundener zu beleben. Da kamen allerhand fröhliche Kinder um ein flackerndes und hin und her bewegtes Wesen. Das mochte wohl immer noch die lichte Feuersäule im Dunkeln sein. Und die Kinder, die Fischerkinder waren und in Holzschuhen liefen und hörbar trappten, und die in irgend einem Paradiesgarten einher liefen, waren auch ebenso rasch wieder vom Dunkel eingeschluckt.

Das war durchaus nur ein rechtes Schlafen und ein rechtes Versunkensein. Der junge Priester hatte die Augen nur fester dem Lichte zugetan.

Aber das kleine Licht leuchtete weiter und durchdrang noch seine tieferen Dunkelheiten.

Da gab es schon wieder ein heiteres Jubilieren.

Es waren allerlei barsche Wettergesichter, und ein Schwarm gieriger Vögel kam kreischend aus heller Luft, wie wenn Frühling wäre.

Und es schien, wie wenn eine feine, lachende Stimme sie alle riefe und nun die weißen Vögel alle in der Luft zu kreisen begönnen und der Irrende nicht vermöchte, den wunderlichen Visionen aus diesen Lauten, die auch ihn bestürmten, Einhalt zu tun.

Er vermeinte, daß er selber mitten im Schwarm daherliefe, der lachenden Stimme nachzueilen, und als wenn ihn eine Sehnsucht ganz schwach und elend doch wieder zurück ins Dunkel würfe.

Der junge Geistliche schlief jetzt wieder den tiefsten Schlaf in den Gründen, die zu allerfernst in dem Lande der Träume dämmern.

Zu allerfernst liegen die Gründe der tiefsten Geheimnisse. Und aus ihnen können Sirenen singen.

Aber der junge Geistliche schlief noch den tiefsten, schwersten Schlaf in den letzten Gründen.

Nur das kleine Licht brannte heiß und streckte sich und arbeitete selber wie eine Seele, um des jungen Hieronymus Seele tiefer und tiefer aufzuhellen.

Die Flamme hatte noch immer das tiefe Dunkel um sich, in dem sie ragte wie ein goldenes Geheimnis. Und vor sich das tiefe Dunkel von Hieronymus Seele, die im innersten Schlafe jetzt inbrünstig stöhnte und schwer nach Atem sich mühte.

Beinahe schien der junge Geistliche auf seinem Bette, worauf er mit dem Priestergewand angetan, von Eisflocken der Nachtsee angeweht und durchnäßt, hingestreckt lag, zu erwachen.

Er regte sich.

Aber er erwachte nicht.

Er sank nur in letztes, völliges Vergessen.

Da hatte die Flamme endlich den Grund der schlafenden Seele langsam und sanft erreicht.

Und es kamen allerlei frohe Menschen, die in einem Bergtale schritten. Es mußte ein Fest sein. Es kamen auch Züge von weißen Tieren. Es kamen auch glänzende Engel mit Schalmeien, und mitten inne in einer Schar, die ihm deuchte wie dienende, heilige Frauen, ging lächelnd von einer unbeschreiblichen Güte Frau Hartje wie unter einem Baldachin, und ihre Blicke riefen in die Luft ... riefen seinen Namen ... nur immer wieder seinen Namen, den alle Lüfte wiedergaben, wie ein Echo ... und er hörte seinen Namen rufen ... er wollte aufstehen ... er konnte sich nicht lösen, weil ihn ein Bann gebunden hielt ... es war eine furchtbare Pein. Er konnte sich nicht lösen. Er war gebunden an Händen und Füßen. Gefesselt richtig, daß Blut von Händen und Füßen rann. Er hatte eine Qual, weil er in glühenden Ketten lag, die ihm den Odem aus der Seele preßten ... er mußte sich lösen. Er mußte dem Rufe folgen, der in den hellen Lüften nicht ausklang. Frau Hartje rief ihn. Sie rief ihn mit lockender heimlicher Stimme. Jetzt hatte er Kraft! ... jetzt begann er zu wachsen! ... jetzt zerbrach er alle Fesseln und sprang in die Höhe. Und stand wie verstört ... blickte sich um ... erkannte das kleine Licht im Raume ... der weite Himmel sank krachend zusammen ... Hieronymus erkannte wieder den engen, schwarzen Raum seiner ärmlichen Stube. Und seine Verwirrung ging unter in heißen, zerreißenden Tränen, die er in die irdische Nacht unaufhörlich weinte.

Aber am anderen Morgen kam zufällig auch ein Brief von Frau Hartje Kroen und auch von Herrn Kroen, worin ihm beide Grüße aus dem Sonnenlande sandten, darin sie den Winter zur vollen Genesung leben mußten, und worin es geschrieben stand, daß sie sich auf die Rückkehr in ihr Strandschlößchen sehr freuten oder, wie Frau Hartje stärker sagte, sich nach nichts als wie danach sehnten. Worin noch geschrieben stand, daß sie nichts mehr wünschten, als daß dann der Herr Pfarrer oft ihre Schwelle mit seinem hehren Wesen beglücken möchte. Hieronymus van Doorn erschienen dann bald seine Aufwühlungen und Träume wie ganz fern und fremd.

(Fortsetzung folgt)

Sprachwandlungen

Von Alfred Weiße-Berlin

„Für den engen Rock habe ich eine gewisse Sympathie," sagte die schlanke Baronin und blickte an ihrem anliegenden Kostüm hinunter. Ich schaute sie betroffen an: „Sympathie"! Für einen Rock! Und ein Vers von Sophokles kam mir in das Gedächtnis:

Οὐ γὰρ συμπάσχειν, ἀλλὰ συμφυλεῖν ἔφυν.
Nicht mitzuleiden, mich mitzufreuen war ich geboren.

Und dabei fiel mir ein: Auch das deutsche Wort der Übersetzung, das dem griechischen in seiner Form und in seiner Bedeutung entspricht, hat ja den alten tieferen Sinn verloren. Wer denkt noch bei dem oft etwas geringschätzigen Mitleid an die gewichtigere Bedeutung, zu der erst wieder der Neubildner Nietzsche-Zarathustra dem Worte verholfen hat. Mitleid gehört zu den vielen Worten, die wie alte Münzen im Lauf der Zeit etwas vom Glanz der Prägung verloren haben. Oft im Kurse herabgesetzt, jedenfalls aber durch den Gang der Entwicklung im Werte verändert, bleiben sie noch eine Weile, etwas abgenutzt, in spärlichem Umlauf, bis sie dann im Wörterbuch des Philologen, als wäre es der Raritätenkasten eines Sammlers, gleichsam als kurrente Münze kassiert, ihr Dasein als lebendige Worte beschließen.

Reich an altem, jetzt kaum mehr verstandenem Gut sind besonders die Sprichwörter, die man richtiger Spruchwörter schreiben sollte. „Morgenstunde hat Gold im Munde" deutet natürlich nicht auf wertvolle Zahnplomben hin. Das Wort „die Munde" (wie man eigentlich sagen müßte) bezeichnet einen Machtbesitz, wie in dem Namen Sigismund oder der Bezeichnung Vormund (der für einen Minderjährigen die amtliche „Gewalt" hat).

„Kind und Kegel" bedeutet die ehelichen und die unehelichen Kinder, „Mann und Maus" die beiden Geschlechter, dergestalt, daß für das weibliche in sehr erklärlicher Weise der bezeichnende Teil an Stelle des Ganzen durch ein Wort wiedergegeben wird, dessen niederdeutsche Umbildung noch jetzt in der Vulgärsprache die hier gemeinte partie honteuse bezeichnet.

Maßgebend für die Verbindung dieser und ähnlicher Worte war, wie sich leicht erkennen läßt, vor allem die Übereinstimmung im Anfangslaute, jene Alliteration, die als Stabreim von den ältesten Denkmälern bis auf Wagners Opern als spezifisch germanische literarische Kunstform gilt. Schon sehr früh allerdings ging mit dieser Wortverknüpfung, ohne Zweifel unter dem Einfluß der sprachliche Schönheit anders wertenden romanischen Sprachen, der Endreim Hand in Hand. Eines der ältesten Beispiele hierfür ist ein keckes Liedchen der lateinischen Vagantenpoesie, das ich mit einem Versuch einer deutschen Übertragung hierhersetzen möchte:

Feror ego veluti	Wie ein lenkerloſes Schiff
Sine nauta navis:	Streich ich durch die Wellen,
Ut per vias aëris	So wie Vöglein ohne Laſt
Vaga fertur avis.	Durch die Lüfte ſchnellen.
Non me tenent vincula,	Riegel nicht und Schlüſſel nicht
Non me tenet clavis,	Können mich umſtellen,
Quaero mihi similes	Und wer leicht und luſtig iſt,
Et adiungor pravis.	Darf ſich mir geſellen.

Oft liegt auch heute noch für das Sprachgefühl einzelner Mundarten oder der daraus ſchöpfenden Dichter der alte Sprachſtamm, wenn auch nicht immer deutlich, zugrunde. Man fühlt vielleicht noch das gotiſche bairan, „tragen", in fruchtbar, Bahre und gebären, das gotiſche guma, „Mann" (lateiniſch homo), in Bräutigam, das engliſche share, „Anteil", in beſcheren, oder wenigſtens das Wort „braten" in Wildbret, die Verwandtſchaft mit „gehören" in Behörde und die Bedeutung des ἀντί, „gegen", in Antwort.

Manchmal geſtaltet allerdings die keck und phantaſievoll zugreifende Volksetymologie aus dem griechiſchen ἐλεημοσύνη ein „Almoſen", während ſie aus der wörtlichen Überſetzung „armherzig" für misericors ein „barmherzig" oder gar aus arcubalista das Wort „Armbruſt" macht.

Im allgemeinen wird für die Bildung eines Wortes das zunächſt ſich bietende Material nach dem Nützlichkeitsſtandpunkt verwendet, und auch hierbei wird oft altgeprägtes Sprachgut eingeſchmolzen. „Behende" iſt, was „bei der Hand" iſt, bequem (vergleiche engliſch comely) was gerade „kommt", behaglich was „hagr" (altnordiſch „geſchickt", vergl. hagar, anordnen) ſein will. „Bieder" (biderbe) iſt das, deſſen man bedarf.

Auf die Namen der Orte, Flüſſe, Berge möchte ich hier nicht eingehen: ſie ſind (meiſtens im Norden) ſlawiſches, litauiſches, jedenfalls fremdſprachliches Eigentum oder manchmal (ſo beſonders in Mitteldeutſchland) gelehrte Umbildungen alter Benennungen, wie etwa das griechiſch-lateiniſch klingende Jena, und faſt nur in Oberdeutſchland läßt ſich die Verwandtſchaft, etwa mit Ache (= aqua, Waſſer) in Salzach, oder mit „Mönchen" in München ſofort lückenlos klarlegen.

Charakteriſtiſch aber iſt es, welche Anſtrengungen die nur an das Gute glaubende Sprache macht, um den Begriff des Schlechten auszudrücken. Schlecht iſt, was eigentlich nur „ſchlicht", was ſchlecht und recht iſt, „unangenehm", was ſchlecht zu nehmen, „anrüchig" das, von dem ein ſchlechtes Gerücht geht. Auch „unartig", was keine „Art" (Ackerung von lat. arare, pflügen) hat, iſt noch ſehr wohl zu verſtehen. Hieran aber ſchließt ſich der auffälligſte Bedeutungswandel. Ein Elender iſt nicht mehr der unglückliche, aus dem Lande vertriebene Flüchtling, er wird ein Schurke. Man denke etwa an die Herabſetzung der Worte Bube (Knabe, dann Schuft), Knecht (der nicht Edele), Dirne; oder an den ähnlichen Vorgang in anderen Sprachen (italieniſch cattivo, altfranzöſiſch chétif = captivus, der Gefangene). In Trunkenbold und Raufbold liegt ebenſogut wie in den Namen Humbold und Balduin das alte bald (englich bold), kühn, zugrunde. Am auffälligſten aber iſt die Verkehrung von gutem zu ſchlechtem in „albern" (althochdeutſch alawâri = „allwahr", freundlich, ohne Falſch).

Wenn hier auf fremde Sprachen eingegangen werden durfte, so ist das völkerpsychologisch vielleicht noch ergebnisreicher bei dem Begriff „danken". Was in den romanischen Sprachen nur ein gesellschaftlich verbindliches Kompliment hervorruft (altfranzösisch [vostre] merci, durch Eure Gnade, italienisch grazie, durch [Ihre] Gunst), was im Slawischen eine Bitte an eine höhere Macht zur Folge hat (russisch spassibo [Gott] erlöse dich = vergelte es dir!), das erwidert der Germane mit dem Gelöbnis des Gedenkens, mit dem „danken" ohne Zweifel zusammenhängt.

Gewiß, diese Herleitung wird vom sprechenden Volke in keiner dieser Sprachen mehr verstanden. Das ist bedauerlich, aber begreiflich. Bedauerlicher jedoch ist es, wenn die Nichtachtung gegenüber einem alten, heiligen Erbteil, wie das heute an allen Ecken und Enden geschieht, immer mehr um sich greift; wenn die Nachlässigkeit des einzelnen, die flüchtige Hast des Zeitungsschreibers, das geschraubte Buchdeutsch des Gelehrten und die gewundene Ausdrucksweise der Behörden in der Wortbildung und in der Syntax miteinander wetteifern, ihrer deutschen Muttersprache Gewalt anzutun. Grauenhafte Neubildungen wie Jet-z-t-zeit (ein Wort, bei dem einem der An-g-st-schweiß ausbricht) oder das zu Tode gehetzte „restlos", unharmonische Wörter, die oft noch von Druckerschwärze triefen, sind dann die Folge. Oder es entstehen vielgliedrige Bandwurmsätze wie der berühmte: Der, der den, der den an der über den Bach führenden Brücke stehenden Pfahl umgeworfen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung.

Neulich las ich in dem Bescheid einer Behörde folgenden, stilistisch wie grammatisch sehr merkwürdigen Satz: „Ihre Eingabe (!) betreffs (!) der (!!) Jubiläumsfeierlichkeiten (!) ist mir zugegangen (!) und bin ich (!!) diesbezüglich (!) mit den nachgeordneten (!) Dien-s-t-s-t-ellen (!) in Unterhandlung getreten. (!)" Zehn Faustschläge in das Antlitz eines geliebten Wesens, wie es für das sensitive Empfinden die deutsche Muttersprache ist, sind schwer zu ertragen.

Die Versuche, die bald nach dem beginnenden Verfall der Sprache in dankenswerter Weise zur Besserung dieser Übelstände unternommen worden sind, haben nicht immer Abhilfe geschaffen. Es ist nichts gebessert, wenn die Eisenbahnverwaltung für „Signalstation" das neue Fremdwortkompositum „Befehlsbude" (!) einführt oder das durch Coupé „übersetzte" „compartiment" durch die künstliche Bildung „Wagenabteil" zu ersetzen sucht; so wenig es klug ist, die Menschen in „Raucher" und „Nichtraucher" (man bilde danach „Trinker" und „Nichttrinker"!) einzuteilen. Auch ist es nicht erfreulich, wenn ein nationaler Verein „auf Grund der die deutsche Sprache verhunzenden Stilübungen" und „durch die in seinem Aufrufe enthaltenen Verstöße gegen den Sprachgeist" nichts als Gelegenheit zu neuer, boshafter Kritik gibt.

Hier Wandel zu schaffen, kann nur die Aufgabe jedes einzelnen sein. Eine Sprache ist kein künstliches Produkt. Eine Sprache ist ein langsam und allmählich reifendes organisches Ganzes, und sie erblickt ebensowenig wie der nie aus der Phantasie in die Wirklichkeit getretene Homunkulus in einer Retorte das Licht der Welt. Jeder einzelne als der Angehörige eines durch das gleiche Idiom verbundenen Volkes wirkt und schafft an ihr mit, und jeder einzelne hat das Recht und die heilige Pflicht, das ererbte Gut zu wahren und zu pflegen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kriegerische Poesie

Schwert und Leier sind von alters her in engen Beziehungen gestanden. Von dem Schlachtgesang der Germanen weiß schon Tacitus zu berichten. Preisende Lieder zu Ehren der Helden sangen die Krieger beim Becherklang. Das Rolandslied anstimmend führte Taillefer seine Normannen bei Hastings zur Schlacht. Ritter und Knechte des mittelalterlichen Feudalheeres gingen unter kriegerischen Weisen in das Kampfgetümmel. Singend zogen die frumben Landsknechte hinter der rollenden Trommel durchs Land:

Hüt dich, Baur, ich komm,
Mach dich bald davon.
Hauptmann, gieb uns Geld,
Während wir im Feld.
Mädel, komm heran,
Füg dich zu der Kann.

Mit Landsknechtsliedern aus der Reformationszeit leitet **Friedrich v. Oppeln-Bronikowski** seine Anthologie **„Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder, Volks- und Kunstgesang 1500 bis 1900“** (München, Martin Mörike, 2 M.) ein. Die Auswahl dieses ersten Abschnittes ist gut. Neben Jörg Graff, Jakob Vogel und Peter Schöffer bringt er eine Anzahl Volkslieder und Gesänge zu Lob und Preis des Kriegshandwerks aus dem Wunderhorn, dem Ambraser Liederbuch u. a. In dieser Landsknechtpoesie tritt uns das stolze Selbstgefühl eines durch strenge Gesetze in sich geschlossenen Soldatenstandes entgegen.

Lerman! Lerman! hört man die Trummen spechten,
Darbei setzens die ihren Rechte:
Ein grüne Heid ist Richters Buch,
Darein schreibt man die Urteil,
Bis eim rinnts Blut in d' Schuch.
(Jörg Graff 1519.)

Dem Zeitalter der Religionskriege ist der zweite Teil der Sammlung gewidmet. Auch aus den Liedern der Soldateska des dreißigjährigen Krieges spricht die Lust am Waffenhandwerk; zugleich aber äußert sich der rohe Ton und die moralische Verwilderung jener Zeit.

Prinz Eugen und Friedrich der Große sind vor allem der Gegenstand der Kriegspoesie des Zeitalters der Staatskriege. Leider häufen sich in diesem Teil der Sammlung die nachempfundenen Dichtungen. Das stört den Eindruck. Denn der Wert solcher Anthologien beruht doch in erster Linie in der getreuen Wiedergabe der zeitgenössischen Stimmung und Auffassung. Wesentlich glücklicher ist die Zusammenstellung des vierten Teils, der das Zeitalter der Volkskriege behandelt und mit 1870/71 schließt. Man möchte hier nur noch manche Perle gerade der volkstümlichen Lieddichtung aufgenommen wissen. Die Volkshymne gehört meines Erachtens nicht in die Sammlung; dagegen vermisse ich z. B. das in seiner schlichten Form so ansprechende und noch heute in Soldatenkreisen viel gesungene:

Bei Sedan auf den Höhen,
Da stand nach blut'ger Schlacht
Im stillen Abendwehen
Ein Bayer auf der Wacht.

Leider kommt die Zeit der letzten vierzig Jahre gar nicht zu Wort. Was in ihr aus dem dichterischen Empfinden des Heeres heraus Form gewonnen hat, wäre wahrlich wert, gesammelt und bewahrt zu werden. Namentlich möchte ich auf die in Unteroffizierkreisen entstandenen Soldatenlieder hinweisen, die nicht selten jene innig schlichte Kraft atmen, wie sie echten Volksdichtungen eignet.

Was **C. Goedecke** in seinen **„Soldaten-, Kriegs- und Wanderliedern** (Dresden,

E. Pierson) bringt, ist gut gemeint. Aber es ist am Schreibtisch ersonnen und nicht aus dem Born eigener Beobachtung und Empfindung geflossen. Besser als die kriegerischen sind die Wanderlieder und die der Naturbetrachtung gewidmeten.

Man sammelt heute mit Eifer alles, was aus alter und neuer Zeit an Briefen, Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen in bezug auf kriegerische Begebenheiten existiert. Denn man hat den hohen Wert solcher Schriften für die historische Forschung, namentlich nach der psychologischen Seite hin, erkannt. Wie wäre es, wenn man von amtlicher Stelle aus auch der kriegerischen Poesie etwas Aufmerksamkeit schenkte? Auch aus ihren Liedern kann man die Stimmung einer Armee erkennen. Ohne richtige Stimmung aber kein Sieg!

Hauptmann Dr. Fritz Roeder-Friedenau

Philosophie

Kant im Alltag. Unter den Drei-Mark-Büchern des Inselverlages ist im Jahre 1911 auch eine Auswahl von Kants Briefen erschienen, die F. Ohmann zusammengestellt und herausgegeben hat. Aus der Zahl der etwa 300 bekannten Kantbriefe hat der Herausgeber alles das ausgewählt, was für das Wesen von Kants Persönlichkeit und für die Entwicklung der Kantischen Philosophie irgendwie bezeichnend ist. Nach der auch sonst bekannten Art dieser Inselausgaben bringt ein Anhang am Schluß und ein Personenregister die notwendigen Erläuterungen, die auch einem, der weniger in Kants Zeit und Leben zu Hause ist, die geschichtlichen Zusammenhänge knüpfen. Eine Einleitung zieht, vorandeutend auf die Aufschlüsse, die der Briefwechsel einem modernen Menschen über die Wesenseigenart Kants geben kann, die allgemeinsten Umrisse um die Persönlichkeit des Königsberger Philosophen und hebt sehr gut und sehr bezeichnend dasjenige hervor, was dem neuen Leser mit seinem modernen Persönlichkeitsbegriff als besonders auffallend entgegentreten muß: das Unpersönliche in Kants Persönlichkeit. Das ist nur scheinbar eine nichtssagende Paradoxe. In Wahrheit beweist ihre Möglichkeit, daß wir, daß unser voluntaristisches Zeitalter, einen zu engen Begriff der Persönlichkeit hat. Dieser Begriff umfaßt für uns in der Hauptsache die Willenspersönlichkeit, soweit sie handelnd und fühlend auftritt. Der Typus dieser Persönlichkeit könnte durch Bismarck einerseits und durch Nietzsche anderseits repräsentiert werden. Eine Persönlichkeit, in der das Denken eine solche zentrale und alles andere ausscheidende Stellung einnimmt wie bei Kant, erscheint uns heute gar nicht einmal mehr anschaulich als Persönlichkeit. Denn wir lassen heute gern einen Mann und sein Werk in erster Reihe ästhetisch auf uns wirken — und was wäre ästetischer als ein starkes handelndes Wollen und ein tiefes Fühlen! Deshalb erfassen wir den Persönlichkeitswert solcher Männer wie Bismarck — oder sei es selbst Napoleon — und Nietzsche unmittelbar und stark. Der Persönlichkeitswert dagegen eines Kant, eines Menschen, der nach Ohmanns Worten in der Einleitung „nur ein großes Denkorgan war", der, „weil er nicht die Kraft hat, sich zugleich an die Mitmenschen und das Werk zu verschwenden", alles beiseite schiebt, was ihn beim Nachdenken, „einer Gemütsbeschäftigung so zärtlicher Art",*) stören könnte, der Persönlichkeitswert eines solchen Menschen ist zu abstrakt, als daß er des unmittelbaren, des ästhetischen Eindrucks auf uns fähig wäre. Daher geben auch Kants Briefe uns mehr eine indirekte Schilderung seiner Persönlichkeit durch die Darstellung der Kleinlichkeit und Nichtigkeit, der Alltäglichkeit seines äußeren und persönlichen Lebens, sie schildern uns Kants Alltag. Erst wenn man sich klar gemacht hat, daß die Leere von Kants Alltag gewissermaßen nichts anderes ist, als die Folge und die Kehrseite seiner einseitig und beherrschend entwickelten Denkanlage, so steigt vor unserem inneren gestaltenden Auge an der Hand dieser Zusammenhänge das Bild des Königsberger Weisen auf, dessen Denken so revolutionär wirkte, daß seine Person um so gebrechlicher und schwächlicher uns erscheinen muß.

Dr. W. Warstat-Altona

*) An Marcus Herz. 21. Februar 1772. Ausg. Br. 16.

Reichsspiegel

(vom 15. bis 22. Januar)

„Marokko vor Gericht."

Berliner und Essener Urteile — Die Marokko-Agitation — Die unbestreitbaren Tatsachen — Vertuschungsversuche — Dementi des Herrn v. Reibnitz — Berichtigung von Loebells

Wie in meinem Prozeß gegen die Post, hat sich auch das Schöffengericht zu Essen auf eine Beweisaufnahme nicht eingelassen, hat vielmehr alle Beweisanträge zurückgewiesen und mich wegen formaler Beleidigung der Leiter der Rheinisch-Westfälischen Zeitung zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt.

Das Gericht in Essen hat sich aber insofern in Gegensatz zum Berliner Urteil gestellt, als es den Standpunkt einnimmt, ich hätte die Rheinisch-Westfälische Zeitung der Bestechlichkeit zeihen „wollen". Bei dieser für mich schmerzlichen und den Kern meiner Angriffe verschleiernden Sachlage habe ich nur den Trost, daß zwei preußische Gerichte über ein und denselben Fall verschiedener Ansicht sein können. In dem Berliner Urteil heißt es wörtlich:

„Aus den wörtlich wiedergegebenen Stellen des Artikels in den Grenzboten konnte der Vorwurf entnommen werden, daß die drei genannten Blätter, darunter Die Post, in der das vaterländische Interesse so nahe berührenden Marokkoangelegenheit nicht ihre eigene freie Meinung äußerten, sondern in einer materiellen Abhängigkeit von den an einem deutschen Landerwerb in Marokko interessierten Gebrüdern Mannesmann deren einseitige Interessen verträten und das deutsche Publikum absichtlich irreführten.

Der Privatkläger hat zwar behauptet, daß er einen solchen Vorwurf nicht habe erheben wollen. Nach der Persönlichkeit des Privatklägers besteht auch an der Richtigkeit dieser Erklärung gar kein Zweifel. Aber diese nachträgliche Erklärung ist für die Beurteilung der in den Grenzboten gemachten Ausführungen belanglos. Diese Ausführungen, und namentlich die Drohung, ‚die Fäden bloßzulegen, die die genannten Blätter mit den Herren Mannesmann verknüpften,' konnten sehr wohl als der Vorwurf der materiellen Abhängigkeit von Mannesmann und der Bestechlichkeit aufgefaßt werden.

Das Gericht hat ohne Bedenken angenommen, daß der Angeklagte diesen Vorwurf in den Worten des Klägers gefunden hat."

Doch das ist, solange von einer Kritik des Verfahrens in einem Presseprozeß abgesehen wird, eine mehr persönliche Seite der Angelegenheit, die für die Öffentlichkeit nur sekundäres Interesse hat.

Anders steht es mit der sachlichen. Ich habe den Beweis dafür angetreten, daß Fäden, wie ich sie vom ersten Tage an meinte: nämlich journalistische und

politische von den Gebrüdern Mannesmann — das gangbare Klischee für Marokkointeressenten — in der kritischen Zeit zu den von mir benannten Zeitungen vorhanden waren. Wenn das Gericht meinen Anträgen nicht stattgab, so darf daraus nicht der Vorwurf gegen mich konstruiert werden, ich hätte zurückgezogen. Das Gericht forderte von mir einen Beweis über Behauptungen, die ich niemals aufgestellt, verzichtete aber darauf, die Behauptungen durch Vernehmungen unter Eid nachzuprüfen, die ich aufrecht erhalte. Meine Gegner haben dagegen den Beweis dafür nicht angetreten, daß sie in loyaler, das nationale Moment kräftig und gewissenhaft unterstützender Weise ihren journalistischen Dienst eingerichtet hätten; Herr Reißmann-Grone mußte vielmehr zugeben:

1. daß die Rheinisch-Westfälische Zeitung und Post, beide unter seiner persönlichen Leitung, die von England drohende Gefahr eine gewisse Zeit hindurch ignorieren mußten, um imstande zu sein, ein Zurückweichen der deutschen Regierung später konstruieren zu können;

2. Herr Reißmann-Grone hat nicht bestritten, daß die beiden Blätter sich während der für die deutschen Diplomaten schwierigsten Situation, als nämlich die Intrigen der Clémenceau und Genossen die deutsch-französischen Verhandlungen zum Scheitern bringen sollten, auf die Seite der deutschfeindlichen Intriganten gestellt haben.

Die Rheinisch-Westfälische Zeitung geht über den entsprechenden Passus meiner Ausführungen mit der Bemerkung hinweg: „... er (Cleinow) gestattete sich einige überflüssige Bemerkungen über das ‚Millionen-Unternehmen der Rheinisch-Westfälischen Zeitung‘ ... und trat mit der kühnen Belehrung hervor, daß eine Zeitung ihre politischen Ideen nicht in der Schriftleitung am Sitze ihres Erscheinungsortes entwickeln dürfe, sondern daß sie sich ihre politischen Richtlinien von allen möglichen Berichterstattern im Auslande vorschreiben lassen müsse“ ... Doch nicht! ich habe ausgeführt, und die Gegner konnten es nicht bestreiten, daß die Rheinisch-Westfälische Zeitung und die Post zu jenen Blättern gehören, die, obwohl sie sich bei ihrer Kritik der Diplomatie der größten Schärfe befleißigen und sich am dreistesten als gut orientiert und gut national hinstellen, daß diese Blätter fast ausschließlich aus abgeleiteten Quellen schöpften, weil sie nur höchst geringe Mittel für die auswärtige Berichterstattung auswerfen. Weiter habe ich ausgeführt: Das Verhalten meiner Gegner wirke auf den nähern Zuschauer um so abstoßender, als sie auch auf die Verbindung mit der amtlichen Nachrichtenquelle, das Auswärtige Amt verzichten und statt dessen aus allerhand unkontrollierbaren Quellen schöpfen. Herr Reißmann-Grone hat nämlich zugeben müssen, daß die Rheinisch-Westfälische Zeitung seit etwa fünf Jahren keine Beziehungen zum Auswärtigen Amte unterhalte! Man stelle sich vor, wie das Nachrichtenmaterial einer Redaktion über auswärtige Angelegenheiten aussehen muß, die auf die Benutzung der beiden wichtigsten Quellen der Berichterstattung, nämlich: eigener Korrespondenten und des Amts einfach verzichtete! Man stelle sich aber auch vor, welche Stirn dazu gehört, unter solchen Umständen den Lesern gegenüber zu behaupten, alle Vorgänge der auswärtigen Politik besser beurteilen und übersehen zu können, als etwa die „Offiziösen.“ Wie es angesichts dieser unbestrittenen Tatsachen mit der Behauptung steht, Herr v. Kiderlen habe die Blätter zu seiner Unterstützung aufgefordert, mag dahin-

gestellt bleiben. Die Äußerungen, die Herr Reißmann-Grone ihm in den Mund legte, tragen den Stempel der Unmöglichkeit an der Stirne!

Ist es nicht demnach verständlich, daß gerade diese Blätter heute noch als die einzigen, Behauptungen aufrecht erhalten, die mit denen des Herrn v. Kiderlen in Widerspruch stehen? Die gesamte sonstige Presse steht in dieser Beziehung auf der Seite des Staatssekretärs! Selbst die konservative Partei hat nachträglich das Verhalten Kiderlens gebilligt.

Vom Richter bin ich gefragt worden, welche Motive wohl die Rheinisch-Westfälische Zeitung zu ihrer Haltung veranlaßt hätten. Ich habe darauf erwidert, den Motiven nicht nachgespürt zu haben. Nun aber gibt das Blatt diese Motive selber preis. Es schreibt:

„Wir haben mit besonderem Vorbedacht diesen Prozeß angestrengt und durchgefochten, denn unsere Anklage richtete sich in der Form gegen Herrn Cleinow, in der Sache aber gegen das Auswärtige Amt, denn dort sind die unschmackhaften Eier gelegt, welche Herr Cleinow nur auszubrüten und jetzt zu essen hatte. Und darum hat dieser Prozeß eine besondere Bedeutung." . . .

Es folgt dann die Darlegung eines früheren Streites mit dem Auswärtigen Amt; dann heißt es:

„. . . Es war uns vollkommen klar, daß wir die ganze (frühere) Sache dem Auswärtigen Amte zu verdanken hatten, das keine Rechtfertigungspolitik, sondern nur eine Rachepolitik betrieb; mutlos nach Außen, tapfer im Innern. Dasselbe schöne Spiel ist diesmal gegen die Berliner Zeitung Post angewandt. Man sieht, das Preßbureau des Auswärtigen Amtes hat nichts vergessen in zehn Jahren, aber auch nichts dabei gelernt.

Man hatte wohl keinen ansehnlicheren Namen mehr auf Lager, den man gegen uns ausspielen konnte. Man hatte sich vielleicht überzeugt, daß man von einem gesunden Baum schon mal ein paar Früchte schütteln kann, aber der Baum steht und blüht ruhig weiter. Und da wurde dann Herr Cleinow ausersehen, mit den Posaunen von Jericho gegen uns zu blasen — — dieser Herr Cleinow, der ganz naiv auch gestern im Gericht stolz verkündete, daß er fortwährend aufs Auswärtige Amt gehe und sich dort informieren lasse. Das war der Grund, daß wir losschlugen und strebten, vor Gericht Klarheit zu schaffen. Sonst hätten wir uns mit dem anfänglichen Standpunkt der Redaktion begnügen können, stolz zu sagen, daß niemand in der Lage sei, unsere Ehre anzugreifen.

Das Betrübliche an der Sache ist, zu sehen, wie klein diese Männer des Auswärtigen Amtes sind. Wir lassen uns nicht zum Spielball wechselnder Stimmungen und persönlicher Interessen machen. Deß zum Zeichen haben wir diesen Prozeß durchgefochten! Man möge sich in Zukunft hüten!"

Also kleinliche, persönliche Motive! Darum wird der Leiter der deutschen auswärtigen Politik, der obendrein vor zehn Jahren in anderer Stellung war, in einem Augenblick angegriffen, in dem das Wohl des Vaterlandes, das Blut seiner Söhne, seine ganze in vierzig Jahren erarbeiteten Reichtümer auf dem Spiele stehen! Rheinisch-Westfälische Zeitung und Post haben nach diesem Bekenntnis ihres Leiters noch die Dreistigkeit sich national und unabhängig zu nennen!

Weiter wurde in Essen festgestellt, daß die Post derartig abhängig von Herrn Reißmann-Grone ist, daß er sich Herrn Dr. Pohl von der Post „telegraphisch kommen läßt" und daß von ihm telegraphisch an die Redaktion gegebene Anweisungen politischen Inhalts beachtet werden müssen. Man wird hieraus seine Schlüsse auf die journalistische Unabhängigkeit der Post ziehen dürfen.

Schließlich ist der Beweis dafür angetreten, daß die Post in Beziehungen zum journalistischen und politischen Dienst der Marokkointeressenten, insonderheit der Gebrüder Mannesmann gestanden hat, daß also „Fäden", wie ich sie von Anfang an nur meinen konnte und gemeint habe, vorhanden waren. Der Verwischung dieser Verbindung, die seitens meiner Gegner durch die Behauptung versucht wurde, Herr Pohl habe überhaupt nie mit einem Vertreter der Mannesmann gesprochen, konnte Herr Dr. Marwitz entgegentreten durch das Zeugnis, daß er selbst Herrn Pohl mit dem Leiter des Pressedienstes der Herren Mannesmann gelegentlich der Vorbereitung einer „nationalen" Kundgebung habe verhandeln gesehen. Das Gericht hat leider meinen schriftlich formulierten Beweisanträgen nicht stattgegeben.

Es ist infolgessen nicht möglich gewesen, Zeugnisaussagen unter Eid herbeizuführen. Es ist mir infolgedessen auch nicht möglich gewesen, die Tägliche Rundschau zu einer eidlichen Aussage zu veranlassen, wie sich ihre Beziehungen zu Herrn v. Reibnitz und zu dem in Marokko wirksamen Angestellten der Firma Mannesmann, Herrn Dörpinghaus, gestalten. Es ist leider nicht möglich gewesen, die Rolle einwandfrei darzustellen, die Herr v. Reibnitz bei der Vorbereitung bestimmter nationaler Protestversammlungen gespielt hat. Herr v. Reibnitz hat stets die Taktik befolgt, durch seine Vertrauensmänner, die ich in ihren verschiedenen Abstufungen als Agenten der Mannesmann bezeichnete, für irgendeine Aktion zu interessieren, hat sie in der ihm eigenen vorsichtigen Weise veranlaßt, scharf gegen die Regierung Stellung zu nehmen, und ist dann, wenn die Aktion an die Öffentlichkeit trat, hinter den Kulissen verschwunden, oder aber hat in gemäßigtem Sinne auf Resolutionen usw. eingewirkt. Die Nationalliberalen Berlins und der Provinz Brandenburg haben gerade mit Rücksicht auf das Auftreten des Herrn v. Reibnitz verzichtet, an einer dieser Versammlungen teilzunehmen, da sie auch nicht den Anschein erwecken wollten, als gäben sie sich zu einer einseitigen Interessenten-Politik her.

Dennoch ist erreicht, was ich erreichen wollte, als ich im Sommer vorigen Jahres meinen Feldzug gegen die Blätter einleitete: ich habe die Öffentlichkeit darauf hingewiesen, bis zu welchem Grade es Einzelunternehmern unter gewissen Umständen möglich geworden ist, auf die Stimmung der öffentlichen Meinung und zum Schaden der Gesamtheit Einfluß zu gewinnen, und ich möchte nur wünschen, daß mein Opfer nicht umsonst war. Jetzt ist es Sache des Publikums, sich der gewonnenen Einblicke zu seinem Schutz zu bedienen. Sollte ich selbst in Zukunft in eine ähnliche Lage geraten, so werde ich trotz der damit verknüpften Unbequemlichkeiten, gestützt auf die gemachten Erfahrungen, nicht zögern, genau ebenso vorzugehen, wie ich es für die Pflicht eines unabhängigen gut deutschen Publizisten halte. Es bestärken mich darin die vielen Sympathieschreiben, die mir aus dem Inland und Ausland zugehen und für die ich hierdurch auch öffentlich herzlich danke.

Natürlich haben meine Gegner, wie während der ganzen Zeit des Streites, auch während der Verhandlung in Essen und später nicht ohne Erfolg versucht, die Aufmerksamkeit von den Hauptpunkten abzulenken. Zu diesen Versuchen gehört auch das Dementi des Herrn v. Reibnitz in der Post. Herr v. Reibnitz schreibt in der Post: „Nachdem Cleinow die ersten Andeutungen über lichtscheue

Beziehungen der Post zu den Gebrüdern Mannesmann gemacht hat, sind Generalmajor v. Loebell und ich zu Herrn Cleinow gegangen und haben ihn darüber aufgeklärt, daß niemals Dr. Pohl oder ein Beauftragter von ihm oder seinem Verlag bei Mannesmann irgendeine finanzielle Unterstützung gesucht oder gefunden haben. Wir gaben Herrn Cleinow diese Aufklärung in der Absicht, ihm Gelegenheit zu einer loyalen Erklärung zu geben, da er vollständig falsch unterrichtet war."

Hierin widerspricht den Tatsachen, daß Herr v. Reibnitz mit Herrn v. Loebell zu mir gekommen seien. Tatsache ist vielmehr, daß Herr v. Reibnitz allein am 11. September in mein Bureau kam, mich am 14. September noch einmal telephonisch anrief, während Herr General v. Loebell erst am 14. Oktober auf meine eigene Anregung hin ebenfalls allein zu mir kam. Die Angaben des Herrn v. Reibnitz über die Beziehungen der Firma Mannesmann zur Post habe ich damals in Gegenwart des Herrn v. Reibnitz schriftlich fixiert und im Anschluß daran meinem Sekretär wie folgt diktiert:

„Als die Post reformiert wurde und in den neuen Besitz überging, wendete sich Herr Pohl an die Gebrüder Mannesmann, um sie zur Beteiligung an dem Unternehmen aufzufordern. Auf Veranlassung des Herrn v. Reibnitz wurde dieses Gesuch abgelehnt, angeblich, aus Rücksicht auf die politische Situation in der Marokkofrage. Weitere Beziehungen sollen zur Post nicht bestehen."

Selbstverständlich habe ich kein Urteil darüber, ob Herr v. Reibnitz mir etwas objektiv richtiges oder falsches gesagt hat. Es ist auch ganz gleichgültig für meine und der Post Stellung in der ganzen Angelegenheit. Nicht die materiellen Fäden galt es mir aufzudecken, sondern die viel gefährlicheren geistigen, die es im Zusammenhang mit der ganzen übrigen Agitation bewirkt haben, daß wir nicht nur in eine finanzielle Panik, sondern an den Rand eines Krieges gerieten, der unter den ungünstigsten Verhältnissen hätte begonnen werden müssen.

* * *

Berichtigung.

Zu einem weit verbreiteten Bericht über die Prozeßverhandlung in Essen möchte ich mit Rücksicht auf eine an die Presse versandte Richtigstellung des Herrn General v. Loebell feststellen: Ich habe nicht gesagt, Herr Generalmajor v. Loebell und ich hätten beide den Eindruck gehabt, daß die Journalistenversammlung von den Gebrüder Mannesmann inszeniert worden sei, — ich habe vielmehr ausgeführt: „während der Journalistenversammlung gewann ich aus Gesten des Generals v. Loebell den Eindruck, daß auch er meine Auffassung über den Vortrag des Herrn v. Wrochem teilte; ich machte mich daraufhin mit ihm bekannt und Herr v. Loebell wird gern bezeugen, daß man angesichts des Verhaltens Ripplers und v. Wrochems dazu kommen konnte, die Versammlung als von den Herren Mannesmann in Szene gesetzt zu betrachten."

Für sonstige Angaben habe ich Herrn General v. Loebell nicht als Zeuge benannt, da ich wohl wußte, daß er meine Auffassung von der Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch den Pressedienst des Herrn v. Reibnitz nicht teilte.

G. Cleinow

Der Wehrverein

Wehrverein Gegenstück zum Flottenverein — Ein wichtiger Gesichtspunkt — Notwendigkeit gewisser Propaganda — Eine Aufgabe der politischen Parteien — Interesse der Parteien an Heeresfragen — General Keim — Vereins-Unwesen — Praktische Gründe gegen „unpolitische" Vereine — Bankerotterklärung vor dem Auslande — Verhältnis zu den verantwortlichen Stellen — Vernachlässigung der Flotte

Als vor einiger Zeit zum ersten Male in der Öffentlichkeit davon die Rede war, daß ein „Wehrverein" als Seitenstück zum Flottenverein gegründet werden sollte, fanden zwar die Ziele, die sich dieser neue Verein gesteckt hatte, in nationalen Kreisen lebhafte Zustimmung, aber es machte sich doch auch in Kreisen und Parteien, über deren lebhaftes Interesse an der Armee kein Zweifel bestehen konnte, ein gewisses Zögern, eine deutliche Zurückhaltung bemerkbar. Man scheute sich offenbar, einer guten Sache entgegenzutreten, hatte dabei aber zugleich das Gefühl, daß irgend etwas nicht ganz in Ordnung sei. Die Begründer des Vereins, an deren Spitze einer der rührigsten Vorkämpfer nationaler Bestrebungen, General Keim, steht, haben inzwischen eifrig gearbeitet und geworben, um alle Bedenken, die sich gegen den Wehrverein erheben konnten, zu zerstreuen. Wirklich scheint es, als ob in den Kreisen, auf deren Mitwirkung der Wehrverein in erster Linie rechnen muß, die anfänglich geübte Zurückhaltung verschwunden sei. Aber darf man daraus den Schluß ziehen, daß der Verein nun für sein Wirken freie Bahn haben und das gesteckte Ziel erreichen wird, ohne gewisse unerfreuliche Nebenwirkungen auszulösen? Man kann sich leider der Überzeugung nicht verschließen, daß der Eifer, mit dem das Ziel ins Auge gefaßt worden ist, manche politischen Erwägungen beiseite geschoben hat, die für die Sache von großer Bedeutung sind.

Einen sehr wichtigen Gesichtspunkt hat der Verein freilich für sich: was er erstrebt, das muß allerdings irgendwie geleistet werden. Wir sind in der Tat bei der Fürsorge für unsere Wehrkraft an einen kritischen Punkt gelangt. Der Grundgedanke der allgemeinen Wehrpflicht wird längst nicht mehr durchgeführt, weil bei der rasch zunehmenden Bevölkerung die Menge der Diensttauglichen nicht mehr in den Rahmen des Heeres, dem wir aus finanziellen Rücksichten zu enge Grenzen gezogen haben, hineinpaßt. Wir haben auf diesem Gebiete dem Grundsatz der Sparsamkeit so viele Zugeständnisse gemacht, daß damit zugleich auch der Glaube erschüttert worden ist, daß unsere Kriegsrüstung im übrigen auf der Höhe sei. Der preußische Kriegsminister, der ja unbeschadet der Rechte seiner Kollegen in Bayern, Sachsen und Württemberg zwar nicht der staatsrechtlichen Form nach, wohl aber der Sache nach der Reichskriegsminister ist, hat sich vor dem Drängen des Reichsschatzsekretärs bis hart an die Grenze zurückgezogen, wo er die Verantwortung für die Vollständigkeit und Festigkeit der deutschen Kriegsrüstung nur eben noch tragen kann. Die Sache liegt so, daß zwar die Persönlichkeit des Generals v. Heeringen dafür bürgt, daß nichts absolut Notwendiges versäumt und vernachlässigt wird; was wir an Vorkehrungen zur Landesverteidigung getroffen haben, ist im Kern gut, unsere Organisation ist sorgfältig durchdacht und und arbeitet zuverlässig, unsere Offiziere und Mannschaften stehen an Tüchtigkeit und Pflichttreue niemandem nach. Aber die ruhige und sichere Überzeugung, daß auch für die schwersten Gefahren, denen das Reich anscheinend entgegengeht, die volle Einsetzung der Volkskraft zur Verteidigung unserer nationalen Güter

genügend vorbereitet und gesichert ist, daß wir gegenüber sichtbaren Fortschritten feindlich gesinnter Nachbarn auch bestimmte Momente technischer Überlegenheit aufzuweisen haben, — diese Überzeugung besteht leider nicht mehr, und — was das Schlimmste ist — sie besteht gerade da nicht, wo sie am ersten gesucht werden sollte, nämlich da, wo aus politischen oder beruflichen Gründen das stärkste Interesse an dem Gedeihen der Armee vorausgesetzt werden darf. Es ist nicht nötig, hier auf Einzelheiten einzugehen, die das soeben Ausgesprochene näher begründen könnten. Alles das ist zur Genüge schon in der Öffentlichkeit erörtert worden. Hier ist nur die Frage zu beantworten, ob ein „Wehrverein" das rechte Mittel ist, uns aus dieser unerfreulichen Lage herauszuführen.

Daß der Volkswille in dieser Richtung in Bewegung gesetzt werden muß, ist selbstverständlich. Denn die Regierung muß zwar stets im Auge behalten, daß die militärische Sicherheit des Reiches die Grundlage und die Voraussetzung aller politischen Tätigkeit sein und bleiben muß; wo aber nach gewissenhafter Prüfung diese Sicherheit geschaffen ist, da treten für die Regierung natürlich auch andere, aus der allgemeinen Lage folgende politische Erwägungen in ihr Recht. Deshalb ist es durchaus verständlich, daß in Zeiten, in denen das Gleichgewicht der Finanzen des Reiches nach langen Jahren eines unzweckmäßigen Wirtschaftssystems nur eben erst mühsam hergestellt worden ist, die Ausgaben für das Heer möglichst an der unteren Grenze dessen gehalten werden, was man als genügende Leistungen für die Sicherheit des Reiches ansehen darf. Um darüber hinausgehen zu können, muß die Regierung die Gewißheit haben, daß die Notwendigkeit einer größeren Opferwilligkeit der Nation auf diesem Gebiete in einsichtigen Kreisen erkannt worden ist.

Ein solcher Gedanke kann aber nur dann wirksam erweckt und gepflegt werden und nur dann in unabhängigen Gemütern feste Wurzel fassen, wenn er in Zusammenhang mit der politischen Gesamtanschauung gebracht wird. Sagen wir also ganz ehrlich — auf die Gefahr hin, daß manchem Leser dabei ein eiskalter Schauer über den Rücken läuft —: der Gedanke gehört in die politischen Parteiprogramme. Entsetzlich, aber wahr! Wohl ist es richtig, daß vielleicht mancher anfangs davon abgeschreckt werden wird. Denn wir sind ja in Deutschland noch immer überreich an Leuten, die sich vor der Politik fürchten, die nicht begreifen, daß „Politiktreiben" nichts anderes heißt als eine selbstverständliche Pflicht gegen Vaterland, Staat und Volk erfüllen. Und nun gar erst die Parteipolitik! Viele verbinden damit nur die Vorstellung nutzloser, unfruchtbaren Gezänks, und sie glauben ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie sich damit befassen. Ich finde jedoch nicht, daß etwas damit gewonnen wird, wenn wir auf die Schwäche dieser politikscheuen Leute eingehen. Sie sind es nicht, die eine Sache vorwärtsschieben. Gemacht wird es schließlich doch von den politischen Organisationen, und das Gelingen hängt davon ab, ob sie die Wähler mit sich fortzureißen vermögen. Das wird aber in der Regel nur dann mit genügendem Erfolg geschehen, wenn eine Partei mit ihren gesamten Anschauungen den Eindruck zu erwecken versteht, daß sie für die Interessen und den Gesichtskreis derer, die sie an sich heranziehen will, das rechte Verständnis hat. Es kommt also darauf an, einer Frage, für die man wirken will, den rechten Platz im Rahmen einer bestimmten politischen Gesamtanschauung anzuweisen. Damit kommt man

weiter als mit allen Bemühungen, unabhängig von dem politischen Getriebe ein Spezialinteresse dafür zu erwecken.

Es liegt auch wirklich keine besondere Schwierigkeit vor, das Interesse verschiedener politischer Parteien für das Problem einer strengeren Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und für entsprechende Verbesserungen unserer militärischen Rüstung zu gewinnen. Fangen wir von rechts an. Daß die Deutschkonservativen einem Programm solcher Art, das ja in ihrem Parteiprogramm schon gewissermaßen enthalten ist, zustimmen würden, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Das gleiche gilt von der Reichspartei und von den Nationalliberalen. Natürlich wird jede Partei die Grenzen ihrer Zustimmung etwas anders ziehen, ihre Zustimmung selbst etwas anders motivieren. Niemand wird behaupten können, daß das ein Nachteil ist; viele werden darin vielmehr einen Vorteil erkennen. Der Politiker ist im allgemeinen froh, wenn er für das, was er erstrebt, verschiedene Gruppen von Gründen in Bereitschaft hat, von denen die eine mehr auf diesen, die andre mehr auf jenen Kreis wirkt. In unsichere Regionen kommen wir, wenn wir aus dem Kreise der bisher genannten Parteien heraustreten. Bei dem Zentrum kommt es immer auf die jeweiligen taktischen Momente an, ob es zustimmt oder ablehnt. Soweit jedoch bei dieser Partei überhaupt Grundsätze in Frage kommen, darf man annehmen, daß sie sich den hier in Rede stehenden Bestrebungen nicht schlechthin entgegenstellen würde. Unsicher ist auch die Fortschrittliche Volkspartei. Auf ihren rein demokratischen Flügel ist natürlich nicht zu rechnen. Im übrigen ist jedoch zu bedenken, daß die Zeiten vorüber sind, in denen das Hauptkennzeichen eines freisinnigen Mannes in der unentwegten Opposition gegen militärische Forderungen bestand. Es gibt genug Elemente in der Partei, die sich in Fragen der Wehrkraft vernünftigen und wohlbegründeten Forderungen nicht mehr verschließen.

Diese Betrachtungen zeigen, wie weit man ungefähr würde kommen können, wenn es gelänge, die politischen Parteien von der Dringlichkeit einer Reform in Wehrfragen zu überzeugen. Dazu bedarf es aber nicht eines neuen Vereins. Die Männer, die den Gedanken in die Öffentlichkeit gebracht haben, in erster Linie General Keim selbst, verfügen über einen bekannten Namen, eine gewandte Feder und genug persönliche Verbindungen, um die politischen Kreise von sich aus mobil zu machen. Und es wird zugegeben werden müssen, daß die Wirksamkeit des Wehrvereins sich schwerlich über die Kreise hinaus erstrecken würde, die auch auf dem Wege der politischen Parteiorganisationen für den Gedanken, auf den es ankommt, zu gewinnen sein würden.

Es kann nun allerdings ein Einwand erhoben werden. Viele werden sagen: Es ist ja möglich, daß die Sache ebenso gut auch von den politischen Parteien, mit deren Programm sie sich verträgt, in die Hand genommen werden könnte, und daß dies vielleicht in der Wirkung auf dasselbe hinausläuft. Aber wenn den Männern, die das nun einmal unternommen haben, die Tätigkeit in einem ad hoc begründeten Verein geeigneter erscheint, — warum soll man sie nicht in ihrer Weise gewähren lassen? Ist es nicht um der Sache willen besser, sie zu unterstützen, auch wenn man der Meinung ist, daß die Lösung der Aufgabe auf anderem Wege zweckmäßiger wäre?

Allerdings könnte man diesen Standpunkt einnehmen, wenn nicht noch andere Gesichtspunkte gegen die Gründung eines Wehrvereins sprächen. Wenn ein

Deutscher eine gute Idee hat, so gründet er einen Verein, um sie durchzusetzen. Die Post zählte kürzlich einmal alle die Vereine auf, die zur Förderung wichtiger nationaler Bestrebungen gegründet worden sind. Es war eine stattliche Reihe. Das Blatt fügte unwirsch hinzu, das bedeute aber soviele Mißtrauensakte gegen die Regierung. Ich kann nicht finden, daß diese Deutung richtig ist; in einzelnen Fällen ist sie sogar nachweisbar falsch, z. B. hinsichtlich des Flottenvereins. Aber etwas andres scheint mir zutreffend zu sein: das Bestehen aller dieser Vereine bedeutet fast ebensoviele Zeugnisse für eine deutsche politische Unart. Damit soll durchaus nicht behauptet werden, daß einzelne dieser Vereine nicht dringend notwendig sind und segensreich wirken, aber das sind Vereine, deren Sache auch wirklich eine besondere Behandlung und Vertretung erfordert. Ein solcher Verein ist der Flottenverein, weil es sich hier um eines wichtigen Reichsinteresses willen um Verbreitung von Anschauungen und Kenntnissen handelt, die man bei dem Durchschnitt einer binnenländischen Bevölkerung unmöglich voraussetzen konnte. Ein solcher Verein ist auch der Deutsche Ostmarkenverein, weil die Verhältnisse in den gemischtsprachigen Gebieten der östlichen Provinzen Preußens außerhalb dieser Gebiete wenig oder gar nicht bekannt sind und ihr Zusammenhang mit wichtigen Gesamtinteressen des Reiches ohne gründliche und unermüdliche Aufklärungsarbeit in der Regel nicht verstanden wird. Unentbehrlich ist auch der Verein für das Deutschtum im Auslande, weil seine Aufgaben überhaupt nicht auf politischem Wege, sondern nur durch Erweckung und Regehaltung des privaten Interesses gelöst werden können. Diese Beispiele zeigen, daß es noch genug Aufgaben gibt, die unabhängig von den politischen Parteiorganisationen gelöst werden müssen. Desto mehr sollte man im übrigen darauf hinarbeiten, entbehrliche Sonderorganisationen einzuschränken.

Zunächst schon aus praktischen Gründen. Der Deutsche, der heute einigermaßen die nationalen Bestrebungen fördern will, deren Unterstützung er für seine staatsbürgerliche Pflicht hält, muß allermindestens sovielen Vereinen angehören, als es Wochentage gibt. Man höre nur die Männer, die auf diesem Felde praktisch arbeiten, wie unliebsam sie diese Tatsache empfinden. Sie rechnen es sich schon als einen großen Erfolg an, wenn sie bei der Werbearbeit die Antwort erhalten: „Ich will meinetwegen beitreten und den notwendigen Beitrag zahlen (NB. wird dann in der Regel der niedrigste Satz gezeichnet!) unter der Bedingung, daß man mich sonst ungeschoren läßt.“ Das ist, wie gesagt, noch der günstigste Fall. Die meisten entziehen sich jeder Verpflichtung dieser Art oder opfern ältere Verpflichtungen den neuen auf, zu denen sie überredet werden, weil sie das alles, was an sie herantritt, nicht schaffen und leisten können. Die Vielheit der Vereine entzieht diesen die schätzbarsten Arbeitskräfte, die Leute, die so recht mitten im Leben und in der Berufsarbeit stehen; diese sind einfach außerstande, als tätige Mitglieder allen diesen Vereinen zu dienen, während sie die nützlichsten Dinge leisten könnten, wenn sie einer wirklichen politischen Parteiorganisation angehörten, die imstande ist, alle diese Fragen im Rahmen eines Programms unter umfassenden Gesichtspunkten zu betreiben.

Jeder Verein faßt eine besondere Frage ins Auge, löst sie aus ihrem politischen Zusammenhange heraus und versichert, er wolle die Sache fern von jedem „Parteigetriebe“ ganz „unpolitisch“ und „rein sachlich“ machen. Dabei wird vergessen, daß gemeinsame Angelegenheiten, die das Volkswohl betreffen und in irgendeiner

Weise das Schicksal des Staats berühren, unter allen Umständen „politisch" sind und daß es ein grober Unfug ist, einen Unterschied zwischen „politisch" und „sachlich" zu machen. Auch eine vollkommen „unparteiische" Behandlung einer Frage kann nicht unter allen Umständen verhindern, daß eine Partei dagegen auftritt. Dann muß man sich gegen diese Partei wehren, d. h. wohl oder übel selbst parteipolitisch werden und die Unterstützung anderer Parteien suchen. Die Geschichte des Flottenvereins gibt dafür, wie gerade Herr General Keim bestätigen wird, ein schlagendes Beispiel. Wozu aber diese krankhafte Sucht, alle die Öffentlichkeit bewegenden Fragen als unpolitisch hinzustellen und dem Parteikampf zu entziehen? Es das ist doch im Grunde nur ein Zugeständnis an eine nationale Schwäche. Vielleicht liegt dem die Idee zugrunde, jene Spezies von „inaktiven" Staatsbürgern, die man als „Pazifisten der innern Politik" bezeichnen möchte, zu gewinnen. Es ist schon bemerkt worden, daß diese Leute bei der Erkämpfung politischer Forderungen doch nicht in Betracht kommen. Dafür züchtet man sie in diesen Spezialvereinen, die unter der Flagge des Fernbleibens von der Parteipolitik segeln, noch künstlich. Die Pazifisten der innern Politik, die nur falsche Begriffe von dem Wesen und Wert des Parteikampfes verbreiten helfen, sind eigentlich schlimmer als die der auswärtigen Politik. Über diese schreitet die Weltgeschichte hinweg, jene richten in Wirklichkeit mehr Unheil an. Wohin soll es führen, wenn alle politischen Probleme von Bedeutung losgelöst von den politischen Organisationen behandelt werden, als ob sie gewissermaßen zu gut und zu kostbar dafür seien? Nachher kann man sich nicht genug entrüsten über die Kleinlichkeit und Zerrissenheit unseres Parteitreibens. Ja, warum tragen wir denn nicht die großen nationalen Aufgaben in das Parteileben hinein und zwingen die Parteiorganisationen, sich damit zu befassen und die Führung zu übernehmen? Wenn dann die Parteien in der Praxis sehen, wie viel sie doch eigentlich bei allen trennenden Grundanschauungen gemeinsam haben, um so besser!

Wenn soweit schon gewichtige allgemeinpolitische Gründe vor solchen Sonderorganisationen wie der Wehrverein warnen müssen, so ist das nicht einmal das einzige, was dagegen spricht. Die allgemeine Wehrpflicht besteht in Preußen jetzt ungefähr ein Jahrhundert, in den andern Staaten des Deutschen Reiches bald ein halbes Jahrhundert. Wir haben den andern Großstaaten Europas das Beispiel gegeben, wie man ein starkes, technisch vorzüglich durchgebildetes Heer auf der Volkskraft aufbaut. Wir waren bisher das zeitlich und auch dem Ansehen nach erste Volk in Waffen. Daran wäre nichts geändert worden, wenn an geeigneter Stelle die Frage erörtert worden wäre, ob nicht das allmählich eingetretene Mißverhältnis zwischen der Bevölkerungsziffer und dem Bestand der für den Kriegsfall verfügbaren Mannschaften beseitigt und hier und da auch sonst eine Verbesserung der Kriegsrüstung vorgenommen werden könnte. Derartige Erörterungen hätten im Gegenteil bewiesen, daß wir gegen Mängel nicht blind, vielmehr toujours en vedette sind. So soll es aber nicht gemacht werden. Jetzt sind wir nach einem Jahrhundert allgemeiner Wehrpflicht glücklich so weit, daß unter den Augen des uns scharf belauernden Auslandes ein Verein gegründet wird, der dem deutschen Volk zum Verständnis seiner Wehreinrichtungen verhelfen soll. Wenn das nicht eine Bankerotterklärung vor dem Auslande ist, dann weiß ich nicht, wie eine solche noch deutlicher erfolgen könnte. Man komme doch nicht mit dem Flottenverein! Es gab viele Tausende von Deutschen, die von einem Kriegsschiff nicht viel mehr

wußten, als daß es auf dem Wasser schwimmt. Wenn wir der Zustimmung des deutschen Volkes bedurften, um eine Flotte zu schaffen, wie sie uns not tat, so mußte auch dafür gesorgt werden, daß das Volk darüber einigermaßen orientiert wurde. Aber über das Heer bedarf es einer solchen Orientierung nicht. Mag der Prozentsatz der Nichtgedienten auch mehr als wünschenswert angeschwollen sein, das Heer bleibt doch immer eine nationale Institution, über deren Wesen und Zweck sich jeder leicht unterrichten kann, vielleicht mit Ausnahme von gewissen Schichten und Elementen, an die auch der Wehrverein nicht heranreichen wird.

Und wie wird sich das Verhältnis zu den verantwortlichen Stellen, zur Regierung gestalten? Während politische Parteiorganisationen in ihren Bestrebungen vollständig unabhängig und unbefangen vorgehen können, steht ein eigens für Heereszwecke gegründeter Verein, in dem naturgemäß alte Offiziere das erste Wort führen, sicherlich vor dem unangenehmen Dilemma, entweder abhängig zu erscheinen, oder an den maßgebenden Stellen Empfindlichkeiten zu erwecken, die der Sache nicht zum Vorteil gereichen können. Hier kann uns das Beispiel des Flottenvereins direkt warnen. Ich nehme als selbstverständlich an, daß Herr General Keim, der gerade in dieser Beziehung genug Erfahrungen gemacht hat und ein aufrechter Mann ist, alles tun wird, um den Wehrverein vor ähnlichen Krisen zu schützen. Aber ich bin auch überzeugt, daß die Verhältnisse stärker sein werden als er. Der Verein wird entweder mißliebig und unbequem werden, und das würde auf die Sache sehr ungünstig wirken, oder er wird die Überzeugung des Auslandes nähren, daß die Anstrengungen des deutschen Volks nur auf einem Druck von oben beruhten, nicht Betätigungen einer unabhängigen öffentlichen Meinung seien. Wir sollten diesen unsern Interessen abträglichen Wahn, der im Ausland sehr verbreitet ist, nicht unnötig Nahrung zuführen.

Endlich darf auch eins nicht übersehen werden. Es werden sich dem Wehrverein viele anschließen, die die Sache von dem Standpunkt ansehen, daß wir mit Unrecht zuviel Aufmerksamkeit auf die Flotte verwendet haben, und daß darüber die Armee vernachlässigt worden ist. In militärischen Kreisen hat diese Anschauung viel Raum gewonnen, und manche ältere Offiziere halten unsere Flottenpolitik für verfehlt, weil sie glauben, daß wir uns dadurch die Feindschaft Englands zugezogen haben und nun den Folgen dieser Feindschaft wegen des nicht genügenden Ausbaues unserer Landmacht nicht mit voller Energie begegnen können. Daß diese Auffassung unhaltbar ist, weiß jeder, der die Weltlage genauer verfolgt hat. Englands Feindschaft kommt nicht von unserem Flottenbau her; sie würde aber trotz unserer starken Rüstung zu Lande längst in verhängnisvoller Weise einen Weg zur Tat gefunden haben, wenn wir nicht eben unsere Flotte gebaut hätten. Aber die eigentlichen Zusammenhänge sind zu wenig bekannt, und die öffentliche Meinung ist im letzten Jahre zu sehr in der Richtung bearbeitet worden, daß wir unser Landheer der Marine zuliebe aus fehlerhafter Politik vernachlässigt haben. Es wird sich also im Wehrverein sehr bald eine Richtung bemerkbar machen, die ihre Spitze gegen den Flottenverein kehrt. Auch das ist etwas, was Herr General Keim sicherlich nicht will und nach Kräften bekämpfen wird. Aber er wird es nicht unterdrücken können. Von gewissen Seiten, die dergleichen wohl auch voraussehen, ist eine Vereinigung von Wehrverein und Flottenverein vorgeschlagen worden. Auch das scheint ein unglücklicher

Ausweg. Er macht aus zwei Dingen, von denen wenigstens das eine stets ein Ganzes gewesen ist, zwei halbe. Der Schluß ist also, daß man dem Wirken des Wehrvereins nicht mit freudigen Erwartungen entgegensehen kann. Es ist ein ungeeignetes Mittel zur Förderung einer guten Sache. W. v. Massow

Bank und Geld

Die Emissionen von Anlagewerten im Januar — Schwäche des Anlagemarktes — Unsicherheit der Lage — Reichsanleihe und preußische Konsols — Der Ausstand unserer Anleihen — Emissionsstatistik — Die Börse und die Konjunktur — Fiskus und Kohlensyndikat — Stahlwerksverband — Deutsche Schiffahrts- und Handelsinteressen

Der Monat Januar pflegt mit der Wiederkehr der Flüssigkeit auf dem Geldmarkt eine Hochflut der Emission von Anlagewerten zu bringen. Staaten, Gemeinden, privatwirtschaftliche Unternehmungen warten nur auf den geeigneten Augenblick, um möglichst tief und nachhaltig aus dem Borne zu schöpfen, und in dem natürlichen Bestreben, jedem anderen tunlichst zuvorzukommen, sind die Kapitalbedürftigen beflissen, die Aufnahme ihrer Schulden mit größtem Eifer zu betreiben. So pflegen sich in einigermaßen normalen Zeiten die Emissionen der festverzinslichen Werte zu überstürzen. Sie absorbieren in der Regel das Interesse der Finanzwelt wie des anlagesuchenden Publikums fast völlig. Haben sie doch auch kaum eine Konkurrenz seitens der höheren Anreiz bietenden Dividendenpapiere zu fürchten, denn die Neuemissionen von Aktien sind in der Regel an die Fertigstellung der Bilanz des abgelaufenen Geschäftsjahres gebunden und können den Markt daher erst zu einer späteren Zeit beschäftigen. Es ist nun einigermaßen auffallend, daß diese Emissionsära im gegenwärtigen Monat später beginnt und zögernder einsetzt als in früheren Jahren. Allerdings hat sich Preußen und das Reich mit einer Gesamtsumme von 500 Millionen Mark an den Geldmarkt gewandt, auch andere Bundes- und ausländische Staaten, Württemberg, die Schweiz, Österreich, ferner einige Großstädte sind zur Aufnahme öffentlicher Schulden geschritten. Es fehlen aber fast völlig die Neuemissionen von Pfandbriefen der Hypothekenbanken, und es ist offenes Geheimnis, daß die letzteren auch mit ihren hypothekarischen Ausleihungen zurückhalten. Erste Hypotheken sind nur schwer und mit verhältnismäßig großen Opfern zu beschaffen. Der Anlagemarkt liegt also schlecht, obwohl die Geldfülle anscheinend täglich zunimmt. Schon aus der Konstatierung dieser Tatsache läßt sich schließen, daß irgendwo die Rechnung nicht stimmt. Die Geldfülle, welche den Privatdiskont bis auf 3 Prozent hat heruntergehen lassen, so daß nunmehr eine Spannung von 2 Prozent gegen den Reichsbanksatz besteht, ist kein wirkliches Spiegelbild der Geldmarktlage. Die Aufhäufung disponibler Kapitalien ist nicht eine Folge vorhandenen Überflusses, sondern die Wirkung einer anscheinend befolgten Thesaurierungspolitik der Geldbesitzer, insbesondere der Banken. Für diese Erscheinung, die am Beginne eines Jahres, in das man mit so großen Hoffnungen eingetreten ist, einigermaßen befremden kann, lassen sich verschiedene Erklärungsgründe finden. Es mag die Rücksichtnahme auf die Emissionen der Anlagewerte eine gewisse Rolle spielen, vielleicht auch der Wunsch, sie für die bevorstehende Zurückzahlung der amerikanischen Guthaben flüssig zu halten. Im Grunde aber schlummert, manchem vielleicht fast unbewußt, ein Gefühl der Unsicherheit, der Besorgnis über die kommende Gestaltung

der inneren wie äußeren politischen Lage. Namentlich die letztere ist weit entfernt davon, dem Kaufmann jenes beruhigende Gefühl völliger Sorglosigkeit zu geben, dessen er zur vollen Entfaltung seines Unternehmergeistes bedarf. Anscheinend ist zwar der politische Himmel wolkenlos, aber jedermann kennt die Wetterecke, aus der sich plötzlich ein Unwetter zusammenziehen kann. Die Erfahrungen des vergangenen Sommers liegen uns noch in den Gliedern; man ist mißtrauisch gegen offizielle Friedens- und Freundschaftsbeteuerungen, seit man am eigenen Leibe erfahren hat, wie ernsteste Kriegsgefahr mit ihnen Hand in Hand gehen kann. Diese schwer auf dem Wirschaftsleben lastende Sorge scheint mir der Hauptgrund für die unverkennbare Zurückhaltung, welche allenthalben geübt wird. Bestätigt wird diese Auffassung durch die Unruhe, mit der man der Neumission deutscher Staatspapiere als möglicherweise für Rüstungszwecke bestimmt entgegensah, und die Geflissentlichkeit, mit der seitens der Regierung die Bestimmung für produktive Zwecke betont worden ist. Offenbar hat man auch den Betrag der aufzunehmenden preußischen Anleihe aus gleichen Erwägungen auf den möglichst niedrigen Betrag beschränkt.

Mit der neuen Anleihe tritt Preußen nach zweijähriger Frist zum ersten Male wieder an den Geldmarkt mit größeren Ansprüchen heran, wenn man von der vorjährigen Begebung von Schatzscheinen nach Amerika und der Prolongation der im August-September fällig gewordenen um vier Jahre absieht. Der Geldmarkt hat also die seitens der Regierung ihm zugesagte „Schonzeit" genießen können. Wenn man freilich bei Forderung und Gewährung dieser Karenzzeit sich einen günstigen Einfluß auf den Kursstand unserer Anleihen versprochen hat, so war dies ein Irrtum. Der Kurs der 3 und $3^1/_2$prozentigen Anleihen ist weiter zurückgegangen und auch die 4prozentigen werden jetzt zu einem um 60 Pfennig niedrigeren Kurs ausgegeben als vor zwei Jahren. Dabei sind die preußischen Finanzen, wie aus der vom Minister gehaltenen Etatrede ersichtlich, glänzend zu nennen und auch das Reich ist durch die Finanzreform der früheren Misere soweit überhoben worden, daß es für das laufende Jahr fast ohne alle neue Geldbeschaffung auskommt. Das Problem der Preiserhöhung unserer Staatsanleihen ist also auch durch Abstinenz im Schuldenmachen und gute Finanzverwaltung nicht gelöst worden. — Nach dem Verlauf, den der Monat Januar bisher genommen hat, läßt sich fast vermuten, daß das Jahr 1912 keinen wesentlichen Aufschwung in der Wertpapierbegebung bringen wird. Nach der vom „Deutschen Ökonomisten" veröffentlichten Statistik sind die Ziffern von 3,6 Milliarden des Rekordjahres 1908 ständig bis auf 2,7 Milliarden im Vorjahre zurückgegangen, ein deutlicher Beweis für das Abflauen der Konjunkturwelle. Prophezeien ist freilich vom Übel; tritt aber in der allgemeinen Lage keine Besserung ein, wächst vor allem nicht wieder Zutrauen und Zuversicht, so werden viele Hoffnungen, die auf das Jahr 1912 gesetzt worden sind, zu Wasser werden.

Die Haltung der Börse steht mit diesen Symptomen in nötigem Einklang. Der Enthusiasmus des Jahresschlusses ist verflogen. Niemand glaubt mehr an eine fröhliche Hausse, man findet bei näherer Überlegung, daß der gegenwärtige Kursstand der Industriepapiere so hoch ist, daß er schon sehr reichliche Zukunftschancen eskomptiert. Die Folge ist eine Stockung des Geschäfts an der Börse, ein Ausbleiben neuer Käuferschichten. Darüber kann eine gelegentliche Eintagshausse nicht hinwegtäuschen. Selbst die für die Montanindustrie so überaus

bedeutungsvolle Verständigung des Fiskus mit dem Kohlensyndikat hat keinerlei Enthusiasmus auszulösen vermocht. Das Abkommen, welches den Anschluß der übrigen Außenseiter des Syndikats zur unmittelbaren Folge gehabt hat, ist, worauf an dieser Stelle schon hingewiesen worden ist, für das Kohlensyndikat, dessen Alleinherrschaft im Westen dadurch aufs neue wiederhergestellt und festgelegt wird, von um so größerer Bedeutung als der Fiskus sich nicht die eingreifenden Rechte bei der Preispolitik des Syndikates gewahrt hat, die im Interesse der Allgemeinheit wünschenswert gewesen wären. Er hat sich kein Vetorecht, sondern nur ein Rücktrittsrecht vorbehalten. Nun ist zwar denkbar, daß auch schon das letztere Handhabe genug bietet, das Syndikat zu einer auch die Interessen des Konsums berücksichtigenden Preispolitik zu veranlassen. Der Finanzminister hat wenigstens bei seiner Etatrede einem solchen Wunsch besonderen Ausdruck gegeben. Es wäre aber doch der Allgemeinheit gegenüber besser gewesen, wenn der Fiskus auch formell sich als Vertreter des gemeinen Rechts und nicht als bloßer Mitproduzent geriert und demgemäß seine vertraglichen Rechte dem Syndikat gegenüber abgegrenzt hätte. Einen wenig günstigen Eindruck muß es namentlich machen, daß das Syndikat sofort nach dem Beitritt des Fiskus eine Preiserhöhung ins Werk setzt.

Weniger günstig scheint sich nach Ansicht der industriellen Kreise das Schicksal des Stahlwerksverbandes zu gestalten. Die Schwierigkeiten, welche die zuwiderlaufenden Interessen einer Verlängerung entgegensetzen, sind so groß, daß man jetzt vielfach mit der Möglichkeit rechnet, daß ein syndikatsloser Zustand oder die Bildung von Sonderverbänden eintreten wird. Die Folgen kann man an den vor zwei Jahren bei Ablauf des Kalisyndikates eingetretenen Ereignissen leicht ermessen. Es würden unfehlbar seitens der leistungsfähigen Werke Abschlüsse auf so lange Zeit und zu solchen Preisen vorgenommen werden, daß Absatz und Markt auf lange hinaus ruiniert wären. Es ist jedenfalls schon bezeichnend, daß in der kürzlichen Mitgliederversammlung des Stahlwerksverbandes dieser für alle Teile so bedeutungsvollen Angelegenheit gar keine Erwähnung geschehen ist.

Der Abschluß der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrtgesellschaft spiegelt in deutlicher Weise das Wachstum des Anteils der deutschen Schiffahrt an dem Welthandel wieder. Über 40 Millionen Bruttogewinn, 29 Millionen Abschreibungen, eine auf 9 Prozent erhöhte Dividende und eine Vermehrung des Aktienkapitals auf 150 Millionen Mark legen Zeugnis dafür ab, welchen mächtigen Aufschwung die Gesellschaft nach der Krisis des Jahres 1907 genommen hat. Diese Entwicklung geht Hand in Hand mit der des deutschen Außenhandels. Für diesen liegen jetzt die Gesamtresultate für das abgelaufene Jahr vor. Auf nahezu 18 Milliarden ist in rapidem Anwachsen von Jahr zu Jahr der Wert des deutschen Außenhandels gestiegen. Eine wahrhaft staunenswerte Entwicklung, die nur das eine Bedenken wachruft, daß eine so rasch sich vollziehende Verschiebung der Lebensinteressen der Nation auf den Außenhandel eine Vermehrung der Angriffsfläche bedeutet, an die man nicht ohne Sorge denken kann. Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 30/37.

Die Fremdenrechte in der Türkei

Von S. Unzer-Wien

Es kann als ein eigentümliches Zuſammentreffen angeſehen werden, daß überall dort, wohin ſich im Augenblick weltgeſchichtliches Intereſſe richtet, die Frage der Fremdenvorrechte, der Kapitulationen, eine mehr oder minder bedeutſame Rolle ſpielt.

In den Verhandlungen zwiſchen Deutſchland und Frankreich über Marokko nahm die Regelung der Konſulargerichtsbarkeit und des Schutzgenoſſenverhältniſſes, die ja beide auf dem Kapitulationenrechte beruhen, einen großen Platz ein. Entgegen dem haſtigen Anſturm von franzöſiſcher Seite gelang es dem deutſchen Unterhändler, die Aufrechterhaltung beider durchzuſetzen. Die Beſtimmung, daß ſie nach Einrichtung einer nach europäiſchen Begriffen ausreichenden Landesjuſtiz in Fortfall kommen ſollen, gibt ohne Aufgabe des bisherigen Zuſtandes in geſchickter Weiſe den Franzoſen den Anreiz, bald für Juſtizreformen im ſcherifiſchen Reiche zu ſorgen. — In China ſcheinen ſich die Aufſtändiſchen, um eine internationale Intervention zu vermeiden, abgeſehen von einzelnen Pöbelexzeſſen, noch nicht an die im Volke ſo unbeliebten Fremdenvorrechte herangewagt zu haben. Aber die neuen Verhältniſſe werden ſicherlich eine Entwicklung des chineſiſchen Staates mehr nach europäiſchem Vorbilde und damit naturgemäß eine baldige Abſchwächung der Fremdenvorrechte, die hier einen ſo großen Umfang gewonnen haben, herbeiführen. — In Perſien nahmen die letzten von Rußland unternommenen Schritte angebliche Verletzungen der dem fremden Konſularbeamten durch die Kapitulationen zuſtehenden Vorrechte zum Vorwande. — Im Zuſammenhange mit dem italieniſch-türkiſchen Kriege ſtanden die Gerüchte, daß England ſein Protektorat über Ägypten auch formell verkünden wolle und dieſen Schritt durch Beſeitigung der in einer Weiterentwicklung des Kapitulationenrechtes entſtandenen internationalen Gerichte einzuleiten beabſichtige. Damit wäre dann den anderen Mächten das letzte Recht zur Einmiſchung in die ägyptiſchen

inneren Landesangelegenheiten genommen gewesen. Es scheint nicht unbedingt sicher, ob nicht der Krieg in seinem weiteren Verlaufe eine Aufrollung der gesamten ägyptischen Frage, beginnend gerade mit der der gemischten Gerichte, bringen wird.

Die größte Rolle hat das Kapitulationenrecht in der letzten Zeit in der Türkei gespielt, da es von der Pforte nach Ausbruch des Krieges mit Italien für die im Lande ansässigen Italiener sofort außer Kraft gesetzt wurde. In den künftigen Friedensverhandlungen wird diese Frage sicherlich noch mehr hervortreten; und da ihre Lösung für die anderen Mächte leicht unmittelbare Folgen nach sich ziehen kann, darf sie besonderes Interesse beanspruchen, welches über dasjenige eines Völkerrechtsgelehrten an ihren sonderbaren, dem modernen Staate so fremdartigen Erscheinungsformen weit hinaus geht.

Eigentümlicherweise ist die Behandlnng der Kapitulationenrechte durch die Türkei in ihrer eigentlichen auswärtigen Politik ganz anderer Art als im eigenen Lande. In Persien benutzt sie die ihr gegen Zusicherung der Gegenseitigkeit zugestandenen Kapitulationen zur gelegentlichen Entsendung von Konsulatswachen in die Gebiete, die sie bei einer Teilung Persiens für sich zu gewinnen hofft. Im Lande selbst sieht sie dagegen die fremden Botschaftswachen und Stationsschiffe als eine unauslöschliche Schmach an. Auch die Aufhebung der Kapitulationen für Ägypten würde sie nur zum Teil gern sehen. Denn wenn diese Tatsache ihr auch als Hinweis dienen könnte, daß in einem mohammedanischen Staate die Abendländer auch ohne den besonderen Schutz der Kapitulationen leben können, so gilt doch anderseits der Grundsatz, daß die Kapitulationen ein dem Sultan unterstehendes Gebiet wie eine Grunddienstbarkeit belasten und bei dem Eintritt einer zeitweiligen fremden Herrschaft lediglich ruhen. So ist es heute in Cypern und Kreta, so war es bis 1908 in Bosnien-Herzegowina. Die völlige Aufhebung der Kapitulationen in Ägypten würde daher nur ein Hinweis mehr sein, daß dies Land dem Sultan auf immer verloren ist. Dadurch aber würde dem Kalifat von Konstantinopel ein weiterer starker Stoß versetzt, den er bei seiner schwierigen Lage den anderen bedrängten Staaten der mohammedanischen Welt gegenüber um so schwerer empfinden müßte.

In ihrem Wesen sind die Kapitulationen Niederlassungs-, Handels- und Schiffahrtsverträge, welche die christlichen Staaten des Abendlandes zunächst mit den mohammedanischen Staaten des Orients abschlossen und die, nachdem ihre Vorzüge durch Jahrhunderte erprobt waren, in geschickter Weise durch neue Verträge auf Marokko, Sansibar, Siam und Ostasien ausgedehnt wurden. Als ein Gebilde des Mittelalters stehen sie zweifellos in scharfem Gegensatze zum Gedanken des modernen Staates, der sich auf dem Begriffe der völligen Gebietshoheit aufbaut. Von weltwirtschaftlich weitdenkenden türkischen Sultanen den italienischen Städterepubliken als Trägern des Levantehandels zugestanden, um deren kleinen Kolonien das Leben unter der fremdenfeindlichen Bevölkerung zu ermöglichen, haben sie durch das Hinzutreten der Territorialmächte des Abendlandes, durch den Machtverfall der Türkei und einen seit Jahrhunderten dauernden

politischen Druck eine ganz andere Gestalt angenommen, welche die Angehörigen der Kapitulationsmächte jetzt als Bevorrechtete erscheinen läßt. So lange die Türkei unter der Herrschaft des Absolutismus stand, dachte niemand ernstlich an die Beseitigung dieser altehrwürdigen Fremdenrechte. Höchstens versuchte die Pforte von Zeit zu Zeit ihre weitere Ausdehnung und auch ihre Festlegung in klare Regeln zu verhindern. Dagegen hat sich der nach der Verkündigung der Verfassung mächtig einsetzende osmanische Chauvinismus sofort gegen die Fremdenvorrechte gewandt, die er in Verkennung ihrer Begründung in den von den Staatsformen unabhängigen kulturellen Verhältnissen des Orients als durch die Konstitution überflüssig geworden betrachtete. In den letzten Jahren ist auch die Frage der Kapitulationen vielfach erörtert worden, von türkischer Seite unter kalter Ablehnung der Mächte in den meisten Punkten, von der europäischen Öffentlichkeit in der Regel oberflächlich auf Grund von Kenntnissen, die aus theoretischen Völkerrechtsabhandlungen geschöpft waren und nur wenig von den religiösen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen und den daraus entspringenden Bedürfnissen der fremden Kolonien nach starkem Schutze durch ihren Heimatsstaat wußten. Im allgemeinen werden auch nur die Vorrechte der Fremden im Gerichtswesen betrachtet, während sie auf anderen Gebieten des Staatslebens eine ungleich bedeutsamere Rolle spielen.

Der türkischen Gesetzgebung gegenüber stehen die Kapitulationsmächte auf dem Standpunkte, daß alle türkischen Gesetze, bevor sie auf ihre Angehörigen Anwendung finden können, von den Missionen am Goldenen Horn, wenn auch nur stillschweigend, angenommen sein müssen. Ein Einspruchsrecht kann bei Verletzung der Kapitulationen ausgeübt werden. Zahlreiche diplomatische Kämpfe sind so entbrannt. Manches türkische Gesetz, das staatsrechtlich gesetzmäßig ergangen war, kam nie zur Ausführung und führt seither ein Scheindasein in den amtlichen Gesetzessammlungen. Oft gelang es aber auch der Pforte, trotz des Widerspruchs der Missionen, durch die Macht der Tatsachen solche Gesetze auch gegen Fremde in Anwendung zu bringen. In der letzten Zeit haben meist die Gesetze den fremden Einspruch hervorgerufen, durch welche bestimmte wirtschaftliche Vorteile nur ottomanischen Staatsangehörigen und Gesellschaften verschafft werden sollten, da hiermit die in den Kapitulationen unzweifelhaft zum Ausdrucke gelangte Gewerbe- und Handelsfreiheit zu ungunsten der Fremden verlassen worden wäre. Eine nicht unwesentliche Rolle in der türkischen Politik der letzten Jahre spielten die Fremdenbesteuerung und die Erhöhung des Zolles. Die dauernde Vermehrung der Staatsausgaben seit der Konstitutionseinführung, an der der Militarismus, der allerdings hier wie nirgends notwendig ist, die Hauptschuld trägt, läßt die Türkei nach solchen neuen Geldquellen Umschau halten, die sofort erschlossen werden können und nicht wie der langsam steigende Wohlstand erst allmählich Mehrgewinn bringen.

So wurde der Kampf gegen die Steuerfreiheit der Fremden eröffnet. Allerdings zahlen die Fremden vom Grundbesitz, den sie erwerben können

Abgaben, aber von allen persönlichen Staats- und Kommunallasten sind sie befreit. Dem unkundigen Beobachter muß diese Tatsache als schreiende Ungerechtigkeit erscheinen. Der Kundige weiß, daß die fremden Levantekaufleute mehr als im übrigen Auslande außerordentliche hohe Beträge für ihre nationalen Schulen, Kirchen, Krankenhäuser und sonstige Wohlfahrtseinrichtungen zahlen und dadurch dem türkischen Staate einen guten Teil der ihm obliegenden Fürsorge abnehmen. Durch diese den hochgespannten Anforderungen der Fremden Genüge leistenden Einrichtungen sind dem Lande dauernd Muster vor die Augen geführt worden, deren hebendem Einflusse es unendlich viel verdankt. Aber Dank und Anerkennung für die Leistungen der Fremden wird der Orientale wohl kaum je hegen können. Trotz dieser Sachlage sind die fremden Mächte doch bereit, die Besteuerung ihrer Angehörigen zuzulassen, aber sie fordern Kautelen bei deren Durchführung und einige Zugeständnisse der türkischen Regierung in der Zunftfrage. Die Zünfte, Esnafs genannt, dulden nämlich keinen Fremden bei sich, nehmen aber anderseits zahlreiche Ausschließungsrechte für sich in Anspruch und verletzen somit die vertraglich gewährleistete Gewerbefreiheit. Die Aufhebung der Zünfte wäre jedoch bei ihrem gewaltigen Einflusse, der sich besonders im Warenboykott zeigt, eine über die Kräfte der jetzigen Regierung weit hinausgehende Aufgabe. Da anderseits die von den Missionen zur Sicherung ihrer nichtwohlhabenden Kaufleute verlangte Steuereinziehung unter konsularischer Mitwirkung für die Pforte eine Anerkennung und Festlegung des Kapitulationssystems bedeuten würde, so erscheint die Fremdenbesteuerung für die Türkei noch keineswegs als in nächster Zeit erreichbar.

Das türkische Zollwesen erhält dadurch seine Besonderheit, daß die Türkei gegenüber den Kapitulationsmächten in der Festsetzung der Zollgebühren nicht für die Zeit eines kündbaren Handelsvertrages, sondern für immer gebunden ist, also zu jeder Änderung, da alle Mächte die Meistbegünstigung genießen, die Zustimmung jeder einzelnen erlangen, oder besser erkaufen muß. Zurzeit beträgt der Einfuhrzoll für fast alle Waren 11 Prozent vom Werte. Das Bestreben der Türkei in den letzten Jahren ging auf Erhöhung des Wertzolles auf 15 Prozent. Die Versuche sind jedoch gescheitert am Verhalten Englands in der Angelegenheit der Bagdadbahn, für die der vierprozentige Mehrertrag verpfändet war. In der letzten Zeit nimmt daher die Pforte ihre früheren Bemühungen, die Einführung eines Tarifzolles durchzusetzen, wieder auf. Der erste dahingehende Vertrag ist 1891 mit dem Deutschen Reiche abgeschlossen worden, jedoch ist der dem Vertrage angeschlossene Tarif, da er von den anderen Mächten nicht angenommen wurde, infolge der Meistbegünstigungsklausel auch deutschen Waren gegenüber nicht zur Anwendung gelangt. Vor kurzem scheinen auf Grund des Abkommens über Bosnien und die Herzegowina Tarifverhandlungen mit Österreich-Ungarn eröffnet zu sein, aber einen nur langsamen Fortgang zu nehmen. Auf jeden Fall könnte die erforderliche Zustimmung zu Zollveränderungen den Mächten einen günstigen Anlaß geben, weit-

gehende Forderungen auf Besserung der türkischen Zoll- und Hafenverhältnisse zu stellen.

Mit dem Kapitulationenrecht, das in der Gerichtsbarkeit Anwendung findet, hat sich ein eigenartiges und verzweigtes System gebildet, dessen Kenntnis in der Tat ein besonderes Studium erfordert. Der Ursprung dieses Systems liegt in der in den ältesten Kapitulationen enthaltenen Zusicherung von Unverletzlichkeit der Person und Wohnung der Fremden und von Konsulargerichtsbarkeit für die rein internen Angelegenheiten der in besonderen Quartieren lebenden Fremden (Kolonien). In Weiterentwicklung dieser Grundsätze sind die einheimischen Gerichte heute zuständig in Straf- und Zivilsachen, an denen ein Ottomane und ein Fremder beteiligt ist. Jedoch steht den betreffenden Konsulaten eine umfangreiche Mitwirkung zu. Ausgehend von dem Satze, daß türkische Behörden in rein amtlichen Angelegenheiten zur Geltendmachung von staatlichen Hoheitsrechten nur unter konsularischer Vermittlung zu einem Fremden in Beziehung treten können, stellt das Konsulat der fremden Partei alle Gerichtsakte zu. Zu den Verhandlungen wird ein Konsulatsbeamter (Konsulatsdragoman) entsandt, der bei allen Beschlüssen des Gerichts eine beratende Stimme hat und, wenn das Gericht wider Recht und Billigkeit entscheidet, dem betreffenden Akte seine Unterschrift verweigern kann. Da dem Konsulat auch die Vollstreckung der Gerichtssprüche gegenüber seinen Schutzbefohlenen gebührt, entfällt, falls die erforderliche Unterschrift des Konsulatsvertreters fehlt, die Möglichkeit ihrer Durchführung.

Eine auch für die heimischen Kaufleute bedeutsame Einrichtung sind die durch Vereinbarung mit den Mächten entstandenen gemischten Handelsgerichte, die alle größeren Handelssachen entscheiden. In ihnen haben neben drei türkischen Berufsrichtern zwei Kaufleute der in Betracht kommenden Nation Sitz und Stimme; sie bilden mit dem auch hier erforderlichen Konsulatsvertreter eine nicht zu unterschätzende Gewähr für unparteiische Rechtsprechung. Nur für Grundstückssachen sind, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die rein türkischen Gerichte ohne konsularische Mitwirkung zuständig. Zivil- und Strafsachen, an denen eine türkische Partei nicht beteiligt ist, werden von den Konsulargerichten des Staates entschieden, dem die beklagte Partei angehört. Außerdem regelt jeder Konsul allein die Familien- und Erbschaftssachen seiner Staatsangehörigen.

In der Verwaltung ist gleichfalls ein unmittelbarer Verkehr der türkischen Behörden nicht zulässig. Doch hat hier die Übung zahlreichen Ausnahmen den Weg gebahnt. Ängstlich wird aber auch hier von den Mächten die Unverletzlichkeit der Wohnung eines Fremden gehütet. Eine den meisten Kapitulationsländern eigene Einrichtung sind die fremden Posten, die an den Hauptplätzen ihren Sitz haben. Auch sie sind der Türkei ein Dorn im Auge, obwohl sie der trotz aller fremden Reformer noch immer recht mangelhaften türkischen Post als ausgezeichnetes Vorbild dienen könnten. Besonders zahlreich waren die

österreichischen Posten, doch gelang es der Türkei in der Vereinbarung über Bosnien und die Herzegowina einen Verzicht Österreichs auf alle die Postämter herbeizuführen, die sich als alleinige fremde an einem Orte befanden.

Eigentlich nicht auf Kapitulationenrecht beruhend, aber das Bild von der fremden Einmischung in türkische Verhältnisse doch ergänzend, ist die internationale Schuldenverwaltung. Von einem aus je einem Vertreter der deutschen, österreichischen, englischen, französischen, italienischen und türkischen Staatsobligationenbesitzer bestehenden Rat geleitet, werden von ihr fast die Hälfte der indirekten und direkten Staatseinnahmen verwaltet, und erst nach Zahlung der Zinsen bestimmter Anleihen wird der Überschuß dieser Einnahmen an die Staatskasse abgeführt. Die Verdienste dieser „Dette publique", wie sie kurz genannt wird, um das Wohl des türkischen Staates sind riesengroß, und nach Amortisation der der „Dette" überwiesenen Anleihen — neue läßt die türkische Regierung nicht mehr hinzukommen — wird dem Lande ein meist aus Ottomanen bestehendes, nach europäischen Begriffen geschultes Beamtenpersonal zur Verfügung stehen, wobei sich hoffentlich nicht die in der Türkei oft beobachtete Tatsache bemerkbar machen wird, daß der Fortgang fremder Reformer alsbald auch ihr Werk gefährdet.

Derart ist in großen Zügen heute der Stand des Kapitulationenrechtes in der Türkei. Viel Unrecht liegt in ihm und manches, was osmanischen Nationalismus verletzen muß. Aber es heißt für die Mächte abwarten und für die Türkei beweisen, daß ihre Behörden, besonders in den Provinzen, das bei allen Europäern gegen sie bestehende tiefe Mißtrauen nicht mehr verdienen.

Alle zu rügenden Mißstände liegen noch zu sehr in der Anschauung des Volkes begründet, in der auf religiöser Grundlage gewonnenen Stellungnahme zu den Fremden. Alles dies wird eine erst mit einer neuen Generation mögliche höhere Volksbildung bessern können, die ja überhaupt allein Bestehen und Fortschritt der Türkei sichern kann.

Nach dem Ausbruch des türkisch-italienischen Krieges übernahm Deutschland den Schutz der in der Türkei lebenden Italiener, ebenso wie es sich bereit erklärte, die Türken in Italien schützen zu wollen. Die Hohe Pforte, welche die Übernahme des Schutzes der Italiener durch Deutschland nicht ungern sah, erwiderte sofort auf die deutsche Übernahmeerklärung, daß sie nur eine Ausübung des Schutzrechtes nach den Regeln des allgemeinen Völkerrechtes anerkennen könne. Da Deutschland als Vertreter Italiens hiergegen nicht Einspruch erhoben hat, sind damit tatsächlich zum ersten Male die Kapitulationen gegen Angehörige einer europäischen Großmacht in Wegfall gekommen. Während des türkisch-russischen Krieges, in dem auch Deutschland die in der Türkei ansässigen Russen schützte, haben sie weiter bestanden. Die Italiener müssen also seit Ausbruch des Krieges vor Gericht erscheinen, und den deutschen Konsulaten steht in ihren Angelegenheiten kein Vermittlungs- und Assistenzrecht zu. Die Italiener müssen ferner nunmehr alle Staatssteuern zahlen, und die türkische Regierung, die von

der Verpflichtung, nur 11 Prozent Zoll zu erheben, durch den Krieg befreit ist, konnte einen Kampfzoll von 100 Prozent schaffen, durch den der italienische Levantehandel schwer getroffen wurde. Während die Kapitulationsmächte der türkischen Regierung sonst das Recht absprechen, ohne ihre Zustimmung einen Fremden auszuweisen, konnten auch jetzt zahlreiche politisch verdächtige Italiener alsbald nach Kriegsausbruch zum Verlassen des Landes veranlaßt werden. Eine Massenausweisung dagegen sparte sich die Pforte als politische Maßregel gegen einen Angriff Italiens vom Ägäischen Meere her auf, nachdem die in der ersten Zeit stark aufsteigende nationalistische Neigung zur Ausweisung von Deutschland mit Erfolg energisch bekämpft war — nicht zum Unsegen der Türkei, die mit dieser harten Maßregel sofort viel von der europäischen Sympathie verloren hätte. In der letzten Zeit hat die Pforte in dieser Frage wieder einen Anlauf genommen, indem sie die Italiener aus den Seefestungen des Ägäischen Meeres ausweisen wollte. Aber auch diesmal gelang es der deutschen Diplomatie in Konstantinopel, die Ausführung dieses Planes, der besonders für die in Smyrna ansässigen und meist dort heimischen achttausend Italiener die Vernichtung ihrer Existenz bedeutet hätte, zu verhindern. Insbesondere wachte dann auch die deutsche Botschaft darüber, daß die beim Bau der Bagdadbahn mit Erdarbeiten beschäftigten Italiener im Lande bleiben konnten und gegenüber den Einheimischen einen genügenden Schutz durch die Behörden erhielten. Auch sonst konnten alle deutschen Konsulate ihren italienischen Schutzbefohlenen bei ihren meist guten Beziehungen zu den einheimischen Behörden wirksamen Schutz angedeihen lassen. Da die Italiener sich plötzlich der wertvollen Kapitulationsrechte beraubt sahen und diesen Verlust aus Unkenntnis auf den Mangel an konsularischem Schutz schoben, entstanden infolge ihrer Klagen Vorwürfe gegen die deutschen Schutzbehörden. Bei Kennern der Verhältnisse, die alle über die geringe Belästigung der Italiener in der Türkei erstaunt sind, werden diese Vorwürfe sicherlich keine Zustimmung finden.

Wie schon oben erwähnt, ist die Frage bedeutsam und schwerwiegend, ob es Italien bei einem Friedensschlusse gelingen wird, wieder in den Besitz der Kapitulationsrechte zu gelangen. Das meiste wird natürlich von der Entwicklung des Krieges abhängen. Wahrscheinlich wird ein Zolltarifvertrag mit Italien abgeschlossen werden, während die italienischen Postämter, die erst vor einigen Jahren durch starken Druck erobert wurden, kaum auf eine Wiedereröffnung hoffen dürfen. Da auch Österreich-Ungarn beim Ausgleich über Bosnien und die Herzegowina seinen Verzicht auf die Kapitulationen unter Vorbehalt der Meistbegünstigung ausgesprochen hat, so dürfte die Türkei in ihrem Kampfe gegen die Fremdenvorrechte einen weiteren Vorsprung erringen können.

William James und das deutſche Geiſtesleben*)

Von Privatdozent Dr. Günther Jacoby-Greifswald

Eine kurze Darſtellung des deutſchen Geiſteslebens nach der Zeichnung, vielmehr Verzerrung durch James möge dem erſten, lediglich berichtenden Aufſatz in Heft 3 dieſer Zeitſchrift folgen. „Wäre Bismarck in der Wiege geſtorben," ſo ſchreibt James in ſeinen Reden an Lehrer und Studenten, „dann würden die Deutſchen noch immer damit zufrieden ſein, als eine Raſſe von bebrillten Gelehrten und politiſchen Pflanzenfreſſern aufzutreten und den Franzoſen als „dieſe gutmütigen", oder „dieſe einfältigen" Deutſchen zu erſcheinen. Bismarcks Wille zeigte ihnen zu ihrem eigenen großen Erſtaunen, daß ſie ein viel lebhafteres Spiel treiben konnten. Die Lehre wird nicht vergeſſen werden."

Ich laſſe es dahingeſtellt, ob Deutſchland je das märchenhafte Volk von bebrillten Gelehrten geweſen iſt. Jedenfalls ſollte man nach den Worten von William James annehmen, daß ſelbſt für ihn dieſe Zeiten längſt vorüber ſind. — Weit gefehlt! — Für James iſt Deutſchland nach wie vor der ſagenhafte Brütkaſten für ein Brillengelehrtentum. „In Deutſchland," ſo ſchreibt er, ſei es „das ausdrücklich eingeſtandene Ziel der höheren Erziehung, den Studenten in ein Handwerkszeug zum wiſſenſchaftlichen Fortſchritt zu verwandeln. Die deutſchen Univerſitäten ſind ſtolz auf die Zahl junger Fachleute, die ſie jedes Jahr erzeugen — nicht notwendigerweiſe Leute von irgendwelcher ſelbſtändiger Kraft des Denkens, aber ſo geübt in wiſſenſchaftlicher Facharbeit, daß, wenn ihnen ihr Profeſſor eine geſchichtliche oder philologiſche Arbeit oder ein Stückchen Laboratoriumswerk aufgibt, mit einem allgemeinen Hinweis betreffs der beſten Verfahrungsweiſe, ſie dann von ſelbſt darauf losgehen, die Apparate brauchen und die Quellen ſo benutzen können, daß ſie nach einigen Monaten irgendein winziges Pfefferkörnchen von neuer Wahrheit auszuklauben vermögen, das dann wert iſt, in dem Speicher des noch fehlenden menſchlichen Wiſſens über den Gegenſtand aufgeſtapelt zu werden. Kaum etwas anderes wird in Deutſchland als akademiſcher Befähigungsnachweis anerkannt, als die Fähigkeit, ſich auf dieſe Weiſe als ein wirkſames Handwerkszeug zu wiſſenſchaftlicher Unterſuchung zu zeigen."

*) Ein Aufſatz zu dem gleichen Thema befindet ſich in Heft 3.

Und noch verzerrter ist das Bild, das James neben dem deutschen Studenten vom deutschen Professor zeichnet. „Bei einem Gegenstande wie der Philosophie," heißt es im „pluralistischen Weltbilde," „ist es wirklich verhängnisvoll, die Fühlung mit der menschlichen Natur, der freien Luft zu verlieren und mit Ladenhüterbegriffen zu denken." „In Deutschland sind die Denkformen so kanzleimäßig geworden," daß jeder, der eine Professur erlangt und ein Buch geschrieben hat, so verdreht und überspannt es auch sein mag, das gesetzliche Recht erworben hat, für immer in der Geschichte dieses Gegenstandes zur Schau zu stehen: wie eine Fliege im Bernstein. Alle späteren haben die Pflicht, ihn anzuführen und ihre Meinungen an der seinen zu messen. Das sind die Spielregeln des Professorentums — sie denken und schreiben voneinander und füreinander in ausschließlichem Wechselverkehr. Mit diesem Ausschluß der freien Luft geht aller wahre Blick verloren. Überspanntes und verqueres Zeug zählt gerade so viel wie gesundes und lenkt dieselbe Aufmerksamkeit auf sich. Und wenn einer gar wagt, volkstümlich zu schreiben und unmittelbar losgeht auf den Gegenstand selbst, dann wird es für oberflächliches Zeug und ganz unwissenschaftlich gehalten."

Man sollte über ein solches Urteil um so mehr erstaunen, als die gegenwärtige deutsche Philosophie im Gehalt wie in der äußeren Form unendlich viel volkstümlicher ist als die gegenwärtig rein fachwissenschaftliche Philosophie in Amerika. — Aber aus William James' Farbenkasten wurde England und Frankreich immer rosa in rosa angestrichen, und Deutschland grau in grau. „Der englische Verstand, Gott sei Dank, und der französische," so schreibt James, „haben immer noch ihre Abneigung gegen rohe Technik und Barbarei behalten und sind darum den Aussichten natürlicher Wahrheit näher. Ihre Literaturen zeigen weniger offensichtliche Fehler und Ungeheuerlichkeiten wie die deutsche. Man denke an die deutsche Ästhetik mit der Albernheit, eine so unästhetische Persönlichkeit wie Kant auf den allbeherrschenden Thron zu setzen. Man denke an deutsche Bücher über Religionsphilosophie, wo die Kämpfe des Herzens in Begriffsjargon und aufgestützte Dialektik übersetzt werden" usw. — „Der Rhein hat sich in die Themse ergossen." „Der Strom des deutschen Idealismus hat sich über die akademische Welt von Großbritannien ergossen. Allgemeines Unheil!" Genug und übergenug.

Man wird nach all den Beweisstücken, die ich erbracht habe, nicht mehr zweifeln, daß William James für deutsches Wesen wirklich ein unverhältnismäßig geringes Verständnis hatte, ja, man wird darüber hinaus anerkennen müssen, daß James' Verständnislosigkeit für deutsches Wesen keineswegs unbedeutend und belanglos für seine philosophische Wirksamkeit gewesen ist, daß je länger je mehr diese Verständnislosigkeit in einen offenen Gegensatz und der Gegensatz zu einem ausdrücklichen Kampfe gegen das deutsche Geistesleben ausartete. Der Kampf um den Pragmatismus war nicht zum kleinsten Teile ein Kampf gegen das Deutschtum in der englischen und amerikanischen Philosophie.

Es wäre weder sachlich noch persönlich gerechtfertigt, sich über diese Tatsache zu erregen. — Persönlich nicht: denn James handelte im Kampfe gegen uns nach bester, eigenster Überzeugung, und ich glaube nicht, daß irgendein Philosoph oder Psychologe in Deutschland dem allverehrten Meister der amerikanischen Psychologie um seiner Angriffe willen gram ist; selbst da nicht, wo diese die Pfade der Wissenschaftlichkeit und des guten Tons verlassen. Aber auch sachlich brauchen wir uns nicht zu beunruhigen, über Erfolg und Nichterfolg entscheidet im Wissenschaftsleben nicht die Neigung und Abneigung des einzelnen, sondern Kraft und Tüchtigkeit der Sache. Und da scheinen die Tatsachen William James völlig unrecht zu geben. Die Ausdauer und Genauigkeit des Deutschtums in der Philosophie zeitigt nach wie vor die wichtigsten Ergebnisse. Der vorgebliche Pessimismus Luthers hat seinerzeit eine der gewaltigsten und gesundesten Umwandlungen im deutschen Geistesleben hervorgebracht und bleibt im Wandel der Zeiten ein Wahrzeichen, das die innere Fortentwicklung im deutschen Volke aufbaut; die vorgebliche „Pedanterie" Goethes hat die deutsche Dichtung aus der Pedanterie des Auslandes erlöst und ihr die gesunden lebenskräftigen Bahnen vorgezeichnet, auf denen sie trotz mannigfaltiger, vielleicht allzu wenig pedantischer Umwandlung auch heute wandelt. Der Pessimismus Schopenhauers und der glänzende Optimismus Nietzsches haben zweimal eine wichtige Umwälzung im deutschen Geistesleben hervorgebracht, von denen die letztere schon längst alles Krankhafte abgestreift und heute eine überaus glückliche Wendung genommen hat. Kant ist keineswegs kalt gestellt, sondern übt nach wie vor, wenn auch der gegenwärtigen Zeitlage entsprechend nicht mehr als unbedingter Herrscher, seinen segensreich erziehenden Einfluß aus — in Deutschland wie jenseits der deutschen Grenzen. Und statt der von James erhofften Musketenfeuervernichtung erwacht gerade heute zusammen mit der großen Bewegung der sogenannten Neuromantik ein neues Verständnis für das Große im Werke Hegels, sowohl in der deutschen Jugend aller Fachgebiete, als auch in Frankreich und in Italien.

Wir brauchen uns also vor dem Fehdegange William James weder zu fürchten, noch sollten wir dem hochverdienten, zu früh von uns genommenen Manne persönlich gram werden. Vielmehr können wir sein leidenschaftliches, anglo-amerikanisches Schelten auf uns in deutscher Weise rein sachlich prüfen und nach den Gründen fragen, um deren willen James seinen Kampf gegen das Deutschtum eröffnete. — Und da kommen wir nun freilich sogleich in arge Verlegenheit. Denn wohin wir auch blicken mögen, mit Gründen ist James in seinem Kampfe gegen uns äußerst sparsam. Persönliche Gefühle und allgemeine Versicherungen! Das ist alles. — Doch Gefühle und Versicherungen sind billig, Gründe teuer.

Hier also sind wir um die erhoffte Ernte betrogen und auf uns selbst angewiesen. Eine Beobachtung hilft uns weiter. James' Philosophie, oder vielleicht besser: sein Philosophieren läßt sich mit dem Ausdruck der „Welt-

anschauung" zwar belegen, aber durchaus nicht wie gewöhnlich mit dem Ton auf der ersten Silbe, sondern einzig und allein auf den letzten Silben. Nicht auf die Welt in der Tat, nicht auf den Gegenstand kommt es bei ihm an — da bleibt alles beim alten —, sondern einzig und allein auf die Anschauung der Gegenstände und zwar seine, William James', eigentümliche Anschauung. Mehr als alle mir bekannten Philosophien, im höchsten Grade ist das Philosophieren von James persönlich. Kennzeichnend genug knüpft der vielgenannte Pragmatismus an das alte Wort des Protagoras an: der Mensch ist das Maß aller Dinge. Und zwar nicht der Mensch als Gattungswesen, sondern jeder einzelne Mensch, nach der Pragmatisten Meinung. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, heißt daher für den Bezirk von James eigenem Denken: William James ist das Maß aller Dinge. — Und dies bedeutet als Zwillingsbruder des Pragmatismus das nicht mindergenannte Schlagwort: „Pluralismus" — die Welt, nicht wie sie ist, als dinghaft, einheitlich Gegebenes, sondern meine Erlebnisse der Welt in bunter, mannigfaltiger Abfolge, eine Vielheit, die mir heute so aussieht und morgen anders. Sie hängt von mir ab. Die Möglichkeit ihrer Einheit, unabhängig von mir, schiert mich wenig.

Wir haben keinen Umweg gemacht, sondern stehen unmittelbar am Ziele. — In das pluralistische Weltbild von William James gehören auch wir Deutschen. Aber wiederum ganz nach pluralistischer Art: nicht wie wir wirklich sind in unserem unabhängigen Eigenwert, sondern so wie James uns Deutsche sieht.

James sieht uns Deutsche nach pluralistischer statt monistischer Weise. Etwas „monistisch" ansehen heißt: die einzelnen Teile untereinander verbinden und sie durch einander erklären, Einheit bringen in die erste, scheinbare Vielheit unserer Eindrücke und sie durch sich selber erklären. Das war nicht James Art. Das große Geheimnis seiner Philosophie ist: die Einheit bin ich! James' Urteile über uns Deutsche sagen daher weniger, was wir wirklich sind, sondern vielmehr, wie wir zu der Persönlichkeit von James passen. Und da ist die Antwort denn in der Tat: herzlich schlecht. Aber William James fühlte der unerschöpflichen Volkskraft und der Ausdauer der Deutschen gegenüber nicht nur Fremdheit und Abneigung, sondern auch eine gewisse Scheu und abgenötigte Bewunderung.

„Das Wunder ist, daß bei ihrer (derbdeutschen) Art, zu philosophieren, individuelle Deutsche überhaupt noch geistige Selbsttätigkeit bewahren. Daß sie trotz allem Frische und Urkraft in so hervorragendem Maße betätigen, zeugt von dem unzerstörbaren Reichtum der deutschen Gehirnkraft." Ein großes, ein unbegreifliches Wunder wäre der hohe Stand der deutschen Wissenschaft allerdings, wenn wir die Narren wären, zu denen James uns stempelt.

Das Wesen seiner Persönlichkeit verleitet William James dazu, das Bild unseres geistigen Lebens vor den Augen der Amerikaner bis zur Unkenntlichkeit

zu verzerren. Worin bestand nun aber diese Persönlichkeit von James, seine Persönlichkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft? Sie bestand, kurz gesagt, in dem, was er als „Radical Empiricism" bezeichnet. Keine sogenannte „Theorie", sondern Blick für die Tatsachen, so wie sie sich dem augenblicklichen Erlebnis darstellen. Ein Amerikaner sagte mir einmal: was ihn und alle bei James im Gegensatz zu anderen Philosophen so anzöge, sei sein Mutterwitz. Damit hat es seine Richtigkeit. James' Weise, den Wissenschaftsstoff zu behandeln, ist Mutterwitz. Es ist Ausschaltung aller Theorie. Fachsprache heißt Sprache bestimmter Theorien. Theoriefreies Denken heißt Mutterwitz. James behandelte die Dinge der Wissenschaft just so, wie sie ihm im Augenblick erschienen. Schon hierin stand er zu den Verfahrungsweisen der deutschen Wissenschaft in schroffem Widerspruch. Das Wesen, und man darf sagen, die Größe des deutschen Wissenschaftslebens, wie überhaupt der deutschen Kultur besteht im „System", in der wechselseitigen Verquickung der einzelnen Ergebnisse, Forschungen und Aussichten. Alles Systemartige aber war William James, da er selbst eine durchaus unsystematisch angelegte Natur war, äußerst zuwider.

Sehen wir auf die verschiedenen Angriffspunkte in der Fehde James' gegen unser Wissenschaftsleben, so erkennen wir, daß es immer wieder jene systematische Ader ist, gegen die sich sein Ingrimm und leider nicht immer gewählter Scherz richtet. Er übt das Verfahren jener Witzblätter, die es sich zum Beruf machen, ihre Zeitgenossen zu verzeichnen und auf die Verzeichnungen loszuschlagen. Das Bild, das William James von dem deutschen Wesen zeichnet, und auf das er losschlägt, ist in der Tat „geradezu gräßlich" und voll von törichten Absonderlichkeiten — aber es ist gar nicht Deutschland.

Die Größe der deutschen Wissenschaft beruht auf drei Eigenschaften: Ursprünglichkeit, Tatkraft und Fleiß. Trotz William James schäme ich mich nicht, das Wort „Fleiß" hier besonders zu betonen. Nur Backfische und Primaner stellen sich das „Genie" als einen Menschen vor, der unerhörte Wahrheiten aus dem Ärmel schüttelt. Die Wirklichkeit sieht weniger lustig aus. Das Genie selbst, Goethe, sagte: „Genie ist Fleiß" und William James, der auch etwas Geniales an sich hatte, war im Gegensatz zum Scheine seiner eigenen Lehre außerordentlich fleißig.

Wenden wir das auf die deutsche Wissenschaft an. Was William James ihr vorwirft, ist ein Mangel an Heldentum, ist die tödliche Geduld, das Nichtgelangweilt-werden-können, das scheinbar so kleinliche Kratzen und Schraben. Gewiß ist das alles sehr wenig „heldenhaft"; aber es steckt dahinter Wirklichkeitsgeist, d. h. eine richtige Erkenntnis unseres gegenwärtigen Lebensstandes und des wissenschaftlichen Sachbefundes.

Nicht die Kleinlichkeit und fast teuflische Verschmitztheit des „Germanprofessors" war es, die sich die Psychologie schuf als Gegenbild ihrer angeblichen Schulmeisterei, sondern unbeirrter, nüchterner Wirklichkeitssinn, welcher erkannte, daß diese Wissenschaft denselben Entwicklungsgesetzen folgen müsse, wie die anderen Natur- und Geisteswissenschaften. Freilich auch in der Physik und

Chemie galten „Ritterart" und „Ahnungsvermögen", bevor sie im eigentlichen Sinne Wissenschaft wurden; und die Geschichtswissenschaft war im Anfange Dichtung. Aber heute sind sie alle aus den Kinderschuhen des Rittertums und der Dichtung heraus. Außer der Philosophie steckte bis vor kurzem nur noch die Psychologie in diesen Anfängen. Sie war höchst anziehend auf diese Weise, ein glänzendes Kunstwerk, glänzender als in James eigener Darstellung. Aber von der Kunst im Kunstwerke abgesehen, rein wissenschaftlich, stand sie, und steht selbst bei James noch, auf schwachen Füßen. Der Stoff war unsicher, war von der zufälligen Seelenlage des Psychologen abhängig, und also voll von Fehlerquellen. Damit ist nun ein für allemal gebrochen. Wie Physik und Chemie soll auch die Psychologie aus dem Stande der Kunst und Dichtung in den Stand der Wissenschaft erhoben werden. Das bewirkt und gegenwärtig auf allen Bahnen in allen Ländern siegreich durchgeführt zu haben, ist in erster Linie das Verdienst deutscher Wissenschaft.

In der Beurteilung der deutschen Psychologie irrte sich James. Aber James war nicht nur Psychologe. Er war auch Philosoph; und wie als Psychologe so stellte er sich als Philosoph dem deutschen Wesen der Philosophie mehr tatkräftig als liebenswürdig gegenüber.

Wenn William James für die englische Erfahrungs-Philosophie eintrat in offenem Gegensatz zur deutschen Weltanschauung, so hieß das nichts anderes, als daß er eintrat für einen gewissen englischen Menschentypus im offenen Gegensatz zum deutschen Menschentypus.

In seiner unliebenswürdigen Vergleichung des deutschen und des englischen Universitätslebens, hebt James hervor, daß es die Aufgabe der englischen Erziehung sei: einen bestimmten Menschentypus herzustellen, „eine Summe", wie er sich ausdrückt, „vorausbestimmter Reaktionen allen möglichen Lebenslagen gegenüber, den gentleman." „Oxford macht es sich zur Aufgabe, einen englischen gentleman zu lehren, wie sich ein englischer gentleman benimmt." William James hat mit dieser Kennzeichnung in der Tat das unterscheidende Merkmal der englischen Universität gegenüber der deutschen hervorgehoben. Die deutsche Universität macht es sich nicht zur Aufgabe, einen deutschen Herrn zu lehren, wie sich ein deutscher Herr zu benehmen hat. Nach unserem Herkommen ist das ausschließlich Sache der Kinderstube. Dagegen macht es sich die deutsche Universität in hervorragendem Maße zur Aufgabe, einen deutschen Studenten zur Persönlichkeit zu erziehen — eine Tatsache, die William James natürlich nicht berücksichtigt, die aber nichts desto weniger wichtig und wahr ist. England ist das Land der gentlemen; Deutschland ist das Land der Persönlichkeiten. Gentleman und Persönlichkeit aber stehen sich im Grunde feindlich gegenüber. Nicht als ob ein gentleman nicht auch etwas Persönliches an sich haben, und eine Persönlichkeit kein gentleman sein könne. Aber das Ideal des gentleman ist unverträglich mit dem Ideal der Persönlichkeit und das Ideal der Persönlichkeit unverträglich mit dem Ideal des gentleman.

Ein Wort zur Erklärung. Gentleman heißt, wie James es selber sehr mit Recht ausdrückt, eine „Summe vorausbestimmter Reaktionen allen möglichen Lebenslagen gegenüber." Ein Geschäftsmann setzt mich in die Lage, diese Summe vorausbestimmter Reaktionen allen möglichen Lebenslagen gegenüber handgreiflich darzustellen. Vor wenigen Tagen nämlich schickte mir eine Chicagoer Agentur ein Reklameheftchen, aus dem ich mir nicht ohne stilles Vergnügen die vierzehn vorausbestimmten Reaktionen des Gentleman allen Lebenslagen gegenüber ausgeschnitten habe.

„Personal Qualities Having economic value."

Ich will nichts über die ersten sieben „qualities" sagen. Sie verlangen einfach, daß man ein anständiger Mensch sei. Dann aber Nr. 8.

Nr. 8. Power to tell a good story.

Nr. 9. Voice: Pleasant, clear, smooth, musical, decisive, modulated, cultivated.

Nr. 10. Manners: Conventional, graceful, quiet, free from peculiarity.

Nr. 11. Smile: Pleasant, cheery, attractive, natural, genuine.

Nr. 12. Handshake: Warm, cordial, not clammy, listless, uncertain.

Nr. 13. Postures: Erect, refined, graceful, never lounging, dignified.

Nr. 14. Dress: Conventional, not showy, neat.

Der Mann, der diese vierzehn Tugenden zusammenstellte, kein Philosoph, wie er uns ausdrücklich versichert, sondern ein „hardheaded businessman" hatte das gentleman Ideal just in dem Sinne der englischen Universität vor sich: der gentleman ist eine Summe vorausbestimmter Reaktionen allen möglichen Lebenslagen gegenüber. Handschlag: Reaktion 12. Gesellschaft: Reaktion 8. Sprechen: Reaktion 9. Anzug: Reaktion 14 usw. Ich leugne nicht, daß der gentleman wirklich so ist, wie James und der hardheaded businessman ihn beschreiben. Ich beklage es sogar. Denn ein gentleman ist wie ein „Pianola", aber nicht wie ein Musikinstrument.

Dem gentleman als der Summe der vierzehn Reaktionen ist die Persönlichkeit stracks entgegengesetzt. „Persönlichkeit" ist just das Gegenteil vorausbestimmter Reaktionen. Persönlichkeit heißt Pflege des eigenen, des dem Einzelnen zugehörigen, eigentümlichen Wesens. Nicht Nr. 14: „dress conventional", sondern ziehe dich an, wie es dir gemäß ist. Nicht Nr. 9: „Voice: pleasant, smooth, musical" usw., sondern sprich so, daß man an deiner Stimme merkt, wie dirs ums Herz ist. Und wahrlich nicht Nr. 10. „Manners: conventional, free from peculiarities". Gerade die peculiarities sind das Wesen der Persönlichkeit. Nur muß man sich bewußt bleiben, daß peculiarities keineswegs eccentricities sind, und daß lächerliche peculiarities eine lächerliche Persönlichkeit bedeuten.

Wir haben keinen Umweg gemacht, sondern stehen im Brennpunkt unserer eigentlichen Frage. William James' Kampf gegen die deutsche Philosophie als Weltanschauung zugunsten der englischen Erfahrungslehre bedeutet einen Kampf

für das englische Gentlemantum und gegen die deutsche Ausprägung der Persönlichkeit. So wenig William James diese Formulierung seines Standpunkts würde wahr haben wollen, so sehr entspricht sie doch dem Sachverhalt. Was für eine Philosophie man hat hängt ganz davon ab, was für ein Mensch man ist. Eigentümliche Menschen brauchen eine eigentümliche Philosophie, gentlemen brauchen die gentleman-Philosophie, die ihnen jene Summen der ein für allemal festgesetzten Reaktionen in allen Lebenslagen gewährleistet. Es ist daher keineswegs Zufall, daß in der ganzen Geschichte der englischen Philosophie, Herbert Spencer und den von Deutschland beeinflußten Carlyle ausgenommen, auch nicht ein einziger großer Philosoph der Weltanschauung zu verzeichnen ist, dahingegen in Deutschland Schlag auf Schlag eine großartige philosophische Weltanschauung der anderen folgte. Leibniz, Kant, Herder, Goethe, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Herbart, Fechner, Lotze, Hartmann, Wundt, Nietzsche, Eucken, und heutigen Tages sproßt und grünt es wieder allerorten. Der Mensch bedarf eigentümlicher, großartiger Weltanschauungen, weil sein Persönlichkeitsstreben dessen bedarf. Seine Weltanschauung hat gewissermaßen für ihn einen religiösen Wert. Sie soll das Ahnen des Menschen von der Heiligkeit seines Lebens zum Ausdruck bringen. Sie soll das Ziel seines inneren Treibens und Drängens wenigstens im Umrisse entwerfen, um das Licht einer weiteren Welt in die Enge des Alltags scheinen zu lassen.

William James wünschte die Niederlage der, wie er selbst sagt, vornehmer klingenden teutonischen Weltanschauung durch die englische und amerikanische Philosophie, um für den gentleman der Oxforder Universitätserziehung Raum zu gewinnen. Für den gentleman und seine vorausbestimmte Reaktionssumme ist die deutsche Philosophie als Weltanschauung in der Tat nicht geeignet. Da lebt zu viel eigenwilliges, viel zu viel außerordentliches Kraftmenschentum. Da ist nichts „conventional“; da ist alles voll von „Peculiarities“. Gestalten wie Fichte, Schopenhauer, Hartmann oder gar Nietzsche sind mit dem Ideal des gentleman nicht vereinbar. Weltanschauung ist Ausprägung von Persönlichkeit; und Persönlichkeit ist von Weltanschauung beherrscht. Beides steht in Wechselwirkung und da beides übernormales Bewußtseinsleben bedeutet, so ist es in den meisten Fällen dem Gentlemantum, dessen Ideal gerade eine Normallebensführung ist, nicht nur gefährlich, sondern stracks zuwider.

Dem gentleman entspricht der Pluralismus, denn der Pluralismus beansprucht keine Herrschaft über die Lebensführung, sondern läßt sich umgekehrt von der täglichen Lebensführung beherrschen. Die tägliche Lebensführung aber ist in den vierzehn Tugenden des gentleman festgesetzt: „conventional and free from peculiarity.“ Hier lag für William James der springende Punkt. Weltanschauung, oder, wie er weniger glücklich zu sagen liebte, „Monismus“ beansprucht Führerrolle im sittlichen Leben, Pluralismus beansprucht diese Rolle nicht.

Der Geist der deutschen Philosophie erschien William James für das Handeln und das sittliche Leben nicht heilsam. Der sich in der deutschen Philosophie

ausdrückende Menschenschlag erschien ihm ungesund, er erschien ihm zum mindesten als „schwächlich". Aber James irrte hier zweifellos. Leibniz, Kant, Goethe, Schiller, Fichte, Hegel, Hartmann, Wundt, Eucken waren und sind nicht nur keine schwachen, sondern gerade hervorragend starke Menschen. James tut immer so, als ob Philosophie als Weltanschauung ein Zufluchtsort für kranke Seelen wäre. Wenn man aber auf die Tatsachen sieht, erkennt man sofort, daß diese Weltanschauungen vielmehr Kraftspeicher für übersprudelnd starke Seelen sind, denen das Alltagsbild jenes Durchschnittsbewußtsein, das vom Volk „gesunder Sinn" getauft wird, nicht mehr genügt; die sich ihr eigenes Haus in der Welt bauen und von dort aus ihre Kraftquellen hinaussenden in alle Welt. Solche Menschen waren die Griechen in der Blütezeit ihres Lebens. Solcher Art waren die Kraftnaturen der Renaissance. Solcher Art sind seit zwei Jahrhunderten die Deutschen gewesen. Und mit freudigem Stolz dürfen wir sagen: Es ist eine Lust, mit solchen Männern zu leben. —

Die Frage, ob englische oder deutsche Philosophie, ist für die Fortentwicklung des amerikanischen Geisteslebens wichtiger als es zunächst scheint. Welche Richtung das amerikanische Denken in Zukunft einschlagen wird, läßt sich heute schwer ausmalen. Jedenfalls aber liegen hier deutsche Kulturaufgaben, die nur allzu leicht übersehen werden. Vielleicht tragen diese Zeilen an ihrem kleinen Teile dazu bei, die Anteilnahme weiterer Kreise an dem Schicksale der deutschen Philosophie in Amerika zu fördern.

Probleme des Industriebezirks

Von Regierungsrat Alfred Wilke-Gumbinnen

2. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk*)

Mit berechtigtem Stolze blicken unsere Städte auf die günstige Entwicklung ihrer Schlachthäuser, Straßenbahnen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke, an deren Übernahme sie meist zagend herangegangen sind, und die trotz aller Prophezeiungen über die Unwirtschaftlichkeit und Unzulänglichkeit öffentlichen Betriebes nicht bloß technisch Vorzügliches leisten, sondern auch den Stadtkassen hohe Überschüsse liefern. Die gesteigerte Zuversicht hat ihren Ausdruck gefunden in dem kühnen

*) Der Aufsatz wurde bereits im Mai 1911 geschrieben, berücksichtigt somit die übrigens nicht sehr zahlreiche neueste Literatur nicht. In Nr. 13 von 1911 wurde von demselben Autor die Wohnungsfrage im Industriebezirk behandelt. Die Schriftltg.

Worte des früheren Düsseldorfer Oberbürgermeisters Marx, daß es in der wirtschaftlichen Betätigung der Städte ein noli me tangere nicht mehr gebe!

Schon hat sich der Streit der Theoretiker der Erscheinung bemächtigt. Man erblickt von einer Seite darin die Anfänge einer Art „Munizipalsozialismus", der Beschaffung wirtschaftlicher Güter mittels Monopolbetriebes der organisierten Gesamtheit, unter Ausschaltung der privaten Unternehmung. Einzelne italienische Städte sind an die praktische Ausgestaltung dieser Idee herangegangen. Für unsere deutschen Städte trifft dies nun sicher nicht zu. Der Gedanke sozialistischer Versuche, einer Feindschaft gegen die private Unternehmung liegt ihren liberalen Verwaltungen fern. Einseitig ist es aber auch, von einem Munizipal„industrialismus" zu sprechen, einem Streben nach Gewinn durch Beteiligung der Stadt am gewerblichen Leben. Wer die Berichte über „Kommunalbetriebe" durchblättert, die vom „Verein für Sozialpolitik" aus einer Reihe von Städten veröffentlicht sind, erkennt sofort, daß nicht der in Aussicht stehende finanzielle Gewinn die Städte zur Übernahme und Gründung solcher Unternehmungen veranlaßte. Vielmehr stand in erster Linie die Rücksicht auf das Allgemeinwohl, das Interesse am dauernden ordnungsmäßigen Betrieb jener Werke, an der Güte und Zugänglichkeit ihrer Leistungen für das ganze Stadtgebiet. Ein ideeller Trieb tritt hinzu: das Gelingen des Unternehmens erweckt nicht bloß Befriedigung über die günstigen finanziellen Ergebnisse, sondern auch den Bürgerstolz an einer musterhaften Einrichtung der eigenen Stadt, die Freude über den Erfolg der hineingesteckten selbstlosen Arbeit.

Diese Gedanken sind es, die auch heute die weitere Ausbreitung solcher städtischen Unternehmungen fördern. Auffallen muß es daher, daß nach neueren Nachrichten eine rückläufige Bewegung einzutreten scheint. Im Ruhrkohlenrevier hat eine ganze Reihe von Städten ihre Gaswerke stillgelegt und bezieht ihr Gas von den Koksöfen großer Zechen. Es handelt sich da um ganz gewaltige Gasmengen, und die Bewegung beschränkt sich nicht bloß auf das eigentliche Kohlenrevier, sondern hat auch nach Barmen, Remscheid, Solingen übergegriffen, wohin das Gas durch leistungsfähige Fernleitungen befördert wird. Bleibt hier auch den Städten die Verwaltung des Leitungsnetzes und die Bestimmung über Abgabe und Preis des Gases, so geraten sie doch in eine von vornherein keineswegs unbedenklich scheinende Abhängigkeit vom Betriebe ihrer Lieferanten, und z. B. im Falle eines Streiks in den Bergwerken könnten daraus schwere Schädigungen entstehen, ohne daß der Stadt eine Einwirkung zur Beseitigung gegeben wäre. Die Vorteile sind freilich unverkennbar. Die Masse des in den Koksöfen entstehenden Gases, das früher unbenutzt in der Luft verloren ging, kann auch heute noch nicht vollständig im Betriebe der Zechen selbst verbraucht werden. Nachdem man aber gelernt hatte, es in solcher Reinheit herzustellen, daß es auch zur Beleuchtung dienen kann, lag es nahe, es billig an die größten Verbraucher des Artikels, an die Gemeinden, abzugeben. Und da zugleich die Erfahrung lehrte, daß es auf weite Strecken, bis über 50 Kilometer, ohne großen Verlust geleitet werden

kann, und daß die Kosten dieses Transports bei weitem geringer sind als des Transports der Kohlen, die bisher zur Erzeugung des Gases von den städtischen Gaswerken bezogen wurden, so konnte die Gegend in weitem Umkreise des Kohlendistrikts gleichfalls mit billigem Gas versorgt werden.

Der schnelle Fortschritt dieser vor kaum zwei Jahren eingeleiteten Zentralisierung der Gasversorgung eines Bezirks von der Größe einer Provinz wird erklärlich durch die Vorgänge, die sich auf dem verwandten Gebiete der Elektrizitätsversorgung im gleichen Bezirk abgespielt haben. So hat das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk zu Essen in den letzten sechs Jahren unter zäher Überwindung erheblicher Widerstände erreicht, daß es fast ein Monopol der Elektrizitätslieferung im ganzen westlichen Teil des Industriebezirks und in seiner Umgebung bis nach Cleve und Köln hin besitzt. Im Laufe der hierdurch hervorgerufenen Kämpfe ist eine merkliche Wandlung in der Stellung unserer Gemeindeverwaltungen zu privaten Unternehmungen, die sich mit der Befriedigung öffentlicher Bedürfnisse befassen, eingetreten. Man könnte an eine auf den eigentlichen Industriebezirk beschränkte Erscheinung glauben. Aber neuerdings ist die Nachricht durch die Zeitungen gegangen, daß auch die Stadt Königsberg i. Pr. den Betrieb ihres Elektrizitätswerks und sogar ihrer Straßenbahnen an die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft übertragen hat. Sollten sich nun auch derartige Fälle vermehren, so wäre es doch voreilig, zu schließen, daß nunmehr der alte Streit über die Vorteile privater oder öffentlicher Unternehmungsform auf diesem Gebiete so sehr zugunsten der privaten Unternehmung entschieden sei, daß unsere Städte auch jene höheren Rücksichten, die ihre Vorliebe für eigenen Betrieb stets unterstützt haben, fallen lassen mußten. Das ist keineswegs der Fall, wie sich gerade aus der Geschichte des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes ergibt.

Das im Jahre 1898 auf Grund eines Vertrages mit der Stadt Essen daselbst von Lahmeyer u. Co. errichtete Elektrizitätswerk, das Rh. W. E., eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von damals 2,8 Millionen Mark, gelangte bald durch Übergang der Aktien in den Besitz der Großindustriellen Stinnes und Thyssen. Hugo Stinnes, eine der markantesten Persönlichkeiten unseres Unternehmertums, ist der Träger der seitherigen Entwicklung des Werkes. Es beruht nunmehr auf einem Aktienkapital von 38 Millionen Mark, und erzeugt 69 Millionen Kilowatt Elektrizität. Unter Berücksichtigung seines Einflusses auf eine Reihe angeschlossener Elektrizitäts-, Gas- und Straßenbahngesellschaften stellt es eine der größten wirtschaftlichen Unternehmungen Deutschlands dar. Das ursprüngliche Werk versorgte die Stadt Essen und einige umliegende Gemeinden mit Elektrizität. Es liegt neben der Stinnesschen Zeche „Viktoria Mathias". Die unmittelbare Benutzung des in den dortigen Kesseln erzeugten Dampfes als Betriebskraft ergab also bedeutende Ersparnisse, die Elektrizität konnte anderseits in dem Zechenbetriebe selbst verwendet werden. So fand das Werk für seine Maschinen gleichmäßige, Tag und Nacht dauernde

Beschäftigung. Wichtiger noch war, daß es durch den Besitzwechsel in einen Zusammenhang großer Bergwerksunternehmungen eingetreten war, die Lieferung der Elektrizität an diese erlangte, oder wo einzelne Zechen bereits mit eigenen Elektrizitätsanlagen versehen waren, mit ihnen ein Vertragsverhältnis eingehen konnte, wonach das Rh. W. E. im Bedarfsfalle ihnen die über der Leistungsfähigkeit der eigenen Maschinen erforderliche Elektrizität liefert, also Reserveanlagen erspart, seinerseits aber zeitweilig nicht verwendbare elektrische Kraft in seine Leitungen aufnimmt.

Es ist bekannt, daß mit der Menge und gleichmäßigen Abgabe der erzeugten Kraft die Erzeugung der Elektrizität sich bedeutend verbilligt. Darauf fußt technisch der Plan der Erweiterung des Rh. W. E. Es ging darauf aus, seinen Absatz vermöge der weiten Leitungsfähigkeit des elektrischen Stromes über die ganze Gegend zu verbreiten, zugleich aber durch Vereinbarungen mit den Gemeinden, denen finanzielle Vorteile, eine Abgabe nach dem Maßstabe des Absatzes im Gemeindebezirk zugesichert wurde, sich ein Monopol der Versorgung zu verschaffen. Außerordentlich kräftige Maschinen wurden aufgestellt, für die Fortleitung des Stromes mit Rücksicht auf das künftige Wachsen des Verbrauchs von vornherein starke Leitungen gewählt, und sogleich der Grundsatz verfolgt, diese Leitungen nur unterirdisch zu verlegen. Großabnehmern wurden sehr günstige Bedingungen gestellt und sie damit schnell gewonnen. Außer den Bergwerken war es namentlich der Eisenbahnfiskus, der mit dem Rh. W. E. wegen Beleuchtung der Bahnhöfe abschloß und ihm das wichtige Recht verlieh, zur Legung der Kabel die Bahndämme benutzen und aus diesen Leitungen auch andere Konsumenten versorgen zu dürfen. Damit konnte das Rh. W. E. so ziemlich in jede Gemeinde eindringen und die wichtigsten gewerblichen Betriebe, soweit sie Bahnanschluß hatten, als Abnehmer gewinnen.

Von Gemeinden schlossen sich mehrere gern an, zumal das Rh. W. E. ihnen die Wahl ließ, als Großabnehmer aufzutreten und die erhaltene Elektrizität durch ein ihnen gehöriges Leitungsnetz selbst den Einwohnern zu liefern. Die Widerstrebenden waren in keiner günstigen Lage. Ihr Machtmittel ist das Verfügungsrecht über die öffentlichen Straßen, die zur Fortführung der Kabel erforderlich waren, aber die besten Kunden konnten auf dem Umwege der Eisenbahn gewonnen werden. So zerrann für viele der Traum eines eigenen Elektrizitätswerks. Wollten sie sich nun aber die unleugbar mit der billigen Elektrizitätslieferung verbundenen Vorzüge sichern, so mußten sie auch auf die Bedingungen des Rh. W. E. eingehen, die auf Erringung einer dauernden Monopolstellung ausgingen: Vertragsdauer von dreißig Jahren, Lieferungsmonopol zu gebundenem Tarif, Monopol der Benutzung der Straßen zu Leitungen, womit das Eindringen anderer Elektrizitätsgesellschaften verhindert wurde, und ein Vorzugsrecht nach Ablauf der Vertragszeit.

Das hierin zutage tretende Streben mußte Bedenken hinsichtlich der freien Entwicklung der kommunalen Betätigung auf einem so wichtigen und zukunfts-

reichen Gebiete, wie es die Elektrizitätslieferung ist, hervorrufen, zumal das Rh. W. E. eine außerordentliche Werbetätigkeit entfaltete, in Westfalen, im Bergischen Land, bei Köln weitere Werke errichtete oder ankaufte, durch Abschluß mit Landgemeinden oder ganzen Kreisen Städte mit bestehenden Elektrizitätswerken zu umzingeln suchte und durch Ankauf von bestehenden Berechtigungen und von Gaswerken, und durch Beteiligung an Straßenbahnunternehmungen schnell überall einen maßgebenden Einfluß auf die Licht- und Kraftversorgung des Bezirks zu erringen wußte.

Die Regierungen ordneten die Vorlage der Verträge vor dem Abschluß an, suchten die Gemeinden zu stärken und ihnen zur Erringung weniger bedenklicher Bedingungen zu verhelfen. Verhinderung des Monopols eines Privatunternehmens auf dem wichtigen Gebiete der Elektrizitätsversorgung wurde das Losungswort aller kommunalpolitisch interessierten Stellen. Zunächst freilich schien es, als sollte der Widerstreit der Interessen von vornherein durch eine Vereinigung vermieden werden. Stinnes trat mit dem Vorschlag hervor, daß sich sowohl die stromabnehmenden Gemeinden wie auch der Staat (der nicht bloß für die Eisenbahnen, sondern auch für den Ruhrhafen ein wichtiger Abnehmer war und wegen der elektrischen Traktion auf dem künftigen Rhein-Weser-Kanal noch wichtiger werden konnte) durch Aktienübernahme am Rh. W. E. beteiligen und die Mehrheit der Aktien erhalten sollten. Dieser Plan eröffnete weite Aussichten. Unter der Kontrolle der maßgebenden öffentlichen Autoritäten stehend und ihrer Unterstützung gewiß, konnte das Rh. W. E. leicht und unbedenklich das Monopol der Elektrizitätsversorgung erringen. Unter Vermeidung von kostenreichen Kämpfen ließ sich in idealer Weise die Stromlieferung einheitlich organisieren; alle Vorzüge einer beweglichen, energischen und geschäftskundigen kaufmännischen Betriebsleitung und der Verbindung mit der Großindustrie wären neben den Vorteilen einer offiziellen Stellung der Entwicklung des Werkes zugute gekommen. Eine den öffentlichen Interessen Rechnung tragende, für das wirtschaftliche Gedeihen des Bezirks segensreiche Preispolitik konnte gesichert werden, und die Überschüsse wären zum guten Teil in die Taschen der Kommunen geflossen, also für öffentliche Zwecke im Bezirk, wo sie erzielt, verfügbar gewesen. Noch bedeutsamer schien, daß ein wirtschaftliches Unternehmen von solcher Wichtigkeit, das u. a. auch die Möglichkeit der Zentralisierung der gesamten lokalen Verkehrsmittel des Bezirks in sich trug, gewissermaßen dem Bezirk gemeinsam gehört hätte und zu einem wichtigen Faktor bei Lösung vieler interkommunalen Aufgaben auf dem Gebiete der Verkehrs- und Bodenpolitik werden mußte. Es verschlug dabei nichts, wenn ein großer Teil der Aktien im Besitz des Privatkapitals blieb. Denn die Inhaber waren wesentlich Bergwerksbesitzer, Bergwerksunternehmungen des Bezirks, die teils als Produzenten elektrischer Energie, teils als Konsumenten an dem Unternehmen dauernd interessiert waren und Rücksichtnahme auf diese Interessen erwarten durften. Ihre Beteiligung konnte anderseits das Werk nur fördern. So hat Hugo Stinnes bei Befürwortung seines Planes mit

Recht nicht bloß die kaufmännischen und technischen Vorteile, die der Beitritt von Staat und Kommunen bei Erhaltung der privaten Unternehmungsform bieten würde, hervorgehoben, sondern auch nachdrücklich betont, daß ein Zusammenwirken bei diesem Unternehmen auch „das Interesse an der heimischen Industrie" des Bergbaues fördern und damit die gesunde Grundlage für ein Zusammenwirken auch auf anderen Gebieten schaffen müsse — ein außerordentlich fruchtbarer Gedanke, der noch seiner Ausgestaltung harrt!

Bei den im Jahre 1906 geführten Verhandlungen waren diese Gesichtspunkte nicht entscheidend. Das fiskalische Interesse trat in den Vordergrund. Der geforderte Übernahmesatz von 150 Prozent des Nominalbetrages der Aktien ist zwar auch durch die weitere Entwicklung des Werkes als gerechtfertigt erwiesen und wäre es vielleicht noch mehr gewesen bei Verwirklichung des Planes, aber er erschien reichlich hoch mit Rücksicht eben darauf, daß der Eintritt des Staates als Aktionär für das Unternehmen einen ganz erheblichen Fortschritt bedeutete und mit der voraussichtlichen Kurssteigerung den privaten Inhabern der Aktien für ihren Restbesitz ein großer Gewinn in den Schoß fallen mußte. Daneben wirkten abschreckend wohl die üblen Erfahrungen, die der Staat als Aktieninhaber bei der Hibernia gemacht hatte; denn auch beim Rh. W. E. würde er die Majorität nur in Gemeinschaft mit allen aktienbesitzenden Gemeinden erhalten haben, und auch das nur unter der Voraussetzung einer schwierig zu bewirkenden Organisation. So wurde der Vorschlag denn abgelehnt.

Ein Versuch, durch Vereinigung aller interessierten Kommunen, ohne Beteiligung des Fiskus, die Elektrizitätsversorgung dem privaten Unternehmertum zu entwinden, mußte ebenfalls bald wegen der ungeheuren Schwierigkeit der Organisation fallen gelassen werden. Auch war das Rh. W. E. mit dem Netz seiner Kabel und Verträge schon zu weit vorgedrungen, so daß kaum mehr erreichbar erschien, als sich in einzelnen kleineren Gebieten durch Gründung und Entwicklung konkurrierender Werke von seinem Einfluß freizuhalten. Trotzdem gelang es, durch ein interessantes Zusammenwirken von Staatsverwaltungsbehörden, Industrie und Kommunen ihm wenigstens das westfälische Absatzgebiet fast ganz zu entreißen.

Für dieses Gebiet war vom Rh. W. E. neben der im Kreise Hörde belegenen Stinneszeche Wiendahlsbank eine große elektrische Anlage errichtet, von der aus in ähnlicher Weise wie vom Hauptwerk in Essen die Elektrizitätsversorgung der umliegenden Gemeinden erfolgen sollte. Berührt wurde dadurch in erster Linie das nahegelegene Dortmund, das für sein großes und gut geleitetes Elektrizitätswerk einen weiteren Absatz nach außerhalb des Stadtgebietes wünschen mußte, und nun, um einer Einschnürung durch das Rh. W. E. zu entgehen, durch ein Abkommen mit dem Landkreise Dortmund über eine Art Betriebsgemeinschaft sich dieses größere Versorgungsgebiet sicherte. Eine lebhafte Bewegung entstand ferner in den südlich gelegenen Gemeinden des Lenne- und Volmetals, um Hagen und Iserlohn, dem Gebiete der westfälischen Kleineisenindustrie. Die Einsicht, daß die bestehenden kleinen kommunalen Elektrizitätswerke beim Ein-

bringen des Rh. W. E. nicht konkurrenzfähig waren und ihm nur durch eine große, für ein weiteres Versorgungsgebiet berechnete Anlage entgegengetreten werden konnte, führte zum Bestreben nach einem Zusammenschluß der Gemeinden dieses Gebiets, wobei der Wunsch, die Elektrizitätslieferung in kommunalen Händen zu halten, erheblich verstärkt wurde durch die natürliche Abneigung gegen eine weitere Abhängigkeit von der vom Rh. W. E. repräsentierten „schweren" Industrie, die für diesen Bezirk bereits durch die Notwendigkeit des Bezuges von Kohle und Eisen gegeben ist. Die wesentlich durch den Oberbürgermeister von Hagen geleiteten, von der Regierung in Arnsberg lebhaft unterstützten Verhandlungen führten zum Zwecke der Errichtung einer großen elektrischen Zentrale zur Gründung des „Kommunalen Elektrizitätswerks Mark", bei der großen Zahl der Beteiligten nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten, die sich, übrigens auch nach der Gründung, der Entwicklung des Unternehmens dauernd entgegenstellten und aus dem Interessengegensatz zwischen der Stadt Hagen, die sich als Mittelpunkt des Wirtschaftsgebietes fühlte und weiter ausbilden wollte einerseits, und den übrigen Industriegemeinden anderseits ihre Nahrung zogen. Unter diesen Umständen wäre ein glücklicher Konkurrenzkampf gegen das Rh. W. E. an dieser Stelle kaum durchführbar gewesen, wenn dessen Vorgehen nicht von anderer Seite her ein entscheidendes Halt geboten worden wäre.

Der Landrat des Kreises Bochum, Gerstein, der schon bei dem Plane eines großen Zusammenschlusses aller Industriegemeinden des ganzen Bezirks zur Beseitigung der monopolistischen Stellung des Rh. W. E. lebhaft hervorgetreten, hatte erkannt, daß die Vorteile, die diesem sein Zusammenhang mit den großen Bergwerksunternehmern Stinnes und Thyssen und den hinter diesen stehenden Finanzkreisen bot, für ein Konkurrenzwerk ebenfalls durch Anschluß an andere bergbauliche Unternehmungen erstrebt werden müßten. Denn diese besitzen durchgängig große elektrische Zentralen für ihren eigenen Betrieb, auch weitverzweigte Leitungsnetze zur Verbindung der einzelnen Zechen, und haben ein Interesse daran, ihren Absatz zu vergrößern. Er suchte und fand Anschluß bei der Hibernia, die zur Lieferung billigen Stromes aus ihren Anlagen bereit war, gründete in Gemeinschaft mit den Kreisen Gelsenkirchen und Recklinghausen die Aktiengesellschaft Elektrizitätswerk Westfalen, die sich lediglich mit der Verteilung und dem Stromabsatz befaßt, und an dem anfänglich auch die Hibernia und die Großfinanz als Aktionäre beteiligt waren. Wesentlich gefördert, ja ermöglicht wurde diese Gründung durch das Eingreifen der Berliner Handelsgesellschaft, unter Führung von Dr. Rathenau, die anscheinend ein Interesse an der Bekämpfung der Stinnesschen Pläne hatte. Später sind die Aktien ganz in kommunale Hände übergegangen, nachdem sich weitere Kreise und Städte an dem Unternehmen beteiligt hatten.

Dieser Zusammenschluß war so wichtig, weil dadurch ein großes Gebiet, das zwischen den Anlagen des Rh. W. E. in Essen und denen in Wiendahlsbank lag, ihm endgültig entzogen wurde. Aber noch war der Kampf damit nicht entschieden. Die neuen Überlandzentralen von Dortmund, Mark und Westfalen

hatten gegenüber dem Rh. W. E. doch nur ein verhältnismäßig kleines gesichertes Versorgungsgebiet, sie waren, wenn sie zu dem Ziele billiger Produktion und ausreichender Rentabilität gelangen wollten, auf Propaganda angewiesen, machten sich zum Teil untereinander aussichtsreiche Konsumgebiete streitig und mußten überall die Konkurrenz des Rh. W. E. fürchten, das mit seiner Anlage mitten zwischen ihnen lag. Außerdem waren sie nicht genügend ausgebaut, es fehlte ihnen das hohe Sicherheit gewährende System, das sich das Rh. W. E. durch die Verbindung einer leistungsfähigen Zentrale mit einer Reihe kleinerer Produktionsstätten geschaffen hatte, und zu dessen Durchführung vor allen Dingen ein großes Zentralwerk, das überall als Reserve eintreten konnte. Ein weiterer Zusammenschluß war erforderlich. Dieser aber mußte wiederum die Position des Rh. W. E. aufs äußerste erschweren, und die damit bevorstehenden Kämpfe konnten den Vorteil, den die einheitliche Regelung der Elektrizitätsversorgung für ein ganz großes Gebiet bringen mußte, völlig vernichten und zu unwirtschaftlicher Vergeudung führen.

Es ist das Verdienst des damaligen Regierungspräsidenten von Arnsberg, Frhrn. Coels v. d. Brügghen, nicht bloß die Einigung der kommunalen Werke herbeigeführt, sondern sie auch durch eine friedliche Auseinandersetzung mit dem Rh. W. E. wirklich fruchtbar gemacht zu haben. Nach langwierigen Verhandlungen verstand sich dieses dazu, sein Werk in Wiendahlsbank den kommunalen Organisationen in Westfalen zu überlassen, die damit eine wohleingerichtete Zentrale gewannen. Zur Übernahme derselben wurde die Aktiengesellschaft „Westfälisches Verbands-Elektrizitätswerk" begründet, an dem Dortmund und Westfalen, außerdem der Kreis Hörde als Sitz des Betriebes und die Bergbaugesellschaften Harpen und Gelsenkirchen beteiligt sind. Das Rh. W. E. blieb mit 10 Prozent des Aktienkapitals beteiligt und übertrug der neuen Gesellschaft ferner eine Reihe der ihm in westfälischen Gemeinden zustehenden Konzessionen für Gas- und Elektrizitätsversorgung und Straßenbahnbetrieb.

Auch in der neuen Gesellschaft tritt also jene Mischung kommunaler und industrieller Beteiligung hervor, die schon für die Gründung des Elektrizitätswerks Westfalen charakteristisch ist.

Ferner wurden Demarkationsverträge zwischen dem Rh. W. E. einerseits und dem Verbandswerk anderseits, sowie zwischen den dem letzteren angehörigen kommunalen Werken untereinander abgeschlossen, wodurch eine friedliche Entwicklung und ein wirtschaftliches Vorgehen bei der Einbeziehung der einzelnen Versorgungsgebiete gewährleistet war.

Die Gesellschaft Mark, der von vornherein eine Beteiligung am Verbandswerk offengehalten war, konnte sich hierzu vorerst nicht entschließen, sondern begnügte sich mit dem Abschluß eines Demarkationsvertrages und der Erbauung einer eigenen größeren Zentrale in Herdecke an der Ruhr. (Eine gute Darstellung, insbesondere der geschäftlichen Operationen, die diese Gründungen begleiteten, findet sich im Kommunalen Jahrbuch 1909, S. 473 f.)

Die weitere Entwicklung des Rh. W. E. hat sich seitdem wesentlich im niederrheinischen Gebiete vollzogen. Sie wurde hier unterstützt durch den Einfluß der mit ihm in freundschaftlichem Zusammenhang stehenden Bergwerksinteressenten und offensichtlich auch durch das Vertrauen, das diesen von den Verwaltungen der Gemeinden entgegengebracht wurde, die mit der Bergwerksindustrie ja auf Gedeih und Verderb verbunden sind. Die einzig erhebliche Konkurrenz erwuchs ihm linksrheinisch dadurch, daß die Gewerkschaft Rheinpreußen, angeregt durch Bemühungen der Regierung, sich entschloß, Elektrizität aus den ihrem Bergwerksbetriebe dienenden Anlagen auch an benachbarte Gemeinden, insbesondere die Stadt Krefeld, abzugeben und zu diesem Zwecke ein eigenes Leitungsnetz auszubauen. Dieses ist neuerdings jedoch ebenfalls an das Rh. W. E. abgetreten. Rheinpreußen hat dafür Aktien des Rh. W. E. übernommen und begnügt sich mit der Lieferung des Stromes.

Linksrheinisch findet zurzeit eine lebhafte Entwicklung des Bergbaues statt, im wesentlichen aber wiegt der Landwirtschaftsbetrieb vor und wird in weitem Umfange stets überwiegen. Wie überall, so ist für ihn bei dem Mangel an Arbeitskräften die Erlangung billiger elektrischer Kraft zum Maschinenbetrieb ein steigendes Bedürfnis. Die Befriedigung desselben ist aber erschwert durch die Notwendigkeit eines weitverzweigten Leitungsnetzes und den ganz ungleichmäßigen Bedarf an Strom im Laufe des Wirtschaftsjahres, wodurch bei einseitig landwirtschaftlichem Konsum die Ausnutzung der Betriebsanlagen eine sehr unwirtschaftliche wird. Mit Rücksicht hierauf ist die Rentabilität ländlicher Überlandzentralen äußerst zweifelhaft und hängt meist von glücklichen Nebenumständen ab. Für die in der Nähe des Industriebezirks gelegenen Landkreise ist das Erstehen eines großen, auf industriellem und städtischem Konsum basierten Elektrizitätswerks mit starker Ausdehnungstendenz zweifellos ein Glück, es ist damit die Möglichkeit gegeben, den Strom zu einem Preise zu beziehen, der nur gerade die Verzinsung der Zuleitungskosten deckt. Die niederrheinischen Kreise Moers, Geldern, Kempen, Cleve, Rees haben daher von der anfangs geplanten Erbauung einer eigenen Überlandzentrale abgesehen und sich an das Rh. W. E. angeschlossen, das mit seinen billigen Einheitstarifen der Landwirtschaft Vorteile gewährt, wie sie sonst nirgend zu erreichen sind.

Außerhalb des eigentlichen Kohlenindustriebezirks stützt sich die Entwicklung des Rh. W. E. hauptsächlich auf die Anlagen des Bergischen Elektrizitätswerks Solingen und des Elektrizitätswerks Berggeist in Brühl, das vorteilhaft die linksrheinische Braunkohle zur Elektrizitätserzeugung verwertet und seinen Absatz bis an die Tore von Köln ausdehnt. Beides sind juristisch selbständige Aktiengesellschaften, deren Aktien aber in den Händen des Rh. W. E. sich befinden. Zur Versorgung insbesondere des östlichen Bergischen Landes ist in Reisholz bei Düsseldorf eine neue große Zentrale errichtet nach freundschaftlicher Verständigung mit Düsseldorf über Abgrenzung der Versorgungsgebiete und gegenseitige Aushilfe der beiderseitigen Elektrizitätswerke. Sehr ablehnend stehen dem Rh. W. E. die größeren Bergischen Städte gegenüber, die von der althergebrachten

Selbständigkeit nicht gern lassen wollen; dagegen haben die umliegenden Landkreise sich ausnahmslos dem Rh. W. E. angeschlossen.

Der unleugbare Vorteil einer schnellen, anderweit wenigstens augenblicklich gleich billig nicht zu erlangenden Elektrizitätslieferung sowie der vielfach vom Rh. W. E. übernommene Bau erwünschter elektrischer Bahnen würde diese Kreise vielleicht doch nicht zum Anschluß bewogen haben, wenn nicht von Hugo Stinnes dauernd der Grundsatz befolgt wäre, die kommunalen Vertragsteilnehmer am Aktienbesitz zu beteiligen. Es sind auf diese Weise bereits über 40 Prozent der Aktien in kommunale Hände übergegangen. Die Annahme der langbefristeten, dreißigjährigen Verträge und damit die dauernde Abhängigkeit von den Preisen des Rh. W. E. ist gewiß leichter erträglich, wenn dessen Gewinn zum großen Teil wiederum den Kommunen als Aktienbesitzern zugute kommt. Auch kleinere Gemeinden werden an der günstigen Entwicklung des Werks durch Einräumung prozentualer Abgaben nach Maßgabe des Absatzes im Gemeindebezirk interessiert. Der Vorbeugung von Reibungen zwischen den kommunalen Verwaltungen und dem Werk dient die regelmäßige Vertragsbestimmung, daß jede angeschlossene Gemeinde befugt ist, das Verteilungsnetz in ihren Straßen selbst zu bauen oder zu übernehmen und den Strom dann als Großabnehmer zu dem günstigeren, nach der Größe der Abnahme gestaffelten Preise zu beziehen. Zum Ausgleich bei Klagen und Streitigkeiten wird neuerdings die Bildung besonderer Kommissionen in den einzelnen Gemeinden betrieben, die die Interessen der Einzelabnehmer dem Werke gegenüber vertreten sollen und dies wirksam kontrollieren können. Die großen Städte und die Landkreise sind durchweg im Aufsichtsrate vertreten und können dort die besonderen kommunalen Interessen wahrnehmen. So geschieht alles, um dem Werke den Charakter eines gemischt kommunalen und privatindustriellen zu geben und das langfristige Lieferungsmonopol seines drückenden Charakters zu entkleiden. Die dauernde Bedeutung dieses Verhältnisses soll hier weiter unten gewürdigt werden. Jedenfalls erwachsen den Kommunen aus dieser Verbindung mit einem großkapitalistischen Unternehmen auch in anderer Weise merkbare Vorteile. So ist dadurch, wie erwähnt, der Bau elektrischer Bahnen in den Bergischen Kreisen ermöglicht worden. Und der Stadt Essen ist es durch die Beihilfe des Rh. W. E. und des hinter ihm stehenden Großkapitals gelungen, die in und um Essen betriebenen elektrischen Bahnen, die einer bezirksfremden Gesellschaft, der „Süddeutschen Eisenbahngesellschaft in Darmstadt", gehörten und von dieser neben vielen anderen Bahnen in Mittel- und Süddeutschland wesentlich nach dem Gesichtspunkte größtmöglicher Gewinnerzielung verwaltet wurden, unter ihren Einfluß zu bringen und die Loslösung derselben von der schädlichen finanziellen Verbindung mit anderen minder rentablen Unternehmungen einzuleiten.

Betrachtet man die hier geschilderte Entwicklung, so wird ihr wichtiges Ergebnis in wirtschaftlicher Beziehung, die Zentralisierung der Elektrizitätsversorgung für ein großes Gebiet an Stelle der zersplitterten, teueren Erzeugung durch viele selbständige Werke, doch noch übertroffen durch ihre kommunal-

politische Bedeutung. Diese liegt aber nicht etwa in der Feststellung einer Niederlage des Prinzips des kommunalen Betriebes. In dieser Hinsicht muß vor allen Dingen darauf hingewiesen werden, daß jener schaffende, kräftige und in gewissem Sinne eifersüchtige Bürgergeist, der in den Städten öffentliche Beleuchtungs- und Verkehrsanlagen und die Herrschaft der städtischen Verwaltung über sie fordert, auch in den Industriestädten keineswegs im Schwinden begriffen ist. Er hat nur einem mächtigeren Konkurrenten teilweise das Feld geräumt, aber auch, sobald die Quellen von dessen wirtschaftlicher Überlegenheit erkannt waren, über Schwierigkeiten hinweg sich ebenfalls den Weg zu ihnen gebahnt und sie mit Erfolg für sich nutzbar gemacht.

Daß aber auch bei den Leitern des Rh. W. E. ein Bewußtsein von diesem notwendigen Zusammenhang vorhanden ist, läßt die verständnisvolle Behandlung der Kommunen erkennen und die Betonung des Umstandes, daß es die heimische Industrie sei, die mit vorteilhaften Anerbietungen an sie herantrete. Als die vereinheitlichte Lieferung von Elektrizität und Gas über große Gebiete hin eine wirtschaftliche Notwendigkeit wurde, lag nach der bisherigen Entwicklungstendenz eine kommunale Aufgabe vor, nur fehlte es an einem geeigneten kommunalen Körper zur Durchführung derselben. Es ist zu einem Teile entstanden durch Vereinigung unter Führung der staatlichen Behörde. Beim Rh. W. E. aber übernahm privater Unternehmungssinn die Funktion, trennende Gemeindegrenzen niederzureißen und zerstreute Interessen zu verbinden. Er hat damit das stolze Vorrecht der Initiative bewährt, das ihm vor allen Unternehmungen des öffentlichen Dienstes zukommt. Die überragende Wichtigkeit der kommunalen Interessen ist dabei berücksichtigt, zugleich aber die Nützlichkeit ihrer festen Verbindung mit dem parallel laufenden Interesse des Bergbaues. Indem der geniale Kaufmann an der Spitze des Unternehmens auch diese Erwägungen für seine Geschäftspolitik leitend werden ließ, hat er einen neuen wichtigen Faktor in die fortschreitende Entwicklung des so eigenartigen Industriebezirks eingeführt: das Zusammenwirken von Gemeinden und Industrie. Es soll noch an anderer Stelle ausgeführt werden, daß nicht eine zufällige Erscheinung vorliegt, sondern eine innere Notwendigkeit zutage tritt. Für die Zukunft des Rh. W. E. und des Industriebezirks aber ist es wichtig, daß das bei der Entstehung des Unternehmens wirksame Gesetz auch weiter maßgebend bleibt. Wenn die gründende und werbende Aufgabe des privaten Unternehmersinns erst ganz erfüllt ist, werden die kommunalen Interessen ohne Zweifel mehr in den Vordergrund treten. Sie bedürfen dann aber einer Organisation zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen sowie der Mehrheit im Aktienbesitz, während der andere Teil dieses Besitzes der bodenständigen und mitinteressierten Industrie verbleiben müßte, sein Übergang in spekulative Hände zu verhüten wäre. Eine gewisse geographische Beschränkung der Anlagen des Unternehmens wird ebenfalls zu fordern sein. Unter diesen Umständen wären die Schrecken des „Privatmonopols" beseitigt und eine gesunde friedliche Entwicklung gewährleistet.

Ein Später Derer van Doorn

Von Carl Hauptmann

Fünftes Kapitel

Unterdeſſen war Frühling geworden. Krabben lagen am Strande und ſonnten ſich. Die See gewann blauen Glaſt weit in die Ferne. Da waren im Fiſcherkruge alte, lange, umfräſte Geſichter laut über die Ausſichten der beginnenden Fänge. Und in dem Strandſchlößchen der Kroens hatte man gelüftet und die Vorhänge aufgezogen. Und bald war das Leben über Friesdecken und Teppiche neu hereingeſprungen, und Frau Hartjes klingendes Gelächter und Herrn Kroens ſehr männliche Stimme hallten in Zimmern und Gängen.

Es war auch Beſuch in das Kroenſche Haus mit eingezogen.

Eine alte, vornehme, breite Dame, eine gräfliche Dame, die die Mutter von Frau Kroen war, und ein junges luſtiges Fräulein, die Jüngſte der alten Gräfin, die alſo Frau Hartjes Schweſter und jetzt eine rechte Spielgefährtin war.

Aber obwohl jetzt auch der Garten voll von Blüten ſproß, die Büſche ſich mit Grün behingen und die jungen Augen, die hell in die Welt ſahen, von der hellen Sonne noch lebendiger widerglänzten, in den Augen der Frau Hartje blieb etwas ungeſtillt.

Hieronymus van Doorn, der junge Prieſter, war noch nicht ins Kroenſche Haus gekommen.

Man vergnügte ſich.

Herr und Frau Kroen mit der jungen Komteſſe ritten täglich am Strande hin. Sie ritten durchs Dorf, wo mitten die Kirche lag. Sie ſahen dem jungen Pfarrer wiederholt in die Fenſter. Der ſchlanke, heilige Mann, wie ihn nun auch Herr Kroen bezeichnete, war ihnen nirgends in den Weg gelaufen.

Und einer direkten Aufforderung, die ihm Herr Kroen auf Hartjes Wunſch einmal zugeſandt, hatte er ſeine allzu reichlichen Pflichten in ſeinem Prieſteramte entgegengeſetzt.

Herr Kroen ſah ſeine junge Schwägerin mit dem Monokel drollig an und machte ſpöttiſche Bemerkungen.

„Ein junger Prieſter fürchtet ſich immer vor jungen Damen. Aber da tut auch ein junger Prieſter ſehr recht," ſagte er ſchon jetzt ein paarmal, wenn auf den hohen, bleichen Hieronymus die Rede wieder einmal gekommen war.

Hieronymus banden wirklich Pflichten genug. Mit Gott zwischen Erde und Himmel vermitteln. Die einen, die trachten und tun, „weihen", die andern „verfluchen"! Die losbinden für die Ewigkeit, und die andern mit Heilsrufen nennen, die in der Zeitlichkeit ihre ersten Schritte tun! Heute am Grabe den Namen Gottes in die bewegte Strandwelt rufen, und morgen ein bekränztes Paar als des Gottes bindende Hand selber berühren zum ewigen Bündnis, unter Jubilieren der hellen Knabenlobgesänge vom Holzchore nieder in die hellbesonnte Backsteinkirche. Und neben dem allen ein Mensch sein und mit sich selber fertig werden, in dieser Zeitlichkeit ein himmlischer Diener Gottes sein, eine Seele sein, die Gott in sich trägt auf allen Wegen! Hieronymus begriff es, daß da volle Kraft quellen, volle Liebe sich hingeben, der Stolz und die Strenge Gottes einherschreiten und nicht rechts noch links auf Blumen und Steine groß achten dürfe.

Und so schritt Hieronymus auch jetzt wieder wie ein Heiliger unter den Fischersleuten und ging zu denen in ihre niedrigen Türen ein, die ihn riefen um Gottes willen.

Da war es eines Sommertages. Der Sommer war langsam herangekommen. Der Strand war weit und breit leer. Boote und Schaluppen lagen draußen auf dem Fischfang in Seeferne. Und Hieronymus hatte sich auf einem Gange in die Dünen befunden, nachdem er ein kleines sterbendes Fischerkind mit inbrünstigem Gebet für seinen Weg in die Himmel Gottes gesegnet. In Hieronymus zitterte wie immer die heilige Handlung im Blute nach, und er sann, indem er ging.

„Es muß seltsam selig sein, wenn ein kleines lachendes Kind in die Pforte eingeht," dachte er und hatte vor Augen noch immer das Kindergesicht, dem er die Unruhe des Sterbens aus den bleichen, dürftigen Zügen mit Handauflegen und innigem Flüstern genommen.

Das Kind hatte noch kein Lächeln in seiner Seele gekannt.

Und darum gerade dachte Hieronymus jetzt daran, daß im Himmel das kleine, hilflose Wesen ein Lächeln und Fröhlichsein finden und ein kleiner, seliger Engel eingehen werde. Denn er wollte jetzt nur Himmelsgedanken und die Wonne seiner Berufung fühlen, den armen Erdenmenschen voll Schweiß und Genügen immer neu die Freuden der Gnade auftun.

Da sah er in den Dünen am Muttergottesbilde ein paar Frauen stehen.

Hieronymus war aus seinen Gedanken gleich wie aufgeschreckt. Hieronymus hatte Sinne wie ein junger Falke. Er hatte sogleich erkannt, daß die eine der beiden jungen, sommerlich losen Frauen Frau Hartje war. Und er war auch sogleich von seinem Wege abgebogen. Er nahm eine Haltung, als wenn er mit ruhigen Schritten querfeldein durch die Dünen heim müßte.

Dann begann ihn der Gedanke der Flucht wie eine Feigheit zu quälen. Und er blieb eine Weile hinter einem Hügel an einem Weidengebüsch stehen.

Da sah er, daß die beiden Frauen noch immer im Sande vor der heiligen Jungfrau knieten und sich nicht gerührt und ihn nicht bemerkt hatten. So wandte er sich wieder auf seinen alten Weg zurück.

Man kann sagen, daß in dem jungen Pfarrer gleich alles wie aufgescheucht und wie gejagt war. Der Gedanke und die Vision der Paradiespforte war verwichen, wie Träume verweichen. Darin war keine Macht, wenn sich Frauen vor der Gottesjungfrau im Sande kniend, lieblich bunt wie Blumen im Dünengras und in sinkender Sonne vor das Auge stellen. Der asketische Hieronymus kämpfte heimlich, um sich still und gemessen auf dem Wege zu halten und nicht feige der Versuchung auszuweichen. Es dünkte ihn jetzt richtig eine Schmach, nicht allerwegen ein stolzer, freier, hochgemuter Helfer und Mittler Gottes zu sein. So gewann er allmählich auch die vollste Hoheit wieder in seine Schritte und die innerste Umklammerung dessen, der ihn durch das Leben führen sollte.

Er ging wie Adler über Abgründe fliegen mit sicherem Niederblicken.

Oder wie Kriegsrosse, wenn unter ihren Füßen Leichen um Leichen liegen und Gestöhn die Luft zerrüttet und dann ihr Atem fast hörbar sich spannt und ihr Gang hinschwebt wie aufgeschnellt, erhaben und doch sicher gebändigt.

In den Lüften schwammen Möven in kleinen Scharen in großen Runden. Er sah ins Licht auf und sah eine Weile nicht mehr die Erde.

Aber wie Hieronymus van Doorn wieder die Erde nahe fühlte, war Frau Hartje einsam geworden. Er sah, daß sie allein noch auf dem Wege stand. Die andere sommerhelle Gestalt war in der Richtung nach dem Strandborf verschwunden.

Frau Hartje stand aufrecht. Sie zögerte offenbar, wohin sich wenden. Der Wind ging leicht in den Dünenhügeln hin. Glockenläuten verklang in der hegerigen Abendluft vom Dorfe herüber. Das Kleid der Frau Hartje wehte, so daß sie wie eine Fischersfrau stand, die sehnsüchtig in die See blickt, vielleicht den Liebsten aus der Sturmferne erwartend. Auch die Bindebänder ihres Hutes wehten. Ihr Kopf und Nacken waren in einer großen, gelben Strohkiepe, die das Gesicht tief beschattete, ganz verborgen.

Die schrillen Rufe der Möven klangen nahe.

Hieronymus klammerte sich an diese Rufe, um noch immer wieder mit sich und der leuchtenden Gotteswelt allein zu sein. Obwohl er jetzt wirklich ein Gefühl der Schwäche schon im Blute empfand und seine Beine müde waren, im Sande zu stapfen. Er schlurfte eine Weile nur so hin.

Aber er tat noch immer, als wenn er nicht ahnte, daß Frau Hartje näher und näher herankam.

Er blieb ohne Absicht noch einmal stehen.

Er begann in den Meersand zu blicken, wo die Kiesel knirschten. Wo die letzten Wellenschäume mit perlmutternen Blasen im Sande verebbten, und worüber die Strandflöhe ihr ruheloses Hüpfen und Springen betrieben. Er war lange stehen geblieben, als ob ihn dieses Spiel ewig fesselte. Und er

mußte kindlich in sich hinein lachen, weil von den Pforten des Paradieses, darein er noch eben dem verbleichenden Kindlein selig nachgesehen, bis zu diesen elenden Strandhüpfern eine ziemliche Kluft übersprungen werden mußte.

Und nun stand er auch schon, ohne daß er sich weiter wehrte, vor Frau Hartje selber.

Frau Hartje sah licht aus wie eine Heilige von flaumiger Rosenhaut und doch jetzt ein wenig erblassend. Die hellen Blicke voll Lieblichkeit verrieten an sich nichts Schwaches mehr. Sie hatte lange, weiße Spitzenhandschuhe in Händen. Ihre schönen, sonnigen Hände und Arme tändelten mit den Handschuhen und mit Strandblumen. Daß sie aus einer Bestürmung des Blutes nicht gleich herausfand, verwirrte auch den jungen, hastigen Mann zuerst. Sie sprach schüchtern. Während sie sprach, kaute und knabberte sie wie eine Maus mit ihren silbernen Zahnrändern an einem Grase herum, womit sie immer wieder neu in den feuchtschwellenden Mund fuhr.

„Aber sagen Sie doch, ehrwürdiger Herr Pfarrer . . ." Sie hatte dem jungen Pfarrer ihre kühle Hand in seine nervige Hand gelegt. Sie war unschlüssig. „Warum denn nur das ewige Fernbleiben? . . . Sind immer nur heilige Pflichten ins Buch Ihres Lebens geschrieben?" sagte sie.

Hieronymus bewahrte ganz seine Würde. Seine sengenden Blicke hafteten nirgend. Sie glitten in dieser Zeit über die schimmernden Dünen und das glühende Meer hin. Und sie sogen sich allmählich ganz voll Fröhlichkeit.

„Seien Sie mir deshalb nicht ungnädig . . .," sagte er ganz sanft und hoheitsvoll. „Ja wirklich . . ., die heiligen Pflichten halten mich ganz gebunden . . . ich habe in der ganzen Zeit die Erde kaum gesehen . . . aber jetzt sehe ich es wieder . . . die Erde ist schön! . . ." sagte er.

„Aber Sie sehen gar nicht munter aus, Ehrwürden," sagte Frau Hartje lebhaft mit sorglicher Betonung. Sie wagte jetzt dem jungen Pfarrer ins Gesicht zu sehen und sah, daß er verhärmtere Mienen trug als je.

„Das merkt ein Mann nicht, der sich in Gottes Schutze weiß," sagte Hieronymus mit weichem Gelächter.

„Sie müssen doch auch einmal einen irdischen Feiertag machen," sagte Frau Hartje.

„Und einmal wieder von den alten Burgen und Schlössern Derer van Doorn erzählen . . . und mich auf meinen irdischen Namen und meine flüchtige, irdische Vergangenheit eitel besinnen . . ." sagte Hieronymus.

„So furchtbar streng sind Sie mit sich?" sagte Frau Hartje.

„Ein Priester Gottes muß Gottes Gebote kennen und achten," sagte der junge Asket.

„O lieber Gott!" sagte lieblich schüchtern Frau Hartje, nahm ihre Strohkiepe vom Haar, zeigte ihren schönen, hellen Kopf mit den dicken Flechten und bog ihn kindlich lachend zur Seite. „Solche kleine Abirrung ins Weltliche kann noch heute Ihr Kummer sein?" sagte sie nachdenklich und schwieg dann lange.

„Nein, nein," sagte Hieronymus lebhaft und wie erwachend. „Gott vergibt dem die Sünde, der Buße tut."

So gingen die beiden miteinander. Manchmal in Schweigen. Manchmal auch, daß der Priester stehen blieb, mit seiner Krücke in den Sand malte und zu Frau Hartjes kindlichen Worten fröhlich aufsah.

Sechstes Kapitel

Wenn jetzt der Sonntag sonnig übers Meer in die niedrigen Fischerhäuschen und in die kleine rote Backsteinkirche kam, war in Hieronymus Seele tiefes Ungemach. Er lag betend in seiner ärmlichen Pfarrstube. Seine Augen waren von Inbrunst geschlossen. Sein verhärmtes Gesicht rang um den Frieden dessen, der ihn bis heute noch nicht verlassen hatte. Er sah auf zum heiligen Christ am Kreuze, der als drohendes Zeichen an der Wand aufwuchs. Und seine Gelübde gingen mit inbrünstigem Atem über die hastig murmelnden Lippen.

Und wenn dann das kühle Kirchengewölbe sich mit Fischersleuten füllte, wenn die alten wetterharten Männer und Weiber und ihr blühender Nachwuchs der kleinen Schnitzkanzel mit dem schwebenden Holzengel darüber verlangenden, kindlichen Auges sich zugewandt, von wo Hieronymus heilige, flehende Rede über die Köpfe sanft hinfloß, da saß auch Frau Hartje Kroen mit ihrer vornehmen Mutter und Schwester und mit Herrn Kroen feierlich und licht in der kleinen Seitennische.

Und Hieronymus hatte einen harten Kampf zu kämpfen heimlich, daß er nicht wieder ganz den Sinn seiner heißen Worte vergaß und Frau Hartjes fromm versunkene Herrlichkeit nicht ganz das heilige Gnadenbild auf dem Altar verdrängte, das noch immer bunt über dem Goldkelche zu schimmern schien.

Hieronymus' Versunkenheit in die Predigtworte schien in solchen Augenblicken wie ein Fieber. Als könnte er nie aus seiner ringenden Erbetung des Heils je wieder in die Welt der irdischen Gewalten sich zurückfinden.

Die Fischergesichter waren tiefernst.

Auch Frau Hartje war versunken.

Ihr kostbares, goldviolettes Brokathäubchen, davor die dicken, blonden Zöpfe vor den Schläfen lagen, senkte sich. Ihr Auge war wie das der heiligen Jungfrau selber fromm und heilig.

Und Hieronymus konnte seiner Verwirrung, je leidenschaftlicher er redete, um so weniger Herr werden. Weil sich das Spiel in seinem Blute ewig wiederholte, daß er in Frau Hartjes Gesicht heimlich tief hineinsah, als stünde es als heilige Gnadenjungfrau selber über den Häuptern im Raume. Bis er über der Lebendigen die toten Götterbilder alle vergessen.

Wenn er dann aus der Predigt heim kam, sehnte er sich.

Er stand still in seinem Pfarrgarten.

Die süße Schwermut der jungen, lichten Blicke Frau Hartjes stand vor seiner Seele. Er sah in sich noch immer die weiche, frohe Hand, die sich

zärtlich an die silberne Wasserkapsel gelegt hatte, mit der er die frommen Hörer weihend besprengt. Er fühlte noch immer die goldenen Fäden in der kühlen Kirchwölbung allseitig ausgespannt, die aus ihrer andächtigen Seele heimlich hingeflossen wie Sonnenfäden zu seiner Seele.

Er begann auch jetzt ein Spiel zu treiben mit den ragenden Blumen, die im Pfarrgarten an der alten Ziegelmauer blühten. Er mußte lachen, weil er dachte, daß eine solche steife Schwertlilie, wie sie in Büscheln vor ihm aufragten, mit ihrem seltsamen, schneidigen Zierat wohl Herrn Kroen gleiche, aber die volle, reiche, blaßgelbe Rose, die üppig aufbrach und wie ein zaubrischer Weinkelch Duft hauchte, nur Frau Hartje selber sein könnte, niemand sonst weder auf Erden noch im Himmel.

Dann war seine Seele ganz entzündet.

Dann nannte er heimlich ihren Namen, als wenn er leibhaftig mit ihr spräche wie mit einer Geliebten.

Und wenn er sich an den Schreibtisch gesetzt, um an den heiligen Worten zu sinnen und zu spinnen, mit denen er die Fischersleute im Dorfe für ihr hartes Lebensgeschäft mahnen und stärken wollte, da entdeckte er sich wohl gar dabei, daß er Zettel um Zettel beschrieb und zerriß, worauf nichtige Verse standen, wie sie Jünglinge schreiben, die sich zum ersten Male nach einem Mädchen sehnen.

Auch Briefe schrieb er an Frau Hartje. Heiße, irdische Briefe, wie sie wohl ein Ritter van Doorn ehedem an seine auserwählte Geliebte manchmal mochte geschrieben haben.

„Herrliche! Wie du aufragst! ... kräftig wie die Mutter junger Fischer ... mit runden Armen, die von Fleisch glänzen und duften ... mit den güldenen Armspangen, die Deine Fülle zeigen ... mit Deinen hellen Blicken, die sehnsüchtig von den Geheimnissen reden ... mit Deinen rosigen Füßen, mit denen Du im Sande tändelst vor meinen Augen ... mit Deinen kleinen, blanken Zähnen, die die Strandgräser zerbeißen, einen Halm nach dem andern ... indes Du in Dich hineinlauschest, weil Du es vielleicht doch erhören möchtest, daß auch meine Seele tönt ... ja, ich liebe Dich! ... ich liebe Deine eisklaren Augen ... Deine goldenen Haare, die wie Weizenähren riechen ... aber ich bin ein Priester ... ein Geweihter ... ein Streiter Gottes ... und wenn ich Dich gleich liebte wie die Sonne die Blumen, so will ich doch nur einher gehen wie ein gepanzerter Turm, in dem die Liebe verschlossen liegt wie ein Schatz ... ja, ich liebe Dich, herrliche Hartje! ... ich liebe Dich, Du herrliches, irdisches, blondes Weib Hartje! ... ich liebe Dich! ...“ So schrieb er. Und schrieb hundert solche Briefe in Tagen und Wochen und zerriß sie wieder.

Und es ging mancher Sommertag über Meer und Dünen hin.

Auch heute hatte Hieronymus van Doorn, wie er von den blumigen Hügeln des Strandfriedhofs heimkehrte, Frau Hartje begegnet.

Zeit und Stunde verging in tiefer Einsamkeit. Der Meerstreif rauschte in der Ferne mit eintöniger Gewalt. Die Strandhalme zitterten, und die kleinen, blauen Skabiosen nickten drollig und hastig im Winde.

Frau Hartje war ermüdet niedergekniet und hatte das kirschrote Tuch, das sie lose um die Schultern gewunden, über den Sand gebreitet, so daß auch Hieronymus sich neben sie setzte. Sie hatte in der Einsamkeit ihre feinen Sandalen noch vollends gelöst, die sie in der Hand trug, so daß ihre schlanken Füße jetzt im Sande lagen, wie kleine, rosige Tiere. Sie begann die ärmlichen, blauen Blumen, auch vereinzelte Glockenblumen und ein paar gelbe Ranunkeln zusammen zu greifen, um sie achtlos und lieblich lächelnd zu einem winzigen Kranze zu binden. Ihr großer Strandhut barg ganz ihr Gesicht, das voll eifrigen Ausdrucks war. Ihre jungen Hände waren geschäftig. Sie lachte dazu, weil eine einzelne Möve lautlos in der hellen Luft über sie hinstrich, dann ein zweiter und ein dritter schneeweißer Vogel, der ein jeder auch einen lachenden Laut gab. Die blinkenden Tiere flogen ins weite, blaue Meer hinaus.

Da hatte Hieronymus das Spiel dieser heiligen Hände und das Spiel dieser kindlich lachenden Seele nicht ansehen können, ohne nicht einmal laut aufzuseufzen wie in Zerknirschung.

Und Frau Hartjes blaue Augen hatten ihn dabei auch sogleich unsäglich sehnsüchtig angesehen.

Aber sie hatten ihn dann nur wieder kindlich angelacht.

„Hieronymus van Doorn," begann sie drollig feierlich zu sagen, „ein Ritter und ein Gottgeweihter . . . o ja . . . das Menschenherz muß manches ertragen und darf nicht seufzen!"

So hatte sie gesagt und hatte ihn dann lange angesehen.

Und sie hielt wie eine selige Gnadenmutter noch immer den Kranz dürftiger blauer Blumen in ihren schlanken Händen.

Und dann hatte sie mit ganz verlorener Seele, wie wenn sie nicht mehr wüßte, was sie tat, die schimmernden Blumen auf des Priesters Haar sorglich aufgedrückt.

Denn Hieronymus schwarzer Priesterhut lag im Sande.

Und Hartjes feuchtpurpurner Mund stand lange vor Hieronymus verhärmtem Gesicht.

Sie hatte Mühe, den Kranz auf dem Haupte des Priesters zu befestigen.

Und Hieronymus war heimlich zerrüttet.

Aber Hartje lachte wieder nur kindlich und fromm in des Priesters fengende Augen hinein. Und sie sagte weiter mit feierlicher, glockenheller Stimme: „Nur der, der den Sieg ringt, bekommt die Krone."

Das hatte Frau Hartje leise in den Wind gesagt und hatte dann Hieronymus ihrerseits mit tiefer Schwermut lange angesehen, indes aus ihrem jungen Gesicht die Sommerröte eine Weile auch ganz gewichen war.

(Fortsetzung folgt)

Friedrich Spielhagen

Von Victor Klemperer-Berlin

Es ist jetzt ein Jahr vergangen, seit der Tod als allzu später Erlöser zu Friedrich Spielhagen kam. Sein letztes Jahrzehnt hatte sich doppelt qualvoll gestaltet; neben schwerem beruflichem Unglück lastete rein menschliches Leid auf ihm; er litt unter peinvoller Krankheit, er verlor die liebsten Angehörigen. Dem trug die Unzahl der Zeitungsnekrologe Rechnung, alle waren sie auf einen pietätvollen und mitleidigen Ton gestimmt. Aber gerade durch dieses Mitleid wirkten sie auch alle mehr oder weniger grausam. . . . Es ist nun heute nicht mehr nötig, die kritische Gerechtigkeit mit solcher grausamen Höflichkeit der Pietät zu vermischen; so sei eine sachliche Skizzierung dieser nach hohem Anstieg tief hinabführenden Lebensbahn versucht.

Die natürlichen Leiden des werdenden Dichters quälten Spielhagen heftiger und länger als sonst wohl üblich. Er galt seiner Familie, in bösen Stunden auch sich selber, als verlorener Sohn. Die poetischen Allotria, hieß es, würden ihn niemals sättigen, und zum nährenden bürgerlichen Beruf schien ihm jegliche Begabung zu fehlen, wo nicht gar der gute Wille. Nach langem Schwanken zum juristischen Fach entschlossen, sattelte er nach wenigen Semestern um und trieb philosophische, ästhetische und sprachliche Studien, vor allem an seinen vielgeliebten Spinoza hingegeben und an die englische Literatur. Aber irgendein Examen zu bestehen, einen Titel zu erringen vermochte er nicht; selbst die Doktor-Dissertation blieb unvollendet liegen. Als Hauslehrer suchte er sein Brot zu erwerben; aber das ist nur ein Durchgangsposten für junge Leute. Er trat als Schauspieler auf und wurde ausgelacht. Schließlich fand er einen bescheidenen Platz als Lehrer des Englischen an einem Leipziger Institut, aber wohlgemerkt: als ein Lehrer ohne staatlichen Rang und Titel, als ein Lehrer, dem man ohne besondere psychologische Kenntnis voraussagen konnte, daß er sich in seinem Amt nicht lange wohlfühlen werde.

Der alternde Vater, ein Regierungs- und Baurat in Stralsund, war mit tiefer Besorgnis um den glänzend begabten Sohn erfüllt, und diesem wurde das hochstrebende Herz doppelt schwer, wenn er des bekümmerten Vaters gedachte. Er schickte ihm einen ersten gedruckten Aufsatz; der alte Herr trug die kleine Arbeit wochenlang mit sich herum und zeigte sie allen Freunden. Ob sie nicht glaubten, es könnte aus seinem Friedrich doch noch etwas Gescheites werden? Vater Spielhagen jedenfalls erlebte das nur noch zaghaft Erhoffte nicht mehr. Der Sohn

quälte sich weiter. Ein paar Übersetzungen, zwei eigene Novellen, die er veröffentlichte, fanden kein Publikum. Endlich, nach gar so langem schmerzhaften Werden, glückte dem Dreißigjährigen die längst geplante Geschichte der eigenen Jugend, mehr als das: die Schilderung der Epoche, in die seine Jugend fiel — sein wahrhaftes poetisches Erstlingswerk, die „Problematischen Naturen".

Nun war er mit einem Schlage berühmt. Leicht aber hatte er's deshalb noch längst nicht. Mit dem Ruhm hatte der klingende Erwerb nicht Schritt gehalten, und ein junger Haushalt kostet viel. Dennoch: Spielhagens glücklichste Zeit hatte begonnen. Das Gefühl des Schaffenkönnens, der wachsende Beifall beflügelten ihn mächtig. Aus dem Lehrer war ein Journalist geworden; nun gab er bald auch den Redaktionsposten auf, war nur noch Dichter. In unerschöpflicher Frische ließ er Werk auf Werk folgen, umfassende Romane, knappere Novellen, eindringende ästhetische Studien, Verse, Theaterstücke. Und immer ging es vorwärts mit ihm. „Den Meister des Zeitromans", „Deutschlands meisterlichsten Erzähler" und ähnlich nannte ihn die Kritik der sechziger und siebziger Jahre. Und sein Name war in aller Munde, sein Werk in aller Hände.

Die achtziger Jahre brachten die „neue Literaturrichtung" in Deutschland. Diesmal „Realismus", „Verismus", „Naturalismus" genannt, war sie der ewig wiederkehrende, ewig notwendige Kampf der Jungen gegen die Alten, des Frischen gegen das Welke. In einem Kampfe geht es niemals ohne Ungerechtigkeit ab. Die Jungen wollten die Epigonen bekämpfen und nahmen im Eifer des Gefechts jeden Alten für einen Epigonen, einen wahrheitsfremden Schönredner. Unter den Meistbefehdeten war Spielhagen. „Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart" heißt das sechste Heft der „Kritischen Waffengänge", in denen die Brüder Heinrich und Julius Hart mit Ellbogenstößen für ihre Gefährten Bahn schufen. „Kritische Waffengänge" — Waffengänge sind es wohl, und selten sind literarische Waffen schneidiger und rücksichtsloser geführt worden; aber Kritiken sind es nicht, sofern Kritisieren Abwägen heißt und gerecht, also nach Menschenmöglichkeit objektiv urteilen.

In diesem Essay wird Spielhagen alle und jede dichterische Befähigung abgesprochen. Er hat keine Phantasie und keinen Humor, er hat keinen Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, er kann nicht erzählen. Keineswegs ein Dichter, ist er im allerbesten Falle ein liberal politisierender und moralisierender Tendenzschriftsteller. Das alles wird nicht als Meinung aufgestellt, sondern als unumstößliche Wahrheit, und wird „bewiesen", so wie ein fanatischer Staatsanwalt die Schuld „seines" Angeklagten beweist. Allzu schwer ist das hier nicht, denn schon trennt den alternden Spielhagen manches von der neuen Generation. Seine Sprache ist nicht mehr ganz die ihre, seine Handlungsverkettungen — er ist der unmittelbare Nachfolger Gutzkows! — haben sich überlebt und gelten als besonders romanhaft, die Differenzierung der Rede je nach der Lebensstellung und Umgebung des Redenden ist eine Spielhagen noch fast unbekannte Kunst. Bei solchen Mängeln und Rückständigkeiten der Schale fällt es leicht, den Wert des Kerns anzuzweifeln. Der „Tendenzschriftsteller" Spielhagen soll statt wirklicher Menschen weiße liberale und schwarze konservative Schachfiguren konstruiert haben. Tatsächlich hat sich der Dichter aber immer um Objektivität bemüht, hat schlechte Liberale und gute Konservative, hat als rechter Dichter vor allen Dingen Menschen gezeichnet, das

heißt also Geschöpfe, in denen sich Gut und Böse seltsam mischt. Partei ergriffen hat er niemals den Menschen, immer nur der Sache gegenüber. Und der Sache gegenüber haben allergrößte Dichter zu allen Zeiten Farbe bekannt, von dem aristokratischen Homer an bis zu den demokratischen Meistern der Literaturepoche, in der Spielhagens wohlerworbener Ruhm begraben wurde — begraben wurde, ohne bisher seine Auferstehung zu feiern. Darüber können die Ehrungen, die man dem Dichter am 24. Februar 1899 und 1909 zum siebzigsten und achtzigsten Geburtstag und schließlich an seiner Bahre erwies, niemanden täuschen. Diese Lobeshymnen klangen zu krampfhaft und manche auch zu mitleidig, und um die wenigen Stunden des Rühmens lagerten sich zu viele Jahre des Schweigens, das den einst so Gefeierten noch ganz anders bedrücken mußte als die lauten Angriffe, denen er zum Opfer fiel.

Friedrich Spielhagen hat allzu spät Ruhe gefunden. Sein fast versunkenes Werk, das nun in wenigen Strichen zusammenfassend dargestellt werden soll, wird irgendwann einmal zu neuem Leben gelangen. Dessen darf man so sicher sein, weil es zwei Seiten gibt, von denen die Auferweckung kommen kann: wenn die Literarhistoriker nicht endlich das unvergänglich Dichterische unter der veraltenden Hülle entdecken, so müssen die künftigen Geschichtsschreiber und Kulturhistoriker, die die Stimmungen des deutschen Bürgertums in den vierziger bis siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts kennen lernen wollen, unbedingt zu Spielhagens Romanen greifen.

O Hektor, du mein Held, du kühne Lanze!
Du hoher Mann mit adlig stillem Mut!
Es sonnt Achill sich in des Ruhmes Glanze,
Und seine Sache scheint den Göttern gut, —

Ich halt's mit dir! mit dir und allen Braven,
Die unterliegen in dem Kampf fürs Recht;
Mit euch, mein Herz, ihr armen Römersklaven;
Ich bin, wie ihr, aus Spartakus' Geschlecht!

Diese Verse aus einer Jugendträumerei bezeichnen aufs deutlichste den freiheitlichen Standpunkt, den Spielhagen in seinen großen zeitgeschichtlichen Romanen einnahm. Daß er aber keine Schachfiguren zu tendenziösem Spiel schaffen mochte, vielmehr eine große Hinneigung zu den komplizierten, widerspruchsvollen Charakteren bewies, das kündigte schon der Titel seines ersten Romanes deutlich an: „Problematische Naturen". Und was der Dichter mit dieser Überschrift auf psychologischem Gebiet verspricht, das hält er reichlich. Nicht nur in der Gestalt des Helden, des genialen, aber unstät schwankenden, unausgefüllten, unausgeglichenen Oswald Stein, der in der Liebe vergeblich Genüge sucht und, ohne den Halt der Treue von Bund zu Bund schreitend, in zerrüttende Schuld gedrängt wird, die er dann, mehr instinktiv als mit Überlegung handelnd, am 18. März 1848 auf den Berliner Barrikaden mit seinem Blute sühnt. Auch Oswalds verbrecherisch leichtfertiger Freund Tinm, auch sein dem Wahnsinn verfallener Lehrer Berger, auch der unbefriedigte Baron Oldenburg, dessen große Tatkraft in der dumpfen Zeit brachliegt, sind wahrhaft problematische Naturen. Einen politischen Roman kann man

die Dichtung nicht eigentlich nennen. Unmittelbar mit Politik hat sie zum längsten Teil nichts zu schaffen, und scheinbar mit gewaltsamem Ruck ist die Revolution an den Schluß gesetzt, aber eben nur scheinbar; denn aufs großartigste ist in den „Problematischen Naturen" allüberall die Stimmung des Vormärz festgehalten, dies unklare Sehnen nach Freiheit, nach edler, bedeutender Tat, das die damalige Jugend erfüllte. Und indem Spielhagen seinen Oswald nur so im Taumel und ohne scharfes Erkennen der Sachlage fechten und fallen ließ, zeigte er deutlich, woran die achtundvierziger Revolution krankte.

Die völlige Verwirrung in den demokratischen Köpfen der vierziger Jahre malte Spielhagen mit breiter Ausführlichkeit in seinem zweiten Roman, den er nach einer im Mittelpunkt stehenden weitverzweigten Familie „Die von Hohenstein" nannte. Trotz anschaulichster Schilderung der rheinischen und badischen Wirren erreicht das Werk nicht die Höhe des vorhergehenden; bunteste Handlung überwiegt manchmal die psychologische Gestaltung.

Um so mächtiger schwingt sich dann der Dichter in seinem nächsten großen Werk empor: „In Reih und Glied" ist eine kulturhistorisch wie dichterisch gleichbedeutende Schöpfung. Seinem Helden Leo hat Spielhagen viele Züge Ferdinand Lassalles verliehen, doch ist Leo keineswegs bloß ein photographisches Abbild des großen Sozialdemokraten, vielmehr wiederum eine rein menschlich interessierende „problematische Natur", ein Mann, der heiß für alle Armen und Unterdrückten empfindet und doch das ebenso heiße Verlangen hat, ihr Führer und Herrscher zu sein, eine Christusnatur, die über alle persönlichen Liebesregungen hinaus zu sein meint und von dem geliebten Mädchen gleich widernatürliches Empfinden fordert, um dann dennoch menschlich persönlicher Leidenschaft zu erliegen.

Aus dem weiten politischen Felde begab sich der Dichter in „Hammer und Amboß" mehr auf privates Gebiet zurück, schrieb gewissermaßen eine ausführliche humor- und empfindungsvolle Idylle, sofern man Schmuggeln, Zuchthaus- und Fabrikarbeit idyllische Beschäftigungen nennen darf. Doch hat Spielhagen in dem merkwürdigen Lebenslauf seines Georg Hartwig, eines guten Jungen mit allzu vieler Jugend- und Lebenskraft, mehr gegeben als eine individuelle Geschichte; er hat seine sozialen Ideen ausgiebig in schöner Begeisterung dargelegt. Nicht Hammer oder Amboß, nein, Hammer und Amboß soll der einzelne sein, soll in Gerechtigkeit geben und nehmen, dienen und herrschen, dann wird alle Sklaverei ein Ende haben. Ob ein praktischer Politiker aus diesem Buche spricht, ist fraglich; desto sicherer, daß ein hoher Idealist und ganzer Dichter redet.

In der „Sturmflut" schilderte Spielhagen den Gipfelpunkt und die Katastrophe der Gründerepoche. Ein genialer Einfall ließ ihn die zeitlich etwas getrennten Sturmfluten an der Ostseeküste und in Berlin, die elementare und die finanzielle, ineinander flechten. So gewann er eine überaus machtvolle Handlung. An die Katastrophe schloß er mut- und vertrauensvolle Worte der Hoffnung auf bessere, reinere Zeiten.

Es war das letztemal, daß er sich in seinen kulturhistorischen Romanen zukunftsfreudig äußerte. Die politischen Zustände Deutschlands erschienen dem unbeugsamen Achtundvierziger in immer unerfreulicherem Lichte. Die reale Macht triumphierte über die freiheitlichen Ideale, Spielhagen verlor den Glauben an die Zukunft des Liberalismus, sah ihn in unserer Zeit zermalmt zwischen den Extremen,

dem radikalen Sozialismus und der völligen Reaktion. So waren denn die Romane der achtziger Jahre, „Was will das werden?“ und „Ein neuer Pharao“, von tiefer Hoffnungslosigkeit durchtränkt, und unter dem politisch-ethischen Pessimismus des Schreibenden hat auch die dichterische Ausgestaltung dieser Bücher Schaden gelitten Nur die ersten Teile von „Was will das werden?“, in denen Spielhagen eine Kindheitsgeschichte erzählt, sind seinen besten Schöpfungen ebenbürtig.

Vor dem Verdacht aber, das herannahende Greisenalter könnte seiner Gestaltungskraft Abbruch getan haben, schützten Spielhagen seine mehr novellistisch gerichteten Arbeiten. Er hatte zeitlebens neben dem historisch gewichtigen, weit ausgreifenden Roman die einfachere Erzählung gepflegt, die im wesentlichen nichts als Seelenstudie sein will; er wandte sich in den achtziger und neunziger Jahren diesem Gebiete häufiger zu. „Quisisana“, „Faustulus“, „Selbstgerecht“ scheinen mir Dichtungen, denen ich an psychologischer Tiefe, an Kunst der Erzählung wenige moderne Novellen zur Seite stellen möchte, nicht eine vorzuziehen weiß. Auf die Grenze zwischen Roman und Novelle sind wohl das „Sonntagskind“, „Opfer“ und „Freigeboren“ zu stellen, in denen Spielhagen mit ergreifender Kunst Einzelschicksale behandelte, doch nicht ohne politisches und soziales Gebiet, allgemeine Zustände überhaupt, mehrfach mit dem viel erfassenden Blick des alten erfahrenen Mannes zu streifen. Dabei hat es fast etwas Rührendes, wie er sich (im „Opfer“ durchaus erfolgreich) bei seinen späten Werken bemüht, hinzuzulernen, was die Jungen vor ihm voraus haben, wie er aber doch die alte Eigenart stolz zu bewahren weiß.

In das letzte Schaffensjahrzehnt des rastlosen Mannes fällt endlich auch die Herausgabe seiner gesammelten Verse, die kaum beachtet wurden und doch bei ihrem reichen Inhalt ein besseres Schicksal verdient hätten, seiner gedankenschweren Erinnerungen unter dem Titel „Finder und Erfinder“ und einer Reihe ästhetischer Schriften. In diesen, wie in den Versen und jenen letzten Romanen war keine Verbitterung gegen seine Beiseitedränger zu verspüren, nur immer das Bestreben, sie zu verstehen und ihnen gerecht zu werden, manchmal auch bewundernde Liebe. So objektiv, so weitherzig verfuhr er gegen eben die Menschen, die ihn enger Parteilichkeit angeklagt hatten. Es war das dieselbe Gerechtigkeit, die seine „parteiischen Tendenzromane“ verschönt.

Seit 1900 schwieg Spielhagen völlig. Niedergebrochen fühlte er sich damals noch nicht; aber es machte ihn auf die Dauer allzu traurig, daß man ihn nicht mehr hören wollte wie ehedem.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunſt

Henry van de Velde: Eſſays. (M. 3.50.) — **Karl Scheffler: Deutſche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.** (M. 10.—.) Leipzig, Inſel-Verlag.

Wenn ein Künſtler über Kunſt ſchreibt, ſo wird man nicht, und um ſo weniger, je bedeutender er iſt, allgemeingültige Sätze von ihm verlangen. Denn das den Künſtler auszeichnende Gefühl von der tiefen Notwendigkeit des eigenen Schaffens und die daraus entſpringende intenſive Gewißheit, auf dem einzig richtigen, ja einzig möglichen Wege zu ſein, ſchließt die objektiv und wahllos prüfende Tätigkeit des Gelehrten aus, weshalb auch alle Äußerungen von Künſtlern über Kunſt ſtreng genommen nur Verteidigungen oder Deutungen der eigenen Tätigkeit ſind. Als ſolche ſind ſie, wenn auch nicht verpflichtend, doch intereſſant und lehrreich, man wird ſich gern mit ihnen auseinanderſetzen, wie man ſich eben zur Klärung oder Befeſtigung der eigenen Gedanken mit bedeutenden, wenn auch einſeitigen Menſchen unterredet, und das um ſo lieber, weil man bei van de Veldes Reden, denn das eigentlich ſind dieſe Eſſays, auch eine rein äſthetiſche Freude an dem Furor der Überzeugung haben kann, mit dem dieſer Vorkämpfer des modernen Kunſtgewerbes ſeine Sätze verficht. Man wird warm, wenn er für die Schönheit der Materie ſchwärmt, der Materie, aus der der Menſch das Kunſtwerk entwickelt, wie die Sonne aus dem Samenkorn die Blume, man lieſt mit Intereſſe das große „Amo“, das Schönheitsbekenntnis des modernen Menſchen und hört gern einmal wieder die Moral guter vollkommener Arbeit predigen. An bedeutenden Anregungen fehlt es nicht; wäre es z. B. nicht wirklich beſſer ſowohl für das Gewerbe wie für die bereits überfüllten Berufe, wenn Dutzendbeamte, Durchſchnittsoffiziere oder -Juriſten, die oft mit Leidenſchaft ein Handwerk betreiben, ſich dieſem völlig widmeten und durch die Vollkommenheit und Schönheit ihrer Ware, ihrem Stand die gleiche Achtung verſchafften, deren er ſich im Mittelalter, ja, noch im achtzehnten Jahrhundert erfreute? Auch wird man Gedanken, wie den leitenden des zweiten Eſſays, daß Linien übertragene Gebärden ſeien, oder den Vorſchlag, die Kunſtgeſchichte einmal als Evolution der Stoffe aufzufaſſen gerne weiter- und ausdenken wollen und zu welchem Reſultat man immer kommen mag, das Buch mit dem Gefühl aus der Hand legen, einige angeregte Stunden verbracht zu haben. — Karl Scheffler's Werk iſt nicht, wie der Titel vermuten laſſen könnte, eine oder gar die langerſehnte Geſchichte der deutſchen Kunſt im 19. Jahrhundert, es vereinigt nur als Einzelarbeiten entſtandene Abhandlungen in der Weiſe, daß auf einige Hauptpunkte der geſchichtlichen Entwicklung hingewieſen wird. Dem erſten und umfangreichſten, die Nazarener, ihre Zeitgenoſſen und Nachfolger behandelnden Aufſatz über deutſche Gedankenmalerei, der dann Böcklin, Klinger und Thoma angereiht werden, folgen drei andere über die drei Deutſch-Römer: Feuerbach, Marées und Adolf Hildebrand. Eine prinzipielle Betrachtung über impreſſioniſtiſche Naturanſchauung unterbricht die Reihe der Künſtler, die mit den großen Zeichnern: Chodowiecki, Gottfried Schadow, Franz Krüger, Menzel

und Slevogt fortgesetzt und mit drei Wirklichkeitsmalern: Leibl, Trübner und Max Liebermann abgeschlossen wird. Schefflers Art, die Dinge interessant und anregend zu behandeln, ist bekannt, und wenn man auch an manchen Stellen statt wissenschaftlicher Durchdringung schematische und nicht selten willkürliche Gruppierung, statt präziser Charakterisierung bequemere Paradoxe ungern wahrnimmt und der ganzen Fassung die journalistische Herkunft wohl anmerkt, so muß man doch anderseits der Gerechtigkeit halber darauf hinweisen, daß, wie das Beispiel Muthers beweist, durch diese leichte und gefällige Art des Vortrags im größeren Publikum für die Kenntnis der Kunst unserer Größten vielleicht mehr erreicht wird, als durch wissenschaftlich und künstlerisch einwandsfreie, aber eben dadurch wieder nur verhältnismäßig wenigen eingängliche Darstellung. Und dieser, seiner kulturell heilsamen Wirkung wegen sei uns das mit etwa achtzig zum Teil recht guten Abbildungen vornehm ausgestattete Buch willkommen. S—t.

Tagesfragen

Die Million für die Jugend. Man erinnert sich eines jubelnd begrüßten Ministerialerlasses vom Januar des vergangenen Jahres, der, in bewußter Konkurrenz mit der mächtig aufstrebenden sozialdemokratischen Jugendbewegung, vernünftige Anregungen gab und, was mehr, wenn auch noch keineswegs genug und viel bedeutet, eine Million Mark zur Förderung der Jugendfürsorge bewilligt hat.

Gegen Ende des Jahres bewies dann eine von berliner Lehrern und Lehrerinnen zahlreich besuchte Versammlung, daß dieser Erlaß und die schöne Million die freie Arbeit der fast schon seit Jahrzehnten von der Schule ausgehenden „Jugendklubs", das heißt eben der Organisation, an die sich der Ministerialerlaß zumeist wendet, in gewaltigen Aufschwung gebracht hat; sie liegt in der Hand großer Organisationen, nämlich des „Jugendfürsorgeverbandes berliner Rektoren, Lehrer und Lehrerinnen", der „Jugendfürsorgezentrale der preußischen Rektorenschaft" und des „Deutschen Zentralvereins für die schulentlassene Jugend", die unter Führung des verdienten Rektors Pagel diese Bestrebungen für Berlin, der zweite Verband für Preußen und der dritte für ganz Deutschland betreiben.

Von diesen Verbänden also war die Versammlung einberufen, und die Huld der Regierung lächelte über ihr: denn zur Rechten des Vorsitzenden saß ein aufmerksamer Vertreter der Regierung, der, offiziell begrüßt, das Wohlwollen des Ministeriums aus einem offiziellen Bericht verlas. Dann sah man, daß der offizielle Herr eifrig Notizen niederschrieb, und dann standen wir, kaum zwei Wochen nach dieser Versammlung, vor einem neuen Erlaß des Kultusministeriums, der wie eine prompte Antwort, oder, um es gleich zu sagen: wie eine prompte Absage zu bestimmt formulierten Forderungen jener Lehrerversammlung aussieht.

Verlangt wurde nämlich (unter vielem anderen, auf das wir nicht näher eingehen können), daß die Lehrer, die sich dieser Arbeit — es handelt sich hier vorzüglich um Turn- und Spielstunden — widmeten, dafür auch honoriert würden, und der Redner rechnete vor, daß eine Stadt wie Berlin nur etwa 100000 Mark für diesen Zweck aufzubringen hätte, bei einem Jahresgehalt, das dem der Fortbildungslehrer entspräche. Von maßgebender Stelle, die in dieser Sache angegangen wurde, ist dem Herrn geantwortet worden: Wir wollen erst sehen, was der Staat tut, dann werden wir gewiß auch nicht zurückstehen. Und der Redner — sich verbindlich und lächelnd gegen den Regierungsbevollmächtigten verbeugend — sprach die Überzeugung aus, daß diese Zeit, wo niemand mehr zurückstehen werde, nahe sei. Die Versammlung aber beantwortete das zukunftfrohe Lächeln ihres Redners mit einem ungläubigen allgemeinen Gelächter.

Der neue Erlaß des Kultusministeriums gibt den Ungläubigen recht; der Minister verkündet:

„Daß beteiligten Lehrern stundenweise die Leitung nichtverbindlicher Leibesübungen zu vergüten ist, hat verschiedenenorts zu erheblichen Unzuträglichkeiten geführt. Es empfiehlt sich, von dieser Art der Vergütung tunlichst abzusehen; ich trage Bedenken, hierfür weiterhin staatliche Mittel zu gewähren. In erster Linie wird anzustreben sein, daß geeignete Lehrer freiwillig und ohne daß ihnen besondere Vergütungen in

Aussicht gestellt werden, diese mit ihrer Berufsarbeit in engstem Zusammenhang stehende Förderung der Schuljugend sich angelegen sein lassen. Auch kann in Frage kommen, einzelne auch sonst tüchtige Persönlichkeiten, die sich auf dem betreffenden Gebiet hervorgetan haben, in geeigneter Weise auszuzeichnen, zu befördern usw. In ähnlicher Weise ist bezüglich der Mitarbeit von Lehrern und Lehrerinnen auf dem Gebiet der Jugendpflege zu verfahren."

Diese Unzweideutigkeit hat nun den Jubel in manchem pädagogischen Kopf beträchtlich abflauen lassen; man nennt den neuen Erlaß „befremdlich" und erinnert seufzend und schmollend an den so ganz anderen, ach so gold-klingenden Ton des schöneren Januar-Erlasses. „Ein jeder habe sich gefreut, zu hören, welche Summen nunmehr Verwendung zur Pflege der Körperkultur finden werden. Doch nichts von alledem! Nein, ganz im Gegenteil ... und bekanntlich gehören doch die Turnstunden mit zu den anstrengendsten unter den Lehrstunden ..."

Aber solchen Jeremiaden gegenüber (sie sind ganz im Sinne jener Lehrerversammlung und offenbar von einem Lehrer in einer großen berliner Tageszeitung angestimmt), ist es Pflicht, den neuen Erlaß des Kultusministeriums zu verteidigen und diesen Zwiespalt der Meinungen ins rechte Licht zu setzen. Denn es besteht die Gefahr, daß diese wichtigste Frage, die Personalfrage, die glücklich eingeleitete und so sehr aufstrebende bürgerliche Jugendbewegung auf eine schiefe Bahn bringt und vor allem ganz unberechtigter Weise in den Kreisen der Lehrerschaft, auf die es zumeist ankommt, eine Verdrossenheit erzeugt, die der ganzen Sache unendlichen Schaden bringen kann.

Die Honorarforderung der Lehrer nämlich läuft — in ihren Konsequenzen, nicht in ihren Absichten — auf nichts anderes hinaus, als auf ein Hinübertragen des Schulbetriebs in diese Arbeit an Schulentlassenen. Die Pädagogen, die in der Jugendbewegung stehen, wissen selbst am besten, wie schwierig es ist, die jungen Menschen, die jubelnd ihr Entlassungszeugnis in der Tasche tragen, zu nicht schulmäßigem, fröhlichem Zusammensein mit ihren alten Lehrern wieder in die Schule zu bringen; denn die Arbeit der Jugendklubs spielt sich in Schulräumen, meist in den Schul-Turnhallen ab.

In jener Versammlung wurde nun zwar geäußert, diese Schwierigkeit sei doch nicht gar so groß; man solle nur die Turnhallen vielleicht ein wenig mit Grün oder mit farbigen Tüchern freundlich drappieren, und überhaupt: mit Freuden gingen die jungen Leute zu so fröhlichem Tun wieder in die Schule zurück, denn sie fühlten, daß sie jetzt hier frei seien und von den Lehrern als werdende Männer behandelt würden.

Derlei mag gewiß oft vorkommen, denn sicherlich sind es — vorläufig — nur besonders geeignete Erzieher, die sich solcher Arbeit hingeben, Berufene, die aus Freude an der Sache mittun, oder, wenn es schlimm ist, vielleicht getrieben von dem Ehrgeiz, in einer jungen, zukunft-frohen Sache sich bekannt und verdient zu machen. Immerhin: nur die Leistung wird den Ehrgeizigen an sein Ziel bringen; und deshalb ist es auch nicht allzusehr zu bedauern, daß der neue Erlaß solchem Ehrgeiz goldene Ziele zeigt, Beförderungen und Orden. Wenn aber die Möglichkeit geschaffen wäre, daß jeder einigermaßen Vorgebildete in dieser Jugendfürsorge-Arbeit einen neuen Erwerbszweig finden könnte, würde es auch die Pflicht aller derjenigen sein, die eines finanziellen Zuschusses benötigen, sich um solchen Nebenverdienst zu bemühen — und ach, wie viele Pflichtbewußte, Eifrige und Bedürftige gibt es unter den Lehrern.

Es wird eine Lebensfrage der bürgerlichen, nationalen Jugendfürsorge sein, ob sie es versteht, das Odium der Schule von sich fernzuhalten. Da die Lehrer die Berufensten sind, diese Arbeit zu fördern, und da sich naturgemäß im Verhältnis nur wenige Mitarbeiter aus anderen Ständen finden werden, ist es doppelt schwer, über diese Gefahr hinweg zu kommen. Mögen die Mitarbeiter aber kommen, woher sie wollen: ihr Herz muß sie treiben und ein anderes Motiv darf gar nicht in Frage stehen können. Die Leiter müssen sich der Sache ebenso hingeben, wie die Geleiteten. Eine andere Lösung ist, zum mindesten für die erste Zeit, zweifelhaft und gefahrvoll.

Besonders problematisch erscheint in gleicher Hinsicht auch die Raumfrage. Zweifellos ist

die Schul-Turnhalle ein recht unglücklicher und sehr unzweckmäßiger Notbehelf. Eigene Hallen oder womöglich besondere Volksheime, die jederzeit und jedermann zugänglich wären, sind die einzig solide Grundlage, auf der diese eminent wichtige Arbeit sich allein gedeihlich entwickeln kann. Der Vorbilder gibt es genug — man brauchte seine Phantasie noch nicht bis in die Luftschlösser amerikanischer Wirklichkeiten fliegen zu lassen. Bescheidene Baracken würden auch schon ein ganz hoffnungsvoller Anfang sein: denn was bedeutet die Million des Januar-Erlasses, was bedeutet die Freigebigkeit unserer Kommunen und unserer privaten Millionäre neben der volksfreundlichen Verschwendungssucht der Amerikaner? — Baracken, neben Luftschlössern!

Aber man frage nicht mehr: „Wozu sind denn nun die hohen Beträge wohl bewilligt worden?"

Dr. Ernst Guggenheim-Charlottenburg

Statistisches über die Häufigkeit des Ministerwechsels in Preußen. Vor einigen Jahren wurde in der politischen Debatte häufig getadelt, daß unter der Regierung des jetzigen Kaisers die Stabilität in den Personen der Minister so sehr viel geringer geworden sei. Man wies dabei hin auf das Anwachsen der auszuzahlenden Pensionen, man fürchtete, daß ein so häufiger Wechsel der gleichmäßigen Ausübung der Ämter hinderlich sei, daß die Macht der Räte im selben Maße wachse, wie sich die Minister in ihrem Amt fremd fühlten, und schließlich, daß dieses häufige Wechseln auf einen bedauerlichen Mangel an Personalkenntnis oder — was fast dasselbe ist — an Fähigkeit der Personalbeurteilung hindeute.

In den letzten Jahren sind solche Vorwürfe weniger laut geworden, aber offenbar nicht so sehr deshalb, weil man eine Änderung der bitter beklagten Übelstände feststellte, als weil man sich an diesen Zustand des Wechselns gewöhnt hatte und einsah, daß derartige Klagen keine große Wirkung — es sei denn bei der Agitation — haben konnten.

Falls die Vorwürfe berechtigt sind, so sind die daran geknüpften Betrachtungen es sicherlich zum größten Teil auch. Freilich: das Anwachsen der Pensionen macht in Preußens Millionenetat nicht so sehr viel aus, um so weniger, als ja ein Teil der Minister als Oberpräsidenten oder in anderen Stellungen weiter verwandt wird; aber besonders die Steigerung der Macht der Ministerialräte tritt bei allzu häufigem Wechsel sicherlich ein, wenn der Minister nicht eine außergewöhnlich kräftige und arbeitsfrohe Natur hat. Und er kann auch im allgemeinen nur schädlich sein, wenn die der Öffentlichkeit und den Parlamenten unverantwortlichen und ungreifbaren Räte einen beherrschenden Einfluß auf ihren Chef haben. Vorgänge der letzten Jahre im Kultusministerium zeigen das mit großer Deutlichkeit.

Indessen ist nun doch erst einmal zu untersuchen, inwiefern diese Vorwürfe berechtigt sind. Auf die mehr gefühlsmäßig aufgestellte Behauptung, die meist nur an die allerjüngste Vergangenheit denkt, wird man sich auch hier nicht verlassen dürfen. Schwierigkeiten macht bei solcher Untersuchung allerdings die Wahl des Terminus a quo. Auf die Zustände vor 1848 wird man nicht zurückgreifen dürfen: sie sind zu wenig vergleichbar, denn wenn es auch mit der Reformperiode ein Ministerium gab, das der heutigen Anschauung ziemlich entspricht — auch nicht durchaus, gab es doch z. B. noch lange Zeit ein „rheinisches" Justizministerium —, so waren doch die Geschäfte vielfach ganz anders auf die Ministerien verteilt, und die Verteilung war sehr viel weniger stabil als nach 1848, und schließlich fehlte vor allem der Gegendruck des Parlaments. Eine öffentliche Meinung — mag sie noch so oppositionell sein —, die nicht organisiert ist, hat naturgemäß viel weniger Einfluß als ein Parlament, das ein wie immer geartetes Recht der Kontrolle hat. Das ist für das nicht parlamentarisch regierte Preußen genau so wahr wie für die eigentlichen Musterstaaten des Parlamentarismus.

Das Jahr 1848 selber darf natürlich auch nicht als Anfangstermin gewählt werden, dies Jahr, daß außer dem vorrevolutionären Ministerium noch fünf andere gesehen hat. Außerdem hat es überhaupt sein Mißliches, die Regierungszeit eines Herrschers zu durchschneiden, und da dies Bedenken auch für die Regierung Wilhelms des Ersten gilt, so vergleichen wir zuerst seine dreißigjährige Regierungszeit mit der bisher dreiundzwanzig-

jährigen seines Enkels.*) Am einfachsten geschieht das in einer Tabelle, wobei wir das erst 1879 eingeführte Ministerium der öffentlichen Arbeiten nicht berücksichtigen.

In Wilhelms des Ersten dreißigjähriger Regierung entlassen oder gestorben	Präsid.	Auswärtiges	Krieg	Finanz	Inneres
	Manteuffel Hohenzollern Bismarck**) Roon	Manteuffel Schleinitz Bernstorff	Waldersee Bonin Roon Kameke	Bodelschwingh Patow v. d. Heydt Camphausen Hobrecht Bitter	Westphalen Flottwell Schwerin Jagow Eulenburg Friedenthal B. Eulenburg
	Justiz	Kultus	Handel	Landwirtsch.	
	Simons Bernuth zur Lippe Leonhardt	Raumer Bethmann H. Mühler Falk Puttkamer	v. d. Heydt Holzbrink Itzenplitz Achenbach Maybach Hofmann	K. v. Manteuffel Pückler Itzenplitz Selchow Königsmark Friedenthal	Summe 48

In Wilhelms des Zweiten dreiundzwanzigjähriger Regierung entlassen oder gestorben	Präsid.	Auswärtiges	Krieg	Finanz	Inneres
	Bismarck Caprivi Eulenburg Hohenlohe Bülow	Bismarck***) Caprivi Hohenlohe Bülow	Bronsart Verdy du Vernois Kaltenborn W. Bronsart Goßler Einem	Scholz Miquel Rheinbaben	Herrfurth Eulenburg Köller v. d. Recke Rheinbaben Hammerstein Bethmann H. Moltke
	Justiz	Kultus	Handel	Landwirtsch.	
	Friedberg Schelling Schönstedt	Goßler Zedlitz Bosse Studt Holle	Bismarck Berlepsch Brefeld Möller Delbrück	Lucius Heyden Hammerstein Podbielski Arnim	Summa 44

*) Das Jahr 1888 ist also für jede Regierungszeit als volles Jahr gerechnet, desgleichen 1858, das Jahr des Regierungsantrittes Wilhelms des Ersten. — Unter Friedrich dem Dritten wurde nur Puttkamer entlassen; er ist natürlich nicht mitgezählt.

**) Bismarcks Präsidentschaft wurde Januar bis November 1873 von derjenigen Roons unterbrochen. Dies Interim mußte schon deshalb berücksichtigt werden, weil zur Zeit Caprivis Ähnliches eintrat: Eulenburg übernahm das Präsidium, Caprivi aber behielt das Auswärtige.

***) Herbert Bismarcks nur formell einige Tage dauernde Amtsführung ist nicht mitgerechnet.

Die Vergleichbarkeit der Zahlen wird natürlich dadurch etwas beeinträchtigt, daß nicht angegeben ist, welche Minister in den Sielen gestorben sind, indessen würden solche Angaben zu weit führen und das Resultat nicht wesentlich ändern. Und dies Resultat ist nun doch, daß unter des alten Kaisers Regierung die Ministerwechsel annähernd ebenso häufig gewesen sind wie jetzt. Allerdings ist wohl anzunehmen, daß in den sieben Jahren, die unserem Kaiser noch an den dreißig Jahren der Regierungsdauer seines Großvaters fehlen, mehr als vier Minister fallen werden, aber selbst beim Doppelten und Dreifachen würde noch immer die Gesamtsumme nicht so groß sein, daß man von einem erheblich schnelleren Wechsel sprechen dürfte. Es liegt doch in dem ganzen Charakter unserer Zeit und nicht nur in dem der maßgebenden Personen begründet, daß der Wechsel sich etwas häufiger vollzieht; ist es doch ein oft gesagtes und im Grunde auch richtiges Wort, daß wir schneller leben als in der Epoche vorher. Eine gewisse „Amerikanisierung" war also auch in dieser Hinsicht von vornherein zu erwarten, sie ist aber lange nicht so groß, wie die allgemeine Meinung glaubt. Und es muß doch auch hinzugefügt werden, daß eine zu große Überalterung auch in den Ministerien keineswegs günstig ist. Ausnahmefiguren wie Bismarck sind nicht gar so häufig Minister, man darf nicht glauben, daß die große Masse in vorgerücktem Alter noch so leistungsfähig und voll von Initiative ist wie er.

Nun mag man aber der Meinung sein, daß die angegebene Liste den politischen Kernpunkt der Frage nicht genügend trifft, und daß man vielmehr die 27½ Jahre der Präsidentschaft Bismarcks mit den 21¾ Jahren seit seiner Entlassung vergleichen muß*). Wenn wir nun also doch die Regierungszeit Wilhelms des Ersten zerschneiden, stellen sich die Zahlen folgendermaßen:

	Präsidium	Auswärtig.	Krieg	Finanz	Inneres	Justiz	Kultus	Handel	Landwirtsch	Summe
Unter Bismarcks 27½jährigem Präsidium entlassen oder gestorben . . .	2**)	—	3	6	5	3	3	6	4	32
In den 21¾ Jahren seit Bismarcks Abgang entlassen oder gestorben . .	4	3	5	3	8	2	5	4	5	39

Zweifellos fallen diese Zahlen erheblich ungünstiger für die jetzige Regierung aus. Indessen muß doch dabei in Betracht gezogen werden, daß die Besetzung des Ministeriums für das Auswärtige fast stets mit der des Präsidiums übereinstimmte, so daß also unter Wilhelm dem Zweiten hierbei die Vergrößerung der Zahlen eigentlich doppelt gerechnet wird. Man müßte also gerechterweise für die betrachteten 21¾ Jahre nur sechsunddreißig Ministerwechsel ansetzen. Und dies Resultat ist nicht so sehr bedenklich. Denn es handelt sich ja bei diesen Erwägungen viel mehr um die eigentlichen Fachministerien als um die Präsidentschaft, und der Vergleich der Ziffern dieser Fachministerien zeigt ja, daß zwar in manchen Ämtern der Wechsel viel häufiger vollzogen ist, in anderen dafür fast ebensoviel seltener.

*) Hierbei rechnen wir natürlich Bismarcks Vorgänger im Präsidium und Auswärtigen nicht mit, wohl aber die Minister, die im Dezember 1862 entlassen wurden. — Bismarcks eigene Entlassung ist selbstverständlich nicht mitgezählt, auch Herbert Bismarcks Ministerschaft wird wieder außer acht gelassen.

**) Vgl. Anm. ** der ersten Liste.

Auf die Staatssekretäre des Reichs lassen sich diese Betrachtungen und Berechnungen nicht gut ausdehnen, weil ja die einzelnen Staatssekretariate innerhalb der beobachteten Periode zu ganz verschiedenen Zeiten eingerichtet worden sind und es nicht gut angängig ist, die Chefs der betreffenden Abteilungen des früheren Reichskanzleramts oder die anders genannten Vorgänger der Staatssekretäre mit diesen selber zu vergleichen. Will man indes wissen, ob auch jetzt noch einzelne Minister so lange wie die früheren in ihrem Amt bleiben, so wird man die Staatssekretäre mitrechnen dürfen und auch müssen, weil ja sehr häufig ein gegenseitiger Wechsel zwischen den Inhabern der Reichsämter und der preußischen Ministerien stattfindet. Da zeigt sich folgendes: Die längste Amtsdauer hat Bismarck gehabt, er war $27^3/_4$ Jahre Ministerpräsident (wenn die eben erwähnte dreivierteljährige Unterbrechung nicht gerechnet wird) und Minister des Auswärtigen, und dreiundzwanzig Jahre lang Bundes- und Reichskanzler. Ihn erreicht auch im alten Regime mit seinen im allgemeinen viel länger währenden Ministerjahren niemand. (Doch war Metternich noch viel länger österreichischer Staatskanzler, und Altenstein hatte ebenfalls dreiundzwanzig Jahre lang das preußische Kultusministerium inne: 1817 bis 1840.) Stephan war siebzehn Jahre lang Staatssekretär; da er aber schon lange Jahre vor der Errichtung seines Reichsamtes (1880) die höchste Stelle in seiner Behörde innehatte, müßte man eigentlich für ihn viel mehr Jahre rechnen. Die Zahl siebzehn wird außerdem von v. d. Heydt erreicht (Handel 1848 bis 1862, Finanz März bis September 1862 und 1866 bis 1869) und von einem ganz „modernen" Staatssekretär, v. Boetticher. Auf diese folgen Staatssekretär Nieberding mit sechzehn, Fr. Eulenburg mit fünfzehn und Schelling ebenfalls mit fünfzehn Amtsjahren, von denen er zehn Jahre preußischer Minister, fünf Staatssekretär war. Tirpitz ist jetzt schon vierzehn Jahre lang Staatssekretär, und da sein Ende schon so häufig verkündet worden ist, spricht vieles dafür, daß er noch manche Jahre im Amte bleibt. Mit ihm wollen wir diese Liste abbrechen, die doch gerade wie die obigen zwei zeigt, daß sich die Verhältnisse viel weniger, als allgemein angenommen wird, geändert haben.

Vielleicht würde auch ein Vergleich mit anderen deutschen und mit außerdeutschen Staaten lohnend sein. Es ist anzunehmen, daß in Österreich, Frankreich und Italien di Ministerien viel häufiger als in Preußen ihre Inhaber wechseln, in England vermutlich seltener. Der Ausgang eines Vergleichs mit anderen größeren reichsdeutschen Staaten ist schwer vorauszusagen. Vielleicht machen wir ein andermal Mitteilungen darüber. En.

Reichsspiegel

(vom 23. bis 29. Januar)

Die Wahlen

Das Wahlergebnis — Wahlparole: Front gegen rechts — Aussichten der Konservativen und Liberalen

Die Schlacht ist geschlagen! Hier das Ergebnis:

1.	Deutschkonservative	43	60	bisher 59	87 = — 27
2.	Reichspartei	14		25	
3.	Deutsche Reformpartei	8		3	
4.	Wirtschaftliche Vereinigung				
	nämlich a) deutsch-sozial	2	10	5	18 = — 8
	b) christlich-sozial	3		2	
	c) Bund der Landwirte	3		4	
	d) sonstige	2		7	
5.	Zentrum	93	111	108	123 = — 12
6.	Polen	18		20	
7.	Nationalliberale	44	200	51	153 = + 47
8.	Deutscher Bauernbund	2		—	
9.	Bayerischer Bauernbund	2		—	
10.	Fortschrittliche Volkspartei	42		49	
11.	Sozialdemokraten	110		53	
12.	Elsässer	5	16	5	16 = ± 0
13.	Lothringer	2		3	
14.	Welfen	5		1	
15.	Dänen	1		1	
16.	Wilde	3		6	

Man wird das Ergebnis erst voll würdigen können, wenn die Fraktionen des Reichstags gebildet sein werden, d. h. wenn jeder einzelne Abgeordnete persönlich sich der Disziplin einer bestimmten Partei unterworfen haben wird. Dies abzuwarten ist besonders notwendig, sofern die Frage entschieden werden soll, ob der schwarzblaue Block am Boden liegt oder nicht. Einstweilen läßt sich die Frage bejahen, weil mit 200 Linken, 181 Rechten und 16 Treibholz gerechnet werden darf. Aber, wie gesagt: Endgültiges muß abgewartet werden und ehe solches nicht feststeht, wollen wir uns auch nicht den Kopf über die verschiedenen Mehrheiten zerbrechen.

Rückschauend muß festgestellt werden, daß die Parole „Front gegen rechts“ am wirksamsten gewesen und darum siegreich geblieben ist, — freilich

nicht nur zum Schaden der Rechtsparteien, sondern auch zum Schaden der Liberalen. Die konservativen Gruppen mit Zentrum und Polen haben allein 47, die Liberalen allein 10 Mandate zugunsten der Sozialdemokraten verloren. Alle anderen Parolen haben nicht gezogen, wenn sie nicht zugleich „Front gegen rechts" bedeuteten. Herrn v. Heydebrands Hervorholen der nationalen Flagge ist nur den Gegnern der Konservativen zugute gekommen, weil das Auftreten des Agrariers zu deutlich den Stempel der Wahlmache zeigte. Die Konservativen, deren Presse während des Sommers eine höchst würdige und verständnisvolle Haltung in der Marokkofrage eingenommen hatte, waren durch den neuerlichen Sieg der Heydebrandschen Richtung gezwungen, mit falscher Front zu fechten, wie seinerzeit bei der Reichsfinanzreform. Darum deckten sie auch so viel Angriffspunkte auf und erschwerten Freunden die Sammlung. Auch ihre Taktik, sich mit dem angeblichen Erfolge der Reichsfinanzreform zu brüsten, konnte und mußte gegen sie ausgenutzt werden. Streichholz- und Stempelsteuer waren trotz ihrer finanziellen Geringfügigkeit willkommene Agitationsmittel bei den Bauern gegen die Konservativen. Schließlich konnte gegen die Konservativen auch ihre Freundschaft mit der bestgehaßten Partei, mit dem Zentrum, ins Feld geführt werden. Man beginnt doch mehr und mehr einzusehen, daß die ultramontane Gefahr für die Entwicklung des Deutschtums, wenn nicht größer, so doch mindestens ebenso groß ist wie die sozialdemokratische, und jede Partei, die dieser Erkenntnis nicht Rechnung trägt, muß dafür büßen. Im abgelaufenen Wahlkampfe haben die Konservativen noch eine Schuld auf ihr Konto geladen: Die Vermehrung der Welfen, also gleichfalls einer Gruppe, deren politische Hoffnungen außerhalb Deutschlands liegen. Die konservative Partei wird sich sehr sorgfältig auf die Grundlagen konservativen Denkens besinnen müssen, wenn sie bis zu den nächsten Wahlen ihre alte Bedeutung wieder gewinnen will. Mit Herrn v. Heydebrand als Führer dürfte sie indessen ohne fremde Hilfe zu diesem Ziele nicht gelangen.

Die Liberalen konnten ihre Kräfte und Organisationen nicht in dem Maße entfalten, wie es unter anderen Nebenumständen denkbar gewesen wäre. Auch sie waren von Anfang an falsch angesetzt. Sie mußten hoffen, von der Regierung gestützt zu werden durch eine den Konservativen nicht gerade willkommene Sammelparole. Darin sahen sie sich getäuscht und so trat gerade bei den Liberalen eine Zersplitterung ein, wie sie nie zuvor zu beobachten war. In einem oberschlesischen Wahlkreise gab es sogar zwei nationalliberale Kandidaten!

Alle diese Umstände und der Haß gegen das Zentrum mußten der Partei zugute kommen, die keinerlei Rücksicht zu nehmen brauchte und darum ihr Ziel: „Kampf gegen die verrottete bürgerliche Gesellschaft" unbeirrt durchführen konnte, der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie hat nicht nur Mandate, sondern auch Stimmen in einer Weise gewonnen, die es den führenden Männern im Reiche doch nahe legen sollte, sich die Frage vorzulegen, ob daran allein die

Zugkraft des sozialistischen Programms und die rührige Agitation schuld sein kann, oder ob nicht doch andere Gründe dafür mitsprechen.

Die konservative Presse sucht sich und ihre Leser über die Bedeutung des Wahlausfalls hinwegzutäuschen, indem sie einmal meint, es sei der Sieg jüdischen Denkens über das deutsche und indem sie von einem Pyrrhussieg der Liberalen spricht. Wenn hier wirklich an einen Sieg des Judentums gedacht wird, so müßte man allen Fortschritt seit der Reformation nicht als Leistung deutscher Geistesarbeit, sondern als eine solche der Juden ansprechen; dasselbe gälte von allen Leistungen eines Friedrich des Großen und der Reformatoren vor und um Bismarck, die mit liberalen Mitteln das Reich konstruierten und ausbauten. — Auch die Hoffnung auf den Pyrrhussieg scheint mir nicht recht begründet. Die konservative Presse argumentiert so: Die Liberalen haben nur vier, die Konservativen aber sechsundzwanzig Mandate auf den ersten Streich erobert, mithin gebe es doch wenigstens in sechsundzwanzig Wahlkreisen glatte konservative Mehrheiten, aber nur in vier liberale. Staatsmänner, die nach diesem Exempel die Stimmung im Lande beurteilen wollten, kämen unbedingt zu Trugschlüssen. Das für die Rechtsparteien immerhin noch günstige Wahlergebnis ist nur möglich geworden, weil die bestehende Wahlkreiseinteilung es verhindert hat, die Zahl der bei den verschiedenen Parteien gewählten Abgeordneten in ein richtiges Verhältnis zu der in den großen Wahlkreisen herrschenden Stimmung zu setzen. Es sind im ganzen $7\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen gegen und nur $4\frac{1}{2}$ für rechts abgegeben worden und dennoch 195 Mandate nach rechts, aber nur 202 nach links gefallen. Man darf daraus folgern, daß die Stimmung im Lande noch viel oppositioneller ist, als es aus dem Wahlergebnis ohne weiteres herauszulesen ist, und daß es lediglich von der künftigen Haltung der Liberalen abhängen wird, ob sie bei den nächsten Wahlen von der tatsächlichen Stimmung profitieren oder nicht.

Die Stellung der Liberalen im nächsten Reichstage wäre nur dann trostlos, wenn wider alles Erwarten doch noch eine schwarzblaue Mehrheit zustande kommen sollte, d. h. wenn eine namhafte Zahl Liberaler und das gesamte Treibholz nach rechts schwenkte. Der Fall ist aber kaum denkbar. Im gegenwärtigen Zeitpunkte wäre er auch höchst bedauerlich, weil eine solche Sezession den durch die Wahl angebahnten Heilungsprozeß aufhalten würde. Anders, wenn die Rechte mit Zentrum, Polen und Welfen wirklich in die Minderheit kommen. Dann sind die Liberalen, insonderheit die Nationalliberalen die gegebenen Führer einer Reformpartei, wie sie das Reich bitter nötig hat. Zwei Dinge aber gehören dazu: Furchtlosigkeit und Fleiß. G. Cl.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für die Redaktion J. V.: Dr. M. Kelchner in Charlottenburg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Landesverteidigung und Flottennovelle

Wer den im Dezember v. Js. in der Leipziger Illustrierten Zeitung erschienenen Artikel: „Bestand im vorigen Sommer und Herbst die Gefahr eines Seekrieges?“ gelesen hat, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß das Deutsche Reich — unbeabsichtigt und daher vielleicht dem Ernst der Lage gegenüber nicht genügend bereit — vor einer großen Gefahr gestanden hat: vor der Gefahr, in einen Krieg mit England und Frankreich verwickelt zu werden, der, nach der Aufstellung der englischen Seestreitkräfte zu schließen, wahrscheinlich mit einem plötzlichen Überfall auf unsere Flotte und auf unsere Küste eingeleitet worden wäre. Ziel solchen Überfalls mußte Niederwerfung der deutschen Seemacht und Besitz der Seeherrschaft in der Nordsee für die englische Flotte sein. Hatte England die Seeherrschaft unbestritten in Händen, so wollte es das bereit gehaltene Expeditionskorps in Stärke von hundertsechzigtausend Mann auf den Kontinent werfen, um gemeinsam mit der französischen Armee zu operieren.

Die Tatsache, daß England damals gerüstet war, ist von amtlicher englischer Seite nicht bestritten worden. Durch die unvorsichtigen Äußerungen des Kapitän Faber und anderer Engländer, durch Kontroversen in der englischen Presse sind diese Pläne stückweise bekannt geworden, wenn wir auch in bezug auf Einzelheiten noch auf Mutmaßungen angewiesen sind. Bemerkenswert bleibt, daß die englische Presse den in Deutschland sehr beachteten Artikel der Leipziger Illustrierten Zeitung fast völlig totgeschwiegen hat.

Wer nach dem Überfall auf das russische Port Arthur-Geschwader, wer nach dem unvermittelten Beginn des Krieges um Tripolis heute noch nicht wahr haben will, daß eine große Kulturnation zu solchem dem Völkerrecht Hohn sprechenden Kriegsbeginn durch Überfall fähig sei, der blättere einmal nach in Englands Geschichte, der vergegenwärtige sich einmal, wie noch in jüngster Zeit

hervorragende Engländer sich über einen Überfall als Kriegseinleitung geäußert haben. Viele führende Köpfe jenseit des Kanals, politische und militärische, geben Sir Frederick Pollock recht, der vor drei Jahren erklärte: „Ein Seebefehlshaber ist vor der Kriegserklärung berechtigt loszuschlagen, wenn er es für wichtig hält, den Gegner von der Einnahme einer für ihn strategisch günstigen Stellung abzuhalten." Mit diesen Worten wiederholt Sir Frederick Pollock nur, was englische Admirale von je als ihr gutes Recht angesehen haben. Als vor hundert Jahren der Bund der Nordmächte dem Inselreich unbequem wurde, erschien Nelsons Geschwader vor Kopenhagen, stellte ein Ultimatum und zerstörte die Flotte des dänischen Kronprinzen, da man in so kurz bemessener Frist nicht Zeit fand, die politischen Chancen abzuwägen.

Liegen heute die Verhältnisse zwischen England und Deutschland wesentlich anders?

Die kritische Situation des Herbstes 1911 gibt hierüber Aufschluß. Zwei Gegner schienen sich zu gemeinsamem Angriff gegen uns verbinden zu wollen. Frankreich, dessen Revanchegedanke aus dem Marokkozwist neue Nahrung erhielt, und England, das in dem aufstrebenden Deutschen Reich den wirtschaftlichen und politischen Gegner sieht, den niederzuhalten mit allen in historischer Zeit bewährten Mitteln Aufgabe der britischen Politik ist. Frankreich, als der infolge des Marokkokonflikts an einem Kriege zunächst Interessierte, fühlte sich ohne Englands Hilfe nicht stark genug. Als diese ihm zugesagt ward, scheint es sein lebhafter Wunsch gewesen zu sein, daß das englische Expeditionskorps sich ihm bereits zum ersten entscheidenden Schlag verbinde.

Englische Seeoffizierskreise vertreten die Ansicht, daß eine Landung auf dem Kontinent erst möglich ist, wenn die deutsche Flotte aufgehört hat zu sein. Hieraus ergibt sich für die Engländer der strategische Zwang, die deutsche Flotte mit Beginn des Krieges zu vernichten und so für die Dauer des Krieges auszuschalten. Gelänge dies, dann stünden unserer Armee hundertsechzigtausend Mann mehr gegenüber, und der glückliche Ausgang des Landkrieges mag für Deutschland erheblich erschwert werden können. (Vgl. hierzu den Aufsatz des Herrn Generalleutnant v. Janson in Heft 51 von 1911 über die belgischen Landbefestigungen. Die Schriftltg.)

Hieraus ergibt sich die Frage, ob die deutsche Seemacht in ihrer heutigen Beschaffenheit überhaupt imstande ist, das Übersetzen eines Landungskorps von England zu hindern?

Militärische Rücksichten werden England zum Landen in Belgien zwingen. Calais, wohin der schnellste und sicherste Weg führt, liegt zu weit entfernt von dem Platz voraussichtlicher Entscheidung. Die aus achtunddreißig großen Dampfern und vierzehn Kriegsfahrzeugen bestehende Transportflotte der Amerikaner, die 1898 das Landungskorps von Key West nach Santiago bringen sollte, hatte — berechnet auf den Ausweisen der Reglements — eine Längen-

ausdehnung von 4000 Metern, eine Breitenausdehnung von 1200 Metern; in Wirklichkeit wird sie noch einen weit größeren Seeraum beansprucht haben. Die Transportflotte, die das englische Expeditionskorps auf den Kontinent bringen soll, muß erheblich größer sein. Solchem Konvoi gegenüber bietet sich selbst für das älteste Torpedoboot eine Fülle von Angriffsmöglichkeiten. Die englische Vorsicht von 1911 beweist hier mehr als jede theoretische Erwägung. So lange die deutsche Flotte vorhanden ist, bereit offensiv vorzustoßen, wird England keine großen Truppentransporte wagen. Voraussetzung für gegen Deutschland marschierende Truppentransporte ist der Besitz absoluter Seeherrschaft, die bei Ausbruch von Feindseligkeiten erst Deutschland abgerungen sein will.

Aus alledem ergibt sich: eine genügend starke deutsche auch zu gelegentlicher Offensive fähige Flotte sichert uns — und das ist ihre Hauptaufgabe — den Frieden und unsere Stellung als Weltmacht, sie schützt uns im Kriege gegen eine ruinöse Wirtschaftsblockade, verhindert den oben skizzierten Spezialkriegsfall — die feindliche Truppenlandung — und stellt sich so deckend an die rechte Flanke unserer bewährten Armee. Das Vorhandensein einer starken, zweckmäßig zusammengesetzten Flotte wirkt vorbeugend gegen Kriegs- und Überfallsabsichten, es sichert den Frieden und gibt uns somit alles, was wir erstreben.

Soll nun aber erst ein Vernichtungskampf uns die Augen öffnen und zeigen, was uns not ist? Die öffentliche Meinung hat sich mit Fragen dieser Art vielfach und lebhaft beschäftigt. In der Presse sind auf Grund der Erfahrungen des letzten Sommers neue Flottenrüstungen gefordert worden; die Regierung hat solche, wenn auch bisher nur in sehr allgemein gehaltenen Äußerungen angekündigt. Wie sollen wir unsere Seerüstung ausbauen?

Zunächst können nach allem, was oben gesagt ist, neue Flottenrüstungen — und das sei besonders betont — nur einen defensiven Charakter tragen, allerdings einen defensiven Charakter, der einen offensiven Gegenstoß möglich macht.

Das Flottengesetz hat sich seit vierzehn Jahren bewährt. Zu entscheiden wird daher sein, ob eine Erweiterung dieses Gesetzes unter Berücksichtigung der militärischen Bedürfnisse und der finanziellen Verhältnisse notwendig ist und wie eine solche zu denken wäre.

Vollendete Bereitschaft schwimmender Verbände wird nur erreicht durch dauernde Indiensthaltung. Schiffe, die auf der Werft liegen und erst nach Kriegsausbruch mit Reservisten in Dienst stellen, sind wertlos gegen Überfälle und können bei wichtigen Anfangsentscheidungen nicht mitsprechen. Vermehrte Indiensthaltung bedeutet bei Vorhandensein der benötigten Schiffe somit bessere Ausnutzung schon vorhandener Machtmittel.

Die Anforderung größerer Mittel zum Zwecke vermehrter Indienststhaltung dürfte somit voraussichtlich die Hauptforderung der kommenden Flottennovelle sein. Wir sind heute weiter denn je von der praktischen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht entfernt. Ein Drittel waffenfähiger Männer wird nicht zu den Fahnen einberufen. Vermehrte

Indienſthaltung und verbunden damit vermehrte Einſtellungen machen daher nicht nur keine Schwierigkeiten, ſie dienen vielmehr dem paritätiſchen Prinzip, daß jeder Wehrpflichtige das Waffenhandwerk erlernt haben muß.

Werden die auf den Werften liegenden Schiffe mit aktivem Perſonal in Dienſt geſtellt, ſo müſſen ſie gleich den anderen Schiffen zu Übungsfahrten im Verbande in See gehen und zu dieſem Zweck aus organiſatoriſchen und militäriſchen Gründen zu einheitlichen Geſchwadern zuſammengefaßt werden.

Heute wie immer werden Schlachten auf hoher See — und nur dieſe entſcheiden über Krieg und Frieden — von Linienſchiffen geſchlagen. Nicht die Blockade der in Port Arthur zur Untätigkeit verdammten ruſſiſchen Schiffe entſchied den endgültigen Sieg Japans, ſondern der Linienſchiffskampf bei Tſuſchima. Kreuzer und Torpedoboote ſind notwendige Gehilfen Umſchau zu halten, den Kampf einzuleiten oder einen Schleier um die Stellung des eigenen Gros zu breiten. Entſcheidung geben ſie dem Kampfe nicht.

Das Flottengeſetz ſieht zwei aktive Linienſchiffsgeſchwader vor, die zur Hochſeeflotte zuſammengefaßt im Dienſt ſind, zwei weitere Geſchwader, zur Hälfte bemannt, im Zuſtande der Reſerve. Vermehrte Indienſthaltung würde ſomit die Schaffung eines dritten aktiven Geſchwaders zur Folge haben. Das würde unſere ſtändige Bereitſchaft zur See weſentlich erhöhen, ſcheint ſomit ein Haupterfordernis, um der großen engliſchen Überlegenheit bei Beginn eines Krieges begegnen zu können.

Für das Problem, wie der Stärkere dem Schwächeren wehren kann, gibt die Geſchichte keine Löſung. Das Rezept Alexanders des Großen: „Es iſt dem Wolf gleichgültig, wie groß die Schafherde iſt", iſt England gegenüber nicht anwendbar. Wenn daher auch ein materieller Kräfteausgleich nie möglich ſein wird, ſo müſſen wir wenigſtens fordern, daß die vorhandenen Waffen in vollendeter Bereitſchaft gehalten werden.

Hand in Hand mit der Schaffung eines dritten Geſchwaders müßte auch wohl eine entſprechende Vermehrung des Verbandes der Aufklärungsſchiffe gehen. Die Zahl der Kreuzer ſteht zu der der Linienſchiffe in allen Marinen in einem beſtimmten durch die Praxis geſchaffenen Verhältnis. Auch hier könnte der vorhandenen Knappheit durch Indienſtſtellung der als Materialreſerve vorgeſehenen Schiffe in gewiſſen Grenzen begegnet werden. Gerade hier ſtehen wir hinter England weit zurück. Man wird deshalb der Hauptforderung des Flottenvereins der letzten Monate nach raſcherem Erſatz der veralteten großen Kreuzer Berechtigung nicht abſprechen können.

Das deutſche Torpedobootsweſen ſteht dank eines ausgezeichneten Organiſationsprinzips auf der Höhe. Zudem ſieht das Flottengeſetz im Laufe der nächſten Jahre planmäßig bereits eine Erhöhung der Zahl der bereiten Flottillen vor. Aber auch hier läßt der infolge ſteten kriegsmäßigen Übens außerordentlich anſtrengende Dienſt eine Erhöhung des für ſo ſchwere Arbeit reichlich knapp bemeſſenen Perſonals ſehr erwünſcht erſcheinen.

Mit dem Bau von Unterseebooten haben wir lange gewartet. Als wir aber auf den Plan traten, hat der Ausbau dieser Waffe in Anlehnung an das bewährte Muster der Torpedobootsorganisation rasche Fortschritte gemacht. Man hat uns nichts erzählt von Fahrten und Gefahren, von Taten und Rekorden dieser jungen Waffe. Nur dann und wann drang ein leises Wort der Anerkennung hinaus in die breite Öffentlichkeit. Wenn daher auch über die Zahl unserer bereiten Unterseeboote wenig bekannt wurde, so kann man doch aus allerlei Anzeichen schließen, daß sie in raschem Wachsen begriffen ist. Immerhin wäre es möglich, daß die wachsende Größe und damit das Anschwellen der Kosten der einzelnen Boote zahlenmäßige Beschränkungen auferlegt hat, die zu mildern eine Novelle beitragen könnte.

Eine Flottennovelle wird somit überall Personalverstärkung fordern müssen und ihre Hauptbedeutung durch die Schaffung eines dritten aktiven Geschwaders erhalten.

Ein Geschwader besteht bei uns aus acht Linienschiffen. Unter Verwendung bereits vorhandener Schiffe ließe sich ein drittes Geschwader ohne sehr große Kosten dadurch schaffen, daß man die durch das Flottengesetz vorgesehenen vier Schiffe der Materialreserve, die jetzt ohne Besatzung auf den Werften liegen, bemannt und als fünftes Schiff im Notfalle das Flottenflaggschiff der Reserveflotte hinzutreten läßt. So wäre bereits ein wenn auch zunächst nur aus fünf Schiffen bestehendes drittes Geschwader geschaffen, ohne daß man die Reserveflotte anschnitte. An der Gesamtzahl der organisatorisch bewährten Zahl von acht Geschwaderschiffen fehlten dann nur noch drei, die eventuell allmählich durch Neubauten zu beschaffen sein würden. Wird dieser Weg eingeschlagen, so kämen wir relativ rasch und billig zu einem dritten Geschwader und damit zu einer beträchtlichen Erhöhung unserer Bereitschaft.

Ob und wieweit es sich nach Indienststellung des dritten Geschwaders ermöglichen läßt, bei den beiden gesetzlich vorgesehenen Reservegeschwadern fortab weniger Schiffe in Dienst zu halten als das Gesetz vorsieht, kann hier nicht entschieden werden. Das ist eine rein militärische Frage. Bisher sollte die Hälfte dieser Schiffe mit voller Besatzung in Dienst sein. Immerhin scheint eine Verminderung dieser Zahl im Interesse der Kostenersparnis vielleicht denkbar, wenn auch nicht davon abgesehen werden darf, den Verband als solchen zu erhalten und wenigstens einige Schiffe als Stammschiffe in Dienst zu belassen. Nur durch solche Organisation wird sichergestellt, daß die Tradition erhalten bleibt und daß die Reserveformationen in nicht zu langer Zeit nach Kriegsausbruch verwendbar sind. Ein Krieg kann lange dauern. Ein Zurückgreifen auf Reserven ist nach der Schlacht unvermeidlich, ist militärisch notwendig.

Wenn in unserem Aufsatz lediglich von den Flotten gesprochen wurde, so soll dadurch niemand verleitet werden, die Armee zu vernachlässigen. Zeigt ihre Organisation und Präsenzstärke unter Berücksichtigung der politischen Lage und

der vorausſichtlichen Gegner perſonelle oder techniſche Lücken, dann müſſen auch dieſe geſchloſſen werden.

Gegen Schiffe können nur Schiffe fechten. In erſter Linie entgegen engliſchen Landungsabſichten ſteht alſo die Flotte. Die Armee bildet hier gewiſſermaßen die Reſerve. Sie tritt ein, wenn allen Anſtrengungen zum Trotz der Feind wirklich an des Reiches Grenzen erſcheinen ſollte. Dies nach menſchlichem Ermeſſen unmöglich zu machen, iſt Aufgabe des Reichstages durch Bewilligung der entſprechenden Mittel.

König Johanns Briefwechſel mit Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Erſten

Von Dr. Rudolf Wuſtmann-Bühlau b. Dresden

Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachſen, der gelehrte Bruder des ſächſiſchen Königs, hat in dieſen Tagen ein Werk der Öffentlichkeit übergeben, das eines außergewöhnlichen Intereſſes gewiß iſt: den Briefwechſel ſeines Großvaters, des ſächſiſchen Königs Johann, mit den beiden preußiſchen Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Erſten.*)

Der ſtattliche Band enthält im ganzen dreihundertundfünfzig Briefe. Einhundertundfünfzig davon hat Johann an Friedrich Wilhelm gerichtet und zweiundachtzig Friedrich Wilhelm an Johann, ſie ſtammen zum größeren Teile aus der Prinzenzeit beider. Je achtundfünfzig Briefe bringt dann der Band aus der Feder Johanns und Wilhelms aus dem Verkehr dieſer beiden; hier liegt nur je etwa ein Dutzend aus den Prinzenjahren vor, während das meiſte der Königszeit Johanns und den Königs- und Kaiſerjahren Wilhelms des Erſten angehört. Beigegeben ſind ein Brief von Johanns älterem Bruder, dem ſächſiſchen König Friedrich Auguſt dem Zweiten, an Friedrich Wilhelm und ein Brief Friedrich Wilhelms an König Maximilian von Bayern. Das erſte Schreiben, ein Brief Wilhelms an Johann, trägt das Datum des 20. Juli 1825; das letzte, ein Brief König Johanns an Kaiſer Wilhelm, iſt den 19. März 1873 datiert. Faſt fünfzig Jahre aus den mittleren Zeiten des neunzehnten Jahrhunderts umfaßt das Werk.

Friedrich Wilhelm und Johann waren innig befreundet. Sie hatten Zwillingsſchweſtern zu Frauen, die bayeriſchen Prinzeſſinnen Eliſabeth und Amalie, zwei Schweſtern Ludwigs des Erſten; und als deren Mutter, die Königinwitwe Karoline,

*) Briefwechſel zwiſchen König Johann von Sachſen und den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Erſten von Preußen. Herausgegeben von Johann Georg, Herzog zu Sachſen. Unter Mitwirkung von Hubert Ermiſch. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig, 1911.

im April 1827 in Leipzig weilte und den Besuch ihrer Töchter und ihrer Schwiegersöhne empfing, begann die Freundschaft recht eigentlich. Es müssen sehr glückliche Tage gewesen sein, dieser „Leipziger Kongreß" im Hotel de Saxe mit der Wallfahrt nach Auerbachs Keller und dem Ausflug nach Eythra; die Gedanken der Freunde kehren in den Briefen der nächsten Zeit immer wieder dahin zurück. Damals scheint auch der joviale, genialische, romantische, luftige Ton angeschlagen worden zu sein — und zwar gab Friedrich Wilhelm den Ton an —, der in dem Briefwechsel bis 1830 ausschließlich herrscht. Friedrich Wilhelm heißt Dicky, er nennt sich „den dicken närrischen Freund aus Cöln an der Spree", in jener glücklichen Laune wirft er Komisches und Empfindsames aufs Papier, reißt Mundartenwitze, flickt französische und englische Brocken ein und altmodische Latinismen, alles mit Humor, und redet immer, wie er es selbst einmal nennt, „von der Leber weg", munter und geistreich. „Du mußt wissen, daß, wenn ich einmal en train bin mit meinesgleichen, meine Feder mit mir durchgeht und da farcen und fadaisen anbringt, wohin sie nicht gehören" schreibt er einmal. Johann erscheint meist als Hansy, Friedrich Wilhelm redet ihn auch als Gianettino Doria an, sogar Johannes Nepomucene, und er antwortet als John duke of Saxony. Ihm liegt die spaßhafte Art nicht so ganz, aber er geht mit guter Miene darauf ein. Und so teilen die Freunde, zwei der hervorragendsten romantisch gestimmten Prinzen „Teutschlands", in den ersten drei lebhaftesten Jahren ihres Briefwechsels herzhaft und begeistert manche Freude und gedenken gerne aller gemeinsam verlebten frohen Stunden.

Der Leipziger Woche folgte im Herbst ein vierzehntägiger Aufenthalt des sächsischen Paares in Potsdam, wo „Sextettsoupers", an denen auch Prinz Wilhelm teilnahm, besonders fröhlich und angeregt verliefen, und im Mai 1828 besuchte dann das preußische Paar die sächsischen Freunde, als Prinz Albert geboren war. Der Herbst dieses Jahres wiederum besiegelte vollends den Freundschaftsbund beider, des mehr dionysischen Friedrich Wilhelm und des apollinischeren Johann, durch eine Reise, die sie zusammen in Oberitalien und Toscana machten. Die Anregung zu ihr scheint Friedrich Wilhelm im Mai in Dresden gegeben zu haben. Am 29. August sagt Johann zu: „à revoir sul camino del paese dove il si suona." Und so geschah es: an einem schönen Herbstabend in Novi, im Angesicht des ersten italienischen Sonnenuntergangs, deklamierten die Freunde gemeinsam pianissimo das Dies irae und das Stabat mater. Vier Briefchen, im Oktober in Florenz gewechselt, sind voll glücklichsten Übermuts; dann beginnt bereits das Nachspiel: zwei große schöne Briefe des preußischen Kronprinzen aus Rom und aus Ravenna-Venedig an den Freund, der von Florenz aus zurückgereist ist. In dem römischen Briefe heißt es: „Ich kann Dir, glaube ich, keinen bessern Begriff von dem Eindruck geben, den mir hier Gegend und Stadt und Alles macht, als wenn ich Dir sage, daß bis zum letzten Übersteigen des Appenins hinter Spoletto mir immer Dante und seine Mit- und Nachwelt vor dem Geiste schwebte; sobald ich aber gegen die Ebene vom Gebirg hinabfuhr hinter Narni, war das Mittelalter wie verwischt, und alles, was ich je teutsch oder im Original von antiken Dichtern und Historikern gelesen, fing an von meinem Kopf Besitz zu nehmen und vorüberzuziehen. Bis die Wüste beginnt, die Rom umschließt, ist die Gegend unbeschreiblich schön. Ich behaupte, sie hat einen antiken Schnitt. So wie die alten

Dichter schöne Gedanken schön auszusprechen und edel darzulegen strebten, so scheint auch das Land hier mit ganz eigenthümlichem Maß und Takt seine*) ruhigen und doch großen Schönheiten vorzulegen. Die Gebirge weichen ordentlich aus, als wollten sie jemand den Hof machen; auch zeigen sie gegen Rom die schönsten Formen von Bergen, die ich je gesehen. Diese Ebene ist prädestinirt eine Hauptstadt der Welt zu tragen. Jetzt ist sie wüst und öde, ohne Ort und Haus, voll unzähliger Gräber. Die Königinn der Welt ist Königinn der Wüste geworden, aber wahrlich noch Königinn." — In Genua hatten sie heftige Erdstöße erlebt, auf die sie dann viel angeredet wurden; Friedrich Wilhelm spricht später davon: „Die Beschreibung Deiner Langenweile wegen Erdbebenerzählenmüssens hat mich zum Lachen gebracht und zum tiefsten Mitgefühl — denn auch Dein dicker Freund leidet unsäglich an den Folgen dieses Erdbebens, da sich die Leute von beyden Geschlechtern hier einbilden, das sey eigentlich die Krone der ganzen Reise gewesen — Die Guten! —! Seitdem hab' ich mir ein eignes Erdbebengesicht angeschafft, um dergleichen Conversazionen im Keime zu ersticken. — Aber, es ist ein tapfres Volk, das Volk der Brennen, und fürchtet sich nicht vor Grimacen."

Eine „geistige Natur", wie Uhland sagt, machte die Reise noch mit, Dante. Seit der Leipziger Woche waren beide Prinzen in ihrer Verehrung dieses Großen einig. Kurz darauf begann die Übersetzung, die Johanns Pseudonym Philalethes berühmt gemacht hat. Am 18. Juli 1828 sandte er drei Exemplare der ersten zehn Gesänge „gedrückt" nach Sanssouci. Friedrich Wilhelm dankt: „Sieh mal, Du hast mir mit Deinem Dante eine gar nicht zu sagende Freude gemacht; ich bin ganz entzückt davon, dankbar, geehrt . . . ich behaupte, daß Du treuer als Streckfuß übersetzt hast, weil Du Dir mehr Freyheit genommen." Es war in den Wochen, wo sie sich über die italienische Reise einigten. In diesen Plan suchte Friedrich Wilhelm von Anfang an aufzunehmen „a little pilgrimage to Ravenna to pay a visit to our most beloved friend", und Johann gab alsbald mit Worten aus dem Inferno zu, er würde „gar zu gern wieder einmal tornar a revider lo dolce piano che da Vercelli a Marcabo dichina". In Florenz befand sich nahe dem Dom ein Stein, Sasso di Dante genannt, von dem der Volksmund erzählte, daß Dante auf ihm geruht habe: es war ein gefundener Spaß für Friedrich Wilhelm, seinen Freund nun so oder Sassone Dantissimo oder ähnlich zu nennen. In Carrara bestellte er bei dem alten Bildhauer Sanguinetti eine Dantebüste für Johann. Auf der Rückreise berichtete er aus Ravenna: „Ich kann das ehr- und merkwürdige Ravenna nicht verlassen, ohne Dir gesagt zu haben, daß ich meinen alten Wunsch erfüllt habe und gestern über unsers Freundes Ruhestätte gestanden bin — und zwar mit recht lebendigem Gefühl, das man ohne Lüge Rührung nennen kann. Sein Grab ist mitten in der Stadt, in einem Straßenwinkel, sehr anständig aber ein wenig modern, da der letzte Schmuck, welcher dieser Stätte gegeben worden, in 1780 fällt —... Als ich in dem kleinen Mausoleum stand, gedachte ich Deiner mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich meine, die Ohren oder sonst etwas müssen Dir geklungen haben. Ich habe uns beyden, als treusten Freunden des Gefeyerten, mit dem Knopf des Lorgnetten Stils ein kleines Andenken in die Wand rechts unweit des Sarcophags gegraben also: FW I**). — Dein I hat den

*) Friedrich Wilhelm schreibt ‚ihre', vielleicht schwebte ihm ‚Landschaft' vor.
**) Das I ist im Briefe mit einem Kreis umzogen.

Nimbus als leider !!! Abwesender." Zehn Jahre später stand Johann allein an dieser Stätte. Der Brief, den er damals an Friedrich Wilhelm richtete, liegt nicht vor; aber Friedrich Wilhelms Antwort quillt von italienischen Erinnerungen an Ravenna, Rom und Neapel, und von der kleinen Kuppel über Dantes Grab heißt es darin: „Hätt' ich Geld, so ließ' ich sie innen ganz vergolden und malen wie Schwager Ludwigs Aller Heiligen Capelle, und zwar müßte mir Bendemann der Maler seyn. Daß er der Ehre würdig und gewachsen sei, beweisen seine Skizzen zur Ausmalung der Dresdener Ceremonien Gemächer und vor allem die für den quadraten Saal unterm Schloßthurm. Da hat er die Idee einer Civitas Dei ausgeführt, ganz Dantesk, zumal im Styl des Paradyses, welches dort in Ravenna vorherrschen müßte nach meiner Meinung. — Ich höre Dich ausrufen: Wie das Dikt gleicht! — Ja es gleicht mir enorm so à propos de bottes einen Sommernachtstraum auszuspinnen. Aber gesteh', daß es gar schön wäre. — ? —" Einen anderen Dantetraum, der kurz nach der gemeinsamen Reise spukte, verrät Friedrich Wilhelm im Februar 1829: „Ich will jetzt eine Intrigue hier führen, um eine Catedra del Dante zu stiften und einen gewissen Grafen Leopardi aus Macerata*) als Zahnarzt hierherzuziehen; eine Empfehlung von Bunsen. Ich fürchte aber, man wird mich für toll halten. Enfin ça m'est égal. Pourvu que Tu m'aimes". Inzwischen betrieb Johann mit Lust und Liebe die Übersetzung des „Inferno" weiter, manche hübsche Briefstelle berichtet davon; er läßt Friedrich Wilhelms Bild, den Stich von Krüger, über seinen Dantearbeitstisch hängen, und am 11. April 1830 wird als „große Nachricht" gemeldet, daß die Übersetzung der „Hölle" soeben fertig geworden sei.

In den dreißiger Jahren wird der Briefwechsel entsprechend den Zeitereignissen ernsthafter, politischer. Während der Dresdener Septemberunruhen 1830 und den sich anschließenden Regierungswechseln bewies Johann dem preußischen Kronprinzen seine Freundschaft, indem er ihm Tag für Tag den ganzen Hergang der Dinge schrieb. Leider scheint dieser große Brief nicht erhalten zu sein, Friedrich Wilhelm nennt ihn unendlich interessant, fesselnd und anregend, spricht sich dann aber offen lebhaft über die nach seiner Ansicht zu nachgiebige Haltung der sächsischen Regierung aus: „Es ist meiner Meinung und Überzeugung vieles falsch angegriffen, viel zu viel für den Augenblick gewährt worden — aber es ist noch nicht zu späth. Dresden will keine Truppen leiden? — wahrlich das ist naif. Ich beschwöre Dich, Geliebtester Freund, wirke dahin, daß man kein Federlesens mit den Kerls mache. Beunruhigt die Dresdner das Zusammenziehn oder Nähern der Truppen, so spotte man der Unruhe —. Nur die Bösen kann das beunruhigen —. Protestiren sie dagegen, so rede man königlich mit ihnen und sage ihnen ein frisirtes Halt's Maul —. Drohen sie, so verweise man sie auf die schleunige Antwort aus dem Munde der Geschütze und sage ihnen deutlich, daß man sie für getreue Unterthanen halte, aber ganz bereit sey, falls sie's vorzögen, sie auch als Rebellen zu behandeln —. Glaub mir Hansy — es murt kein Dresdener." Am 15. September übernahm Johann den Vorsitz in der neu gebildeten Immediatkommission zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe; Friedrich Wilhelm bemerkt dazu: „Ich fürchte,

*) Leopardi stammte aus Recanati bei Macerata; Zahnarzt = Dentist, englische Aussprache von Dantist.

Du wirst gegen einen gefährlichen Strohm von Neurungen zu kämpfen haben. Deine Grundsätze sind aber recht eigends gemacht für Euren gegenwärtigen Zustand. Du wirst das rechte Maß finden zwischen dem Kleben am Alten und dem so verderblichen Betreten eines ganz neuen Weges. Man ist sehr neurungssüchtig gestimmt in Sachsen, und das würde mich recht bange machen, wenn Du, liebster Hansy, nicht die Hände so entscheidend im Spiel hättest." Johann rechtfertigt das Verhalten der sächsischen Regierung auf Grund seiner genauen Kenntnis der Sachlage sofort ausführlich, berichtet von der bevorstehenden Verfassungsänderung und bittet um den preußischen Entwurf zur neuen Städteordnung. Im Dezember schickt Friedrich Wilhelm diesen und spricht sich gründlich auch zu diesem Thema aus; sein ceterum censeo ist auch diesmal, die sächsische Regierung zeige „immer noch nicht die Kraft und den Nachdruck, der Ausverschämte in ihre Grenze zurückweist. Mir blutet das Herz dabey, denn ich kann nach bestem Wissen und Gewissen nicht anders sagen, als daß die Revoluzion, sey es unter noch so milder Maske, sich dennoch bey euch ein festes Nest baut, und nur zu bald werdet ihr erleben, daß sie trachten wird eine uneinnehmbare Festung dort zu gründen." Die Dinge trieben in der Tat wenigstens einem nochmaligen Aufruhr im April 1831 zu. Über seinen Dresdner Verlauf enthält der Briefwechsel als Beilage einen sehr anschaulichen „Bericht" aus anderer Feder, der ein Diktat des Prinzen Johann sein könnte, obwohl er dessen Eingreifen in dritter Person erwähnt. Im August kann dann Johann ausführlich über den sächsischen Verfassungsentwurf nach den ständischen Verhandlungen schreiben und im Dezember über die weiteren Fortschritte der neuen Organisation, über die er sich befriedigt ausspricht.

Aber auch die „teutsche Frage" beansprucht nun ihren Platz in dem Briefwechsel der beiden Fürsten. Schon oft hatten sie sich im Gespräch in „patriotische Phantasien verloren". Beide träumen von einem Fürstenkongreß oder Fürstentagen. Johann ist mit der Wiener Leitung der deutschen Dinge unzufrieden; „überhaupt wäre es einmal an der Zeit jene teutschen Angelegenheiten aus einem grosartigern Gesichtspunkt aufzufaßen." Er meint im Mai 1832: „Wird das neue Preßgesetz auf eine grosartige die Erwartungen übertreffende Art geordnet, so sind die Beßern befriedigt und die Jacobiner auf den Mund geschlagen.... Das andere, was Noth thut, ist aber eine zweckmäßige (?) Umgestaltung des Bundes, damit er inneres Leben und Kraft gewinne." Und er schließt: „Verzeihe, theuerster Freund, diesen patriotischen Excurs. Ich konnte meine Gesinnungen Dir, der Du mein Herz kennst, hier nicht verbergen; denn die Zeit läuft und der Boden wird hohl in Teutschland." Friedrich Wilhelm antwortete: „Ich fürchte, ich fürchte, die Zeit ist zu matt und miserabel, um irgend eine Instituzion zu gründen, die über die quatsche Charten-Schablone hinaus geht! Das ist zum Verzweifeln für die, denen der teutsche Nahme und das teutsche Wesen so heiß in Herz und Eingeweide brennen wie mir!!!!!!! Nun Gott besser's Amen! Meine Phantasie geht mit mir durch (um die Sprache des Zeit Geistes zu reden), wenn ich auf dies Capittel komme. Doch gestehe ich, daß in diesem Ausdruck etwas hypocritisches liegt — denn eigentlich meine ich, daß in Allem, was mir darüber in Kopf und Herz liegt, wirklich ein ziemliches Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl vorhanden ist. Ich glaube, daß nicht Alle, die der Zeit Geist für toll hält, wahnsinnig sind, und daß nicht alle, die der Zeit Geist für ernste, zeitgemäß organisirte Männer hält,

auch nur ein Scherflein gesunden Menschen Verstandes haben —. Aber brechen wir lieber davon ab." Wie unheimlich richtig bezeichnen diese Worte das Zeitalter und deuten das Tragische in Friedrich Wilhelm an! In demselben Briefe geht aber schließlich seine Phantasie doch noch mit ihm durch. Er erklärt die Revolution für das Tier in der Apokalypse und meint: „Gewiß ist das Ding, was Revoluzion jetzt heißt, etwas, was seit der Erschaffung der Welt kein Mensch geträumt hatte bis 89. Es ist ganz etwas apart Behendes, Kluges und Gottloses darin wie in Nichts ähnlichem bis daher, und den Reitz der Originalität kann niemand ihm absprechen bey seinem Auftreten. Daß es nach 43 Jahren, nach soviel Blut und Thränen und nach so abgenutzten Kunst Griffen und Verführungen noch immer verführt, ist wahrlich kein Compliment für unser Geschlecht. Wenn nur die Könige sich frey hielten von dem Mahl Zeichen des Thiers —. Doch genug Apocalypse; Laßt uns flugs ein recht kühles thema wählen, um aus dem mystischen Wuste zu entkommen." So rettet er sich zum zweitenmal binnen eines Briefes aus dem Traum in die Wirklichkeit und fährt fort — vom Baden in der Elbe und in der Havel zu sprechen. Dieser Brief vom 29. Mai 1832 ist ein unschätzbares kulturgeschichtliches Dokument aus dem romantisch-metternichschen Zeitalter. Johann erwidert: „Mache, daß wir ein Deutschland nach unserm Sinn bekommen, damit die Leute sich nicht nach einem apocalyptischen ditto sehnen. Ja wenn Du alles machen könntest! Wenn es zur Kaiserwahl kommt, gebe ich Dir meine Stimme; doch leider habe ich ja keine zum wählen so wenig wie zum singen." Als Johann im März 1835, kurz nach dem Tode des Kaisers Franz, diese Dinge wieder anrührte, antwortete Friedrich Wilhelm, eben von der offiziellen Trauerfeier aus der Kirche gekommen, bekümmert mit Gedenkworten auf den „lieben herrlichen Franzl, weyland Römischen Kayser und (was für mein Gefühl noch unaussprechlicher ist) den letzten König der Teutschen."

In den dreißiger Jahren wurde Johanns Übersetzung des Purgatorio fertig und bis 1841 auch die des Paradieses. Der preußische Thronwechsel 1840 ändert zunächst nichts an dem Charakter des Briefwechsels der Freunde. Doch werden die Briefe allmählich seltener, und der alte Spaß, der einst als genialische Laune den Hauptinhalt ausgemacht hatte, wird immer mehr zur Arabeske. Ab und zu belustigt den Leser auch eine kleine humoristische Zeichnung Friedrich Wilhelms, in der Briefausgabe im Faksimile reproduziert, z. B. Hassenpflug von den Erinnyen verfolgt oder die quadratische Figur des Briefschreibers selbst. Es ist von Manövern und Deutsch-Katholiken, von gegenseitigen Besuchen und einer gemeinsamen Jagd, von Krankheiten hüben und drüben, von Attentaten, von empfohlenen Personen die Rede. Aus dem Nachlaß des alten Josef Anton Koch in Rom hat Friedrich Wilhelm Zeichnungen zu Dante erworben und macht mit diesem Geschenk 1842 Johann eine große Freude.

Von der Mitte der vierziger Jahre ab steigt dann der Briefwechsel zwischen Johann und Friedrich Wilhelm rasch auf die Höhe des staatspolitischen Interesses. Sehr eingehend werden schon seit 1843 und dann 1854 wieder verkehrswirtschaftliche Fragen der sächsisch-preußischen Konkurrenzbahnen erörtert. Jeder der Fürsten zeigt dabei den richtigen Blick für die Interessen seines Landes. Am 21. November 1847 feierte Johann die silberne Hochzeit, am 29. November 1848 sein königlicher Schwager in Preußen. Zwischen beiden Festen wurden die Länder beider durch

Revolutionen erschüttert. Die Märzrevolution 1848 spiegelt sich in zwei Briefen Johanns, in denen die Erregung der Stunde lodert. Am 1. April kann nun er vor zu viel Nachgiebigkeit warnen: „Es sind gewiß noch viele gute Elemente bei euch; möge es Dir gelingen, sie zu stärken, und ich glaube, daß es dazu doch nöthig ist, den lieben Berlinern nicht zu schön zu thun." Am 23. März 1849 schickt er seinen Sohn Albert zur Armee nach Schleswig-Holstein und gibt ihm einen Brief an den preußischen König mit. Acht Tage darauf schreibt er nach Empfang der Nachricht von der Frankfurter Kaiserwahl an Friedrich Wilhelm in dem Sinne, als ob dieser dem Frankfurter Antrag wenigstens als einer Anregung stattgeben würde. Friedrich Wilhelms Antwort an die Frankfurter Herren wirkte negativer als sie wohl gemeint war. Johann gestand darauf, daß er nun in der Sache „nicht rosenfarben sehe"; sein Bruder, der sächsische König, teilt in einem großen Schreiben vom 12. April seine von dem preußischen Vorgehen abweichende Meinung mit. Drei Wochen darauf erlebte Dresden revolutionäre Straßenkämpfe, die mit Hilfe preußischer Bataillone niedergeschlagen wurden. Politik und Herz kämpfen sich in den folgenden Briefen der Freunde mit Bitternissen vorwärts. Immer deutlicher bereitet sich eine entgegengesetzte politische Stellung dahin vor, daß Sachsen für ein Festhalten an der Bundesverfassung, Preußen für eigenes Vorgehen ist. Jeder wirft dem andern vor, daß er der Revolution in die Hände arbeite. Im Herbst 1850 schien die wachsende Gegnerschaft Preußens und Österreichs einem Kriege zuzutreiben. In zwei Briefen hat damals Johann mit dem ganzen Aufgebot seiner reinen, wenn auch zarteren Persönlichkeit Friedrich Wilhelm bestürmt, die Radowitzsche Politik gegen Österreich aufzugeben, am 23. und am 30. Oktober. Der erste glaubt als einziges „Mittel der Rettung für uns alle" bezeichnen zu müssen: „offner entschiedner Systemwechsel Seiten Preußens". . . . „Kann es Preußens Ehre seyn einen Bruder zum mörderischen Kampf zu veranlaßen? Kann es Preußens Ehre seyn mit der Revolution, wenn auch nur mit der zahmen, in Bund zu treten? Und wenn hunderte, wenn tausende seinen König der Inconsequenz beschuldigen, hunderttausende werden ihm als dem Retter Deutschlands von Herzen danken, und sein eignes Gefühl wird ihm sagen, daß es besser ist von einer verderblichen Bahn umzukehren als sich und andere durch verharren auf derselben ins Verderben zu stürzen!!

Dein treuer Freund Johann, der dir dann auch treu bleiben wird, wenn du uns Kanonenkugeln zuschickst."

Und acht Tage darauf: „Ich ergreife noch einmal die Feder, um dich bei allem, was dir heilig ist, bei Teutschlands und Preußens Wohl und bei unserer alten Freundschaft (wenn sie neben jenen großen Interessen genannt werden darf) zu beschwören, in einer Angelegenheit nachzugeben, in der du ohne unabsehbares Unglück und ohne die größte Ungewißheit des Erfolges nicht auf deinem Sinn beharren kannst. Pflicht steht höher als Ehre in meinem Sinn, und deine wahre Ehre wird auch durch einen Schritt rückwärts nicht verletzt, den schon manche Könige und Staaten gethan haben." Wenige Tage darauf, am 2. November, beschloß das preußische Staatsministerium nachzugeben, Radowitz trat zurück, Manteuffel übernahm das Auswärtige und schloß Ende November in Olmütz mit Österreich ab.

Johann hatte gesiegt. Der Gedanke des Bundeszeitalters hatte sich noch einmal behauptet. Aber in den fünfziger Jahren zeigte namentlich die Orientfrage, daß Österreich doch zu sehr seinen eigenen Weg ging, als daß die preußisch-österreichische Verständigung hätte von Dauer sein können. Johann, der 1854 den sächsischen Thron bestieg, kämpfte umsonst gegen seine eigene Empörung über Österreichs Politik an und gegen Preußens Nichtachtung des Bundes, mit Hoffnung auf Erfolg wohl nur noch, solange Friedrich Wilhelm regierte. Johanns letzter, großer Brief an diesen, Mitte September 1857, die Geschichte der letzten fünf Jahre kritisch zusammenfassend, bildet das würdigste Schlußstück dieses Briefwechsels.

Es ist eines der merkwürdigsten Schauspiele der Geschichte, daß zwei Brüder, deren Geburtsjahre nur wenig auseinander liegen, doch zwei verschiedenen Zeitaltern anzugehören scheinen: so Friedrich Wilhelm der Vierte, der Romantiker, und Wilhelm der Erste, der Realpolitiker. (Ähnlich haben Karl der Fünfte und sein Bruder Ferdinand der Erste zwei Zeitaltern entsprochen.) Und es ist ein ganz besonderer Reiz dieses Buches, zu sehen, wie Wilhelm, anfangs auf einer viel schmaleren Bahn eingestellt als sein Bruder, auf dieser sich im Stillen tadellos, ja ausgezeichnet bewegt, um schließlich von hier aus als Sechzigjähriger in die große Politik und ihre neuesten Notwendigkeiten gerade wie hineingewachsen zu erscheinen.

Obwohl Johann und Wilhelm der Erste nicht durch solche Herzbruderschaft verbunden waren, nannten doch auch sie sich Freunde und waren es. An menschlichem Reiz und geschichtlichem Wert steht dieser zweite Briefwechsel nicht zurück hinter dem mit dem älteren Bruder. Die zunehmende Spannung auf das Jahr 1866 hin, die Haltung beider Könige unmittelbar nach der Waffenentscheidung, die Mitwirkung von Johanns Söhnen an dem französischen Kriege unter Wilhelms Führung, vor allem aber die unwillkürliche, feierliche Steigerung des Verkehrstones mit dem Wachsen der Ereignisse sind Dinge, die gerade diesen Teil des fürstlichen Briefwechsels mit außerordentlicher Teilnahme, mit tiefem Genuß und wärmster Dankbarkeit werden lesen lassen. Hängt doch an alledem noch eine Art Gegenwartsinteresse, und hier besonders empfindet man es, welch ein Vertrauensgeschenk edelster Art der Enkel, der Besitzer eines großen Teiles der Briefe, mit diesem Werke bietet.

Die Arbeit der Herausgabe ist nicht gering gewesen. Eine große Zahl von Personen mußte festgestellt, eine Menge von Situationen erklärt, die Lösung vieler Rätsel wenigstens angedeutet werden. Hier liegen wohl die Hauptverdienste von Hubert Ermisch, dem Direktor der Königlichen Öffentlichen Bibliothek in Dresden, von dem Prinz Johann Georg im Vorwort sagt: „Ohne seine unermüdliche Arbeit und reiche Kenntnis der einschlägigen Literatur wäre die vorliegende Publikation unmöglich gewesen."

Der Sozialismus in England

Von Dr. Ludwig Munzinger

Hemmungen*)

Ein japaniſcher Beobachter ſchrieb neulich in einem Aufſatz über England: „Ob ſie nun Unioniſten oder Liberale, Nationaliſten oder Sozialiſten ſind: alle Engländer ſind ſo konſervativ. Und das iſt bewundernswert.“ Es gibt in der Tat kein konſervativeres Volk als die Engländer. Auch für Ideen, die irgendwo auftauchen und die anderen Völkern leicht über die Grenzen getragen werden, erweiſt ſich der Streifen Meer, der ganz England ſtrategiſch zu einer Feſtung macht, als eine Art Puffer. Das engliſche Volk denkt im ganzen langſam auf eigenen Wegen, grübelt wenig und gibt das Beſtehende auf allen Gebieten nicht eher auf, als bis es gar nicht mehr anders geht. Alles abſtrakte Denken, alle Theorie und alles Dogmatiſieren iſt ihm zuwider. So ging es zunächſt nur mit größtem Mißtrauen an eine Lehre wie die marxiſtiſche heran. Von dieſer Regel machte auch der eingeborene engliſche Arbeiter keine Ausnahme. Was war ihm die Marxſche Werttheorie oder das eherne Lohngeſetz? Nichts. Aber er ſah mit ſeinen eigenen Augen, daß gewiſſe Schichten der Bevölkerung ein bequemes Leben führen, ohne zu arbeiten. Das gab ihm eher zu denken, und ſo hat ihm, um aus Nöten, die er empfand, herauszukommen, der Gewerkſchaftsweg viel raſcher eingeleuchtet. Wenn ihm nun vollends vordeklamiert wurde, was für ein elender Proletarier er ſei und wie unterdrückt er lebe, dann ging ihm das gegen ſeinen Stolz. Die achtungsvolle Art des Verkehrs zwiſchen allen Geſellſchaftsſchichten untereinander, wie ſie ein ſchöner Zug des engliſchen Lebens iſt, hat dem engliſchen Arbeiter ein Standesbewußtſein gegeben, das ganz anders geartet iſt, als das „Klaſſenbewußtſein“, das die deutſche Sozialdemokratie den deutſchen Arbeitern in die Köpfe hämmert. So ſpielt der Neid in England keine ſo große Rolle wie in anderen Ländern. Wenn der engliſche Arbeiter ſich vielleicht mitunter auch Gedanken macht, wenn er faulen Reichtum ſieht, ſo neidet er dem reichen Mann doch nicht ſchlechthin ſein

*) Aufſtieg und Wirkungen ſ. Heft 4.

luxuriöses Leben. Es fällt dem Fremden in England auf, daß der Reichtum sich mehr zur Schau stellt als anderswo. Das ist aber im allgemeinen kein Protzen. Das Volk will Reichtum sehen, namentlich die Frauen. Und der Anblick des Reichtums ist ihm weniger ein Stachel als ein Ansporn. Dieser und ähnlicher Art sind die Hemmungen für die Ausbreitung eines Sozialismus deutsch-radikalen Stils, die auf dem englischen Volkscharakter ganz allgemein beruhen.

Es müssen noch einige andere psychologische Momente kurz erwähnt werden, die viele Arbeiter heute noch nicht „labour" wählen lassen. Einmal wählt der Engländer, und zwar vor allem auch der Arbeiter, mehr als wohl irgendein kontinentaler Wähler, noch den Mann und nicht die Partei oder das Programm. Das hängt mit seiner schon erwähnten Abneigung gegen Theorien und Abstraktionen zusammen. Den Mann, den er sieht, den er kennt und der ihm gefällt, den wählt er. Und wieder ist es ein echt englischer Zug, daß ihm, ceteris paribus, der Mann am besten gefällt, der am vornehmsten aussieht. Heute noch lassen sich weite Kreise der niederen Volksschichten in England lieber durch einen vornehmen Herrn als durch ihresgleichen im Parlament vertreten. Dazu kommt dann noch der Sportsgeist, der in England auch in weiten Arbeiterkreisen lebt. Für diese nimmt eine Wahl bis zu einem gewissen Grad immer einen Sports- oder Wettcharakter an. Sie sind z. B. eigentlich und innerlich für den Gegner des konservativen Kandidaten. Aber die odds stehen zu dessen Gunsten. Sie möchten auf der „wining side" sein und nicht „vaste their votes". So wählen sie den Konservativen und freuen sich am Abend des Wahltags ungeheuer, wenn er wirklich „als Erster einkommt".

Außer diesen volkspsychologischen Hemmungen gibt es noch eine Reihe von anderen, die aus gewissen Einrichtungen und Verhältnissen erwachsen.

Vor allem ist es das Wahlrecht und das Wahlverfahren, das bis zu einem gewissen Grad eine Bremswirkung ausübt. Das englische Wahlrecht nämlich ist nicht allgemein. Es ist auch nicht gleich. Trotz aller „Demokratie" und trotz aller Freiheit haben die Engländer das Wahlrecht noch nicht aus der Tatsache allein herzuleiten für nötig befunden, daß ein Mensch geboren ist und ein gewisses Alter erreicht hat. Das Wahlrecht ist in England grundsätzlich auch heute noch wie vor vielen hundert Jahren an den Besitz geknüpft, und zwar, da es aus einer Zeit stammt, in der der mobile Besitz noch nicht diese Bedeutung hatte wie heutzutage, an den Besitz von Grund und Boden. Als dann im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts in drei verschiedenen Etappen den Wahlrechtsforderungen des Bürgertums und später der Handarbeiter Genüge getan werden mußte, wurde nicht etwa ein ganz neues Wahlrecht geschaffen, sondern man ließ die alte Grundlage unverändert und half sich mit den beliebten Fiktionen weiter. Zunächst wurde fingiert, daß auch der lease holder (eine Eigentümlichkeit des englischen Grundrechts etwa vergleichbar mit dem Erbbaupächter des B. G. B.) eine Art Grundbesitzer sei. Auf diese Weise erhielten

weite Schichten des städtischen und ländlichen Bürgertums das Wahlrecht. Später fingierte man, daß auch der gewöhnliche Mieter so etwas wie ein Grundbesitzer sei. Und so erhielt schließlich ein jeder Staatsbürger, der mindestens 200 Mark Jahresmiete bezahlt, das Wahlrecht. Damit war man faktisch einem allgemeinen Wahlrecht ja ziemlich nahe gekommen. Aber doch ist es weder grundsätzlich noch auch tatsächlich ein allgemeines Wahlrecht. Das ergibt sich aus folgenden Zahlen: Von 64 Millionen Deutschen haben auf Grund des allgemeinsten und weitestgehenden Wahlrechtes der Welt rund 13 Millionen das Wahlrecht. Unter 46 Millionen Briten besitzen es auf Grund des neuesten Wahlregisters (das der letzten Wahl aber noch nicht zugrunde lag), rund 7900000. Unter einer Million Deutscher befinden sich also 203125 Wähler, unter einer Million Engländer nur 171739, d. h. auf eine Million seiner Bevölkerung gewährt England 31386 Individuen, die es in Deutschland hätten, kein Wahlrecht. Das macht auf 46 Millionen 1443756 Wähler aus. Man darf wohl annehmen, daß diese rund $1^1/_2$ Millionen, die nicht einmal 200 Mark Jahresmiete bezahlen, zum größten Teil Reserven des Sozialismus sind, wenn sie einmal das Wahlrecht bekommen sollten. Die sozialistischen Organisationen verlangen darum auch das wirklich allgemeine Wahlrecht, das sogenannte adult suffrage.

Diese Reserven sind tatsächlich sogar noch größer, als sich aus der obigen Berechnung ergibt. Denn das Wahlrecht ist ja auch nicht gleich. Und zwar ist es nicht gleich aus demselben Grunde, aus dem es nicht allgemein ist. Wer Grundbesitzer, lease holder oder Mieter in einem Wahlkreise ist, ist dort wahlberechtigt. Er ist aber auch in jedem anderen Wahlkreise wahlberechtigt, in dem er eine solche Eigenschaft aufweisen kann. Das englische Wahlrecht ist daher ein Pluralwahlrecht, zwar nicht in dem Sinne, daß ein Staatsbürger in einem Wahlkreise mehrere Stimmen abgeben könnte, aber er kann in mehreren Wahlkreisen je eine Stimme abgeben. Und das ist praktisch gar nicht bedeutungslos, namentlich in den großen Industriezentren, wo die Geschäftsleute in der Stadt arbeiten, Mieter sind und dort das Wahlrecht haben, in der Nähe auf dem Lande in einem anderen Wahlkreis aber wohnen, Eigentümer oder dergleichen sind und infolgedessen auch dort das Wahlrecht haben. Es läßt sich der Umfang dieses Pluralwahlrechts nicht genau bestimmen. Die Regierung ist schon mehrfach aufgefordert worden, Angaben darüber zu machen. Aber sie erklärt es für unmöglich, die genaue Zahl der Pluralwähler festzustellen, weil dazu nötig wäre, hinsichtlich eines jeden einzelnen der 7900000 Wähler zu untersuchen, in wie vielen Wahlkreisregistern er aufgenommen ist. So muß man sich an Feststellungen halten, die gelegentlich der Wahlen von den Parteien gemacht werden. Diese müssen natürlich mit einiger Skepsis betrachtet werden, da sie zu tendenziösen Zwecken aufgemacht sind. Aber sie geben doch einen Anhaltspunkt. Nach der letzten Wahl veröffentlichten die Daily News (liberal) eine Zusammenstellung von zwanzig Wahlkreisen, in denen die liberalen Wahlagenten je 865 bis 3595 Pluralstimmen, zusammen 41267 festgestellt

hatten. Daß Wahlkreise mit besonders starker Pluralstimmenzahl zu der Demonstration ausgesucht worden sind, ist nicht anzunehmen, weil die Zusammenstellung lediglich zeigen sollte, in wie vielen Wahlkreisen die Mehrheit der Unionisten lediglich den Pluralstimmen zu verdanken ist. Es zeigt sich hier nebenbei die praktisch sehr bedeutungsvolle Wirkung des Pluralstimmrechts in England. Dabei handelt es sich in der Zusammenstellung nur um einen Teil der Wahlkreise, die auf diese Weise den Unionisten zufielen. Für unseren Zweck fragt sich nun, wie groß wohl die Gesamtzahl der Pluralstimmen ist. Nur eine sehr vage Schätzung ist möglich. Ein Durchschnitt von 2063 Pluralstimmen in jedem Wahlkreis, wie sich auf Grund der obigen Ziffern ergeben würde, wäre ohne Zweifel zu hoch. Aber ein Drittel von dieser Zahl, also rund 700, darf man doch annehmen. Das ergäbe für 670 Wahlkreise 469000 Pluralstimmen. Wenn man nun diese vom Gesamtvotum abzieht, so ergibt sich, daß nicht 7900000, sondern nur 7431000 Individuen in England das Wahlrecht haben. Demzufolge wären unter einer Million Engländer nur 161500 Wahlberechtigte, also 41625 weniger als unter einer Million Deutscher. Die Gesamtzahl der nicht wahlberechtigten Engländer, die als Deutsche das Wahlrecht hätten, würde dann 41625+670=1914750, also nahezu zwei Millionen betragen. Unter diesen Umständen ist begreiflich, daß die sozialistischen Organisationen auch das Pluralwahlrecht und damit die uralte Grundlage des englischen Wahlrechts überhaupt lebhaft bekämpfen.

Zu diesen Hindernissen, die im Wahlrecht liegen, kommen Schwierigkeiten, die das Wahlverfahren mit sich bringt. Wie das an den Grundbesitz oder seine Surrogate geknüpfte Wahlrecht in mittelalterlicher Auffassung weniger einen öffentlichrechtlichen als einen privatrechtlichen Charakter hat, so sieht der Staat auch die einzelne Wahl selbst mehr als die Befriedigung von Privatinteressen an und nimmt die Kosten, die durch seine Mitwirkung entstehen, nicht nur nicht auf sich, sondern läßt sie sich durch die Parteien, die er also etwa wie Parteien vor dem Zivilrichter ansieht, vergüten. Da er zudem gesunde geschäftliche Grundsätze hat, läßt er seine Beamten nicht eher in Funktion treten, als bis die Streitteile, d. h. also die Parteien, die Kandidaten vorschlagen, eine Kaution geleistet haben. Diese beträgt für den einzelnen Kandidaten im Durchschnitt etwa 2700 Mark und muß am Tage der Benennung der Kandidaten vor dem Wahlbeamten in bar deponiert werden. Wollten also die englischen Sozialisten einmal nach dem berühmten deutschen Muster ihre Stimmen zählen, d. h. für alle 670 Sitze Kandidaten benennen, dann müßten sie zunächst einmal nahezu 2 Millionen Mark bar dem Staat für seine Bemühungen einhändigen. Bei diesen Kosten hat es nur dann sein Bewenden, wenn kein Gegenkandidat benannt wird. Ist das der Fall, dann erklärt der Beamte nämlich den Kandidaten ohne Abstimmung für gewählt. Ist es aber nicht der Fall, dann setzt er einen Termin für die Abstimmung fest, und damit fängt eigentlich erst der lokale Wahlkampf an, der natürlich noch viel mehr Geld kostet. Durch die ganze

parlamentarische Geschichte Englands läuft wie ein roter Faden der Versuch, Wahlumtrieben und Bestechungen zu begegnen. Aber selbst die schärfsten Bestimmungen konnten nicht verhindern, daß der größere Geldsack auch heute noch bei Wahlen im Vorteil ist. Das beginnt schon bei der Anlegung des Wahlregisters, die wiederum kein öffentlicher Akt ist, sondern eben auch auf eine Art von Zivilprozeß zustande kommt. Die Vertreter der Parteien erscheinen zu gegebener Zeit vor dem Registerbeamten und versuchen, meist mit sichtlich haltlosen Gründen, das Wahlrecht vieler Bürger zu bestreiten, die sie nicht für sichere Anhänger der eigenen Partei halten. Auch dies Verfahren kostet Geld, und wer nicht ernsthaft daran denkt, einen Sitz erobern zu können, der beteiligt sich lieber gar nicht daran. Kommt es wirklich zur Wahl, dann sind die alten Parteien mit den großen Mitteln auch wieder im Vorteil. Trotz aller Gesetzesbestimmungen finden die Parteiorganisationen, der Caucus, wie man das in England nennt, Mittel und Wege, mit Geld zu arbeiten, ganz abgesehen von den Summen, die für legale Wahlzwecke ausgegeben werden und die auch sehr hoch sind. Das Unterhausmitglied Arthur Henderson, ein auf dem radikalen Flügel der Liberalen sitzender Gewerkschaftsmann, stellte im Jahre 1904 im Unterhaus fest, daß die gesamten Wahlausgaben der 1103 Kandidaten für die 670 Wahlkreise in dem Wahlkampf von 1900 rund $15^1/_2$ Millionen betrugen, wovon allein 3 Millionen an die Wahlbeamten zu entrichten waren. Doch das sind nur die offiziellen Ausgaben, die vom Staat an der Hand der Gesetze gegen unerlaubte Wahlumtriebe kontrolliert werden können. Darunter sind, um dies Kuriosum zu erwähnen, die Hotelrechnungen der von auswärts in den Wahlkreis zugereisten Kandidaten, deren Höchstbetrag gesetzlich vorgeschrieben ist. Wehe also dem Kandidaten, der in der Wahlzeit zu luxuriös lebt! Man nimmt alsbald an, daß er Bestechungsversuche im Hotel unternommen hat. Unter diesen Umständen ist begreiflich, daß die finanzielle Frage für die sozialistischen Organisationen bei Wahlen eine sehr wichtige, den Eifer dämpfende Rolle spielt. Wie drückend es empfunden wird, erhellt aus dem heftigen Kampf der Arbeiterpartei gegen das sogenannte Osborne-Urteil. Durch dieses Urteil ist es den Gewerkschaften verwehrt worden, von ihren Mitgliedern obligatorische Zuschlagsbeiträge für die politische Agitation und Vertretung zu erheben. Korrekturen der Rechtsprechung sind auf gesetzgeberischem Wege möglich. Können aber erst die Gewerkschaften ihre Mitglieder allgemein für politische Zwecke besteuern, dann kommt das einer besseren Finanzierung der sozialistischen Bewegung gleich und wird sich in einer vermehrten Kandidatenaufstellung sowie weit größeren Gesamt-Stimmziffern geltend machen.

Sehr gewichtige Hemmungsmomente liegen sodann in den eigenartigen Preßverhältnissen des Landes. Die sozialistische Bewegung in England hat bisher nicht eine einzige kleine, geschweige denn eine große Tageszeitung produzieren können. Das hat ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade die Ausbreitung der Bewegung verlangsamt, vor allem aber mit dazu beigetragen,

daß der politische Kampf nicht so erbittert und verbittert wurde wie in Deutschland, wo zahlreiche sozialdemokratische Blätter mit Auflagen, die für deutsche Verhältnisse ansehnlich sind, tagtäglich das vergiftende Evangelium vom Klassenkampf predigen, das in England kaum irgendwie eine Rolle spielt. Immerhin ist die erklärt sozialistische Bewegung jetzt so weit erstarkt, daß unter der Ägide der Independent Labour Party seit Januar 1912 ein täglich erscheinendes Blatt „The Citizen" herausgegeben wird. Eine sozialistische Tageszeitung größeren Stils und mit einer Massenauflage würde sicherlich die Bewegung erheblich fördern. Indessen ist die Aufgabe, ein lebensfähiges Tagesblatt in Konkurrenz mit den großen alten Zeitungen in London und in einigen Provinzstädten zu schaffen und am Leben zu erhalten, ungeheuer schwierig. Der Kapitalismus ist in jeder Form in England noch stärker als anderswo. Dann aber wird auch die Eifersucht der sozialistischen und gewerkschaftlichen Organisationen untereinander den Zeitungsplan der J. L. P. von vornherein erheblich belasten. So war kaum ruchbar geworden, daß die J. L. P. ernsthaft mit dem Gedanken der Herausgabe einer Tageszeitung umgehe, als die sozialdemokratische Partei ankündigte, daß auch sie demnächst eine Tageszeitung vom Stapel lassen wollte, was aber dann nicht geschah, denn ein solches Blatt hätte natürlich mit noch größeren Schwierigkeiten zu kämpfen.

Auf der anderen Seite wird die große, kapitalistisch organisierte Presse in einer höchst wirkungsvollen Weise gegen den Sozialismus benutzt. Er wird nicht etwa angegriffen, verurteilt und zu widerlegen versucht, sondern ganz einfach totgeschwiegen. Selten finden sich in den großen englischen Blättern grundsätzliche Auseinandersetzungen mit dem Sozialismus, noch seltener eine Polemik mit Sozialisten oder Berichte über den Fortgang der Bewegung. Seit deren Erstarken in den letzten Jahren, namentlich seit dem großen Wahlerfolg der Arbeiterpartei im Jahre 1906, hat dies Verfahren nicht mehr ganz so strikte durchgeführt werden können. Aber noch die Gründung der Arbeiterpartei im Jahre 1900 ist in den größten Blättern mit wenigen Zeilen abgetan worden. Von der ganzen Entwicklung dieser Organisation zwischen 1900 und 1906 erfuhr das große Publikum so gut wie nichts. Um so größer war dann natürlich die Überraschung. So hat diese Totschweigepolitik ihre zwei Seiten.

Bisher war lediglich von Hemmungen die Rede, die in den Verhältnissen und Einrichtungen des politischen Englands liegen, also von mehr oder weniger passiven Widerständen. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß dem englischen Sozialismus nicht auch solche aktiver Natur erwachsen wären.

Jenes schrittweise Eingehen der großen Parteien auf gewisse sozialistische Forderungen, oder besser die Berücksichtigung, die sie den diesen Forderungen zugrunde liegenden Beschwerden immer gerade soweit angedeihen ließen, als unvermeidlich erschien, geschah natürlich nicht um der schönen Augen der Sozialisten willen. Diese Haltung war den Parteien von der politischen Klugheit vorgeschrieben. Sie hat, wie gezeigt wurde, auf der einen Seite dazu geführt,

daß namentlich die wirtschaftlichen Anschauungen der Parteien sich gewandelt haben, daß sie einstweilen einmal sozialistische Motive im weiteren Sinne des Wortes in die Gesetzgebung eindringen ließen, wobei die Konservativen und die Liberalen von verschiedenen Gesichtspunkten ausgingen und auch jeweils nicht das gleiche Maß von Entgegenkommen zeigten. Insofern hat also die Fabische Politik der „Durchsetzung" ihren Erfolg gehabt. Aber dies Entgegenkommen hatte auch auf den Sozialismus Einfluß gehabt, insofern es auf einer „Politik der Eingliederung" beruhte, wenn man so sagen kann. Diese Politik der Eingliederung war dabei keineswegs eine Angstpolitik, sondern auf seiten beider Parteien von staatsklugen, staatsmännischen Erwägungen kühl und vorsichtig geleitet, zu verschiedenen Zeiten natürlich mit verschiedenem Geschick und verschiedenem Erfolg. Sie war in ihren äußeren Mitteln echt englisch, d. h. nicht hart zugreifend, nicht „prinzipiell", und sie vermied vor allem möglichst schon den Anschein der Feindseligkeit. Dadurch hat sie zum mindesten die zahlenmäßige Ausbreitung der sozialistischen Organisationen nicht unbeträchtlich gehemmt, dem Sozialismus selbst ein gut Teil seiner Fangzähne ausgebrochen und mit dazu beigetragen, daß die äußere Gehabung der Bewegung bisher in verhältnismäßig ruhigen und erträglichen Bahnen blieb. Die Konservativen mußten sich dabei von Hause aus in engeren Grenzen bewegen als die Liberalen. Solange die sozialistische Bewegung in ihren Anfängen war, machte sich das noch nicht in dem gleichen Maße bemerkbar, wie später, und so hatte Lord Beaconsfield zu seiner Zeit mit seinem sozial angehauchten Torytum noch Erfolg. Als aber der Sozialismus mit der Zeit doch höher wuchs, mußten die Konservativen, was die Anwendungsmöglichkeit jener Politik der entgegenkommenden Eingliederung angeht, doch hinter den Liberalen zurückbleiben. Deren Kerntruppen standen der Arbeiterbevölkerung sozial näher und zudem konnten die radikaldemokratischen Instinkte der Arbeiterschaft bei ihnen eher Befriedigung erwarten. So kam es, daß die Liberalen schließlich in der Lage waren, die größeren Konzessionen zu machen, der Politik der Durchsetzung also stärker unterlagen, dafür aber auch die größeren Erfolge mit ihrer Politik der Eingliederung hatten, d. h. die Radikalisierung des englischen Sozialismus und das Anwachsen der sozialistischen Organisationen am wirkungsvollsten aufhielten. Die Argumentationen, mit denen sie heute in Verfolg dieser Politik vor die Wählermassen treten, mag aus einer Rede ersehen werden, die der heutige Schatzkanzler Großbritanniens Mr. Lloyd-George im Oktober 1906 zu Cardiff, dem Kohlenzentrum von Südwales, hielt. Dort führt er u. a. aus:

„Welchen Einfluß wird diese neue Arbeiterbewegung auf uns britische Liberale haben? Ich glaube, daß nicht der geringste Grund zu Aufregung besteht. Der Liberalismus wird niemals aus seiner Vorherrschaft im Reich des politischen Fortschrittes verdrängt werden, es sei denn, daß er das verdient, weil er seine Grundsätze vernachlässigt oder verrät. ... Der Arbeiter ist kein Narr. Er weiß, daß eine große Partei, wie die unsrige, mit seiner Unterstützung, Dinge für ihn erreichen kann, die er allein, ohne ihre Unterstützung eben nicht

erreichen kann. ... Aus den Bauern und den kleineren Geschäftsleuten im Lande kann er nicht im Nu Sozialisten machen, aber er kann sie in eine reaktionäre Haltung hineinschrecken. Diese Leute helfen uns jetzt eine fortschrittliche Arbeiterpolitik zu machen. Sie werden uns später helfen, eine neue Bodenverteilungspolitik und andere Maßnahmen zugunsten aller produzierenden Klassen durchzuführen. Und wir können ihre Hilfe sehr gut brauchen. Aber wenn man sie mit dem Klassenkampf schreckt, dann werden sie sicherlich stutzig und zu verstockten Konservativen werden. Was wäre damit für den Arbeiter gewonnen? Wenn natürlich die Arbeiterführer hoffen sollten, daß sie auch den letzten Arbeiter im ganzen Lande von den beiden großen Parteien loslösen und den Arbeiterorganisationen zuführen können, dann, das gebe ich zu, würde eine solche Arbeiterpartei allmächtig sein. Jeder aber, der nur ein wenig von unserer politischen Geschichte weiß, wird sagen, daß das ein unmögliches Kunststück ist.... Es sind ihrer sehr viele, die an der Weisheit und Durchführbarkeit der sozialistischen Ideale zweifeln und weiter zweifeln werden. Und dabei sind bis jetzt (1906!) noch nicht einmal ernsthafte Anstrengungen gemacht worden, der sozialistischen Propaganda unter den Arbeitern zu begegnen.... Die ruhige Vernunft lehrt uns, zusammenzugehen, so weit wir heute können, und nicht den Fortschritt zu hemmen, indem wir in Gruppen auf seinem Wege herumstehen und über das Ziel streiten, das wir vielleicht übermorgen erreichen wollen.... Wir suchen Wahlhilfe bei den Arbeitern nicht nur um Wahlen für die Partei zu gewinnen. Wir brauchen ihre Unterstützung, um der liberalen Politik ihre Richtung zu geben!... Aber nun auch ein Wort an die Liberalen! Ich kann ihnen sagen, was diese J. L. P.-Bewegung zu einer starken, alles mit sich fortreißenden Macht werden lassen kann, einer Macht, die unter anderen Dingen auch den Liberalismus wegfegen wird. Wenn am Ende einer Regierung von durchschnittlicher Dauer sich herausstellen wird, daß eine liberale Unterhausmehrheit nichts getan hat, um der sozialen Lage des Volkes gerecht zu werden..., dann wird sich ein lauter Schrei im Lande erheben nach einer neuen Partei und viele unter uns hier werden in diesen Ruf mit einstimmen."

So ist heute die Ansicht sehr verbreitet, daß die neuere Politik der Liberalen das stärkste Hindernis für die Ausbreitung und Einwurzelung eines radikalen Sozialismus in England ist. Das glauben die Liberalen, wie es einer ihrer Abgeordneten, Mr. Ponsonby, vor einiger Zeit in einer Versammlung ausdrückte: „Der Sozialismus im Lande wäre viel stärker, wenn nicht die Liberalen ihm den besten Wind aus den Segeln nähmen." Das glauben auch die Sozialisten selbst, wie einer ihrer Führer, J. Ramsay Macdonald, es dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber einmal des Näheren darlegte. Das sehen aber jetzt auch die Konservativen ganz deutlich ein, wie aus der neusten Liebe Balfours für Sozialpolitik (Rede vom 6. April 1911) und aus der jüngst erfolgten Gründung einer unionistischen Gruppe für sozialpolitische Studien hervorgeht.

Wem aber danach die eigenartig langsame Entwicklung des englischen Sozialismus noch nicht genügend erklärt erscheint, der vergißt, daß bisher das Oberhaus imstande war, jede wünschenswerte Bremswirkung auszuüben. Das alte Oberhaus hat, trotz der „Demokratie", und obwohl es auch früher ein geringeres Maß von Gesetzgebungsgewalt hatte wie das Unterhaus, sich als ein sehr mächtiger Faktor in der politischen Entwicklung Englands erwiesen. Und es hat sein politisches Gewicht ohne Zweifel im ganzen zum Vorteil dieser Entwicklung ausgespielt. Dazu kam das Ansehen, in dem fast alle seine Mitglieder persönlich auch bei den breiten Massen stehen. Dies Ansehen ist so groß, daß fraglich

sein muß, ob nicht selbst nach der nunmehr erfolgten Neuregelung der Machtverteilung zwischen beiden Häusern des Parlaments, dem Oberhaus mehr Macht bleibt, als dem Radikalismus lieb ist. Ein ausgiebiges Maß von Bremswirkung wird ohne Zweifel auch ein in seinen Rechten beschnittenes und in seiner Zusammensetzung reformiertes Oberhaus immer in England ausüben, wenn es von staatsmännischem Geist erfüllt ist.

Zu den aktiven Hemmungen des Sozialismus gehören dann schließlich noch zwei Organisationen, die außerhalb der Parteien stehen wollen, wenn sie auch, da sie sich einmal mit politischen Dingen befassen, nicht unpolitisch bleiben können. Die ältere Organisation, die im Jahre 1902 gegründet wurde, ist die „Property and Liberty Defense League". In ihr haben sich die letzten Reste des unentwegten Manchestertums zusammengefunden. Es erhellt, daß die Liga unter diesen Umständen und unter den heutigen Verhältnissen keinen großen Erfolg haben kann. Einen Teil ihrer Aufgaben erblickt sie, wie es scheint, darin, die andere Organisation zu bekämpfen. Diese andere Organisation ist erst im Jahre 1908 entstanden. Sie führt den Namen „Anti-Socialist Union of Great-Britain". Auf einer breiteren Grundlage gegründet, will sie außerhalb jeder Parteiverbindung stehen, zählen unter ihren Mitgliedern hauptsächlich konservative Politiker, darunter zahlreiche aus dem Ober- und Unterhaus. Sie bildet anti-sozialistische Wanderredner aus, hält eifrig anti-sozialistische Vorträge ab, greift selbständig in die Wahlen ein und scheint über bedeutende Mittel zu verfügen. Sie lehnt den Sozialismus als wirtschaftliche Lehre ab, will aber Vorschlägen von sozialistischer Seite, die ihr im Interesse des Landes unbedenklich oder gar förderlich erscheinen, keineswegs entgegentreten. Ihr Ziel bezeichnet sie dahin, daß sie der Arbeiterschaft den großen Unterschied klarmachen will, der „zwischen der Sozialpolitik eines Fürsten Bismarck oder eines Lord Cromer oder jenes der Herren Sidney Webb oder Kair Hardie besteht". In einzelnen Wahlkreisen hat ihr Auftreten, wie es scheint, den Sieg der Arbeitparteikandidaten verhindert. Ob sie weiter eine Rolle in der Entwicklung spielen wird, muß sich erst zeigen.

Ein Später Derer van Doorn

Von Carl Hauptmann

Siebentes Kapitel

Wenn jetzt Hieronymus van Doorn unter seinen Fischersleuten ging, trug er ein sehr sachtes Wesen zur Schau. Was er sagte, klang hart und unversöhnlich. Die andächtigen Fischersleute sahen sich dabei oft verwundert an. Es schien ihnen, als ob Einer mit dem Teufel kämpfte, nicht als spräche der Heiland, wie es früher war.

Die Einfalt hatte richtig empfunden.

Hieronymus brauchte jetzt alle Inbrunst und alle Gebete, um sich gegen sich selber aufzurichten.

Nicht äußerlich. Er ging noch immer hochaufgerichtet. Aufgerichteter denn je. Herausfordernd.

„Welcher Mensch könnte mich einer Sünde zeihen?" So stand es fast pharisäisch in seinen Blicken und Mienen geschrieben. Aber in seinem verborgenen Leben hinter den Mauern des Pfarrhauses war weder Gott, noch die heilige Jungfrau im Raume. Hieronymus van Doorn saß dort vor sich hinbrütend und brachte so oft Stunden im Halbtraum zu.

Es war in der Zeit, wo Herr und Frau Kroen in ihr Palais in der Hauptstadt zurückzukehren pflegten. In dieser Zeit war Hieronymus van Doorn völlig zerschlagen.

Er besann sich nicht mehr groß auf andere Pflichten.

In seinen Träumen war er kein Priester mehr. Seine Träume hatten aufgehört von Engeln mit Schalmeien und von weißen Tieren zu träumen. Wenn es ein weißes Tier war, so konnte es nur ein weißer Zelter sein, der eine Burgfrau als Braut in eine van Doornsche Ritterfeste hineintrug. Frau Hartje war die Burgfrau, Hieronymus van Doorns allergeliebtestes Erdenweib, das er selber in seinen starken Ritterarmen auf den Zelter emporgehoben.

Und er träumte dann, wie er sie mit Kostbarkeiten und Steinen und Schätzen wie aus Tausendundeine Nacht glückstrahlend behangen. Daß ein van Doorn Frau Hartje wie eine mythisch reiche Königin mit Glanz und Kleinodien besät, noch ganz anders, als ein Kroen je ein junges Weib hatte schmücken können.

Auch jetzt träumte er noch oft den Kranz blauer Blumen auf sein Haupt, mit dem Frau Hartje ihn einmal draußen in den Dünen gekrönt hatte. Er hatte das ärmliche Gewinde in ein weißgoldiges Brokattüchlein gehüllt und verwahrte es im Schube unter heiligen Dingen. Und wenn er es ansah, küßte er es, wie er den Goldkelch Gottes leibhaftig mit den Lippen berührte.

Da stand auch wieder der junge, feuchte Mund und das frommselige Gesicht der Frau Hartje vor ihm. Und nun wähnte er gar den Himmel aller Seligkeiten offen. Denn er fühlte, daß er Frau Hartjes schlanken, schmiegsamen Leib in seinen Armen fest gebunden hielt. Und er war in Verzückung und kam lange nicht zu sich.

Dann erwachte er doch wieder in seine Pfarrhausarmut.

Er hatte kaum mehr als Bett und Stuhl, ein paar dürftige Regale, einen hölzernen, plumpen Tisch, den er seinen Schreibtisch nannte. Und wenn nicht die Gottesmutter in allerlei bunten und Goldtünchen auf dem Betpult gestanden, wären der Farben und des Glanzes wahrhaftig hier nicht viel zu greifen gewesen.

Dann lachte Hieronymus höhnisch. Dann sah er die bunten Bilder der Götter scharf und verletzt, kalt und nüchtern ragen. Dann begriff er gar nichts,

als nur, daß seine Lage durchaus nicht eine van Doornsche, jedenfalls aber eine völlig zerrüttete war.

Die großen Meerwellen kamen aus dem Grau und überstürzten sich mit Schaumkämmen und schlugen den öden Strand. Die Sturmtrompeten aus dem Norden bliesen eherne, johlende Laute. Die Sturmvögel schrieen in die verdüsterte Meerluft. Sie strichen vom Lande her.

Auch im Kroenschen Strandschlößchen fegte der Herbstwind durch den Garten, trieb rote Blätter in den Wegen um und machte die anmutige, lichte Frau Hartje im Herzen trübe.

Das waren für Hieronymus van Doorn schwere Tage.

Kisten und Kasten standen im Hause gepackt. Die alte Gräfin mit der jungen Komtesse waren schon vorher heimgefahren. Auch von Frau Hartje sollte er jetzt für einen langen, einsamen Winter Abschied nehmen.

Das Blut des jungen Priesters stockte in allen Adern.

Auch Frau Kroen litt heimlich unter dem Gedanken an die Trennung.

Wie Hieronymus durch die durchpfiffenen Dünen ging, rief er ihren Namen in die stoßende, harsche Grauluft. Und es sprang ein Entschluß auf und trat vor seine Seele. Des Weges hatte er nicht geachtet. Er kam durchwettert vor dem hohen Eisentore an.

Frau Kroen stand trotz des pfeifenden Sturmes im Garten. Ihr kirschrotes Tuch um die Schultern flatterte. Sie lachte wehmütig in das Treiben der Blätter.

Herr Kroen war nicht in der Nähe.

Und Frau Hartje hatte beide feinen, schmalen Hände dem bleichen Asketen ängstlich und scheu entgegengestreckt.

Hieronymus hatte diese beiden, süßduftenden Hände auch sogleich inbrünstig geküßt. Und es war ihm, als wenn seine Kraft vollends zu ihren Füßen nieder in den Erdboden versänke, als wenn er jetzt ihre junge Gestalt in seinen Armen wirklich aufheben und forttragen müßte, als wenn es jetzt keine Macht Himmels und der Erden mehr gäbe, die ihn abhalten könnte, das Weib Hartje an sich zu reißen und ihres Lebens letzte, lieblichste Süße ganz auszukosten.

Es war nur ein Augenblick.

Frau Hartje hatte deutlich die Gefahr empfunden. Sie hatte eine so flehende Geberde gemacht. Ihre blauen Augen baten so zärtlich. Ihre schönen Hände lagen so gebenedeit abwehrend gegen ihn in der Abendluft, noch ehe er eine kleinste Bewegung aus seiner Erstarrung und aus seinem Erstaunen getan.

Denn wie er Frau Hartjes Hände geküßt und losgelassen, hatte er die Aufragende ins Auge gefaßt, als ob er noch nie im Leben je eine solche lichte Herrlichkeit angesehen.

So stand Hieronymus noch erstarrt, als Herr Kroen lustig dazu trat und den bleichen Priester mit vergnüglichem Handschlag begrüßte.

Dann saß man mit heiterer Wehmut bei Tische. Und weil die Abende jetzt früh hereinbrachen, hatte Frau Hartje Befehl gegeben, die Kerzen am Flügel

anzuzünden. Und nun quoll Lied um Lied aus versunkenen Mienen und ihren feuchtglänzenden Lippen sehnsüchtig in die unheimlich tosende Düsternacht. Fromme Gesänge, die von heiliger Inbrunst sprachen. Und die Herr Kroen lobte.

Hieronymus van Doorn sogen sie Blut aus Hirn und Schläfen, wie Vampyre saugen. Der bleiche Priester saß in einer Ecke des Kroenschen Musiksaales, in sich eingesunken. Die nervige, ruhelose Hand jetzt ganz aufs Gesicht gepreßt. Und durch einen Fingerspalt sah er Frau Hartjes vom Kerzenschein vergoldetes, junges, inbrünstiges, singendes Gesicht. Und hörte ihre glockenreine Stimme und war nicht bei sich.

Er wußte dann auch nicht, wie er ins Pfarrhaus und in sein Bett gekommen war, als er sich am anderen Morgen daheim entdeckte. Er war ganz zerfahren und völlig unschlüssig, ob er in die Welt seiner heiligen oder unheiligen Pflichten, was galten sie ihm noch? je zurückkehren sollte.

Frau Hartje und Herr Kroen fuhren an diesem Morgen in die Hauptstadt zurück.

Und der Winter kam.

Und Frau Hartje saß in der großen Gesellschaft. Ging in fließenden Schleppkleidern, schlank und lustig und vornehm durch die Salons. Sie saß im Königsschlosse neben Generalen und Kavalieren, die mit ihr lachten und scherzten.

Und sie dachte von ferne auch manchmal des Hieronymus van Doorn, der in seiner armen Pfarre saß, doch wieder ganz eingeschnürt in seine heiligen Pflichten. Der durch die Dünen verwettert zu Sterbenden und Kranken lief und dann einsam ins Pfarrhaus zurückkehrte, darin die Wände ihn arm und leer anstarrten, und die heiligen Figuren, die nur Holzpuppen waren, ihm seine Hoffnungslosigkeit ins Gesicht schrien.

Achtes Kapitel

Nach der Weihnachtszeit hatte Hieronymus van Doorn vom Bischof einen kurzen Urlaub in die Hauptstadt erhalten. Und er war im Treppenhaus Derer van Doorn, und dann gleich im Treppenhaus der Kroens gewesen. In beiden Häusern hatte er niemand angetroffen als Diener.

Aber draußen auf der Straße im Menschengewühl war ihm der vornehme Hängewagen mit Herrn und Frau Kroen in Staatskleidern hinter spiegelnden Glasscheiben, offenbar von Hofe kommend, entgegengefahren.

Frau Kroen hatte erst ganz förmlich mit kaum fühlbarem, gnädigen Kopfnicken gegrüßt, hatte dann doch Hieronymus erkannt und lächelnd ein wenig zurückgeblickt gerade, als auch der junge, verhärmte Priester sich nach dem Wagen noch einmal umgesehen, um jetzt auch seinerseits den Rundhut noch einmal tiefer und ergebener herabzuziehen.

Aber schon diese erste Begegnung hatte Hieronymus sehr erschüttert.

Wie der an sich eingeschüchterte, unschlüssige Heilige vom Lande in dem Hoteleingang erschien, machte der abgeschabte Portier eine Miene voll heimlichen Mitleids.

Hieronymus erfüllte nur der eine Gedanke, Frau Hartje Auge in Auge wiederzusehen. Und jetzt war sie soeben wie ein lichtes Bild der Einbildungskraft hoheitsvoll und fern über den Köpfen und dem Staube der Menge schwebend vorübergezogen.

Hieronymus war in menschenfremde Ratlosigkeit ganz eingesponnen durch Straßen und Menschengewühl gehastet und derart jetzt ins Hotel zurückgekehrt. Da hörte er, daß der Diener von Frau Kroen den Versuch gemacht hatte, ihn persönlich zu sprechen. Der gemächliche Portier legte ihm einen feinen, köstlichen Brief, den Frau Hartje selber adressiert hatte, ehrerbietig in die Hände.

Frau Hartje schrieb voll Huld: „Nein ... Ehrwürden ... daß Sie wirklich in der Hauptstadt sind! Sie werden hier nicht die Stille der Dünenhügel und die eintönige Gewalt der blauen Meerwogen finden. Nur ein zerfahrenes, menschliches Durcheinander. Und wenig Besinnung. Und noch weniger Halt. Der innere Mensch hat hier keine Rechte. Man lebt mit Augen und Sinnen draußen. Eine richtige Jagd nach Vergnügung. Wer im Strome steht, muß vorwärts. Kommen Sie trotzdem. Sie, der Sie nach dem Höchsten in Ihrer Einsamkeit die Flügel rühren ... usw."

Hieronymus las den Brief viele Male. Er dachte an Frau Hartje. Ein zehrendes Verlangen nach ihrer leibhaftigen, sonnigen Erscheinung quoll auf in ihm. Er las den Brief wieder. Er sog den reichen Duft, der von dem Papiere ausging. Er schmeckte fast die Lieblichkeit ihres huldreichen Grußes. Und wähnte, daß auch sie sich heimlich nach ihm sehne. Und war erfüllt, als wenn er nicht bei sich wäre, all die Stunden, ehe er vor Frau Hartjes helle, blaue, schwermütige Augen wirklich hintreten konnte.

Aber wie Hieronymus van Doorn am Abend durch das weit aufgetane, hellerleuchtete Tor einschritt, entlud Equipage um Equipage Herren und Damen in prahlenden Uniformen und kostbaren Kleidern.

Scharen von üppig geschmückten Menschen liefen durch Treppenhaus und auf den Gängen.

Hieronymus fühlte sich eine Weile auch wie gehoben. Als wenn er ein richtiger van Doorn wäre. Aber als er wie zufällig an seinem Priesterhabit herabblickte, merkte er, daß er bis an den Hals schwarz zugeschnürt und ärmlich und dürftig aussah.

Hieronymus war im Zuge der Herren langsam bis zu Herrn Kroen selber durchgedrungen. Es hatte ein lachendes Ins-Auge-blicken und ein kräftiges Handschütteln gegeben. Dann befand er sich schon wieder an einer anderen Stelle.

Da stand er eine Weile wie angewurzelt.

Eingeklemmte Monokels unbekannter Gesichter spiegelten auf ihn. Die Uniformen in bunten Farben und mit goldenen Schnüren prangten und glitzerten. Die nackten Frauenschultern in seiner Nähe, die blendend weiß

schimmerten, machten ihn errötten. Üppig quoll ein Arm von lebendigem, süßem Fleische und Blumen, wie in einem Orchideengarten.

Das alles ging ganz verwirrend in ihm hin.

Fast hätte er Frau Hartje dabei ganz vergessen.

Da hatte ein neuer Saal mit blinkenden Spiegeln und tausend warmen Kerzenflammen an Decke und von den Wänden und mit sprühenden Diamanten allenthalben über den Köpfen vor seinem schüchternen Blicke sich aufgetan.

Da sah er auch Frau Hartje. Sie selber noch heller wie der volle Lichterschein, mit blitzendem Diadem über den dicken, goldlichten Zöpfen. Die freien Schultern wie Blüten. Große, sprühende Steine an der Brust.

So ragte Frau Hartje mitten in dem blendenden Saale.

Und alles drängte zu ihr.

Auch Hieronymus kam langsam und fast zwangsweise immer mehr in ihre Nähe.

Die Herren, die großen Schmuck und viel Orden trugen, verneigten sich tief vor ihr. Sie küßten mit gebeugten Häuptern die behandschuhten Hände von Frau Hartje. Und Frau Hartje lächelte lieblich und stand, leicht und gnädig ihren von Schmuck und Jugend schimmernden Kopf geneigt.

Hieronymus hatte sich gleich derart in ihren Anblick verloren, daß er vergaß Schritte vorwärts zu tun. Er stand wieder eine Weile, ohne sich zu rühren.

Herr Kroen ragte jetzt in Staatskleidern in der Nähe, das Monokel ins Auge gedrückt, das auch spitz von vielen anderen Männeraugen glänzte.

Und der junge, bleiche Hieronymus fühlte sich wieder eine Weile wie gehoben. Als wenn er ein richtiger van Doorn wäre. Aber wie er an sich herabblickte, kam er sich bis an den Hals schwarz zugeschnürt und sehr armselig vor.

Hieronymus war jetzt doch bis zu Frau Kroen hindurchgedrungen.

Frau Hartje sah ihn mit demselben Lächeln an, das schon von ferne in ihrem Auge stand. Sie schien zuerst kaum zu wissen, wer er wäre. Nein ... doch! Sie nannte ganz deutlich und kindlich seinen Namen. Sie sagte zu anderen Kavalieren, die dabei standen, mit allergnädigster Glockenstimme: „Das ist der Herr Pfarrer von unserem schönen Meeresstrande. Er hat mir einmal in schwerer Zeit mit seiner Gebetsinbrunst das Leben gerettet."

Frau Hartje sagte das besonders ins gerötete Gesicht eines jungen Offiziers, der ein Prinz war. Und der auch besonders unbändig darüber lachte.

Das alles schien Hieronymus van Doorn allmählich wie eine unbegreifliche Phantasmagorie, darin er obendrein eine ziemlich schauerliche Figur zu machen schien. Zumal er schon längst nicht mehr vor Frau Hartje stand, und die von Glanz und Hitze geblendeten, fremden Gesichter, die um ihn waren, ihn jetzt alle anzulächeln schienen.

„Das ist der Herr Pfarrer vom schönen Meeresstrande. Er hat mir einmal in schwerer Zeit mit seiner Gebetsinbrunst das Leben gerettet.“ Das unbändige Lachen des jungen Offiziers, der ein Prinz war, schien sich im Lichterglanze fortzusetzen und ihn aus allen Blicken zu höhnen. Er sah sich wieder von unten bis oben an, gehetzt und gepeinigt, daß er noch immer schwarz eingeschnürt da stand, wie eine Krähe im lichten Weizenfelde, darin der Wind die vollen Ähren durcheinander treibt.

Hieronymus war völlig in Verwirrung. Und wie er in seinem ziellosen Umgeschobenwerden zufällig irgendwo eine Tür entdeckt hatte, war er auch sogleich aus dem Wirrwarr hinaus verschwunden.

Er war irgendwohin in eine Gasse gelaufen, um sich nur erst abzukühlen.

Die blendenden Säle bei Kroens standen in seinem inneren Auge noch immer wie eine Feuersbrunst in Weißglut. Er konnte der Aufregung und der Schmach gar nicht Herr werden. Warum er sich so erschöpft und erniedrigt fühlte, das wußte er nicht.

„Ach was!“ dachte er nur, „alle verlachten mich!“

Und er lief schon, wo in der Hauptstadt die Hafenarbeiter ihre Schenken haben. Musik von einem Dudelsack und einer Flöte näselte und pfiff aus einer Schifferkneipe, darin Blusenmänner und Soldaten mit blonden Frauenzimmern im spärlichen Lichte um die Eisensäule tanzten.

Er begann langsamere Schritte zu nehmen.

Dann saß er einsam vor einem unsauberen, rohen Holztisch. Seine Augen brannten vor sich hin. In dem unheimlichen Gewölbe, darin er in einer halbdunklen Nische Zuflucht gefunden, stand neben dem mit Schinken und Rauchfischen, Austern und Käse besetzten Schenksims ein kolossales, schwarzes Faß. Schifferknechte und Matrosen mit der dicken Wirtin in aufgesteckter Schürze saßen gegen die Tür im anderen Winkel des dumpfen Raumes und lärmten. Geräucherte Fische und Würste hingen von der Decke nieder. Und angemoderte Flaschen alten, schweren Weines standen in den düsteren Wandnischen.

Hieronymus ließ sich den teuersten alten Wein geben. Er trank Glas um Glas. Er begann stolz und erregt und gehässig auszusehen. Er begann sich jetzt ganz als einer Derer van Doorn zu fühlen. Und er lachte jetzt manchmal vor sich hin, als er eine um die andere der Flaschen kostbaren, schweren Trankes mit den wenigen Goldstücken, die er bei sich trug, bezahlte.

Erst gegen Morgen kam er torkelnd in sein kleines Hotel zurück. Und er faßte den Hausdiener lachend an, um nicht beim Hinansteigen auf die erste Stufe ganz in die Ecke der Treppe zu fliegen. (Schluß folgt)

Vom „Geſchmack" der Völker

Studien vor der Lichtbildbühne

Von Dr. W. Warſtat-Altona

en literariſchen Bühnen unſerer Großſtädte, deren Exiſtenz ſchon an ſich kaum als eine mühe- und ſorgenloſe bezeichnet werden kann, wird heute durch die ſo zahlreich ins Kraut oder beſſer ins Unkraut ſchießenden „Lichtbildbühnen", durch die Kinematographentheater, eine ſehr fühlbare Konkurrenz gemacht. Die Mittel, welche man zur Bekämpfung dieſer Konkurrenz angewendet hat — Veranſtaltung ganz billiger Volksvorſtellungen, Dauervorſtellungen ein- und kurzaktiger Stücke u. a. — werden ſo lange wenig Erfolg haben, als die Lichtbildbühne billiger arbeiten kann als die literariſche Bühne, und ſo lange, als die Filminduſtrie mit feinem Gefühl für den Geſchmack der Maſſe deren Senſations- und Neuigkeitshunger zu befriedigen verſteht. Es iſt um ſo mehr zu bedauern, daß die Lichtbildbühne ſich mit dem Umherplätſchern und Umherſtöbern in dieſer teils ſeichten, teils trüben und übelriechenden Flut begnügt, als ſie die wirkliche Fähigkeit und daher auch die Pflicht beſitzt, wiſſens- und geſchmacksbildende Werte zu produzieren.

Anſtatt deſſen hat ſich allmählich in den führenden Ländern der Filmproduktion, in Frankreich, in Italien, in Amerika und Dänemark ein jeweilig durchaus eigenartiger Stil, ein deutlich beſtimmter Geſchmack herausgebildet, der ſich im Charakter der einzelnen Films ſo ſtark ausſpricht, daß es für einen einigermaßen geübten Beobachter keine Schwierigkeit hat, nach dem bloßen Anſehen des Films ihn als einen franzöſiſchen, italieniſchen, amerikaniſchen oder däniſchen zu beſtimmen. Es iſt bezeichnend, daß das deutſche Fabrikat eine ſolche „perſönliche Note" nicht aufzuweiſen hat. Das liegt zwar in erſter Reihe daran, daß die deutſche Filminduſtrie noch beträchtlich hinter der ausländiſchen zurückſteht, die den Weltmarkt beherrſcht, zum Teil aber mit daran, daß wir Deutſchen wieder einmal bei uns den Schund aufnehmen, der von auswärts kommt. Dafür kann man allerdings konſtatieren, daß gerade die wiſſenſchaftliche Kinematographie, die Kinematographie mit pädagogiſchen Zwecken im weiteſten Sinne, bei uns in großer Blüte ſteht, daß aber gerade dieſe Gattung der Kinematographie im

Durchschnitt bei unseren Kinematographentheatern wenig Absatz findet, es sei denn, daß diese Films wissenschaftlicher Richtung zufällig aus Paris kommen und als Fabrikmarke den krähenden Hahn von Pathé frères tragen. Übrigens will es mir scheinen, daß selbst diese französischen Films geographischen, wirtschaftlichen, naturwissenschaftlichen Charakters, wie sie die Firma Pathé in Paris mit auf den Markt bringt, in der Frühzeit der Kinematographie häufiger in den Kinematographentheatern zu sehen waren als heute. Nur in den „vornehmsten" und teuersten Lichtbildtheatern kann man sich heute etwa am Anblick einer landschaftlich schönen oder geographisch interessanten Gegend erfreuen, europäische und exotische Völker bei ihrer Arbeit belauschen oder sich biologische Vorgänge mit Hilfe der Mikrokinematographie verdeutlichen lassen.

Das, was im Durchschnitte die Lichtbildbühne heute von auswärts bezieht, das ist der humoristische Film und das sogenannte „Drama", von dem sich wieder verschiedene Abarten entwickelt haben. Es gibt heroisch-historische, soziale und reine Sensationsdramen. In diesen Filmarten und -abarten spricht sich nun am besten der Geschmack der Länder aus, die sie herstellen, die Spezialität, die sie sich erwählt haben, spricht am besten für den psychologischen Scharfblick, mit der dieser Geschmack der Masse von der Industrie erkannt wurde, und für den Spekulationsgeist der Unternehmer.

In Frankreich, in Paris, besteht die längste und mannigfaltigste Tradition für die Herstellung kinematographischer Films. Daher ist die französische Produktion am wenigsten einheitlich, ihre Tendenzen sind am mannigfaltigsten, weil sie sich im Laufe der Zeit am meisten gespalten haben, und in ihr findet man noch am ehesten wenigstens einigermaßen Gutes neben dem Schlechten. Zu dem Guten, das die französische Filmindustrie hervorgebracht hat, möchte ich neben den oben erwähnten „natürlichen" und wissenschaftlichen Films die „optische Berichterstattung" rechnen, die Berichterstattung in Bildern über die neuesten Tagesereignisse. Dennoch hat die unbesehene Übernahme dieser für französische Verhältnisse und von Franzosen hergestellten Filmserien für unsere deutschen Bühnen doch einige Bedenken, die nicht so leicht übersehen werden dürfen, wie es bisher geschieht. Wir Deutschen lassen uns da gutmütig allerlei Ereignisse vorführen, die für einen Franzosen wohl eine gewisse Bedeutung haben mögen, zum Beispiel den Empfang irgend eines obskuren Fürsten durch den Präsidenten der französischen Republik. Gibt es in unserem eigenen Lande nicht in jeder Woche Ereignisse genug, die das deutsche Publikum mehr interessieren würden? Und ließe sich die Auswahl nicht so treffen, daß diese Bilder eine Einführung gäben in den Mechanismus unseres wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Lebens? Es wäre dringend zu wünschen, daß die deutsche Filmindustrie hier energischer mit der französischen in Wettbewerb treten möchte, daß sie die Ereignisse in der Welt mit deutschen Augen betrachtete und auswählte, damit das deutsche Publikum nicht länger in den Lichtbildtheatern daran gewöhnt wird, die Weltereignisse durch die französische Brille zu sehen.

Damit, daß die französische Filmindustrie die älteste, am meisten entwickelte und auch finanziell am reichsten ausgestattete ist, hängt es zusammen, daß sie das kostspielige heroisch-historische Kostümdrama vorzugsweise pflegen kann. Man muß es bewundern, was für ein Aufwand an reichen Kostümen und an Personal für die Herstellung solcher Films ins Werk gesetzt wird. Dabei kann ohne weiteres zugegeben werden, daß geschickt angeordnete Massenauftritte, Feste und Umzüge, vor allem aber die öfter benutzte natürliche Szenerie, prachtvolle Schlösser mit breiten Freitreppen und üppigen Gärten, mit weiten Sälen und düsteren Bogengängen, gar oft dem Auge des Beschauers eine reine ästhetische Freude erwecken. Die Renaissance in Italien ist ein beliebtes Stoffgebiet für diese „historischen Dramen", und man erhält von ihrer Sinnenfreude häufig einen recht guten Begriff. Dazu kommt, daß die Komposition der Bilder häufig sehr geschickt, um nicht zu sagen künstlerisch ist. Manche Kinematographen wissen durch geeignete Wahl des Standortes den Eindruck des Bildes zu einem durchaus geschlossenen und gefühlsmäßig eigenartigen zu gestalten.

Darum ist es aufs stärkste zu bedauern, daß auch hier das Gute gänzlich untergeht unter der Masse des Schlimmen. Der Inhalt dieser Bilderreihen ist, sachlich betrachtet, ein außerordentlich minderwertiger. Hier stehen sich schwärzestes Verbrechertum und fleckenlose Unschuld in absolutem Kontraste gegenüber. Die psychologische Verlogenheit der Handlung, die absichtliche und grobe Häufung des Krassen nach der guten und bösen Seite, die faustdicke Naturalistik kennzeichnen diese „Dramen" als Erzeugnisse desselben Geschmackes, der in der Schundliteratur tätig ist: man schreckt hier vor der naturalistischen Wiedergabe einer Hinrichtungsszene im Notfall nicht zurück und ist sehr geneigt, nicht nur dem Gewaltverbrecher, sondern auch dem sittlichen Verbrecher das Mäntelchen der Romantik als Ausputz umzuhängen.

Man kann die Nebeneinanderstellung und Vergleichung von Schundliteratur und kinematographischer Schunddramatik noch ein ganzes Stück fortsetzen. Wie dort, so kommt auch hier der Trieb zum Sensationellen, verbunden mit der Lüsternheit, die gerne erotische und sexuelle Probleme umschnüffelt, auf seine Rechnung. Die französische Industrie hat den zweifelhaften Ruhm, auch hier die ersten Schritte zur Befriedigung des Massengeschmackes getan und die ersten Anfänge des „Sittenstückes" geschaffen zu haben; allerdings ist dieser Zweig der kinematographischen Dramatik in der neuesten Zeit durch die dänische Industrie übernommen und zu nie geahnter „Vollendung" geführt worden.

In der Masse lebt aber auch ein Trieb zum Sentimentalen und Süßlichen. Das französische „sentimentale Drama" der Lichtbildbühne spielt meistens in den malerischen Bauern- und Fischerdörfern der Normandie und Bretagne; namentlich das Leben der seemännischen Bevölkerung gibt reichlich Gelegenheit zu rührenden Trennungs- und noch rührenderen Wiedersehensszenen, eventuell zur Bewährung großen Edelmutes; das Enoch Arden-Schicksal habe ich schon mehrfach variiert gefunden. Es ist übrigens wieder ein gutes Zeichen dafür,

daß die künstlerische Kultur in Frankreich noch nicht ganz von moderner Geschmacklosigkeit und vom Geschmack der Masse erstickt ist, daß selbst in die hohle Theatralik und die süßliche Sentimentalität dieser Volksstücke hinübergerettet worden ist der Sinn für das eigenartig urwüchsige Volkstum jener ländlichen Distrikte, ein Volkstum, das in Architektur, Tracht und Wirtschaftsbetrieb seinen Ausdruck findet. Mit voller Absicht werden die hier liegenden Reize von der Filmindustrie ausgenutzt.

Gutes und Schlechtes zusammen hat die französische Industrie auch bei der Bearbeitung des Komischen und Humoristischen für den Kinematographen geleistet. Dem kinematographischen Film sind ja von vornherein nur die niedrigsten Arten der Komik ohne größere Mühe zugänglich, die Situationskomik und die Komik der komischen Figur. Von der ständigen komischen Figur bis zur Charakterkomik ist allerdings für den Kinematographen in gewissem Sinne nur ein Schritt; wir werden sehen, in welcher Weise dieser Schritt ausgeführt wird.

Die französische Industrie begann mit humoristischen Films, die im großen und ganzen nur die Situationskomik ausnützten. Irgendein Ungeschickter richtet auf der Straße irgendein Malheur an und reißt aus, die Betroffenen folgen ihm, die Hetzjagd richtet immer mehr drastisches Unheil an, Weiber und Männer, Kinder und Hunde schließen sich ihr an, es geht über Zäune und Hecken, durch Gräben und Wasser, womöglich über Dächer und steile Abhänge, es setzt Stürze und drollige Szenen genug, denn die Mitwirkenden tun ihr Möglichstes. Das ist der einfachste und selbst heute noch häufigste humoristische Film, sein Humor ist wahrlich bescheiden genug. In Nachahmung der Franzosen pflegt ihn namentlich noch die italienische Filmindustrie, die von den Franzosen auch die komische Figur übernommen hat. Hier auf der leuchtenden Leinwand des Lichtbildtheaters erlebt der Hanswurst, erlebt Polichinell eine Auferstehung in einer Gestalt, die allerdings modern genug ist. Er ist ein Geck, die Karikatur eines Elegants geworden und erlebt als schmachtender Seladon unmögliche Liebesabenteuer, wird mit Wasser begossen und erhält vor allem viel Prügel: er ist der ausgemachte Pechvogel, der sein Pech durch übertriebene Grandezza und durch Unverwüstlichkeit komisch gestaltet. Die italienische Industrie ist über diese niedrige Komik nicht hinausgekommen, und auch in der französischen Industrie finden sich nur Ansätze dazu.

Nur selten geht man von dem allgemeinen Hanswurstityp dazu über, gewisse Stände zu karikieren und komisch zu gestalten, und man tut dabei schließlich nichts anderes, als daß man dem Hanswurst das Kostüm des betreffenden Standes anzieht: er wird eben Schutzmann oder Soldat oder Privatdetektiv, und erledigt seine Aufgaben mit unglaublich frecher Dummheit und noch viel mehr Dusel.

Einen tieferen, etwa satirischen Gehalt habe ich so gut wie nie in kinematographischen Films gesehen. Dabei wäre der Kinematograph nach meiner Ansicht sehr wohl imstande, sowohl die Satire als auch Charakterkomik zu starkem

Ausdruck zu bringen. Daß er es nicht tut, liegt wieder daran, daß er nur dem Geschmack der Masse Rechnung trägt, und der genügen die komische Figur und die Situationskomik, weil sie am handgreiflichsten komisch sind.

Die eigentümliche Art der trockenen Schalkhaftigkeit, deren die angelsächsische Rasse fähig ist, spricht sich mitunter in angenehmer und herzerfrischender Weise in den amerikanischen Films aus, zu denen wir uns nun wenden wollen. Auch in ihnen aber findet sich noch mancherlei, was für den Geschmack eben jener Rasse eigentümlich zu sein scheint. Ich habe noch wenige amerikanische Films gesehen, in denen nicht irgendeine Parforceleistung vorgekommen wäre: der rasende Ritt eines Verfolgten oder noch besser einer Verfolgten (alle Achtung vor der reitenden Schauspielerin!), die Verfolger, Indianer oder Cowboys oder sonst wer, hinterdrein; oder eine Automobilwettfahrt, möglichst mit einem Unglück am Schluß. Charakteristisch für den amerikanischen Geschmack ist ferner die Vorliebe für den grenzenlosen Edelmut, der sich meistens im Verzicht auf das eigene Glück zugunsten anderer äußert. Einem Arzt wird die Verlobte vom Freunde abspenstig gemacht. Er bekommt dann eben den Freund schwerverletzt in seine Klinik und rettet ihm nach schwerem Seelenkampfe das Leben. Jetzt spinnt der Freund aus Dankbarkeit eine Intrige, um dem Arzte seine Braut wieder zuzuführen und seinerseits zu verzichten. Der Arzt entdeckt aber alles und vereinigt edelmütig die Liebenden. Beispiele für die patriotische Aufopferung im Dienste des Vaterlandes liefern die Kämpfe zwischen den Nord- und Südstaaten, die anscheinend im Volke noch sehr lebendig sind. Gelegentlich platzen da auch die Gegensätze zwischen der schwarzen und weißen Rasse aufeinander. Man kann das amerikanische „Drama" in der Hauptsache also als eine nationaleigenartige Abart des „sentimentalen" Dramas ansprechen. Aus den französischen Anregungen haben die Amerikaner sich das zum weiteren Ausbau angeeignet, was zu ihrem Charakter, was zu ihrem Volksgeschmack am besten paßte.

Wie es kommt, daß von diesen französischen Anregungen ein anderes germanisches Volk, die Dänen, gerade das Sittendrama übernahmen und ausbauten, das ist mir nicht recht klar. Allerdings, die dänische Filmindustrie ist die jüngste. Um sich in dem schweren Konkurrenzkampfe namentlich gegen Paris behaupten zu können, mußte sie nach besonders packenden Stoffen suchen und mit besonders raffinierten Mitteln arbeiten: ihre Films mußten den Bestimmungen der Zensur entsprechen und doch den Instinkten des großen Publikums möglichst starke Reizmittel bieten. Vielleicht hat die dänische Industrie aus diesem Grunde das Sitten- und das soziale Drama aufgegriffen und nun in der Tat für ihre Zwecke höchst geschickt ausgebaut.

Die ersten Filmserien, durch die sie sich bekannt machte, gaben sich allerdings den Anschein, sozialaufklärend zu wirken; sie behandelten das Schicksal und die Befreiung eines jungen Mädchens, das Mädchenhändlern in die Hände gefallen war. Das Aushängeschild war also gewissermaßen eine Warnungstafel. Aber unter dieser Warnungstafel stand ein sensationeller Titel, über ihm

ein grell lockendes Reklamebild, und der Stoff tat neben dem pikanten Bilde schon an sich seine Schuldigkeit, um das Publikum heranzulocken. In diesem und in den folgenden dänischen Films, die zum Teil in Verbrecherkreisen, auch in der Artistenwelt spielten, die mit der Anknüpfung eines Liebesverhältnisses auf der Straße begannen und mit einer Bluttat endigten, wurde immer gerade so viel gezeigt, daß die Zensur nicht einschreiten konnte, und gerade so viel angedeutet, daß die Instinkte des Publikums befriedigt wurden. Aber erotische Tänze im Variété, ein Gelage im Freudenhaus, eine Entführung im Automobil, ein Kampf mit Zuhältern, das war doch immer genug, um das Publikum zu locken! In neuester Zeit scheint allerdings die Nordische Filmgesellschaft die Schauplätze des dänischen Filmdramas in eine höhere Sphäre, in die Sphäre der besseren Gesellschaft legen zu wollen. Sensationelle und lockende Szenen lassen sich dabei aber doch noch genug einflechten. Ich will einige solcher Szenen aus einem der neuesten dänischen Erzeugnisse kurz angeben. Eine Turnstunde im Mädchenpensionat; die Schauspielerinnen, die die Backfischchen darstellen, tragen höchst kokette Turnkostüme mit Kniehosen; die beiden Freundinnen im Schlafzimmer; Abschied und Gute-Nacht-Sagen, sie tragen Nachthemden bis zur Erde, so daß das Bild unmöglich Anstoß erregen kann: immerhin, pikant ist es; die eine Freundin wird Sängerin und hat ein Verhältnis mit einem russischen Fürsten; die Sängerin im Boudoir, auf der Bühne, in Gesellschaft. Gelegenheit zur Darstellung prachtvoller und tiefdekolletierter Toiletten; die Sängerin besucht die verheiratete Freundin, und deren Mann wendet sich ihr zu; er rettet sie beim Baden aus dem Meere; die Badegesellschaft im Badekostüm; Entdeckung des Liebesverhältnisses durch die betrogene Frau; diese duelliert sich mit der Freundin (!), Waffe: Stoßdegen, Kostüm: Rock und Hemde; die Frau wird verwundet und verzeiht dem reuigen Gatten. Man beachte, wie überall gerade immer bis zur Grenze gegangen wird und wie doch in diesem einen einzigen Stück kaum mehr Sensationelles angehäuft werden könnte. Das Gesamturteil über den dänischen Film muß lauten: er weiß das „Sittendrama" mit solcher Raffiniertheit psychologisch einigermaßen glaubhaft, für die Zensur unanfechtbar und dennoch für die niedrigen Instinkte des Publikums lockend zu gestalten, daß er heutzutage die größte Gefahr für die Geschmacksbildung des Publikums bildet.

Wenn solche Blüten auf der Lichtbildbühne gedeihen, so ist es in der Tat Zeit, daß man ihr genau dieselbe Beachtung schenkt, ihre schlimmen Einflüsse ebenso einzudämmen versucht, als man es bei der Schundliteratur tut. Nach meiner Ansicht wäre diese Aufgabe bei der Lichtbildbühne bedeutend leichter auszuführen als bei der Schundliteratur. Die Grundsätze der Kontrolle über die Films könnten mit leichter Mühe verschärft werden, die Konzessionierung der Lichtbildtheater könnte strenger gehandhabt werden, vor allem könnten diese Theater, die sich trefflich rentieren, schärfer zur Steuer herangezogen werden. Man darf sich aber nicht mit solchen prohibitiven Maßregeln begnügen. Es

sollten auch positiv Wege zur Geschmacksverbesserung in der Filmproduktion gewiesen werden. So wie die städtischen Gemeinwesen gewisse Theater unterstützen, so sollten mit ihrer Unterstützung kinematographische Musterbühnen gegründet werden, die die erzieherischen und künstlerischen Möglichkeiten des Kinematographen ausnützten, ohne dem Pöbelgeschmack zu dienen. Vielleicht wäre das auch der Weg, auf dem unsere deutsche Filmindustrie, die auf dem internationalen Markte bisher eine recht bescheidene Rolle spielt, zur Blüte geführt werden könnte. Ansätze und Begabung gerade für diese wissenschaftliche und rein künstlerische Arbeit sind bei ihr vorhanden. Natürlich müßte der Besuch dieser Mustertheater durch besonders niedrige Preise dem Publikum nahegelegt werden; diese Institute sollen ja nicht um Gewinn arbeiten, sondern lediglich gemeinnützig wirken.

Gerade das, was bei den heutigen Durchschnittsfilms nur nebenbei so wohltätig berührt und erfreut, die schöne Landschaft, das schöne Gebäude, die Eigenart der Völker und Stände, wäre planmäßig zu pflegen. Mit diesen inhaltlichen Elementen könnte sich künstlerische Auffassung sehr wohl verbinden; das haben uns die französischen Filmkünstler gezeigt. Die Natur in künstlerischer Wiedergabe, das ist die nächste Aufgabe des Musterkinematographen. Die weitere Aufgabe ist dann die, pantomimische Werke zu schaffen, die inhaltlich nicht leer, vielmehr voll ehrlich packender Handlung, aber mit psychologisch wahrem Aufbau und voll sittlichen Ernstes oder voll übermütiger Schalkheit sind. Deren Darstellung ist dann das weitere Geschäft des Kinematographen.

Daß es solche Stücke auch heute schon gibt, daß hier und da ein annähernd guter Film, zwar sehr vereinzelt, aber doch wirklich vorhanden ist, das bewirkt es, daß man bei dem heutigen Tiefstand der Lichtbildbühne und bei ihrem anscheinend immer tieferen Sinken in Fragen des Geschmacks, doch nicht daran verzweifelt, es möchten die Werte, die sie bieten kann, doch noch einmal entwickelt werden, es möchte auf ihr der gute Geschmack herrschen, nicht bloß der Geschmack der Völker.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem Rahmen von **Jakob Wassermann.** Berlin 1911. S. Fischer, Verlag.

Jakob Wassermann, dessen bisheriger Weg von großer und detaillierter Gestaltung lebendiger Umwelt zu eben solcher Nachschaffung historischer Charaktere, Reiche und Zeiten führte, hat sich — nach nochmaligem Versuch der Unterwerfung gegenwärtigen Lebens („Die Masken Erwin Reiners") — mit dem vorliegenden Buche außerhalb der von ihm am leidenschaftlichsten umworbenen Form des Romans gestellt und gleich in so entschiedener, so mit frischen, reichen Kräften gesammelter Art, daß man es als Beginn einer völlig neuen Schaffensperiode in seinem Werk wohl ansehen darf. „Der goldene Spiegel" ist eine Novellensammlung, von einem einheitlichen Rahmen eingeschlossen, der selbst einen kleinen Roman darstellt, in den eigentlichen Inhalt des Buches eingreift, es beendet, ihm Resonanz gibt, so daß ein viel mannigfaltigerer Eindruck zurückbleibt, als ihn auch der handlungsreichste und verwickelteste Roman auszuüben imstande wäre. Es sind von diesem Rahmen umspannt vielleicht an hundert Geschichten, große Novellen, kleinere Erzählungen, Schicksale, Begebenheiten, Anekdoten, die oft kaum mehr als fünf Zeilen umfassen. So ist lebendiges Leben aller Arten geschildert; der goldene Spiegel hält die Welt; „seine Scheibe", so sagt einer der Erzähler am Schlusse des Buches, „gibt kein Gegenbild des Auges, das hinein schaut. Sie ist matt. Und doch ist eine Welt in ihr. Frauen und Männer, Tiere, Schiffe und Häuser, Seefahrer und Landflüchtige, Ritter und Knechte, Bürger und Bauern, Eroberer und Künstler, Liebende und Verbrecher, Sonderlinge und Besessene, Verzweifelte und Narren, Prahler und Dulder, der Zufall, der Traum und das Wunder, all das ist in ihr". Die Bilder folgen einander mit einer oft geradezu kinematographischen Schnelligkeit, zwar nicht die großen; — deren Eindruck erlebt man mit den erdichteten Zuhörern mit, und es fallen in den Diskussionen über die menschliche Bedeutung des Vernommenen Worte von seelischer und geistiger Tiefe, die dem Buche zum Reichtum den Gehalt geben. Dies schon fiel an „Erwin Reiner" auf. Immer deutlicher strebt die dichtende Kraft Wassermanns, der sich auch eine starke denkende beigesellt, zu einer reinen Ordnung des Lebens. Dem Erzähler genügt die Begebenheit an sich nicht mehr: er entleiht dem Leser ein Stück der Wirkung und nimmt so auf die unauffälligste Weise — nicht etwa eine belehrende — aber doch eine bildende Tendenz auf, die packt, stutzig macht, und die man auf das eigene Leben beziehen kann, so daß zu der reinen Unterhaltung des Lesens auch ein ethisches Moment tritt, das jener erst den ganzen Wert zuspricht. Dazu möge man die Vorzüge des Stils beachten, diese zwar kalte, aber überaus wohlklingende, sicher gesetze, präzise, überall treffende Sprache, die nichts so verleugnet wie die Phrase und sich lieber des vielgebrauchten als des unfruchtbar schmückenden Ausdrucks bedient. Manchmal zwar würde man eine heftigere Leidenschaftlichkeit in dieser souverän einher-

strömenden Prosa schon herbeiwünschen, — doch ist eben alles so dem Prinzip reiner Erzählungskunst unterstellt, daß man, die Absicht und genaue Komposition der Arbeit erkennend, sich gerne mit dem — und so edel — Gebotenen bescheidet.

Es stehen in diesem Buche vier Novellen, die höchsten Kranzes würdig sind; das sind: Die „Pest im Vintschgau", deren Schluß mit einer, seit dem „Alexander" nicht wiedergekehrten, ungeheuren Visionskraft entflammt ward; „Geronimo de Aguilar", von einer südlichen Farbigkeit und Phantastik, die hinreißt; die kleine Erzählung von „Herrn de Landa" und seinen zwei Frauen, die lieblichste, reizvollste von allen; endlich das bedeutendste Stück: die „Gefangenen auf der Plassenburg". Anderen stören literaturhistorische Reminiszenzen die volle Wirkung, die sie, ihrer Formung gemäß, verdient hätten; so der prachtvollen „Aurora" und dem „Peter Hannibal Meier", dessen tragikomisches Geschick Gottfried Keller besser und humorvoller erzählt hat. Die Geschichte des Grafen Erdmann Promnitz ist ein zusammengedrängter Roman, der zu größerer Klarheit weiterer Ausführung bedurft hätte; der Schluß freilich gehört zum Schönsten, was Wassermann geschaffen hat. Es ist unmöglich, weiter im Einzelnen zu bleiben, denn was von dem Ausgeführten gilt, trifft auch für das bloß Skizzierte, Angedeutete, in den Hauptlinien Festgehaltene zu: die unzähligen Anekdoten, die sich überstürzen und an denen nur eben diese Raschheit ihrer Folge getadelt werden kann. Denn es macht den „Rahmen" unwirklich, wie sie so unübersehbar, aneinander gereiht, fast zusammenhanglos über die Lippen des Erzählers kommen. Einmal ist von englischen Sonderlingen die Rede; da zählt der Sprechende eine solche Flut von Beispielen hintereinander auf, daß es dem Leser endlich so bitter nachwirkt, wie wenn in Gesellschaften Witze erzählt werden und man sich ihrer nicht mehr erwehren kann. Aber das kann der Bewunderung für solche Fülle des Stoffes nicht Abbruch tun; seien es nun erfundene, erlebte, gemerkte, ja selbst aus Chroniken oder Zeitungen übernommene Geschichten — sie setzen ein Bild der Welt zusammen und besitzen so in ihrer Gesamtheit größere Bedeutung als der zwar dichtere, aber beschränktere Weltausschnitt des Romans. Es ist nicht unmöglich, daß spätere Bücher Wassermanns hier ansetzen und weiter bauen, so daß wir ihm noch als Dichter der Anekdote begegnen können.

Der goldene Spiegel, der laut der Bestimmung seiner Spenderin Franziska, einer schönen, edlen, wenngleich etwas schematisch gezeichneten Gestalt, dem zufallen sollte, der das Beste erzählt, wird nicht Eigentum des Ingenieurs Hadwiger, des Erzählers der „Aurora". Ein Affe, den der Wirt im Hause hat und dessen Streiche und Zusammenstöße mit dem köstlichen Diener Emil das Amüsanteste des Buches bilden, hat ihn gestohlen, ist damit in den Wald geflüchtet und, von einem Felsen springend, erschlug er sich. Der goldene Spiegel aber fiel dabei in den See und blieb verloren. Für diesen tiefen und dichterisch entzückenden Schluß verlohnte es sich schon, einen Taucher in den See zu schicken, daß er das Kleinod heraufhole und wir es dann dem Dichter, Jakob Wassermann, überreichen. Dr. Felix Braun-Wien

Der Junker von Ballantrae. Roman von **R. L. Stevenson.** Berlin, Erich Reiß Verlag.

Auf einem der romantischen Schlösser, wie sie englische Lithographen und Aquarellisten abzubilden nicht müde werden, ist der Schauplatz dieses prächtigen Abenteuerromans. Dort begibt es sich, im achtzehnten Jahrhundert, daß die beiden Söhne des Lords von Durrisdeer zu tödlicher Feindschaft erwachsen. Der eine ist von konservativer, durch und durch uneigennütziger und rechtlicher Gesinnung erfüllt; eine gewisse Wirtschaftlichkeit und Nüchternheit würden ihm etwas Gewöhnliches geben, verliehe ihm nicht das Leiden um seine Frau, um seinen Vater, das Leiden, sich vor den betörenden Eigenschaften des Bruders überall zurückgesetzt, ja mißachtet zu sehen, einen schweigsamen Adel. Sein Sekretär, der in seinen Diensten altert, weiß es. Ihn, die einzige Stütze des jungen Lords unter allen Bewohnern von Durrisdeer, läßt der Dichter die ganze Geschichte des unheilbaren Bruderzwists aufzeichnen, und Mr. Mackellar erzählt sie uns in trockenem, fast pedantischem Ton, doch mit dem äußersten Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit, und nicht ohne Treuherzigkeit.

Er nimmt seinen verkannten braven Herrn in Schutz, und schildert ihn, den anderen, den Zauberer, den Verführer, den Teufel, der die Familie an den Rand des Abgrunds bringt, mit Haß und Furcht. Es ist ein köstlicher Genuß, diese Darstellung zu lesen, wie auch die Worte des getreuen unverführten Chronisten immer wieder der königlich-dämonischen Natur des Junkers gedenken müssen, bezwungen von seinem strahlenden Wesen, wie sie nur widerwillig seine betörenden Eigenschaften durchbrechen lassen: all das Bezwingende eines Lebensgenießers, eines Abenteurers, eines Rastlosen, eines Jägers, der ein wunderbares, wild wechselvolles Geschick aus seiner Brust holt, der, zum Entsetzen seines Bruders, nachdem er verschollen wiederkehrt, getötet und begraben wieder aufersteht, der als Soldat, Spion, Seeräuber, Lord und Schneider mit gleichem Stolz Herr seines Schicksals bleibt, umzingelt und verraten mit funkelndem Aufblitzen seines Wesens alle Gefahr verscheucht und mit dieser dämonischen Kraft zu leben und zu hassen, mit dem großen Zug seiner raubtierhaften Art das Leben seines schwunglosen bescheidenen Bruders entwertet, einschränkt, leersaugt, bis der Arme ein geistesschwacher alter Mann geworden ist. Die Gestalt dieses Abenteurers ist recht ein Hymnus auf das Ungeheure und Dämonische, das in einzelnen berühmten Abenteurerfiguren des achtzehnten Jahrhunderts so bezaubernd und verlockend gewirkt hat; ist aber auch mehr, ist fabelhaft und immer lebendig, ein großer Typus für ein großes Streben der Menschenseele. Diesen Typus in der Gestalt des Junkers von Ballantrae mit Kraft und Zurückhaltung, wieder gezeichnet, den wundervollen Schimmer solcher Naturen edelsteinhaft aus grauem Gewebe des Alltags vorgezeigt zu haben, ist eine dichterische Leistung von unzweifelhaft hohem Rang. Wir müssen uns freuen, auf dieses schöne Werk in einer ganz vorzüglichen Übersetzung hingewiesen zu sein.

Dr. Max Mell-Wien

Politik

Die Auffassung des Staatsmannes als Künstler, die dem neuen Buche von **Oskar A. H. Schmitz** („**Die Kunst der Politik**", Berlin, Meyer u. Jessen, 1911) seinen Titel gegeben hat, scheint der modernen Anschauung zu widersprechen, die durch politischen Unterricht den breiten Massen Urteil in politischen Dingen beizubringen sucht. Und doch beruht sie auf dem richtigen Gedanken, daß die großen Staatsmänner geboren werden; gerade die Betrachtung des Lebensganges großer Persönlichkeiten der Politik kann aber lehrreich für den denkenden Staatsbürger sein. Schmitz hat sich als Demonstrationsobjekt Lord Beaconsfield (Disraeli) gewählt und sucht ihm dadurch gerecht zu werden, daß er auch seinen minder sympathischen Zügen Verständnis erweckt. Die Darstellung des Buches ist die für Deutschland einigermaßen ungewöhnliche des Essays, wodurch dem Verfasser Gelegenheit zu geistreichen Gedankengängen, zu blendenden Antithesen und zu Seitenblicken auf deutsche Verhältnisse gegeben ist. Der Gefahr, in ein Plaidoyer für seine Anschauungen zu verfallen, ist er hierbei nicht immer entgangen. Auch hat sich der Stoff bei weitem nicht in allen Teilen des Werkes der Essayform glatt gefügt. Aber dafür entschädigen uns glänzend geschriebene Partien, denn das muß man dem Verfasser lassen, daß er seinen Stoff mit Geist erfaßt hat. Zu den besten Abschnitten gehören die Analysen des Disraelischen Wesens, die Charakteristik Gladstones, geradezu überraschend sind die Parallelen Disraeli-Bismarck und Disraeli-Lassalle. In einem besonderen Kapitel sucht Schmitz praktische Folgerungen für das moderne Deutschland aus seiner Betrachtung zu ziehen; er bespricht die Judenfrage, den Parlamentarismus und — den „konservativen Fortschritt", d. h. eine Erneuerung des konservativen Gedankens im politisch-positiven Sinne, wofür er Disraelis Erneuerung des Torytums als Vorbild empfiehlt.

Dr. W. M. Becker-Darmstadt

Reichsſpiegel

(vom 30. Januar bis 6. Februar)

Reichstagspräludium

Erſte Leſung des preußiſchen Etats — Das politiſche Intereſſe an der Debatte — Freiherr v. Zedlitz — Bedeutung der Nationalliberalen — Die Wahlkreiseinteilung — Das Reichstagspräſidium — Sozialdemokratiſche Präſidenten?

Im preußiſchen Landtage brachte die erſte Leſung des Etats noch einmal in konzentrierter Form allen Groll an die Oberfläche, der ſich bei den einzelnen Parteien während des Wahlkampfes angeſammelt hatte und bei den Wahlen ſelbſt nicht entladen konnte. Beſonders die Redner der geſchlagenen Parteien, des Zentrums und der Deutſchkonſervativen, leiſteten Erſtaunliches. Menſchlich iſt das verſtändlich, aber dennoch nicht zu billigen. Wenn die Vertreter des feinen Anſtandes, die ſonſt nicht genug über die Verrohung der Sitten klagen können, ſchon nach einer Niederlage ſo vollſtändig die Haltung verlieren wie die Herren Herold und v. Hennigs-Techlin, ſo ſteigen ſie damit auf den Standpunkt der Sozialdemokraten herab und laſſen deren Hyſterie unter einem milderen Lichte erſcheinen. Wenn von den Sozialdemokraten mit Recht geſagt wird, daß ſie die Würde des Parlaments nicht wahren, ſo darf auch die Mißachtung nicht ungerügt bleiben, die in den Reden der beiden genannten Herren zum Ausdruck kam. Beſonders die Selbſtverſtändlichkeit, mit der Herr Herold ſeine ſofort widerlegten Angaben über die Beziehungen des Zentrums zu den anderen Parteien vortrug, zeugte nicht von beſonderer Achtung für die Landesboten, die doch keine Verſammlung von ahnungsloſen Zentrumswählern bilden. Dem Zentrumsredner iſt es denn auch in erſter Linie zuzuſchreiben, wenn der Ton der nachfolgenden Reden — mit Ausnahme der Freikonſervativen und Liberalen — von vornherein unter das ſonſt normale Niveau der Landtagsverhandlungen herunterging. Dies zur Beleuchtung der Stimmung.

Obwohl nun die dreitägige Verhandlung — von den Miniſterreden abgeſehen — für den Etat ſelbſt recht belanglos blieb, bot ſie doch großes politiſches Intereſſe. Sie bildete nämlich quasi die Ouvertüre zu den bevorſtehenden Verhandlungen des deutſchen Reichstags. Alle Motive der

kommenden Kämpfe im Reich wurden in der preußischen Landstube mehr oder minder kräftig angedeutet: Reichstagswahlrecht, Reichsfinanzen, Wahlkreiseinteilung, Beamteneid, partikulare Bestrebungen, konservativ-liberale Beziehungen, Haltung der Reichsregierung und noch vieles andere mehr!

Unzweifelhaft den Mittelpunkt der Verhandlung bildete das Auftreten des Freiherrn v. Zedlitz, der in seiner Rede ein durchaus preußisch-liberales Programm entwickelte. Er forderte: Entkleidung der Landräte ihres politischen Charakters, Abschaffung der Liebesgaben, gerechtere Verteilung der Steuern, gerechtere Auswahl der Beamten ohne Rücksicht auf ihre soziale Stellung, Neuregelung der Fideikommisstatuten u. a. m. Das ist alles recht erfreulich. Schade nur, daß die Freikonservativen den Standpunkt nicht schon vor drei Jahren eingenommen haben; das Ergebnis der Reichstagswahlen wäre wahrscheinlich anders ausgefallen als es nun vor uns liegt. Die Wünsche des Herrn v. Zedlitz, den sein jüngerer Fraktionsgenosse v. Kardorff wirksam unterstützte, sind in den Grenzboten schon seit Jahren in zahlreichen Aufsätzen von liberalen und konservativen Männern vertreten worden. Nun würden wir uns darüber freuen, wenn sie geeignet wären, auch eine die bürgerlichen Parteien einigende Basis zu bilden. Freilich würde das zur Voraussetzung haben entweder: die Unterwerfung der deutschkonservativen Partei unter die Bedingungen der Freikonservativen oder die Ausschaltung und damit Abstempelung ihres radikalen Flügels zur reinen Oppositionspartei. Dabei wird angenommen, daß die Vorschläge des Herrn v. Zedlitz nicht nur auf parteitaktischen Erwägungen beruhen, und nicht in erster Linie den Zweck verfolgen, die nationalliberale Fraktion des Reichstags auf die rechte Seite zu ziehen. Handelte es sich lediglich darum, so wären sie besser unterblieben. Hierüber, ebenso wie über die endgültige Zusammensetzung der Fraktionen wird man indessen erst ein Urteil fällen können, wenn die für Montag und Dienstag in Aussicht genommenen Besprechungen zwischen den Fraktionsführern als Ergebnis vorliegen. Einstweilen beruhen alle Mitteilungen über die Beziehungen und Verschiebungen der Parteien auf Kombinationen und Vermutungen.

Bei dieser Lage der Dinge und aus der Art, wie die Situation von der Gesamtheit der Presse behandelt wird, gewinnt man wieder recht eindringlich einen Begriff, welche große Bedeutung der nationalliberalen Partei als Mittelpartei innewohnt. Die Stellungnahme der Nationalliberalen zu den Zedlitzschen Vorschlägen wird von der größten Tragweite nicht nur für die künftige Bedeutung der Partei, sondern auch für die Richtung der Arbeiten des neuen Reichstags überhaupt sein. Die Entscheidung der nationalliberalen Fraktion wird bestimmend dafür sein, ob unter der Flagge der „positiven Arbeit" in der bisherigen Weise von Gesetz zu Gesetz fortgewurstelt werden soll unter Ausnutzung der heterogensten Mehrheiten, oder ob in unserer inneren Politik wieder große Richtlinien maßgebend werden können. Es mag ja für vorsichtige Gemüter, die unter keinen Umständen anstoßen wollen, sehr verlockend

sein, etwa auf der Grundlage der Zedlitzschen Gedankengänge im preußischen Landtage eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Konservativen, Zentrum und Nationalliberalen im Reichstage mit der Regierung an der Spitze und unter Ausscheidung der Heißsporne zustande zu bringen. Das gäbe immerhin eine sichere Mehrheit gegenüber der Linken. Was aber würde damit erreicht? Die Sicherung des Schutzzollsystems, das an und für sich schon gesichert bleibt! Die Bewilligung der Heeres- und Flottenforderungen, die sowieso eine Mehrheit haben! Schon bei der Deckungsfrage müßten aber die Nationalliberalen entweder alles das preisgeben, wofür sie nun fast drei Jahre mit der größten Energie gekämpft haben oder den neuen Bund sprengen. Schlimmer noch stände es mit den rein politischen Forderungen der Liberalen. Gebunden durch Abmachungen mit den Konservativen und dem Zentrum müßten sie z. B. alle die Pläne zurückstellen, die auf eine gerechtere Wahlkreiseinteilung ausgingen, weil eine Neuordnung auf diesem Gebiete unbedingt eine Schädigung gerade dieser beiden Parteien nach sich ziehen würde.

Die Frage der Wahlkreiseinteilung ist durch den Ausfall der letzten Wahlen geradezu zu einer Lebensfrage der Mittelparteien geworden. Sollte sie bis zu den nächsten Wahlen nicht in befriedigender Weise gelöst sein, dann hätten die Sozialdemokraten den glänzendsten Agitationsstoff, den sie sich nur wünschen könnten und mancher von den vielen Wahlkreisen, die ihnen diesmal nur durch die Gunst der Umstände zugefallen sind, würde zu dauerndem Besitz werden. Wenn es möglich ist, daß in einem Wahlkreise nicht ganz 13000 Stimmen genügen, um einen Abgeordneten zu entsenden, während in einem anderen 338000 Wahlberechtigte, also sechsundzwanzigmal so viel vorhanden sind, so liegt die Ungerechtigkeit und die Aufhebung des Prinzips der gleichen Wahl derart klar zutage, daß es keiner großen Demagogenstücke bedarf, um den Unzufriedenen aus Stadt und Land Gründe für ihr Mißbehagen vor Augen zu führen. Diesen Agitationsstoff gilt es im geeigneten Augenblick zu zerstören. Es ist das eine Aufgabe, die unter Mitwirkung der Sozialdemokratie und ohne Furcht vor ihr seitens der Regierung und der Mittelparteien in die Hand genommen werden muß. Sollten die Liberalen sich ihr aus parteitaktischen Gründen entziehen wollen, so würde bei den nächsten Wahlen die rote Flut über sie hinweggehen und beim Anprall an die Extremen der Rechten mehr nationale Werte vernichten, als gegenwärtig schon gefährdet sind.

Der Schwierigkeiten der Reform bin ich mir selbstverständlich vollauf bewußt. Ganz abgesehen von den rein parteiischen Gesichtspunkten sind mit ihr zahlreiche wirtschaftliche und politische Rücksichten verknüpft, die nicht ohne weiteres beiseite geschoben werden dürfen. Die Wahlkreisneuteilung würde in erster Linie der großen Masse der Ungebildeten zugute kommen, in zweiter Linie den Großstädten und Industriebezirken, also der Arbeiterschaft und den nicht landwirtschaftlichen Gewerben. Die landwirtschaftlichen Bezirke würden z. B. bei Annahme der seitens der Demokraten angegebenen Richtlinien geradezu

geschädigt. Wer also die Ungerechtigkeit auf der einen Seite fortschaffen will, darf sie an anderer Stelle nicht wieder einführen. Infolgedessen müßten die Gelehrtenberufe, die Vertreter des ländlichen, industriellen und händlerischen Unternehmertums durch Ergänzungen an anderer Stelle des Reichsapparates entschädigt und sicher gestellt werden. Der Reichstag würde sonst mehr eine Vertretung des vierten Standes werden, die alle andern Stände majorisierte. Bei dem einmal vorhandenen Wahlrecht wäre dem Übel ohne Verfassungsänderung nich beizukommen. Aber die Verfassungsänderung brauchte auch nicht eine Minderung der vorhandenen Rechte erstreben, sondern könnte sie ausgleichen durch Schaffung der neuen Organe, für die sich Ansätze bereits von selbst gebildet haben.

Eine Neueinteilung der Wahlkreise, die geeignet ist z. B. die Vertretung der Landwirtschaft zurückzudrängen, muß im Interesse der Gesamtheit des Landes eine Ergänzung des Regierungsapparates nach sich ziehen, die die Landwirtschaft ganz besonders berücksichtigt; eine Neueinteilung, die die Arbeitermassen bevorzugt, müßte eine Ergänzung des Regierungsapparates nach sich ziehen, die die Unternehmer aus Handel und Industrie besonders berücksichtigte. So wächst bei derartigen Betrachtungen vor unserm geistigen Auge ein durch Kommissionen erweiterter Bundesrat oder ein Reichsoberhaus oder eine sonstwie genannte Organisation in Umrissen empor, dereinst dazu berufen die fortschreitende Demokratisierung unseres öffentlichen Lebens, der ihr anhaftenden Auswüchse zu berauben. Zum Heil des Ganzen!

Doch das ist Zukunftsmusik, da sich ohne lebensgefährlichen Druck, ohne völligen Zusammenbruch des alten, nur selten Männer finden, die das Wagnis des Umbaues unternehmen. Und so wird sich wohl auch in Deutschland sobald kaum ein Staatsmann oder eine staatserhaltende Partei finden, die an sich schon gespannten Verhältnisse durch Neuerungen zu belasten, ehe jene nicht von selbst in sich zusammenstürzen.

Im Augenblick interessanter und wohl auch brennender ist die Frage nach der Zusammensetzung des Reichstagspräsidiums. Ihre Entscheidung bildet gleichfalls eine Etappe auf dem vorher angedeuteten Wege zur weiteren Demokratisierung, vor der wir das Land nicht bewahren können. Sie ist aber im gegenwärtigen Stadium weniger eine Vernunftfrage als die des Gefühls und des Taktes, was sie übrigens nicht weniger kritisch erscheinen läßt.

Wie bekannt, ist es Brauch im Deutschen Reichstage, daß die stärkste Fraktion den Präsidenten, die andern Fraktionen nach Übereinkunft den Vizepräsidenten stellen. Im neuen Reichstage bilden die 110 Sozialdemokraten die stärkste, die 93 Zentrumsmänner die zweitstärkste und die 46 Nationalliberalen die drittstärkste Fraktion. Infolgedessen müßte sich das Präsidium zusammensetzen aus einem Sozialdemokraten als Präsidenten, einem Zentrumsabgeordneten als ersten und einem Nationalliberalen als zweiten Vizepräsidenten. Es bedarf keines genaueren Nachweises, wenn behauptet wird, daß sich gegen ein solches Präsidium Konservative, Freisinnige, Zentrum und Nationalliberale

sträuben. Der Gedanke, daß das bürgerliche Parlament durch einen Vertreter der republikanischen Umsturzpartei geleitet und sowohl der Krone wie der sonstigen Außenwelt gegenüber repräsentiert werden könnte, ist in der Tat unerträglich, seine Durchführung in die Praxis bedeutete das Eingeständnis einer völligen Niederlage, ein Armutszeichen sondergleichen. Um das wahrzunehmen, bedarf es nicht erst der Rücksichtnahme auf die Gefühle des Monarchen. Die Parteiführer brauchen nur ihren eigenen Gefühlen zu folgen, so werden sie sich mit den Empfindungen sowohl des Monarchen wie ihrer Wähler in Gleichklang befinden. Erst möge die gegenwärtig stärkste Partei durch ihr Verhalten und Auftreten zeigen, daß sie würdig des Vertrauens ist, das ihr über vier Millionen deutsche Wähler entgegengebracht haben. Möge sie an die Stelle der Revolutions- die Evolutionstheorie setzen, dann werden auch die bürgerlichen Parteien imstande sein, ihre Stellung zur Sozialdemokratie von Grund aus zu revidieren.

Schwieriger liegt die Sache schon bezüglich der Zubilligung eines der Vizepräsidenten an die Sozialdemokraten. Hier läßt sich die Frage nicht so ohne weiteres verneinen. Wenn man bemüht bleiben will, die Sozialdemokraten zu ehrlicher positiver Arbeit heranzuziehen, darf man das Gerechtigkeitsgefühl der Masse nicht verletzen, darf man den sozialdemokratischen Abgeordneten den Weg zu verantwortungsvoller Arbeit nicht ohne weiteres verlegen. Die Unterfrage bedarf also gründlicherer Erwägung. Zu ihrer Bejahung wird man kommen können, sofern man sich vergegenwärtigt, daß der deutsche Reichstag kein geschlossenes „Präsidium" hat, sondern lediglich einen „Präsidenten", der aus praktischen Gründen Vertreter, die Vizepräsidenten, haben muß. Die Vertreter haben keinerlei Sonderfunktionen über die vom Präsidenten vertretungsweise übernommenen hinaus. Sie repräsentieren somit auch nur „in Vertretung", „im Auftrage". Sie sind z. B. nicht gehalten, mit dem Präsidenten zusammen zum Monarchen zu gehen. Ein sozialdemokratischer Vizepräsident braucht somit, solange er nicht gezwungen ist den Präsidenten zu vertreten, in keinerlei Berührung mit der Krone zu kommen. Es würde somit auch viel an dem Geschick des Präsidenten liegen, heikle Situationen zu vermeiden. Natürlich wird es bei der Entscheidung der Fragen sehr auf die Person ankommen, die die Sozialdemokraten selbst als Vizepräsidenten in Vorschlag bringen. G. Cl.

„Marokko vor Gericht"

In der Verhandlung gegen mich in Essen operierte Herr Reißmann-Crone, Verleger der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, besonders stark mit Mitteilungen des Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, Herrn Dr. Heinrich Claß, um die Angaben des Staatssekretärs von Kiderlen-Waechter im Reichstage unglaubwürdig erscheinen zu lassen. Jetzt lese ich in der Deutschen Tageszeitung:

> „Bekanntlich wurde in den verschiedenen Marokkoprozessen, die der Herausgeber der „Grenzboten", Herr Cleinow zu führen hatte,

der Vorsitzende des „Alldeutschen Verbandes" mehrfach zitiert. Herr Rechtsanwalt Claß erklärt nunmehr, daß er an allen Aussagen über den Inhalt von Unterredungen, die er mit Herren des Auswärtigen Amtes gehabt habe, völlig unbeteiligt sei . . . ."

Der Vollständigkeit halber sei noch nachgetragen, daß nach Herrn Dr. Lufft auch Herr Abgeordneter Erzberger der von meinen Gegnern als Zeuge gegen die Angaben des Herrn von Kiderlen im Reichstage benannt wurde, sich in dieser Frage in einem Dementi auf die Seite des Staatssekretärs gestellt hat.

Es sei daran erinnert, daß sowohl im Berliner wie im Essener Prozeß meine Gegner es so hinstellten, als lauerten ihre Zeugen nur auf die Gelegenheit, mit ihren Aussagen den Staatssekretär Lügen zu strafen.

G. Cleinow

Bank und Geld

Der Geldmarkt — Der Mißerfolg der Anleihesubskription — Politische Besorgnisse — Die Guthaben des englischen Staates — Die Diskontpolitik der Reichsbank — Hypothekenbanken und Pfandbriefabsatz — Die Konkurrenz am Hypothekenmarkt — Kommunale Bodenkreditanstalten — Die Börse

Die Verhältnisse des Geldmarkts verdienen gespanntere Aufmerksamkeit. Die widerspruchsvollen Erscheinungen großer Geldflüssigkeit am offenen Markt, eines hohen Bankdiskonts, steifer Devisenkurse und eines schlechten Anlagemarktes heischen nähere Untersuchung und Erklärung. Auf die Tatsachen selbst haben wir schon jüngst hingewiesen; sie sind mittlerweile noch augenfälliger in Erscheinung getreten. Namentlich die Schwäche des Anlagemarktes, die schon durch den stockenden Absatz der Hypothekenbankpfandbriefe dokumentiert wird, ist für jedermann sichtbar geworden durch den Mißerfolg, den die Subskription auf deutsche Staatsanleihen aufzuweisen hatte. Die Württembergische Anleihe von 25 Millionen ist nicht einmal voll gezeichnet worden: hier liegt der Mißerfolg offen zutage. Die 500 Millionen-Anleihe des Reichs und Preußens hat zwar einen geringen Überschuß von 50 Millionen Subskriptionsergebnis geliefert, aber gerade in der Geringfügigkeit dieser Mehrzeichnungen offenbart sich für den Eingeweihten deutlich der mangelnde Erfolg. Die Großbanken pflegten bei den Subskriptionen auf Reichsanleihe und Konsols sonst ihren Stolz darin zu setzen, mit möglichst großen Zeichnungsergebnissen zu paradieren; ist doch in früheren Fällen der ganze aufgelegte Betrag von der Deutschen Bank allein gezeichnet worden. Die auf diese Weise zustande gekommene Überzeichnung war freilich ein Scheinergebnis; aber wenn man heute das knappe Resultat der Subskription durch die bessere Qualität der Zeichnungen herauszustreichen versucht, so ist dies bestenfalls eine Selbsttäuschung. Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Großbanken, die genauesten Kenner der Geldverhältnisse und des Anlagemarktes es nicht für geraten hielten, sich allzusehr durch eigene Übernahme bei der neuen Anleihe zu engagieren. Dies ist um so bezeichnender, als die konkurrierenden ausländischen Anleihen, die der

Schweiz und Österreichs, mit weit besseren Ergebnissen aufzuwarten haben. Es gibt doch zu denken, wenn das deutsche Kapitalistenpublikum die Schuldverschreibungen der neutralen Schweiz unseren heimischen Anleihen vorzieht. In der Tatsache offenbart sich die Ängstlichkeit und das Mißtrauen, mit der man die augenblickliche politische Konstellation glaubt beurteilen zu müssen. Der Hauptanteil der Schuld an den gegenwärtigen unbefriedigenden Verhältnissen muß in der Tat auf das Konto der politischen Besorgnis geschrieben werden. Diese Furcht mag, wie wir glauben und hoffen, unbegründet sein, sie ist aber vorhanden und erweist sich als treibende Kraft. Sie ist um so weniger leicht zu beschwichtigen, als auf dem Londoner Geldmarkt gleichfalls sehr eigentümliche Verhältnisse obwalten, für welche man die Erklärung in politischen Gründen sucht und zu finden glaubt. Der Londoner Geldmarkt zeigt, obwohl der Status der Bank von England an sich nicht ungünstig ist, starke Anspannung. Diese letztere hängt, wenigstens zum Teil, unzweifelhaft damit zusammen, daß der englische Staat ein außerordentlich hohes Guthaben bei der Bank aufgesammelt hat, nahezu 20 Millionen Pfund, fast das Doppelte des Vorjahres. Auch wenn man in dieser Thesaurierungspolitik nicht gleich die Ansammlung von Kriegs- oder Sicherheitsreserven erblicken will, bleibt die Erscheinung auffällig und es ist begreiflich, daß man hierzulande sich über die Gründe solcher Kapitalansammlung eigene Gedanken macht. Der englische Geldmarkt wird außerdem noch durch einen starken und andauernden indischen Goldbedarf in Anspruch genommen, für den eine plausible Erklärung fehlt. Unter dem Zusammenwirken dieser Erscheinungen ist trotz starker Devisenabgaben der Reichsbank der englische Wechselkurs bis über den Goldpunkt gestiegen und diese Bewegung des Devisenkurses, welche die Gefahr eines Goldabflusses naherückt, ist zweifelsohne der Hauptgrund für die Feststellung des hohen Bankdiskonts seitens der Reichsbank. Denn andernfalls wäre nicht zu verstehen, warum das Institut, welches in der dritten Januarwoche bereits wieder über eine steuerfreie Notenreserve von 250 Millionen Mark verfügte, und welches bei einer Spannung von 2 Prozent gegen den Privatdiskontsatz die Kontrolle über den Markt verloren hat, andauernd einen Banksatz von 5 Prozent festhält. Diese Diskontpolitik, so gerechtfertigt sie an sich ist, vermehrt natürlich die Bedenken der Ängstlichen. Und je mehr man zur Vorsicht in den Dispositionen weist, um so mehr muß die Geldfülle am offenen Markte anwachsen. Während des Ultimo ist selbstverständlich das Mißverhältnis zwischen den Sätzen am offenen Markte und dem Bankdiskont weniger scharf in die Erscheinung getreten; es wird in der ersten Februarwoche dafür um so mehr in die Augen fallen.

Die Stagnation auf dem Anlagemarkt und der maßgebende Absatz ihrer Pfandbriefe bringt die Hypothekenbanken in eine besonders schwierige Situation. Diese sind darauf angewiesen, ihr Geschäft ständig auszudehnen, weil sie auf die bei Neuausleihungen erhobenen Abschlußprovisionen nicht ver-

zichten können: denn die Differenz zwischen Hypotheken- und Pfandbriefzinsen reicht allein nicht aus, eine Rente für das Aktienkapital herauszuwirtschaften, zumal die für den Absatz der Pfandbriefe zu zahlenden Bonifikationen gegenwärtig wieder eine unverkennbare Neigung zum Anwachsen zeigen. Einzelne Institute haben die Vergütung bereits wieder auf mehr als 1 Prozent gesteigert. Es liegt daher für die Hypothekenbanken nahe, an den Übergang zum $4^1/_2$prozentigen Typus der Pfandbriefe zu denken. Das wäre aber selbstverständlich nur dann möglich, wenn auch der Zinsfuß für die Hypotheken eine entsprechende Steigerung erführe. Hier liegt aber die Schwierigkeit. Schon jetzt ist der Zinsfuß für erste Hypotheken ein so hoher (in der Regel $4^1/_2$ Prozent mit 2 Prozent Abschlußprovision bei fünfjähriger Beleihungsdauer), daß er vielfach als unwirtschaftlich empfunden wird. Eine Hinaufschraubung dieses Zinsfußes ist also den Hypothekenbanken nicht ohne weiteres möglich und zwar um so weniger, als sie auf dem Hypothekenmarkte mit stark wachsender Konkurrenz zu rechnen haben. Da sind zunächst die Versicherungsgesellschaften, die bei ihren Ausleihungen nicht die Spesen zu kalkulieren haben, welche den Pfandbriefinstituten durch die Ausgabe und den Umlauf ihrer Obligationen entstehen. Diese privaten Versicherungsgesellschaften haben sich die bisherige Steigerung des Zinsfußes für Hypotheken gern gefallen lassen; sie würden aber zweifelsohne unwirtschaftlich und gegen ihre Interessen handeln, wollten sie eine abermalige Steigerung des Zinsfußes durch die Hypothekenbanken nicht lieber dazu benutzen, sich selbst die feinsten und sichersten Anlagen durch niedrigere Bedingungen zu sichern. Es kommt ferner als ein gewichtiger Konkurrent demnächst die neue Reichsversicherungsanstalt für die Angestellten in Betracht, die aus ihren jährlich an 250 Millionen betragenden Einnahmen mit erheblicher Summe als dauernder Geldgeber auf dem Hypothekenmarkte erscheinen wird. Und endlich erwächst den privaten Hypothekenbanken ein gefährlicher Wettbewerb durch die Neigung der Kommunen, die Beschaffung von Hypothekenkapital im Zusammenhang mit städtischer Wohnungsfürsorge und kommunaler Bodenpolitik selbst in die Hand zu nehmen. So hat beispielsweise Düsseldorf eine städtische Hypothekenabteilung, so hat Dresden eine Grundrenten- und Hypothekenanstalt, so ist in Posen unter finanzieller Beteiligung des Staates die deutsche Pfandbriefanstalt ins Leben gerufen worden. Außerdem hat eine ganze Anzahl von Stadtgemeinden aus Anleihegeldern dem kreditbedürftigen Grundbesitz Hypothekenkapital namentlich für Beleihung an zweiter Stelle zur Verfügung gestellt. Es ist hier nicht am Platz, diese Ausdehnung der kommunalen Aufgaben auf ein der Gemeindeverwaltung an sich fremdes Gebiet nach ihren Vorzügen und Nachteilen zu würdigen. Soweit die Gemeinden aber unter Billigung der Staatsgewalt (deren Zustimmung zur Anleiheaufnahme ja erforderlich ist) zur Gewährung von Hypothekenkapital übergehen, sind sie den Hypothekenbanken schon dadurch überlegen, daß ihre Anleiheobligationen sich des Vorzugs der Mündelsicherheit erfreuen, während sie anderseits an die beschränkenden

Bestimmungen des Hypothekenbankgesetzes hinsichtlich ihrer Ausleihungen nicht gebunden sind. Freilich würde eine übermäßige Vermehrung der städtischen Schulden zu diesen Zwecken ihr Korrektiv schon darin finden, daß die Absatzfähigkeit der Städteobligationen leiden müßte. Schon jetzt stößt die Unterbringung der lawinenhaft anwachsenden Kommunalpapiere auf Schwierigkeiten, die noch größer wären, wenn nicht Sparkassen und Versicherungsanstalten, privaten wie öffentlichen Charakters jederzeit als gern bereite Nehmer dieser mündelsicheren Werte am Markte erschienen. Aus Rücksichten auf diese Konkurrenten im Ausleihgeschäft wird es also den Hypothekenbanken nicht möglich sein, ihre Bedingungen zu verschärfen. Die Folge wird sein, daß sie sich von Ausleihungen zurückhalten und soweit sie nicht als sehr gut anzusehen sind, einen Rückgang ihres Erträgnisses in den Kauf nehmen müssen, vorausgesetzt daß nicht in den Verhältnissen des Kapitalmarktes ein gründlicher Wandel eintritt.

Die Kursentwicklung an der Börse ist im Januar der Spekulation wenig günstig gewesen. Die Gründe sind zum Teil die gleichen, welche die geschilderte Konstellation auf den Geldmarkt herbeigeführt haben. Die politische Unsicherheit hat jede Unternehmungslust brach gelegt. Das an sich hohe Kursniveau macht es schwierig, spekulative Haussepositionen durchzuhalten; es findet daher ein allmählicher Liquidationsprozeß statt, der nicht ohne starke Kurs-

Höchste Auszeichnungen. Gegründet 1824.

C. PRÄCHTEL
HOFMÖBELFABRIK

BERLIN SW.19, Krausen-Strasse 31-32

Wohnungs-Einrichtungen
Atelier für Innendekoration

Fernsprecher: Amt I, 1035, 2619.

ermäßigungen vor sich gehen kann. Dazu kommt, daß die Auslandsbörsen sich meist in gleich schlechter Verfassung befinden. Paris wie London haben starke Kursrückgänge in Minen- und Kupferwerten zu beklagen. Die New Yorker Börse aber hat ganz besonders schlimme Tage gesehen und recht kräftige Erschütterungen über sich ergehen lassen müssen. Anscheinend hängt diese Unsicherheit der amerikanischen Verhältnisse in der Hauptsache mit der bevorstehenden Präsidentenwahl zusammen. Man fürchtet in Wallstreet die Rückkehr Roosevelts auf den Präsidentenstuhl und eine Wiederaufnahme seiner trustfeindlichen Politik.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für die Redaktion J. V.: M. Kelchner in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Eine Quelle der Kraft für Alle

die sich matt und elend fühlen, die nervös und energielos sind, deren Schaffenskraft durch geistige oder körperliche Ueberarbeitung herabgesetzt ist, oder denen erschöpfende Krankheiten u. schwere Gemütserregungen die Widerstandsfähigkeit nahmen, ist

SANATOGEN

Sanatogen ist von mehr als 15000 Professoren und Aerzten aller Kulturländer glänzend begutachtet. Die unausgesetzt steigende Nachfrage und zahllose begeisterte Zuschriften beweisen, dass Hunderttausende in Sanatogen die Wiederbelebung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit suchen und finden. Wer Sanatogen noch nicht kennt, schreibe nach einer Gratisprobe und Broschüre, die kostenlos versandt werden von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38/37.

Eine deutſche katholiſche Kirche

Von A. Berg

Iſt es der richtige Augenblick, heute an dieſe große Frage heranzutreten? Wir meinen ja. Auf dieſen wundeſten Punkt in Deutſchlands Geſchichte kann und muß jederzeit und immer wieder hingewieſen werden. Jeder Augenblick iſt der richtige. Und je öfter man es tut, um ſo größer iſt die Ausſicht auf Erfolg. Denn eine ſo tief in alle Verhältniſſe der Nation und des Reiches hineingreifende Frage kann nie und nimmer auf den erſten Anhieb gelöſt werden. Luther wäre es auch nicht gelungen, die Reformation herbeizuführen, wenn nicht ſchon Huß und andere vor ihm ähnliches verſucht hätten. Darum dürfen uns auch die geſcheiterten Verſuche der Altkatholiken und Deutſchkatholiken und ähnlicher Bewegungen nicht mutlos machen. Sie müſſen uns im Gegenteil zu immer erneuten Vorſtößen anfeuern.

Iſt es klug, gleich auf das Endziel hinzuweiſen, gleich alle Karten aufzudecken? Auch das will erſt erwogen werden. Wir müſſen auch dieſe Frage bejahen. In unſerem Zeitalter der Eile ſind wir nur zu leicht geneigt, ſchwere politiſche Krankheiten durch kleine, nur im Augenblick und nur ſcheinbar helfende Mittel zu bekämpfen. Wenn es uns z. B. im Wahlkampfe gelungen iſt, die Stimmenzahl unſerer Gegner herabzudrücken, ſo glauben wir ſchon, wir hätten ſie ausgerottet. Dabei haben wir oft noch gar nicht einmal die Wurzel des Übels erkannt, das wir beſeitigt zu haben glaubten. Laſſen wir dieſe aber ſitzen, ſo wächſt uns die Pflanze immer wieder über den Kopf. Darum gilt es gerade heutzutage in ſo wichtigen Fragen, wie der vorliegenden, gleich auf die tiefſten Urſachen hinzuweiſen. Denn ſonſt verwickeln wir uns immermehr in kleinliche Kämpfe, und vergeuden in ihnen unnütz unſere Kraft, ohne aus dem Sumpfe, in dem wir ſtecken, herauszukommen.

Luther und Bismarck, die beiden größten Vorkämpfer des Deutschtums, hatten beide mit scharfem Blick erkannt, daß Rom für Deutschland eine stete Gefahr bedeutete. Beiden galt das Papsttum als der ärgste Feind. Luther, weil es den geistigen Fortschritt in der Kirche hinderte, und die Freiheit des Christenmenschen anzutasten wagte, Bismarck, weil diese kirchlichen Fesseln ihre rückwirkende Kraft auf das politische Leben Deutschlands ausübten, es verundeutschten, seine Kräfte immer wieder zersplitterten, die Blicke seiner Bürger von den eigenen Zuständen ablenkten und ihr nationales Empfinden abstumpften. Er hatte es richtig erkannt, daß das alte Deutsche Reich 1806 im tiefsten Grunde an dem römischen Einflusse, der alles deutsche Wesen, allen deutschen Geist gebannt hatte, zugrunde gegangen war. Ein neues konnte nur besser gedeihen, wenn es frei von römischem, ausländischem Einflusse blieb. Deutsche Freiheit, deutsche Gewissensfreiheit, deutsche politische Freiheit statt der jedes geistige Emporstreben hemmenden römischen Fesseln. Deutsch mußte Deutschland denken und fühlen lernen, deutsches Selbstbewußtsein gegenüber den anderen Nationen mußte in seinen Bürgern erwachen. Die Kräfte Roms hatten das alles verhindert, ja hatten dem direkt entgegengearbeitet. Diesen gefährlichen Einfluß zu beseitigen, das machte sich Bismarck in klarer Erkenntnis dessen, was die deutsche Geschichte lehrte, zur Aufgabe.

Rom durchschaute seine Absichten sehr bald, und nahm nun den Kampf gegen das neue Deutschland um so heftiger auf. Den von ihm beeinflußten deutschen Katholiken gelang es sehr schnell, die in den Anfängen längst vorhandene Zentrumspartei ins Leben zu rufen, deren Ziel wurde: das deutsche Kaisertum wie ganz Deutschland überhaupt unter römischen Einfluß zu bringen. Und mag das Zentrum dies Ziel noch so sehr ableugnen, sein Ziel bleibt es doch. Es ist und bleibt eine Partei, die nicht deutsche, sondern ausländische Interessen vertritt. Wenn es das selbst nicht weiß, so ist das nur ein Zeichen dafür, wie blind Rom seine Gläubigen schon gemacht hat.

Bismarck erkannte die Gefahren, die das Zentrum über Deutschland heraufbeschwor, heraufbeschwören mußte. Sollte es dem neuen Deutschen Reiche ebenso ergehen wie dem alten? Sollte auch das neue Gebilde deutschen Wollens durch Rom, durch römischen Einfluß, römischen Geist, römisches Wesen, römische Knechtung und Engherzigkeit zugrunde gehen? Bismarck nahm den Kampf gegen das Zentrum auf: gegen die undeutschen Deutschen, die sich in den Dienst einer fremden Macht gestellt hatten, gegen diese Macht selbst, die sich in dreister Weise in deutsche Angelegenheiten mischte, die sich nicht scheute, in Deutschland gegen Deutschland zu hetzen und zu wühlen! Es entbrannte der sogenannte Kulturkampf.

Bismarck unterlag. In Überschätzung seiner eigenen Macht war er falsch vorgegangen. Nicht der damals unter liberalem Einfluß stehende Staat allein, nicht die Staatsmänner durften den Kampf aufnehmen und führen, denn das erweckte den Eindruck, als wolle der Staat die katholische Kirche als solche vernichten. Der Kampf selbst mußte anderen überlassen werden: den deutschen Katholiken!

Aus ihnen heraus mußte eine Bewegung entstehen, ähnlich der der Altkatholiken, die es sich zum Ziele setzte, das katholische Deutschland von den verderbenbringenden Fesseln des ausländischen Papstes zu befreien. Bismarck hätte nur den Anstoß dazu zu geben brauchen. Mit sicherem Geist hätte er den Mann finden müssen, der seinen Gedanken in die Tat umsetzte, und eine Menge deutscher Katholiken wäre begeistert mit aufgestanden. Ließ er sie kämpfen, so konnte niemand argwöhnen, der Kampf ginge gegen die deutschen Katholiken, dann konnte es nur heißen, der Kampf ginge ausschließlich gegen das undeutsche Rom, gegen den nichtdeutschen Papst. Und das war Bismarcks Ziel.

Der große Schlag, der für immer die Gefahren beseitigt hätte, die Deutschland von Rom aus drohten, ging fehl. Bismarck mußte nachgeben, und der Papst, politisch verkörpert durch das Zentrum, stand mächtiger in Deutschland da, als vorher. Deutsche hatten sich wieder einmal zum Kampfe gegen die Interessen ihres eigenen Vaterlandes mißbrauchen lassen. Die großen Massen, sie waren unschuldig daran, es war ihnen von ihren Führern nachweislich verschwiegen worden, um was es sich in dem Kampfe handelte. Für die Führer aber ist das nur um so beschämender.

Das Ganze beweist, wie sehr Rom seine Gläubigen ihrem Vaterlande zu entfremden vermag. Rom hat noch immer in aller Herren Länder von ihnen verlangt, daß sie die Interessen des Papstes denen des eigenen Vaterlandes voranstellen. Und mit Hilfe des religiösen Zwanges hat es das auch noch immer durchgesetzt.

Traurige Zeiten folgten für Deutschland. Bismarcks Nachfolger dachten wohl auch daran, den Kampf gegen das römische Treiben in Deutschland wieder aufzunehmen; aber fasziniert von der Stärke des Zentrumsturms, scheuten sie sich, auch nur ein energisches Mittel zu seiner Bekämpfung anzuwenden. Sie sahen schließlich die Zentrumsmacht als etwas Gegebenes an, und gaben sich zufrieden damit, ja waren froh darüber, weil sich mit Hilfe des Zentrums unter gewissen Bedingungen sichere Mehrheiten für die Aufgaben der Tagespolitik verschaffen ließen. Vielleicht hegten sie auch die Hoffnung, das Zentrum auf diese Weise auf vernünftige Wege zu leiten, nach dem richtigen Grundsatze, daß man einer Partei oft besser Herr wird, wenn man mit ihr, als wenn man gegen sie geht. Diesen Grundsatz befolgt man aber nur richtig, wenn man in dieser Situation stets der Führenden Herr bleibt. Das blieben die Kanzler aber durchaus nicht. So kam es, daß das Zentrum immer mächtiger wurde, d. h. nichts anderes, als daß Rom wieder einen größeren Einfluß auf die deutsche Politik erlangte.

Erst Fürst Bülow begann, allerdings auch erst nachdem er schon längere Zeit im Amte war, seiner Erkenntnis der Zentrumsgefahr in seinem politischen Auftreten Ausdruck zu verleihen.

Aber wie sein größerer Vorgänger faßte auch er das Übel nicht bei der Wurzel. Er glaubte, mit einer Ausschaltung des Zentrums sei schon alles

erreicht, nicht erkennend, daß er es dadurch nur stärkte, innerlich fester zusammenschloß, und mahnte, in der Verfolgung seiner Ziele vorsichtiger zu sein. Aufgeben wird es seine Ziele doch nicht, es wird nur immer mehr vermeiden, offen zutage liegende Angriffsflächen darzubieten. Dadurch wird aber der Kampf nur immer schwieriger werden; Grundübel lassen sich durch Taktik allein nicht beseitigen, da hilft keine Oberflächlichkeit sondern nur Eindringen in die tiefsten Tiefen.

Fürst Bülow scheint die Zusammenhänge auch richtig erkannt zu haben. Wenigstens wurde wesentlich auf seine Initiative hin die Deutsche Vereinigung gegründet, die den Kampf gegen das Zentrum in den Reihen der Katholiken selbst vorbereiten sollte. Die Tragweite und die innere Festigkeit der Gründung scheint indessen überschätzt worden zu sein.

Großes erhoffte man von ihr. Sie würde, so hoffte man, die Macht des Zentrums brechen. Aber sie versagte, sie hat es bis heute nicht zu großer Bedeutung im politischen Leben gebracht. Auch sie ging auf verkehrtem Wege. Sie wollte die katholische Kirche von der Politik trennen, wohl nicht erkennend, daß das unmöglich war, und daß darin auch gar nicht die größte Gefahr für Deutschland liegt. Warum sollen die deutschen Katholiken keine Partei für sich bilden? Gefährlich ist in erster Linie der Umstand, daß die deutschen Katholiken unter der Leitung, unter dem Einfluß des ausländischen Papstes stehen, daß also dieser, ein allem deutschen Wesen fremder Italiener, auf die politische Partei der deutschen Katholiken und damit direkt auf die Politik Deutschlands einen großen Einfluß ausübt. Eine katholische Partei, unabhängig von Rom, kann Deutschland keinen Schaden bringen. Unabhängig von Rom aber kann sie nur sein, wenn auch die Kirche von Rom unabhängig ist. Eine deutsche, katholische Kirche, das muß das Ziel sein. Große dogmatische Schwierigkeiten würden dem entgegenstehen. Aber die Überzeugung davon, daß der deutsche, germanische Katholik als Oberhirten keinen italienischen, romanischen Papst braucht, ist schon in weiten katholischen Kreisen vorhanden. Die Borromäusencyklika hat vielen die Augen geöffnet. Der jüngste Eingriff in die deutsche Rechtspflege hat weitere Kreise empört. Die Überzeugung muß nur zur Tat aufgerüttelt werden.

Wer soll der Wecker sein? Er muß, wie schon vorher gesagt, aus den Reihen der deutschen Katholiken selbst erstehen. Sollten sich wirklich im weiten Deutschen Reiche keine Laien finden, sollte es nicht auch selbst im Klerus wahre deutsche Männer geben, die es wagten, für die deutsche Sache innerhalb der katholischen Kirche zu kämpfen? Sollten sich nicht sogar in der Reihe der deutschen Bischöfe einige finden, echte Deutsche, die die undeutschen Fesseln zu sprengen wagten, sollte sich nicht ihr deutsches Selbstbewußtsein endlich einmal dagegen aufbäumen, daß ein Ausländer sie, deutsche Männer, immermehr zu seinen willenlosen Werkzeugen herabzuwürdigen versucht; nur aus Furcht, sie könnten seinen ausländischen Einfluß auf die deutschen Katholiken beseitigen, und sich selbst an die

Spitze der deutschen Katholiken stellen? Für deutsche Bischöfe kann es kein edleres Werk geben, als Deutschland von dem ausländischen Drucke zu befreien. Und gibt es nicht in Deutschland auch einen katholischen König, aus dessen Munde wir eine mannhafte, von deutschem Selbstbewußtsein getragene Erklärung gegen die Borromäusencyklika vernahmen? Sollte er nicht bereit sein, an die Spitze der Bewegung zu treten, die die römisch-katholische Kirche durch eine deutsch-katholische mit einem Deutschen als Oberhaupt ersetzt? Es gibt doch genug deutsche Katholiken, die deutsches Selbstbewußtsein, Drang nach deutschem Wesen, deutschem Geist, deutscher Geistesfreiheit auch in religiösen Dingen in ihrer Brust tragen!

Allgemeine Wehrpflicht und Präsenzstärke

Ein rechtliches und militärisches Dilemma

Von Dr. Eugen Nübling-Ulm

Die nachfolgenden Ausführungen des konservativen Abgeordneten zum württembergischen Landtage bringe ich zur Veröffentlichung, weil sie das erste Mal die Frage der allgemeinen Wehrpflicht mit allen volkswirtschaftlichen und rechtlichen Konsequenzen behandeln. Mit den Einzelvorschlägen können die Grenzboten sich nicht durchgehends identifizieren. Eine Kritik der Vorschläge hat der Herausgeber der Infanteristischen Halbmonatshefte, Herr Hauptmann z. D. Dr. Fritz Roeder, übernommen.

Ich stimme mit dem Autor überein, soweit er sich an das Wort Kaiser Wilhelms des Ersten hält: „Ich halte die Überzeugung fest, daß ich lieber mit wenigen tüchtig und durch und durch ausgebildeten Truppen gegen den Feind gehen mag, als mit vielen halb, also schlecht ausgebildeten." G. Cl.

I.
Einleitung

eit die deutsche Gesetzgebung durch das Gesetz über die Friedenspräsenzstärke vom 5. August 1893 die dreijährige Wehrpflicht bei allen Waffengattungen mit Ausnahme der Kavallerie abgeschafft hat, besteht in Deutschland eine große Mannigfaltigkeit betreffs der aktiven Dienstpflicht. Die dreijährige Dienstpflicht ist nach wie vor gesetzlich durchgeführt für die in der Hauptsache aus der Landwirtschaft sich ergänzenden Truppen der Kavallerie. Einer nur einjährigen Dienstpflicht dagegen unterliegen die Mannschaften des Trains und die Volksschullehrer sowie diejenigen einen bestimmten Schulbildungsgrad nachweisenden Mannschaften aller Waffengattungen, welche sich während ihrer Dienstzeit selbst bekleiden, ausrüsten und verpflegen. Zu einer zweijährigen Dienstzeit sind verpflichtet alle übrigen zum Dienste eingestellten Wehrpflichtigen. Keinerlei persönliche oder materielle Opfer endlich hat die große Zahl derer auf sich zu nehmen, welche

infolge körperlicher Unbrauchbarkeit oder durch das Los vom aktiven Dienste frei und der Ersatzreserve oder dem Landsturm überwiesen wird.

Wie hoch sich gerade die Zahl der nicht ausgehobenen Wehrpflichtigen stellt, ist nur wenigen bekannt. So wurden z. B. 1908 von 478354 ergänzungsgeschäftlich behandelten Wehrpflichtigen und neben 61153 freiwillig Eingetretenen nur 221852 zum aktiven Dienst ausgehoben. Von ihnen wurden 34133 als untauglich ausgemustert, 836 wegen Zuchthausstrafe usw. vom Heerdienste ausgeschlossen und die übrigen 221533 Mann der Ersatzreserve oder dem Landsturm 1. Klasse überwiesen. In Prozenten ausgedrückt heißt das, daß von 100 Wehrpflichtigen nur 52,5 wirklich zum aktiven Heerdienst herangezogen wurden, wobei von den nicht zum Dienst Herangezogenen 41 dienstfrei wurden, ohne dienstuntauglich zu sein!

Das sind vom militärischen wie vom rechtlichen Standpunkte aus recht bedenkliche Zahlen! Zeigen sie doch, daß wir in Deutschland zwar gesetzlich die allgemeine Wehrpflicht, aber praktisch in keiner Weise die allgemeine Dienstpflicht haben, indem eben von je zehn Wehrpflichtigen mehr als vier zu dieser Pflicht weder persönlich noch materiell herangezogen werden, obgleich sie meist waffendienstfähig, jedenfalls aber in zahlreichen Fällen zu erheblichen materiellen Opfern wohl in der Lage wären.

Daß dieser Zustand auf die Dauer rechtlich unhaltbar ist, liegt auf der Hand. Das Volksbewußtsein macht zwischen Wehrpflicht und Dienstpflicht keinen Unterschied; es verlangt einfach, daß jeder taugliche Wehrpflichtige auch zum Heerdienst herangezogen werde. Sollte das geschehen, so müßte aber unsere Präsenzstärke um rund 80 Prozent erhöht werden, ein Gedanke, dessen Durchführung unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen des Reichs ausgeschlossen ist und offenbar bei der starken Bevölkerung des Reichs auch militärisch nicht unbedingt verwirklicht zu werden braucht; von Bedenken rein finanzieller Art ganz abgesehen.

Wenn also angesichts der durch die wachsende Bevölkerung bei gleichbleibender Präsenzstärke immer schlimmer werdenden Ungerechtigkeit unserer heutigen Wehrverfassung die Spitze abgebrochen werden soll, kann dies nur auf die Weise geschehen, daß allen denen, welche gar nicht oder nur kürzere Zeit zu dienen haben, als Entgelt für diese erhebliche persönliche Entlastung ein materielles Opfer auferlegt wird, das wenigstens einigermaßen einen wenn auch nicht vollen Gegenwert darstellt, und daß anderseits denen, die ihren persönlichen Dienst gesetzlich dem Vaterlande zu widmen haben, dafür eine Reihe von Vorrechten, namentlich in Bezug auf den Erwerb öffentlicher Ämter, eingeräumt wird.

1. Die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen ein Vorrecht des Besitzes

Die Auferlegung materieller Opfer auf die nicht oder nur in verkürzter Form zum Heerdienst Herangezogenen ist für die deutsche Wehrverfassung nicht,

wie man vielfach annimmt, etwas neues. Dieser Grundsatz hat schon seither praktische Betätigung gefunden bei der Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen, die als Gegenleistung dafür, daß sie mit Einrechnung von zwei zweimonatlichen Reserveübungen statt sechsunddreißig bzw. vierundzwanzig Monaten nur sechszehn Monate zu dienen haben, sich während ihres Dienstjahres in der Regel wenigstens selbst kleiden, ausrüsten und verpflegen müssen und keinerlei Sold beziehen, so daß das stehende Heer durch diese Freiwilligen ohne jede Auslage eine Verstärkung über den Etat von jährlich rund 60000 Mann erfährt.

Man behauptet nun freilich gemeinhin, dieses Vorrecht der Mannschaften mit höherer Schulbildung sei ein Bildungsprivileg. Diese Auffassung trifft indessen nur bedingt zu und wenn die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen ein reines Bildungsprivileg wäre, so wäre sie jedenfalls erst recht ein ungerechtes Vorrecht; denn die höhere Schulbildung ist nur bedingt eine Gewähr für bessere militärische Leistung und das Einjährig-Freiwilligen-Examen hat sowohl schultechnisch als militärisch betrachtet einen nicht allzu großen Wert. Mit dem Bestehen dieses Examens ist keinerlei bestimmtes Bildungsziel erreicht. Die Bildung des Einjährig-Freiwilligen ist keine abgeschlossene und deshalb schultechnisch eine halbe. Ebensowenig aber bietet diese Prüfung eine sichere Gewähr für eine bessere militärische Leistung; denn die durch dieses Examen gewährleistete Schulbildung ist zwar ein Teil der Vorbedingung für die Verwendung in den gehobenen Führerstellen des Heeres, aber in keiner Weise die Vorbedingung einer guten militärischen Leistung für den gewöhnlichen Mann. Ein mäßig begabter Schüler einer höheren Lehranstalt ist noch lange kein guter Soldat und ein guter Schüler einer Volksschule bietet vielfach dieselbe Aussicht, ein guter Soldat zu sein. Es ist Tatsache, daß Tausende von einfachen Volksschülern nach dem ersten Jahre militärisch mindestens das gleiche, oftmals aber auch wesentlich mehr leisten als mancher Einjährig-Freiwillige; es ist bekannt, daß mancher tüchtige Bauern- oder Handwerkersohn durch seine körperliche Gewandtheit und Stärke sowohl wie durch seinen hellen Kopf oftmals ganz andere Dienste leistet als mancher militärisch unveranlagte höhere Schüler. Wie wenig das von den Einjährig-Freiwilligen geforderte Bildungsmindestmaß oft geeignet ist, für sich allein einen Anspruch auf Verkürzung der militärischen Dienstzeit zu begründen, zeigt der altbekannte Hauptmannsgroll auf den „Einjährigen, der die ganze Kompagnie verdirbt".

Die höhere Schulbildung ist also nur bedingt eine Gewähr für eine bessere militärische Leistung und berechtigt deshalb keineswegs allein zu dem Anspruch auf kürzere Dienstzeit. Wäre die Auffassung zutreffend, daß der Wehrpflichtige mit höherer Schulbildung allein auf Grund dieser Bildung ein besserer Soldat sein müsse und deshalb auf Grund dieser besseren Leistung schon nach einem Jahre entlassen werden könne, dann könnte mit Recht überhaupt jeder Soldat, der nach Ablauf eines Jahres einen bestimmten militärischen Reifegrad nachzuweisen in der Lage ist, verlangen, daß er nun ohne weiteres zur Reserve

entlassen werde, wie das der Abgeordnete Haußmann vor einiger Zeit im württembergischen Landtage verlangt hat.

Tatsächlich ist nun aber das Vorrecht der Mannschaften mit höherer Schulbildung gar kein reines Bildungsprivileg, sondern zugleich oder vielleicht in erster Linie ein Privileg des Besitzes, insofern eben — abgesehen von besonderen Ausnahmen, die praktisch kaum in Betracht kommen und zu denen namentlich das Vorrecht der Volksschullehrer gehört — als das Gesetz betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 9. November 1867 ausdrücklich bestimmt, daß nur solche junge Leute von Bildung, welche sich während ihrer Dienstzeit selbst bekleiden, ausrüsten und verpflegen, schon nach einjähriger Dienstzeit vom stehenden Heer zur Reserve beurlaubt werden sollen. Daraus geht deutlich hervor, daß es sich um ein gemischtes Privileg schon heute handelt, da eben nur der Besitzende in der Regel in der Lage ist, mit einem Dienstjahre wegzukommen. Daß dieses Vorrecht auf den gebildeten Besitzenden beschränkt ist, ändert an der Tatsache nichts, daß schon heute unsere allgemeine Wehrpflicht durch ein Vorrecht des Besitzes durchbrochen ist, daß wir schon heute eine Art Loskaufsystem haben, das allerdings nicht die völlige Befreiung von der Dienstpflicht ermöglicht, aber doch unter Beschränkung der militärischen Ausbildung auf das allernotwendigste Maß die Dienstpflicht, die sonst bei der Reiterei sechsunddreißig und bei den Fußtruppen vierundzwanzig Monate beträgt, auf sechszehn Monate, also auf 44 bzw. 66 Prozent herabsetzt.

Daß die Abschaffung dieser Einrichtung die Kosten unseres Heeres nicht unerheblich vermehren würde, liegt auf der Hand. Es müßten dann eben auch die Mannschaften mit höherer Schulbildung auf den Etat übernommen werden und die Heeresstärke müßte dann entsprechend vermindert oder der Etat entsprechend erhöht werden. Praktisch ändert das aber an der Tatsache nichts, daß unsere Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung kein reines Bildungsprivileg ist, vielmehr darauf hinauskommt, daß derjenige, welcher in der Lage ist, die Summe von etwa 2000 Mark für seine militärische Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung aufzuwenden, mit einer erheblich geringeren Dienstzeit wegkommt als der sonstige Dienstpflichtige, sobald er ein gewisses Mindestmaß von Bildung nachweist. Der entscheidende Punkt bei der Einjährig-Freiwilligen-Einrichtung ist also heute schon der Besitz und damit ist erwiesen, daß ein Loskaufsystem in milder Form heute schon in Deutschland besteht.

2. Herabsetzung der Dienstzeit auf ein Jahr oder allgemeine zweijährige Dienstzeit der Fußtruppen?

Es gibt gegenwärtig eine mächtige Richtung in Deutschland, die den Standpunkt vertritt, daß die aktive Dienstpflicht der deutschen Wehrpflichtigen auf ein Jahr herabgesetzt werden sollte. Die Vertreter dieser Ansicht gehen davon aus, daß, wenn die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen in der Hauptsache ein Vorrecht des Besitzes sei, wenn die Tatsache bestehe, daß ein intelligenter Volks-

schüler in einem Jahre zu einem besseren Soldaten gemacht werden könne als ein militärisch unbegabter Wehrpflichtiger mit höherer Schulbildung, nicht einzusehen sei, warum man nicht auch weitere Volkskreise ohne höhere Schulbildung, sofern deren Angehörige sich nach Ablauf des ersten Dienstjahres als brauchbare Soldaten erweisen, zur Reserve beurlauben könnte.

Dieser Gedanke, den der Abgeordnete Müller-Meiningen im Reichstag und der Abgeordnete Haußmann im württembergischen Landtag vertreten haben, müßte jedenfalls, wenn kein schweres neues Unrecht entstehen sollte, zur Voraussetzung haben, daß auch diese weiteren Kreise wie die jetzigen Einjährig-Freiwilligen den Staat für das ihnen erlassene zweite Dienstjahr durch den Verzicht auf Sold, Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung schadlos halten würden. Praktisch könnte die Ausführung dieses Gedankens wohl nur darauf hinauslaufen, daß die Anforderungen an die Kandidaten des Einjährig-Freiwilligenstandes weiter ermäßigt und etwa auf die Reife für Untersekunda herabgesetzt würden; ja man könnte noch weiter gehen und von der Forderung der Kenntnis einer fremden Sprache absehen.

Sicher ist, daß durch eine solche Erleichterung der Vorbedingungen für den Einjährig-Freiwilligendienst die Zahl der Einjährig-Freiwilligen und damit die Zahl der außerhalb des Etats stehenden, also den Staat nichts kostenden Mannschaften erheblich erhöht werden und damit das Mißverhältnis zwischen den vorhandenen tauglichen Wehrpflichtigen und der Präsenzstärke ganz erheblich gemildert werden könnte. Die Rechnung ist ja sehr einfach: Wir ziehen gegenwärtig jährlich etwa zweihundertzwanzigtausend Mann zum aktiven Dienst bei der Infanterie auf zwei Jahre heran und überweisen etwa ebenso viele Mann der Ersatzreserve und dem Landsturm ersten Aufgebots. Setzt man die Dienstzeit auf die Hälfte herab, so kann man sämtliche Mannschaften zum Dienst heranziehen und ausbilden und das Mißverhältnis zwischen Wehrpflichtigen und Präsenzstärke ist beseitigt, das schwere Unrecht ist aus der Welt geschafft, daß eine wachsende Zahl dienstfähiger Wehrpflichtiger lediglich aus Mangel an Raum nicht zum Heerdienst herangezogen wird, weil die Heeresverwaltung aus finanziellen Gründen nicht Schritt zu halten vermag mit der Vermehrung der waffenfähigen Bevölkerung.

Dieser Standpunkt, so einleuchtend er auf den ersten Blick sein mag, hat nun aber seine gewaltigen Bedenken. Einen brauchbaren, kriegstüchtigen Infanteristen, Artilleristen oder Pionier oder gar einen Kavalleristen kann man in einem Jahre einfach nicht ausbilden; vor allem genügt für die Erziehung des Mannes zur Pflichttreue, in welcher die heutige Schule und das heutige Elternhaus leider oft so wenig Vorarbeit leisten, ein Jahr weniger als je. Aber selbst wenn man darüber, was ja bei den Einjährig-Freiwilligen heute schon geschehen muß, hinwegsehen wollte, ergibt sich ein weiteres Bedenken von durchschlagender Bedeutung. Sobald wir nämlich die einjährige Dienstpflicht allgemein einführen, werden gerade die brauchbarsten, zu Führerstellen geeigneten Leute,

der das Heer notwendig länger als ein Jahr bei der Fahne bedarf, dem Heere den Rücken kehren, weil ihnen die Rücksicht auf ihre häuslichen Verhältnisse wichtiger sein wird als das Bedürfnis, dem Vaterlande in führender Stellung zu dienen.

Jeder militärische Sachverständige wird deshalb der Ansicht sein, daß die Einführung der allgemeinen einjährigen Dienstpflicht ein Bruch mit dem ganzen seitherigen Wehrsystem wäre, der die Zerstörung der Grundlagen unseres heutigen Heerwesens bedeuten würde und deshalb in hohem Grade gefährlich für unsere nationale Erziehung wäre. Dieser Gefahr darf die Armee nicht ausgesetzt werden und das deutsche Heerwesen fährt jedenfalls besser, wenn es wie heute zwar nur 60 Prozent seiner waffenfähigen Wehrpflichtigen ausbildet, aber dafür Mannschaften hat, die zum weitaus überwiegenden Teil zwei oder drei Jahre dem aktiven Heer angehört haben, als wenn es einen großen Haufen ungenügend geschulter Mannschaften besitzt, dessen es bei der starken Bevölkerung unseres Reichs im Kriegsfalle gar nicht bedarf. Beim heutigen Kriegswesen spielt eben nicht mehr ausschließlich die Menge der Mannschaft die Hauptrolle, sondern nicht zum wenigsten auch die technische Schulung und der kriegerische Geist.

Mit Recht wird deshalb von der militärischen Fachpresse verlangt, daß die heutige zweijährige Wehrpflicht nicht nur zu erhalten, sondern weiter auszubauen sei. Seit Frankreich durch die Einführung der allgemeinen zweijährigen Wehrpflicht auch für die aus den höheren Lehranstalten hervorgegangenen Mannschaften die einjährige Dienstzeit abgeschafft hat, wird auch bei uns diese Frage in der militärischen Fachpresse wie in den Tageszeitungen lebhaft besprochen und man liest die mannigfachsten Vorschläge zu einer anderweitigen Gestaltung der Dienstpflicht der aus den höheren Schulen stammenden Militärpflichtigen.

Man fordert in erster Linie eine weitere Verbesserung der Ausbildung der Reserveoffiziere durch Einführung eines zweiten Dienstjahres auch für die Mannschaften mit höherer Schulbildung. Wenn dabei von fachmännischer Seite der Standpunkt vertreten wird, daß das französische System, wonach jeder Soldat ohne Rücksicht auf seine Schulbildung nach Ableistung des ersten Dienstjahres sich zur Ablegung der Reserveoffiziersaspiranten-Prüfung zu melden berechtigt ist und nach Bestehen derselben zum Reserveoffizier befördert werden kann, für Deutschland nicht paßt, sondern jedenfalls an der seither in Deutschland bewährten Einrichtung einer bestimmten Bildungsgrundlage und der Wahl der Reserveoffiziere durch die Offizierskorps des Beurlaubtenstandes festzuhalten ist, so erscheint das sehr berechtigt. Aber eine bessere Ausbildung unserer Reserveoffiziere ist eben nur zu erreichen durch ihr längeres Verweilen im praktischen Frontdienst, der allein dem militärischen Führer diejenige Sicherheit verschafft, deren er im Felde bedarf.

Wenn mit Recht wiederholt gefordert worden ist, daß der jetzige vier Wochen umfassende Kriegsschulunterricht der Reserveoffiziersaspiranten auf einem Truppenübungsplatz auf vier Monate ausgedehnt werden soll, so ist das nur möglich,

wenn die Dienstzeit dieser Kategorie von Mannschaften entsprechend verlängert wird; sonst wird ihr praktischer Frontdienst zu sehr verkürzt. Es scheint deshalb auch des weiteren erforderlich, daß dieser schulmäßigen Ausbildung von vier Monaten noch ein acht Monate dauernder praktischer Frontdienst als Portepeeunteroffizier hinzugefügt wird. Geschieht das, so ist für unsere Offiziere des Beurlaubtenstandes eine Ausbildung geschaffen, die sich von der heutigen sehr vorteilhaft unterscheiden und derjenigen des aktiven Offiziers wenig nachstehen würde.

Es könnte dabei dem Reserveoffiziersaspiranten freigestellt bleiben, ob er diese Übungen von vier und acht Monaten, von denen der Kriegsschulkursus in den Winter, die Portepeeunteroffiziersprüfung auf einmal oder in zwei Abteilungen von je vier Monaten zerlegt in den Sommer fallen müßte, unmittelbar an sein erstes Dienstjahr anhängen oder in späterer Zeit, etwa zwischen beziehungsweise nach den Hochschuljahren, abdienen wollte. Diese Übungen wären lediglich eine Erweiterung der jetzigen, zusammen vier Monate umfassenden Übungen A und B als Unteroffizier und Portepeeoffizier; die seitherigen drei Reserveoffiziersübungen von je zwei Monaten, die Übungen zur Beförderung und die Landwehrübungen würden dabei selbstverständlich fortbestehen, so daß der Offizier des Beurlaubtenstandes statt wie seither auf etwa fünfundzwanzig Monate, künftig auf etwa dreiunddreißig Monate Gesamtdienstzeit käme. Daß das kein unbilliges Verlangen wäre, geht daraus hervor, daß der gemeine Kavallerist ohne seine Reserveübungen heute schon sechsunddreißig Monate dient. Man könnte deshalb auch noch weiter gehen und den jungen Reserveoffizieren, z. B. den vielen Assessoren, die zunächst keine oder nur eine vorübergehende Verwendung im Staatsdienste finden, die Möglichkeit einräumen, beliebig lange weitere freiwillige Übungen von zwei Monaten bis zu einem Jahre oder noch länger bei der Truppe zu leisten, und man könnte die Bereitwilligkeit zu solchen Übungen, die doch sicherlich im hohen Interesse des Heeres wäre, weil sie die Ausbildung eines brauchbaren Feldoffizierskorps wesentlich fördern müßten, dadurch steigern, daß man die Taggelder der Offiziere des Beurlaubtenstandes den Bezügen der aktiven Offiziere gleichstellte.

Die seitherigen Anforderungen an die Schulbildung der Aspiranten müßten dabei aber unbedingt beibehalten werden. Eine allgemeine Zulassung der Mannschaften zur Aspirantenprüfung nach französischem Vorbilde verträgt sich nicht mit dem Bildungsgrade, der seither gottlob vom deutschen Offizier verlangt worden ist; ja es ist sogar notwendig, daß hierin noch mehr als seither verlangt wird, daß die wissenschaftliche Vorbildung des Reserveoffiziers der des aktiven Offiziers völlig ebenbürtig gemacht wird. Will man nicht vom aktiven wie vom Reserveoffizier gleichmäßig das Abiturientenexamen einer neunklassigen Schule verlangen, so sollte wenigstens der Reserveoffizier wie der aktive Offizier die Reife für die Prima einer solchen Anstalt nachweisen müssen. Mag das französische System die Zahl der Reserveoffiziere ganz erheblich steigern und

deshalb auch in Deutschland wegen seiner republikanischen Gleichmacherei mancherseits Anklang finden, so eignet es sich für unsere deutschen Verhältnisse nicht.

Kann also die Einführung einer zweijährigen Dienstzeit für die Reserveoffiziersaspiranten militärisch nicht genug empfohlen werden, so liegt die Sache militärisch völlig gleich bei denjenigen Mannschaften mit höherer Schulbildung, welche zwar die zu einer Führerstelle nötigen militärischen Eigenschaften haben, aber aus sozialen Gründen trotz ihrer militärischen Befähigung nicht zum Offizier befördert werden können. Auch diese Kategorie von Mannschaften wird bei zweijähriger Ausbildung jedenfalls dem Heer als Unteroffizier und Portepeeunteroffizier im Kriegsfalle bessere Dienste leisten können, als bei nur einjähriger Ausbildung und es war gerade für diese Elemente seither oft recht schade, daß ihre bei ausreichender Schulung häufig wertvoll zu gestaltenden Leistungen bei nur einjähriger Dienstzeit nicht zur Entwicklung kommen konnten. Manch solcher junge Mann aus kleinbürgerlichen Verhältnissen heraus bringt es heute oft nicht einmal zum Reserveunteroffizier und verliert verbittert die Freude am Militär, während er bei zweijähriger Dienstzeit ein recht brauchbarer Portepeeunteroffizier hätte werden können. Für diese Art von Mannschaften könnte ganz gut von der Reife für Prima abgesehen und das Abgangszeugnis einer sechsklassigen Anstalt als wissenschaftliche Grundlage für die Zulassung zum Portepeeunteroffizieraspiranten festgesetzt werden, ja es könnten geeignete Volksschüler bei hervorragenden militärischen Leistungen für diese Kategorie in Betracht kommen.

Alle diejenigen Mannschaften der Fußtruppen mit höherer Schulbildung, welche sich weder zum Reserveoffizier- noch zum Portepeeunteroffizieraspiranten eignen würden, hätten ihre beiden Jahre als Gemeine abzudienen; doch könnte ihnen wie seither gestattet werden, bei guter Führung nach Beendigung der militärischen Ausbildung außerhalb der Kaserne zu wohnen und zu essen. Dasselbe würde auch bei den Reserveoffizier- und Portepeeunteroffizieraspiranten der Fall sein.

3. Der einjährige Dienst der Volksschullehrer ein unberechtigtes Vorrecht

Noch in viel höherem Grade als das Vorrecht der Mannschaften mit höherer Schulbildung auf nur einjährige Dienstzeit, ist das Vorrecht der Angehörigen des Lehrerstandes auf verkürzte Dienstzeit unter den heutigen Verhältnissen ein Unrecht gegenüber den sonstigen Dienstpflichtigen. Der Einjährig-Freiwillige bringt doch dem Staate dadurch, daß er sich selbst kleidet, verpflegt und einquartiert und ohne Sold dient, noch einen Nutzen, indem der Staat auf diese Weise kostenfrei einen freilich vielfach minderwertigen Soldaten gewinnt; das Einjährigen-Privileg der Lehrer aber, die während ihrer Dienstzeit vom Staate erhalten werden müssen, läßt sich nur historisch verstehen als Herkommen

aus einer Zeit, wo man dadurch dem Lehrermangel abhelfen mußte; rechtlich ist es längst überlebt.

Die Zeit ist vorüber, da junge Leute sich nur schwer entschlossen, den Lehrerberuf zu wählen, weil die Bezahlung der Lehrer eine ungenügende war. Heute sind die Angehörigen dieses Standes derart günstig gestellt, daß sich junge Leute in steigendem Maße dieser aussichtsvollen Laufbahn widmen, und deshalb liegt heute keinerlei Grund mehr vor, in dem Augenblicke, wo das Vorrecht der Wehrpflichtigen mit höherer Schulbildung auf nur einjährige Dienstzeit verschwindet, nicht auch das Privileg der Lehrer aufzuheben. Auch diese würden sich deshalb in Zukunft der zweijährigen Dienstzeit zu unterziehen haben.

4. Der einjährige Dienst beim Train und bei den Fußtruppen als Wohltat für arbeitsunfähige Eltern

Eine weitere Frage grundsätzlicher Art ist, ob an dem Privileg der einjährigen Dienstzeit beim Train gerüttelt werden soll. Mag die Folgerichtigkeit immerhin fordern, daß auch bei dieser Waffe der Grundsatz einer mindestens zweijährigen Dienstzeit zur Anwendung kommen sollte, so spricht gegen dieses Verlangen neben der Tatsache, daß ein Jahr schließlich zur Ausbildung des Trainsoldaten ausreicht, die Erwägung, daß es zahlreiche Fälle gibt, wo der ländliche Hausssohn in solch dringender Weise zu Hause nötig ist, daß eine Verkürzung der Dienstzeit auf ein Jahr in solchen Fällen nicht unberechtigt erscheint.

Erfolgen heute schon völlige Befreiungen vom Heerdienst, wenn es sich um den Sohn einer bedürftigen Witwe oder eines bedürftigen arbeitsunfähigen Vaters handelt, so wäre es in unserer Zeit der Leutenot und des Überflusses an Militärpflichtigen eine Forderung der Gerechtigkeit, diesen Begriff der Bedürftigkeit — so weit es die Bedürfnisse des Heeres irgend zulassen — etwas freier in dem Sinne zu fassen, daß auch Söhnen wohlhabender Eltern die Möglichkeit gegeben würde, ohne Nachweis einer höheren Schulbildung mit einem Jahre wegzukommen, sofern sie sich im ersten Dienstjahre gut geführt haben und den Nachweis führen, daß sie zu Hause dringend nötig sind.

Diesem Zweck dient für die Kreise der Landwirte der einjährige Dienst beim Train; er sollte aber dadurch auch für weitere Kreise Anwendung finden können, daß auch bei der Infanterie derartigen wohlhabenden, aber schwer abkömmlichen Dienstpflichtigen die Entlassung zur Disposition in größerem Umfange nach einem Jahre gestattet würde, als das heute der Fall ist. Ein derartiges Vorrecht der Bedürftigkeit, vollends wenn es bei zahlungsfähigen Eltern mit einem materiellen Opfer verbunden würde, wäre sicher in keiner Weise odiös und auch vom militärischen Standpunkte aus keineswegs bedenklich, wenn es auf einen ganz bestimmten Prozentsatz — etwa 5 Prozent — beschränkt würde, und eine derartige soziale Maßregel wäre sicherlich ein gesundes Stück Mittelstandspolitik.

5. Die dreijährige Dienstzeit der Reiterei militärisch unentbehrlich, aber rechtlich ein Unrecht gegen die Landwirtschaft

Wäre durch die Abschaffung des Vorrechts der Mannschaften mit höherer Schulbildung und der Volksschullehrer auf nur einjährigen Heerdienst die zweijährige Wehrpflicht bei den Fußtruppen grundsätzlich wenigstens durchgeführt, so bliebe als Durchbrechung des Systems der gleichmäßigen Dienstzeit bei allen Waffengattungen mit einziger Ausnahme des Trains und der schwer abkömmlichen Mannschaften nur noch die dreijährige Dienstzeit bei der Reiterei.

Was diese wichtige Frage betrifft, so wird militärisch kaum zu bestreiten sein, daß die Reiterei die dreijährige Dienstzeit unbedingt nötig hat. Sie gebraucht zunächst mindestens ein Drittel ihrer Mannschaften als Remontereiter und dazu eignen sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, nur Leute mit mehr als zweijähriger Reiterpraxis. Daneben aber stellt die heutige Taktik nach wie vor — wenn auch nur noch in Ausnahmefällen — die alten Anforderungen in bezug auf die Durchführung großer Reiterkämpfe und dazu wesentlich größere Anforderungen in bezug auf das wichtige Geschäft der strategischen Aufklärung. Die Reiterei soll die feindliche Heeresreiterei aus dem Felde schlagen, um den eigenen berittenen Aufklärungskörpern und Fernpatrouillen die Bahn frei zu machen und Bewegungen des eigenen Heeres zu verschleiern, und sie hat nach der Schlacht dem Feinde nachzujagen und ihn zu vernichten.

Zu all diesen wichtigen Arbeiten gehört ein hervorragendes Maß reiterlicher Ausbildung; denn sie sind nur durchführbar, wenn jeder einzelne Mann zum entschlossenen, schneidigen und gewandten Einzelgeländereiter durchgebildet ist, der den Meldedienst vollständig beherrscht. Richtiges Sehen, richtiges Melden, Zurechtfinden im Gelände, Einteilung der Pferdekraft, Verfolgen von Patrouillen, Durchbringen von Meldungen trotz feindlicher Verfolgung — das alles sind Dinge, die eine lange Übung erfordern, zumal der Mann daneben noch ein guter Pferdepfleger, ein sicherer Schütze und Lanzenfechter sein, den Kavalleriepionierdienst im Brückenbauen und Pontonieren, den Signalflaggendienst und das Zerstören von Eisenbahnen und Telegraphenlinien lernen und nicht zuletzt ein gehorsamer und pflichtgetreuer Soldat sein soll. Und das alles bei einer Waffe, die an sich weniger straff sein kann als die Infanterie, wo der einzelne Mann viel mehr unter den Augen des Vorgesetzten bleibt. Es erscheint außer Zweifel, daß drei Jahre das Mindestmaß sind, um diesen umfangreichen Dienst kennen zu lernen.

Frankreich hat deshalb auch bei seiner Reiterei mit der Einführung der gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit nach allen Nachrichten schlechte Erfahrungen gemacht. Seine Hoffnung, die erforderliche Zahl Remontereiter durch Kapitulation zu erhalten, ist trotz hoher Prämien fehlgeschlagen und diese Hoffnung würde auch bei uns fehlschlagen; denn die Leutenot der Landwirtschaft und die hohen Löhne der Industrie wären ein Wettbewerb, dem die Heeresverwaltung beim Wegfall der gesetzlichen Pflicht zum dreijährigen Heerdienst nicht gewachsen wäre. Gerade die Landwirtschaft bedarf heute ihren Nachwuchs mehr als je, und ohne

gesetzlichen Zwang wie seither würde wohl kaum eine genügende Anzahl junger Bauernsöhne gefunden werden, um die Reihen der Kavallerie zu füllen.

Erscheint also die militärische Notwendigkeit der Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit bei der Reiterei unbedingt vorhanden, so liegt wohl ebenso klar das Unrecht zutage, welches die Belastung der Landwirtschaft mit einem dritten Dienstjahr für diesen wichtigen Stand bedeutet. Wenn dieses Unrecht nötig ist, um die Schlagfertigkeit unseres Heeres aufrecht zu halten, und wenn anderseits ein großer Teil der Landwirtschaft, namentlich in Preußen, die harte Last der dreijährigen Dienstzeit noch heute als eine Ehrenlast mit Stolz trägt, so daß der größte Teil der preußischen Reiterregimenter noch heute aus Freiwilligen besteht, so verlangt anderseits die Gerechtigkeit, daß diesem Ehrendienst auch die gebührende Ehrung widerfährt, und diese Ehrung könnte vor allem darin bestehen, daß denjenigen Mannschaften unseres Heeres, welche freiwillig oder gesetzlich drei Jahre dienen, für das dritte Dienstjahr die Kapitulantenzulage gereicht und die Zahl der Unteroffizierstellen bei der Reiterei ganz erheblich vermehrt würde. (Schluß folgt)

Zur Reform der amerikanischen Universitäten

Von Dr. jur., Dr. phil., Dr.-Ing. C. H. M. Waentig-Dresden

Meine vor einigen Monaten in dieser Zeitschrift auszüglich und sodann als Broschüre veröffentlichte Schrift: „Zur Reform der deutschen Universitäten", hat, wie der Präsident der Staatsuniversität von Illinois Dr. Edmund J. James in Briefen an mich und an die Redaktion der Grenzboten mitteilt, auch jenseits des Ozeans in Universitätskreisen Interesse erweckt, namentlich deshalb, weil man zurzeit damit beschäftigt ist, die Organisation der amerikanischen Universitäten zu reformieren.

Den Lesern dieser Blätter wird es nicht unbekannt sein, daß das Universitätswesen Nordamerikas sich von demjenigen Europas und insbesondere Deutschlands wesentlich unterscheidet. Die ältesten von den englischen Kolonisten Nordamerikas nach dem Muster der Stiftungsanstalten von Oxford und Cambridge gegründeten höheren Lehranstalten führten den Namen College und ähnelten insofern den mittelalterlichen Universitäten, als ihre Schüler zum größeren Teil in einem jüngeren Alter standen wie unsere heutigen Studenten und als für ihre Aufnahme wesentlich geringere Ansprüche gestellt wurden, als dies heute in Deutschland geschieht. In bezug auf den Kreis ihrer Unterrichtsfächer waren diese Anstalten sowohl unter sich als auch von den europäischen Universitäten ziemlich

verschieden. Neben den einer höheren Allgemeinbildung dienenden Fächern wurden namentlich diejenigen gepflegt, die für die Kolonisten von besonderer Bedeutung waren, also die für den künftigen Land- und Forstwirt, Techniker und Ingenieur, Kaufmann und Industriellen wichtigen. Hierzu trat die Ausbildung der Ärzte, Juristen und Lehrer, wogegen diejenige der Geistlichen nur von solchen Anstalten in ihr Bereich gezogen ward, die von bestimmten Religionsgemeinschaften für diesen Zweck errichtet und unterhalten wurden. Wesentlich gefördert wurde die Entwicklung dieser amerikanischen Hochschulen durch zwei Momente. Einmal durch die Munifizenz vermögender Bürger der Vereinigten Staaten, die durch reiche Zuwendungen ihres fürstlichen Reichtums nicht nur die Beschaffung würdiger und geräumiger, ja zum Teil geradezu prunkvoller Vorlesungs- und Unterrichtsräume, sondern auch die Ausstattung mit wissenschaftlichen Laboratorien, Forschungsinstituten, klinischen Anstalten, Observatorien usw. ermöglichten, wie sie nur wenige Universitäten des europäischen Mutterlandes besitzen. Sodann durch einsichtige Maßnahmen sowohl des nordamerikanischen Bundesstaates als einzelner seiner Gliedstaaten, die den Universitäten teils Kapitalien, teils Ländereien, teils den Ertrag gewisser Steuern zuwiesen, um davon die Unkosten ihrer Verwaltung zu bestreiten, während die letztere meist in die Hände eines Ausschusses sachverständiger Männer, eines Board of Trustees oder Board of Regents unter der Leitung eines Präsidenten gelegt wurde. Besondere Hervorhebung verdient das im Jahre 1862 vom Kongreß der Vereinigten Staaten erlassene, unter dem Namen: „the Morill Land Grant Act" bekannte Gesetz, wonach jedem Staate sovielmal 30000 Acres Land zugewiesen wurde, als er Senatoren und Vertreter in den Kongreß sandte, mit der Bestimmung, den Erlös aus diesen Ländereien auf höhere Unterrichtsanstalten zu verwenden. Von den durch Stiftungen gegründeten oder geförderten Universitäten haben übrigens viele dankbar das Andenken ihrer Wohltäter in ihren Namen verewigt, wie die Harvard University in Cambridge (Massachusetts), John's Hopkins University in Baltimore (Maryland), Cornell University in Ithaca (New York), Vanderbilt University in Nashville (Tennessee), Yale University in New Haven (Connectitut), Tulane University in New Orleans (Louisiana) und Leland Stanford Junior University in Kalifornien. Auch verdient an dieser Stelle noch besonderer Erwähnung die sogenannte Carnegie Foundation, eine Stiftung, die in den Jahren 1905 und 1908 Andrew Carnegie of New York City in Höhe von insgesamt 15 Millionen Dollars zu dem Zwecke errichtet hat, die Lehrer der Universitäten, Colleges und technischen Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada und Neufundland mit angemessenen Ruhestandspensionen zu versorgen.

Sind nun auch im Laufe dieser Entwicklung zahlreiche amerikanische Universitäten jetzt dem europäischen und insbesondere dem deutschen Universitätstypus näher gerückt, so bestehen doch immer noch wesentliche Unterschiede. Vor allem aber ist folgendes zu beachten: Auch diejenigen amerikanischen Hochschulen, die

sich vom College zur Universität entwickelt und den Namen Universität angenommen haben, haben wenigstens zum Teil über ihren höheren Zielen ihre ursprüngliche Erziehungsaufgabe nicht aufgegeben. Das alte College mit seinem, demjenigen unserer Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen etwa entsprechenden, Bildungsziele bildet noch immer einen Teil ihres erweiterten Organismus und findet seinen Abschluß in der Erwerbung des Grades als Bachelor of Arts, of Letters, of Philosophie oder of Science. Nach Erlangung des Bachelor-Grades gehen diejenigen Schüler des College, die sich eine eigentliche Hochschulbildung erwerben wollen, zu den Graduate studies der Universität über. Andere amerikanische Universitäten haben sich von Anfang an auf eigentliche Hochschulstudien beschränkt oder das ehemalige Studium des College ganz hinter sich gelassen und nehmen als Studenten nur diejenigen auf, die sich durch eine Aufnahmeprüfung oder gleichwertige Zeugnisse, zu denen das Baccalaureatszeugnis eines tüchtigen College gehört, über die erforderlichen Vorkenntnisse ausweisen. Noch andere endlich — und dies ist noch immer die Mehrzahl der amerikanischen Universitäten — üben keine solche Auswahl unter ihren Schülern und können infolgedessen auch in den drei bis vier Jahren ihres Kursus ein den europäischen Hochschulen sich annäherndes Bildungsziel nicht erreichen, sondern sind trotz des veränderten Namens auf dem Fachschulstandpunkte des alten amerikanischen College stehen geblieben. So deckt der Name University in Nordamerika sehr verschiedenartige Unterrichtsanstalten und dies erschwert den Vergleich der dortigen Universitätszustände mit den europäischen sehr wesentlich.

Seit Anfang des laufenden Jahrhunderts ist nun allerdings nach den interessanten Mitteilungen, die Professor Dr. William H. Carpenter von der Columbia-Universität in New York in einem in Nr. 30 des letzten Jahrgangs der Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik veröffentlichten Aufsatze gemacht hat, eine Änderung dieser Verhältnisse insofern eingetreten, als sich einige zwanzig derjenigen größeren Universitäten Nordamerikas, die sich die Aufgabe stellen, advanced or graduate instruction, d. h. eigentlichen Hochschulunterricht, zu erteilen, unter dem Namen: „The Association of American Universities" zu dem Zwecke vereinigt haben, sich über Angelegenheiten gemeinsamen Interesses für diese Art des Studiums zu verständigen*). Die besondere Absicht hierbei ging nach der Erklärung der die konstituierende Versammlung Einberufenden dahin, 1. eine größere Übereinstimmung der Bedingungen herbeizuführen, unter denen Studenten sich um höhere akademische Grade auf den verschiedenen amerikanischen Universitäten bewerben dürfen, und hierdurch die immer wichtiger werdende Frage des Wechsels der Universität zu lösen, 2. das Ansehen des auf amerikanischen Universitäten erworbenen Doktortitels im Auslande zu heben**), und 3. den Stand der bisherigen schwächeren Einrichtungen auf den amerikanischen Hochschulen zu stärken***).

*) „Of considering matters of common interest relating to graduate study."
**) „To raise the opinion entertained abroad of our own doctor's degree."
***) „To raise the standard of our own weaker institutions."

Obwohl nun diese Association eine durchaus freiwillige ist und keinerlei Zwangsrechte gegenüber ihren Mitgliedern besitzt und ausübt, so hat sie doch durch ihre alljährlichen Versammlungen und Beschlüsse einen sehr bedeutsamen regulierenden Einfluß auf das amerikanische Universitätswesen gehabt und das Ansehen desselben insbesondere der zur Association gehörigen Universitäten nach außen so gehoben, daß die philosophische Fakultät der Universität Berlin im Jahre 1904 die folgenden wichtigen Entschließungen gefaßt und zur Kenntnis der sechsten im Jahre 1905 abgehaltenen Jahreskonferenz der Association gebracht hat:

„1. Die Fakultät erkennt jeden an einer amerikanischen Universität erworbenen Bachelor-Grad (B. A., B. Sc. u. a.) als Äquivalent eines deutschen Maturitätszeugnisses an.

2. Auf das vorgeschriebene Triennium wird die Fakultät bei der Befürwortung des erforderlichen Ministerialdispenses in der Regel nur diejenigen amerikanischen Studienjahre in Anrechnung bringen, welche nach Erwerb des Bachelor-Grades an einer derjenigen Universitäten zugebracht sind, die der „Association of American Universities" angehören. Mindestens drei Semester muß der Kandidat jedoch an einer deutschen Universität studiert haben."

Durch dieses namentlich für die Erwerbung des deutschen philosophischen Doktorgrades wichtige Vorgehen der Berliner philosophischen Fakultät, dem sich auch andere deutsche Fakultäten bereits angeschlossen haben und noch künftig anschließen werden, ist die zwischen den deutschen und den nordamerikanischen Universitäten in bezug auf die Unterrichtsstufe bisher bestandene Differenz, wenigstens für die der Association of American Universities angehörenden Hochschulen bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen worden. Dagegen besteht ein anderer Unterschied zwischen dem deutschen und amerikanischen Universitätswesen noch heute ungeschmälert fort, der sich auf die Universitätsverfassung bezieht. Es mag in dieser Hinsicht weniger Gewicht darauf gelegt werden, daß die deutschen Universitäten ohne Unterschied Staatsuniversitäten sind, über welche die Regierungen der deutschen Universitätsstaaten durch ihre Kultusministerien nicht nur Aufsichts- sondern auch Verwaltungsrechte, vor allem bei Ergänzung des Lehrkörpers, ausüben, wogegen verschiedene und darunter einige der bedeutendsten nordamerikanischen Universitäten, wie John Hopkins (Baltimore), Harvard (Cambridge), Cornell (Ithaca), vollkommen autonome Körperschaften sind. Denn auch die nordamerikanischen Staatsuniversitäten werden, wie bereits oben erwähnt, meist von einem Board of Trustees — einem Ausschuß Bevollmächtigter — ohne irgendwelchen Eingriff der Staatsregierung verwaltet. Weit bedeutungsvoller scheint ein anderer Umstand. Alle deutschen Universitäten, mögen sie auf ausdrücklicher landesfürstlicher Stiftung oder auf päpstlichem Privileg mit landesfürstlicher Zulassung und Dotierung beruhen, besitzen eingehende, die inneren Verhältnisse der Hochschule, ihre Organe und deren Ergänzung, ihre wirtschaftlichen und Unterrichtsangelegenheiten sorgfältig regelnde Ver-

fassungsurkunden, die von staatswegen erlassen oder wenigstens bestätigt worden sind. Demgegenüber hat bei den nordamerikanischen Universitäten der Staat, der die Universität stiftete oder ihre Stiftung genehmigte, sich in der Regel begnügt, dies durch Staatsgesetz auszusprechen und die Vollmacht, die Angelegenheiten der Universität zu regeln, in die Hände eines hierfür gewählten Ausschusses, des Board of Trustees, zu legen. Hierüber und über die Art, in der die Trustees meistens die ihnen übertragene Vollmacht ausgeübt haben, äußert sich ein Kenner des nordamerikanischen Universitätswesens, der im Eingange dieses Aufsatzes genannte Universitätspräsident James in Urbana-Champaigne etwa folgendermaßen: die den Trustees erteilte Vollmacht sei von ihnen in einer oft sehr formlosen Weise unter die Mitglieder des Board of Trustees, die Fakultäten, die Angestellten, die Studenten der Universität usw. verteilt worden, ohne darüber in einer sorgfältig ausgearbeiteten Verfassungsurkunde, wie sie ältere europäische Universitäten besitzen, Bestimmung zu treffen. Das wundervoll rasche Wachstum der amerikanischen Universitäten habe nun dahin geführt, daß die so geschaffene Universitätsmaschine, die vielleicht niemals ihrer Aufgabe vollkommen genügte, in allen Fugen gekracht habe. Dies habe in den akademischen Kreisen, im Publikum und in den gesetzgebenden Körperschaften große Unzufriedenheit mit dem Zustande der Universitätsorganisation erregt. Zeitungsartikel und Bücher hätten diesen Gegenstand in den letzten Jahren vielfach behandelt, ohne indes die Sache im ganzen wesentlich zu fördern.

Es kann Herrn Präsident James zugegeben werden, daß eine gründliche Beseitigung der geschilderten Mißstände am besten durch den Erlaß einer sorgfältig vorbereiteten, alle Einzelheiten der Universitätsorganisation und -verwaltung regelnden Verfassung erzielt werden kann. Eine solche Reform der seiner speziellen Fürsorge unterstellten Universität hat Herr James auf folgende Art in die Wege geleitet. Er hat den aus sämtlichen Professoren der Universität zusammengesetzten Senat ersucht, einen Ausschuß zu ernennen, um eine Universitätsverfassung zu entwerfen, mit der Anweisung, alle Einzelheiten dieser Verfassung zu bestimmen, den Umfang der Befugnisse, der der Universität von der gesetzgebenden Gewalt einzuräumen ist, sowie das Rechtsverhältnis zwischen der gesetzgebenden und regierenden Gewalt des Staates einerseits und der Universität anderseits festzusetzen und die einzelnen Funktionen des Universitätsbetriebs zwischen deren Organe zu verteilen und das Geschäfts- und Tätigkeitsgebiet dieser Organe, insbesondere der Trustees, der Fakultäten, der Bediensteten und der Studenten genau abzugrenzen. In letzterer Hinsicht werden nach der Ansicht von James insbesondere durch das Universitätsstatut oder sonstige statutarische Vorschriften zu ordnen: sein die Stellung und Macht des Präsidenten der Universität, falls dieses Amt beibehalten werden soll, die Vollmachten der Trustees, die Pflichten der Dekane, die Einteilung des Lehrkörpers in Fakultäten und die Stellung der Fakultäten zu einander und zur Universität im ganzen, die Würde und der Amtsumfang jedes einzelnen Professors, seine Unabhängigkeit im Forschen

und Lehren, seine Redefreiheit, die Höhe seiner Bezüge und seines Ruhegehaltes, die Grundsätze für die Feststellung des Universitätshaushaltes, die Disziplinargewalt der Fakultäten über ihre Mitglieder und die Studenten. Es wird nach Mitteilung des Herrn James beabsichtigt, den vom Ausschuß entworfenen Verfassungsentwurf zunächst dem Senate und dann dem gesamten Lehrkörper der Universität zur Beratung vorzulegen, ihn, wenn er dort in allen Einzelheiten durchgearbeitet worden ist, dem Board of Trustees zu unterbreiten, endlich aber mit deren Amendements vor den gesetzgebenden Körper des Staates zu bringen, damit er Gesetzeskraft erhalte.

Das in Vorstehendem geschilderte Vorgehen der Universität von Illinois ist vorerst einzig in seiner Art und wird deshalb in ganz Nordamerika mit lebhaftem Interesse begleitet werden. Ja, da die Unzuträglichkeiten, die es veranlaßt haben, auch an anderen nordamerikanischen Universitäten sich in ähnlichem Grade geltend machen sollen, so darf erwartet werden, daß es auch dort Nachfolge finden wird.

Aber auch für Europa, insbesondere für Deutschland, ist diese amerikanische Universitätsreform nicht ohne Bedeutung. Denn viele Fragen, die dort einer neuartigen Lösung entgegengehen, tauchen auch auf den deutschen Universitäten auf. Man darf namentlich gespannt sein, ob und wie man die in meinem eingangs erwähnten Aufsatze berührten Mängel der deutschen Universitäten zu vermeiden wissen wird.

Der Sozialismus in England

Von Dr. Ludwig Munzinger-Berlin

Fortgang und Tendenzen*)

Seit den Wahlen von 1906 war der englische Sozialismus ein selbständiger Faktor in der englischen Politik geworden. Überraschend hatte er sich in Szene gesetzt, und nun redete alle Welt in England vom Sozialismus und von der Arbeiterpartei. So stieg der Kredit der Arbeiterpartei in den Arbeiterkreisen, namentlich bei den noch abseits stehenden Gewerkschaften erheblich. Der Reihe nach erfolgten neue Anschlüsse. Den größten Eindruck machte der im Jahre 1908 erfolgte Anschluß des Bergarbeiterverbandes mit seinen mehr als 600000 Mitgliedern. Der Anschluß erfolgte zwar nur mit einer Mehrheit von einigen 40000 Stimmen. Auch wurde den Abgeordneten des Verbandes, die bisher auf dem linken Flügel

*) Aufstieg und Wirkungen s. Heft 4. Hemmungen s. Heft 6.

der Liberalen saßen, freigestellt, dort zu bleiben oder zur Arbeiterpartei überzutreten; nur etwa neu gewählte Abgeordnete mußten sich als Kandidaten schon für die Arbeiterpartei im Parlament verpflichten. Aber auch dieser mächtige und selbstbewußte Verband war nun doch grundsätzlich für eine selbständige Arbeiterpolitik gewonnen und hat bisher die neue Richtlinie streng eingehalten, wenn er sein Gewicht auch nach wie vor im Sinne einer nüchtern praktischen Realpolitik und gegen eine theoretisch-sozialistische Prinzipienreiterei in die Wagschale gelegt hat. Das war im Sinne einer weiteren ruhigeren Entwicklung recht notwendig, denn der Wahlerfolg hatte einen Teil der erklärt sozialistischen Elemente in der Arbeiterpartei und namentlich in der Independent Labour Party ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie erwarteten von ihm nichts geringeres, als daß die damals dreißig Labourmänner im Unterhause nun ohne viele Vorreden dieses ganze „Bourgeois-Parlament" zu Paaren treiben und binnen kurzem den sozialistischen Staat aufrichten würden. Doch das war ein frommer Wahn. Die so dachten, hatten keine Ahnung von den Kräften der Beharrung, die allen englischen Einrichtungen und nicht am wenigsten den altehrwürdigen Körperschaften der Gemeinen und der Lords in Westminster innewohnen. Sie konnten nicht entfernt ermessen, auf welch' einem glatten Boden jene dreißig Abgeordnete sich bewegten, die damals auch rein parteitaktisch keineswegs in der Lage waren, etwas durchsetzen zu können. Die liberale Regierung hatte zu jener Zeit noch eine große Mehrheit über die Konservativen, Iren und Arbeiter zusammengenommen. Daß die Führer der Arbeiter so klug waren, das einzusehen, und es dazu noch richtig vermieden, laut, turbulent und demonstrativ aufzutreten, konnten manche Arbeiterkreise nicht verstehen. Die dogmatisch-marxistische sozialdemokratische Partei tat ihr möglichstes, um die optische Täuschung, der jene Kreise unterlagen, für sich auszunutzen, d. h. gegen die Politik der Arbeiterpartei zu hetzen, und so entstand, wie E. Bernstein es einmal in den Sozialistischen Monatsheften ausdrückte, ein „Freischärlersozialismus wider die Arbeiterpartei". Das erzeugte dann in anderen, namentlich Gewerkschaftskreisen, die sozialistisch so wie so noch nicht ganz „durch" waren, einen Gegendruck. Das Ergebnis war ein zeitweises Stocken der Gesamtbewegung und demzufolge eine Verschlechterung der Stellung der Arbeiterpartei im Unterhause. Am schärfsten prallten die Gegensätze in der J. L. P. aufeinander, wo, wie J. Ramsay Macdonald im Mai 1909 in den Sozialistischen Monatsheften schrieb, „ein Flügel der Ungeduldigen", die „noch nicht antiparlamentarisch waren, in deren Köpfen aber schon alle Keime antiparlamentarischer Begriffe spielten", anfing, Ordnung und Disziplin zu untergraben. „Diese Gruppe fiel", um wieder Macdonald zu zitieren, „auf die Agitationssprache zurück, die von der sozialdemokratischen Partei vor der Gründung der J. L. P. geübt worden war und die ganze Bewegung zum Stillstand gebracht hatte; die Kritik dieser Gruppe bestand nicht in der Frage, warum tut die Arbeiterpartei nicht mehr, vielmehr in der Frage, warum schreit sie nicht mehr." Kurz es machte sich der radikale

Bodensatz, der notwendig in jeder sozialistischen Organisation vorhanden ist und der hier durch einen Wahlerfolg aufgerührt worden war, lebhaft bemerkbar. Als dann die erfahrenen Führer der J. L. P. nicht mehr sicher waren, ob sie die Bewegung würden meistern können, handelten sie sehr klug. Sie ließen es gar nicht zum Äußersten kommen, sondern legten, es war im Frühjahr 1909, ihre Ämter nieder, um, wie Macdonald ausführte, „die Freiheit zu gewinnen, die Partei aufzufrischen." Mittlerweile errang die Arbeiterpartei im Parlament aber gerade unter der Führerschaft der zurückgetretenen J. L. P.-Führer nicht unbeträchtliche Erfolge im Sinne einer sozialen und stellenweise fast sozialistischen Arbeiterpolitik. Es wurde — ein Menschenalter nach der deutschen — eine Altersversicherung geschaffen. Der Anfang einer recht sozialistisch angehauchten Landgesetzgebung wurde gemacht. Der ländlichen Kleinsiedelungspolitik der Regierung wurde das Enteignungsrecht als Waffe gegeben, eine Maßnahme, die im Sinne älterer englischer Auffassungen geradezu unerhört ist. Schließlich wurde ein entschlossener Feldzug gegen die Stellung des Oberhauses unternommen, das seinerseits begonnen hatte, sich mehr und mehr gegen den steigenden sozialistischen Einfluß zur Wehr zu setzen. Das alles zusammen gab den Führern ihre Gefolgschaft zunächst wieder mehr in die Hand. Nachdem jetzt aber das Bollwerk des Oberhauses gefallen und doch der sozialistische Staat immer noch nicht aufgerichtet ist, werden Anzeichen neuer Kämpfe im englischen Sozialismus, insbesondere in der J. L. P., bemerkbar. Als davon unabhängig muß das Streikfieber angesehen werden, von dem England im letzten Sommer geschüttelt wurde. Hier mag wohl das stetige Anwachsen sozialistischer Grundstimmungen in den Arbeiterkreisen mitgewirkt haben. Aber die Bewegung ging keineswegs von den sozialistischen Organisationen aus und ist auch nicht von ihnen geleitet worden. Es handelte sich in der Hauptsache um einen gewerkschaftlichen Kampf. Gewerkschaften und Sozialismus sind aber in England, wie gezeigt wurde, immer noch nicht in dem Grade identisch wie in Deutschland. Die neuerdings aufgezogene Gewitterstimmung in der J. L. P. ist vielmehr auf ähnliche Ursachen zurückzuführen wie die Krisis von 1909. Wieder ist jener radikale Bodensatz in der Bewegung aufgerüttelt worden. Die Erfolge der Arbeiterpartei, namentlich in der Oberhausfrage, sind vielen J. L. P.-Männern in die Köpfe gestiegen. Gleichzeitig ist durch die Ausbreitung und Vertiefung der Bewegung die Resonanz für diesen „Flügel der Ungeduldigen" stärker geworden. Aus den Reihen der radikalen sozialdemokratischen Partei wird natürlich lebhaft dazwischen gehetzt. Diese hat sogar den Zeitpunkt für gekommen erachtet, einen großen Fischzug zu tun. Sie hatte vor einiger Zeit einen Einigungskongreß der englischen Sozialisten nach Manchester berufen. Die J. L. P. und die Fabische Gesellschaft lehnten es ab, sich offiziell zu beteiligen. Es haben aber Bezirksorganisationen der J. L. P. an der Konferenz teilgenommen, sie haben die „Einigung" mitbeschlossen und werden nun innerhalb der J. L. P. erneut gegen die Parteileitung vorgehen. Auf dem nächsten, vermutlich zu Ostern stattfindenden Parteitage

wird es daher wohl zu heftigen Kämpfen, wenn nicht gar zu einer Spaltung kommen. Trotzdem wird der Radikalismus nicht dauernd Einfluß auf den Fortgang der sozialistischen Bewegung bekommen, es sei denn, daß sich der Charakter des englischen Volkes unter dem Einfluß kontinental-sozialistischer Methoden stark verändern sollte. Einstweilen wird man immer noch sagen können, daß auch in der Zukunft jener undogmatische, aber praktische und nüchterne Sozialismus, wie er sich unter den englischen Verhältnissen entwickelt hat und wie ihn die Arbeiterführer auffassen, der Sozialismus der englischen Arbeiter sein wird.

Dieser Sozialismus ist, um ihn noch einmal kurz zu charakterisieren, nach einer bezeichnenden Äußerung J. Ramsay Macdonalds zu dem Verfasser: „An outlook, not a dogma" ein Ausblick, kein Dogma. Er weist wohl einzelne Züge einer religiösen Bewegung auf, aber er hat sich bisher weder fanatisch noch intolerant gezeigt. Er ist in seiner Art und in seinen Zielen durchaus national. Gelegentliche internationale „Extratouren" in der Theorie ändern daran nichts. Er hat seine Freude nicht an Prinzipien, versucht auch nicht die Verhältnisse in das Prokrustesbett von Prinzipien zu zwängen, sondern ist ganz und gar opportunistisch und realistisch. Er macht aus der sozialistischen Lehre keinen Fetisch, sondern nach Möglichkeit einen täglichen Gebrauchsgegenstand. Von seinen Gefolgsleuten verlangt er keinen Fahneneid, sondern es genügt ihm vollkommen, wenn sie ihm tatsächlich folgen. Er tritt nicht auf im roten Garibaldi-Hemd und droht der bürgerlichen Gesellschaft nicht mit Tod und Vernichtung, sondern er sucht mehr zu lehren und zu überzeugen. So führt er keinen Klassenkampf, sondern schiebt diese Theorie wie so manchen anderen theoretischen Plunder mit einer ruhigen Handbewegung beiseite. Das kann aber dem Fortgang der Bewegung in England nur nützlich sein.

Wie sich der nun gestalten wird? Beim Suchen nach einer Antwort auf diese Frage verläßt man den Boden der Tatsachen und der Gegenwart. Es ist ungemein schwierig, sich darüber ein einigermaßen begründetes Urteil zu bilden, welchen Gang in der Zukunft eine Bewegung nehmen wird, die, obwohl sie allmählich bestimmtere Züge zeigt, doch in sich selbst immer noch im Fluß ist, die natürlich noch auf vielerlei Widerstände stoßen wird und die, wie die politische Entwicklung eines Volkes überhaupt, der Einwirkung von Umständen und Ereignissen ausgesetzt ist, die in keiner Weise vorausgesehen werden können, oft aber unvermutet und unabwendbar eintreten. Der Versuch, die Tendenzen der sozialistischen Bewegung in England aus ihrer bisherigen Entwicklung und den gegebenen Umständen aufzuzeigen, muß demnach notwendig einen sehr hypothetischen Charakter tragen.

Wenn die Dinge ihren Gang wie bisher nehmen, wird also der organisierte Sozialismus in England zunächst wohl keine nennenswerten Fortschritte machen. Nachdem er mit den Bergarbeitern die letzte große Gruppe der Gewerkschaften sich angegliedert hat, ist er für einige Zeit sozusagen saturiert. So wird er sich wohl darauf verlegen, die Gewerkschaften, zu denen er einstweilen äußerlich

ja nur in einem Föderativverhältnis steht, mehr und mehr auch zu innerlichen, bewußten und erklärten Anhängern seiner Lehre zu machen. Bis zu einem gewissen Grade ist ihm das ja schon gelungen. Obwohl die Gewerkschaften als solche und heute auch noch die Mehrzahl der einzelnen Gewerkschaftler ein Bekenntnis zum Sozialismus ablehnen, und obwohl ein solches Bekenntnis ausdrücklich nicht zu den Erfordernissen für die Mitgliedschaft bei der Arbeiterpartei gehört, haben die Gewerkschaften sich doch praktisch schon auf einen sozialistischen Boden gestellt, indem sie für einen Beschluß stimmten, durch den die Arbeiterpartei im Januar 1908 als ihr Ziel erklärte:

„Die Sozialisierung der Produktionsmittel, die Kontrolle über Verteilung und Austausch der Güter im Interesse der Gesamtheit in einem demokratischen Staat und die vollständige Befreiung der Arbeit von der Herrschaft des Kapitals und der Grundherren, zugleich mit der Aufrichtung sozialer und wirtschaftlicher Gleichheit zwischen den Geschlechtern."

Trotzdem sind, wie gesagt, weite Gewerkschaftskreise ehrlich der Meinung, daß sie nicht Sozialisten sind. Daß sie es doch sind, davon diese Kreise zu überzeugen, wird sich der organisierte Sozialismus jetzt besonders angelegen sein lassen. Er wird aber gleichzeitig auch versuchen, die Arbeiter außerhalb der Gewerkschaften mehr, als bisher gelungen ist, an sich heranzuziehen, ebenso Gruppen, die sich nicht zu den Arbeitern zählen, aber doch auch zum Proletariat im Sinne von Marx gehören. Diese Schichten zählten zum Teil bis heute deshalb nicht, weil sie kein Wahlrecht hatten. Je näher aber das wirkliche allgemeine Wahlrecht rückt, desto mehr wird der organisierte Sozialismus sich für sie interessieren.

Damit kommt man zu der Frage, welche politischen Ziele der Sozialismus in England in der nächsten Zeit verfolgen wird. Diese Frage hängt aufs engste mit der anderen zusammen, wie sich sein Verhältnis zur liberalen Partei gestalten wird. Das aber wiederum bestimmt sich danach, inwieweit die Liberalen dem Sozialismus Zugeständnisse machen.

Die Stellung der Arbeiterpartei zur liberalen Regierung ist heute a priori eine andere als im Parlament 1906 bis 1909. Damals brachte sie ihre Wünsche vor und die Regierung befand nach Gutdünken, wenn auch stark unter dem Eindrucke, daß mit dem neuen Faktor sehr gerechnet werden müsse. Seit dem Januar 1910 ist die Arbeiterpartei eine der Stützen der Regierung. Das ist sie nicht in dem Sinne, als stütze sich eine Koalitionsregierung auf sie als auf eine der koalierten Parteien. Die Sprecher der Arbeiterpartei werden vielmehr nicht müde, immer und überall zu erklären, daß die Partei der Regierung völlig unabhängig gegenüberstehe, daß sie keineswegs auf die Regierungspolitik schlechthin Rücksicht nehme, sondern daß sie nur einzelne Regierungsmaßnahmen kenne und diese je nach Befund annehme oder ablehne. Das ist ja wohl die Absicht. Aber das Verhältnis der Arbeiterpartei zur liberalen Partei ist doch kein so einfaches, wie es danach den Anschein hat. Wenn die Arbeiterpartei keine andere Politik hätte als die, abzuwarten, was die Regierung unternimmt und dann

entweder ja oder nein zu sagen, dann müßte sie wohl auch den gleichen Standpunkt einnehmen, wenn einmal eine konservative Regierung sich wieder aufgetan hat. Eine solche Politik aber, bei der automatisch einfach der Maßstab des Prinzips an die einzelnen Dinge gelegt wird, ganz unbekümmert darum, von wem sie betrieben werden und im Rahmen welcher Gesamtpolitik, die paßt absolut nicht in die parlamentarischen Verhältnisse Englands. Sie kann etwa von einer Partei, wie die der irischen Nationalisten, getrieben werden, die nur auf einen einzigen Programmpunkt gewählt ist, nur ein Ziel hat und sich auflösen muß, wenn dies Ziel erreicht und sichergestellt ist. Aber eine Gruppe wie die Arbeiterpartei, die letzten Endes den völligen Umbau des Staates und der Gesellschaft plant, kann auf die Dauer nicht so verfahren, weil sie sich damit nur selbst schädigen würde. Wenn sie nämlich nicht lernt, daß man in der Politik mitunter fünf gerade sein lassen muß, dann würde sie es bei der jetzigen parlamentarischen Lage bald dahin gebracht haben, daß die liberale Regierung das Spiel aufgeben muß. Die Führer der Arbeiter wissen aber recht gut, daß sie unter einem konservativen Regiment noch mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, auch wenn die Konservativen sich das neue soziale Mäntelchen, das eben beim Schneider in Arbeit ist, umgehängt haben werden. Sie wissen, daß die konservative Partei die Partei der konsolidierten, wohl fundierten Interessen ist und daß diesen Interessen eine größere Widerstandskraft innewohnt, als den aus heterogenen Elementen zusammengesetzten Liberalen. So ist also die Zwangslage der liberalen Regierung nicht so drückend, als es den Anschein hat. Wenn die Arbeiterpartei auch theoretisch ihre völlige Unabhängigkeit proklamiert und gelegentlich, wenn es weiter keinen Schaden anrichten kann, auch einmal demonstrativ gegen die Regierung stimmt, so ist sie im ganzen doch genötigt, eine mittlere Linie zu gehen und hat ein gewisses Interesse daran, der Regierung keine ernsthaften Schwierigkeiten zu bereiten. Das ist so lange möglich, als es den Führern gelingt, diese Verhältnisse den Massen ihrer Wähler klarzumachen. Zeitweise, wenn eben jener „Bodensatz" irgendwie aufgerührt worden ist, mag ihnen das auch nicht mehr gelingen. Dann wird die Entwicklung der inneren Politik Englands Rückschläge durchmachen. Schließlich aber liegt es doch schon in der Natur der beiden großen Parteien, daß die Arbeiterpartei eine liberale Regierung der konservativen doch immer wieder vorziehen wird, weil sie hier mit der Fabischen Durchsetzungspolitik weiter kommt. Auf diese Weise muß schließlich der Zeitpunkt kommen, da zwischen Liberalismus und Arbeiterpartei praktisch nicht mehr allzuviel Unterschied besteht. Dann stünde dem Verschmelzen beider Organisationen außer Personenfragen nichts im Wege. Tatsächlich gibt es auch unter den sozialistischen Führern Leute, die in einer solchen Verschmelzung eine der Möglichkeiten der Entwicklung sehen. Personenfragen aber sind in England vielleicht wichtiger noch als anderswo. Ohne Kenntnis der persönlichen Beziehungen und Familienverbindungen kann man weder Vergangenheit noch Gegenwart der

englischen Geschichte völlig verstehen. So wird es möglicherweise zunächst einmal erst zu Koalitionsregierungen kommen. Die Aufnahme John Burns in das Kabinett Campbell-Bannerman war von seiten des verstorbenen Sir Henry sicher als ein erster Versuch dieser Art gedacht. Er wird aber als ein solcher von der Arbeiterpartei heute wenigstens nicht mehr anerkannt. Unter seinen früheren Genossen gilt der Präsident des Local Government Board als ein Verlorener. Es würde allerdings vermutlich gerade den Klügsten unter ihnen, wenn sie einmal den Kabinettsrang erreichen sollten, nicht anders ergehen als Burns. Auch sie würden mit dem Amt Wandlungen durchmachen, die sie heute nicht für möglich halten. Wie dem aber auch sei, Burns ist zwar der erste, aber jedenfalls nicht der letzte aus sozialistischem Milieu entstammende Arbeiter, der in einem englischen Kabinett sitzt.

Ein engeres Aneinanderrücken der Arbeiterpartei und der liberalen Partei ist eine der Möglichkeiten. Eine andere wäre gegeben, wenn sich die auch in der liberalen Partei vorhandenen fundierten Interessen als kräftig genug erweisen, um schließlich doch sich energisch zur Wehr zu setzen. Dann würde von seiten der Arbeiterpartei ohne Zweifel an die Stelle der Durchsetzungspolitik eine Sprengungs- und Verdrängungspolitik gesetzt. Damit würde sich freilich die ganze Richtung, die die sozialistische Bewegung in England bisher genommen hat, ändern müssen. Das gäbe Zeitverlust, brächte den Konservativen Chancen und wäre dem englischen Geist weniger zusagend. So darf man eine solche Wendung wohl nur als die ultima ratio des Sozialismus ansehen, zu der er vermutlich nicht wird greifen müssen, denn die „Durchsetzung" der Liberalen Partei ist, wie mehrfach gezeigt wurde, stellenweise schon recht weit gediehen. Die Land-, Steuer- und die Verfassungspolitik der Liberalen erfreut sich fast unumschränkter Zustimmung bei der Arbeiterpartei. Lange wird es wohl nicht mehr dauern, bis sie auch auf die Eisenbahnpolitik der Sozialisten eingehen, d. h. die Verstaatlichung der Verkehrsmittel in die Hand nehmen werden. Und was vielen unter ihnen im ganzen als Ideal vorschwebt, das hat, ohne Widerspruch zu finden, einer der jüngeren Minister, der Unterstaatssekretär im Board of Education, Mr. Trevelyan, kürzlich in Coventry also ausgeführt: „Die wahre, innere Meinung dessen, was die liberale Partei jetzt tut, ist, daß sie ein System einrichten will, ein neues System, vermittels dessen das Land von der Masse der einfachen Leute regiert werden kann, die da den Druck des Lebens aus Erfahrung kennen." Mr. Trevelyan befand sich vermutlich in einem Stadium oratorischer Erhobenheit, als er diesen Satz aussprach. Immerhin ist bezeichnend, daß er ihm überhaupt auf die Zunge kommen konnte.

Versucht man, zusammenzufassen, so ergibt sich, daß der Sozialismus in England praktisch mindestens gerade so weit gekommen ist, wie etwa in Deutschland. Nicht mit internationalen, sondern mit typisch englisch-nationalen Methoden ist das geschehen. Er hat sich nicht in den Kopf gesetzt, einen „großen Kladderadatsch"

herbeizuführen und aus den Trümmern mit starker Faust das neue Paradies zu errichten. Er hat sich im Gegensatz zu dem deutschen Sozialismus nicht in einen Kampf mit der hergebrachten Staatsform der Monarchie eingelassen und infolgedessen dem Aufstieg des vierten Standes nicht von vornherein manche Wege verbaut. Er hat große, einheitliche sozialistische Organisationen nicht schaffen können und vielleicht auch gar nicht wollen. Doch hat sich der britische Sozialismus mit Vorteil alter vorhandener Organisationen bedient, um seine Ideen der Durchführung näher und näher zu bringen. Umbauen, Anbauen, nicht Niederreißen und Neubauen, das war seine Parole. Die englische Verfassung und das englische Recht sind niemals systematisch kodifiziert worden. Die erfolgreichen englischen Sozialisten haben niemals die Marxschen Institutionen und Pandekten des Sozialismus rezipiert.

Wir wären indessen doch wohl ungerecht gegen uns selbst, wenn wir behaupten wollten, daß wir unsere so ganz anders geartete Sozialdemokratie verdienen. Wir wären auch ungerecht gegen die Menschen, die unsere Sozialdemokratie ausmachen, wenn wir es ihrer ganz besonderen Niederträchtigkeit zuschreiben wollten, daß die deutsche Sozialdemokratie so ist, wie sie ist. Vielmehr hat wohl jedes Land den Sozialismus, dessen besondere Erscheinungsform sich aus einer Summe von Verhältnissen, Umständen und Tendenzen ergibt, die zu schaffen oder zu ändern nicht durchweg in den freien Willen eines Volkes gestellt ist. Wir leben in Deutschland nicht auf einer Insel. Das erfordert an und für sich eine straffere Konzentrierung der Kräfte, eine stärkere Betonung des Staatsgedankens. Wenn einer Nation diese Einsicht fehlt, dann geht es ihr, wie es dem deutschen Volk Jahrhunderte hindurch gegangen ist. War aber dann die Einsicht da, machte sie sich im Leben unserer Nation geltend und stieß mit einer Bewegung wie die sozialistische zusammen, dann mußten sich tiefere Gegensätze und heftigere Kämpfe ergeben als in England, wo die nützliche Scheindemokratie einen im ganzen ruhigeren Gang der Staatsmaschine von vornherein gewährleistet und wo man sich eben, als auf einer Insel, eine derartige Regierungsform leisten konnte. Wenn also England vermutlich früher als Deutschland und eher ohne ernstere Komplikationen zwar nicht zu einem sozialen Frieden — den gibt es überhaupt niemals unter Menschen — aber zu einem besseren sozialen Gleichgewicht kommt, dann verdankt es das letzten Endes nicht der größeren Weisheit des englischen Volkes, sondern, wie so vieles andere, den günstigeren natürlichen Bedingungen, unter denen es erwachsen ist und auch weiterhin leben wird.

Ein Später Derer van Doorn

Von Carl Hauptmann

Neuntes Kapitel

Draußen leuchtete der helle Morgen.

Als Hieronymus im Morgengrauen ins Hotelzimmer eingetreten, hatte er ſich, wie er ging und ſtand, erſchöpft übers Bett geworfen. Nun war er aus einem jachen, gepeinigten Schlafe aufgeſchreckt.

Ein Lärm, der den im Schlafe gehetzten Prieſter noch beängſtigender überfallen, hatte ihn ans Fenſter getrieben. Fahl und zitternd bog er den Vorhang zurück.

Unten auf der Straße ſtand ein Menſchenhauf um ein gefallenes Pferd gaffend verſammelt. Männer ſchrien, um dem gemarterten Tiere wieder auf die Beine zu helfen.

Hieronymus kam nicht zu ſich. Hart und leer kroch ſein Blut in den Adern.

Er ſtarrte nur nieder in das Menſchengewühl, ohne ſich auf irgend etwas beſinnen zu können. Und ſtarrte dann ewig auf die Kerze vom Nachttiſch, die zu einem winzigen Stumpf herabgebrannt, noch mit blaſſem Schemen leuchtete.

In dieſer Stunde konnte kein Helfer der Seele rufen.

Ein gewalttätiger, harter Sinn ergriff ihn.

Als er aus dem Hotel ausging, dachte er nicht mehr daran, etwas zu ſich zu nehmen.

Er lief ohne Ziel. Jetzt gleichſam getrieben von der ſinnloſen Zerrüttung, die ſein Blut erbarmungslos ausfüllte.

So ſtand er bald vor einem Waffenladen.

Gewehre waren in ſchöner Ordnung nebeneinander geſtellt. Dolche von eingelegter Arbeit lagen im Schaufenſter ausgebreitet. Revolver hingen zur Rechten und Linken.

Um Hieronymus klang nur jetzt die freche Stimme des nüchternen Tages. In ſeinen Mienen nagte eine ſtumme, bleiche Rachſucht.

Hieronymus ſchritt haſtig die beiden Stufen in den Waffenladen empor. Er redete leiſe und dumpf nur ſo hin, daß irgendwo ein Forſtmann wäre, der einen dieſer koſtbaren Revolver brauchte und murmelte höhniſch Worte in die Luft.

Der alte, grauhaarige Waffenſchmied war ſehr devot vor dem jungen Geiſtlichen und war heimlich ſehr verwundert.

Aber Hieronymus ging mit bleichem Lachen sofort wieder zur Tür zurück, als er den Revolver an sich genommen.

„Sie vergessen die dreizehn Franken, Ehrwürden!" sagte der alte Graukopf freundlich.

„Ja so!" sagte Hieronymus dumpf.

Er hatte den einzigen Fünfzigfrankenschein in Zahlung gegeben, den er noch bei sich trug.

„Ich bin immer in Gedanken," sagte er und versuchte den Waffenschmied anzulächeln. „Entschuldigen Sie nur!"

„Ich habe nichts zu entschuldigen, Ehrwürden!" sagte der alte Waffenschmied.

Hieronymus hatte die Worte des Waffenhändlers gar nicht mehr gehört.

„Ich werde den Herrn Minister töten, wie ein Echter van Doorn," redete es in ihm. „Und dann werde ich mich töten . . . und die Edeldame wird gar nicht ahnen, daß ein Geistlicher auch ein Held sein kann!" Solche Worte trieben sich um in ihm.

Aber er irrte doch nur sinnlos lächelnd in der Menge weiter.

Der Strom der Menschen hatte ihn willenlos mit in ein großes, eisernes Portal hineingetrieben.

Es war ein mächtiges Kaufhaus durch viele Etagen.

In Hieronymus' Sinnen kroch eine feile Neugier auf. Er begann die tausend Dinge, die jetzt um ihn lagen, ein jedes einzelne Ding, lüstern und aufdringlich anzusehen.

Die Verkäuferinnen allenthalben boten ihm sehr gefällig ihre Dienste an.

Sein Gesicht war krankhaft zerfurcht. Seine nervigen Hände waren zerfahren und ruhelos. In der rechten Tasche seines Priesterrockes preßte er noch immer den Revolver. In der linken Tasche zerkrümelte er welke Blumen, die ihm einmal Frau Hartje am Strande in die Hand gelegt.

Er begriff noch immer gar nichts.

Er hatte nur lange vor den kostbaren Teppichen gestanden und ging dann langsam durch blanke Möbelstücke.

Er erinnerte sich jetzt an niemand.

Er war auch in die Abteilung der Goldschmiedewaren eingetreten, wo kostbare Stücke zum Teil unter Glas lagen.

Das bunte, juwelische Funkeln und Blinken begann ihn unversehens im Blute zu prickeln wie mit feinen Nadelspitzen.

Zum ersten Male wieder, daß ein Gefühl in ihm aufkam.

Eine kleine erlesene Berlocke blitzte in Hieronymus Augen wie eine geile Lockung.

Das Kleinod bestand aus einer gold- und steinverzierten Reiterfigur, die auf einem großen Rubin befestigt war.

Hieronymus' jähe, entzündliche Blicke begannen in ihrer ausgehöhlten Einbildungskraft mit dem Kleinod ein Spiel.

Aber wie er aus seiner lüsternen Vertiefung erwachte, war er scheu und wie ertappt sofort von den Juwelen hinausgetreten.

Und doch kam er auf einem anderen Wege bald dahin zurück.

Seine Augen begannen in lässiger Gaukelei neu an der Berlocke herumzusehen und herumzudüfteln.

Es war eine feine Glasglocke über das Juwel gestülpt.

Auch an der Glasglocke versuchten sich seine Augen eine Weile zu schaffen zu machen, sie in Gedanken einen ganz unsichtbaren Spalt einmal emporzuheben.

So hatte der junge Priester mehrere Minuten sinnlos vertieft davorgestanden.

Aber als ihm die Verkäuferin andere Kleinodien sehr verbindlich zur Ansicht hinhielt, hatte Hieronymus seinen bohrenden Blick auch auf die Spangen und Agraffen geheftet und sie und die Verkäuferin belächelt.

Und doch konnten sich seine inneren Blicke, auch wie er jetzt unter den Möbeln stand, von der blinkenden Berlocke heimlich nicht mehr lösen. Sie versuchten die Berlocke richtig aus dem Glasgefängnis herauszuexkamotieren.

Hieronymus sagte das Wort „Glasgefängnis" pfiffig vor sich hin, so daß in seinem beschäftigten Gesicht von dem Augenblicke an der sinnlos befriedigte Ausdruck nicht mehr zu verschwinden schien.

Nun war Hieronymus schon zum dritten Male zu den Goldschmiedestücken zurückgekehrt.

Jetzt kam der Augenblick, der seine Pulse jach antrieb.

Seine Hände krampften sich. Seine Blicke wurden wie Stein.

Und weil keine Verkäuferin mehr das hütende Auge auf den jungen bleichen, zernagten Mann im Priesterrock geheftet hielt, weil gerade ein Kreis vornehmer Herren und Damen die Verkäuferin umringte, trug der Priester den köstlichen Raub, den seine Augen sich in ihrer tiefen Lüsternheit ausgesonnen, längst mit weihevollem, heiligen Gange die Treppen des Kaufhauses nieder.

Jetzt stand er schon vor dem Wirt seines Hotels.

Er hatte eine ganz freudige Miene. Er sah sehr stolz aus.

Er zögerte eine Weile, und sagte dann mit priesterlicher Herablassung, daß er sich nicht genug mit Gelde versehen. Dann sah er das kostbare Kleinod an, das er in einem leeren Hausflur eilig an seiner Uhr befestigt hatte und bot es zum Pfande.

Der Wirt war sehr gefällig und half seinem priesterlichen Gaste mit reichlichem Gelde aus der Verlegenheit.

So hatte Hieronymus van Doorn bald den Priesterrock in einen vornehmen Herrenrock verwandelt. Am Nachmittag saß er unter den Gästen des Café Imperiale auf der Straße zum Opernhaus.

Er sah aus wie ein Edelmann.

Den Abend hatte er zuerst im Opernhause ein großes Ballett angesehen.

Nun irrte er durch finstere Straßen, scheu wie ein vornehmer Schatten.

Das Sternenlicht fiel spitz in die Häuserschlünde hinab.

An einem alten, finsteren Hause, das ihm der Portier genau bezeichnet, hatte er ein bronzenes Furienhaupt, darum als Ring eine Bronzeschlange lag, lange angestaunt.

Dann hörte man in der Finsternis der Gasse mehrere dumpfe Schläge.

Wie sich das schwere Tor lautlos im tiefen Dunkel auftat, fiel ein kleiner Lichtschein heraus, der Hieronymus' Schatten an die kahle, fensterlose Mauer von gegenüber warf.

Der Blick eines kalten Frauenauges verständigte ihn ohne Worte, so daß er sogleich durch den langen Gang vorwärtsging, der unheimlich und gewölbt schien.

Hieronymus' Herz schlug so hart gegen seine Brust, daß er eine Weile wähnte, es wäre ein fernes Hämmern.

Dann trat er in spiegelnde, erleuchtete Räume ein. Schimmernde Frauen in seidigem Glanze lachten ihm allenthalben entgegen. Die meisten schienen hell und blond wie Hartje. Eine war von zitronengelber Hautfarbe, hatte dunkles Haar und war wie eine Katze schlank und geschmeidig in ihren Bewegungen. Sie tanzte im Kreise, indem sie dazu das Tamburin schlug. Die anderen Frauen saßen in Seiden und Spitzen um die Tanzende, schlugen in die Hände und sangen dazu die Endzeile. Der elegante Herr Hieronymus van Doorn trat lachend in den Kreis, den Seidenzylinder in den Nacken geschoben, schlug auch in die Hände und begleitete bald den Tumult wie die anderen vornehmen Lebemänner, die herumstanden.

Scham war nicht im Raume. Man konnte sich hier dreist in die Augen sehen und an jedes Leibe prüfend herabblicken.

Eine junge, anmutige Dirne mit blauen Augen, die zwei dicke, gelbe Zöpfe um ihren Kopf geschlungen trug, hatte Hieronymus einen Schlag auf den Rücken gegeben, ihn lustig um sich selber gedreht und hatte ihn dann in ihre fleischigen Arme aufgehoben und in feierlich drolligem Gange auf das Sofa getragen.

Man trank. Man kreischte Lieder zum Weine.

Auch Hieronymus schrie.

Weil Hieronymus mit Geld prahlte und nicht zurückhielt, hatten sich auch andere Dirnen an seinen Tisch hinzugefunden. Hieronymus und Hartje, denn so hieß zufällig die blonde Person, die ihn aufs Sofa getragen, hockten ineinander gewunden. Eine der Damen tanzte unterdessen auf dem Tische über Gläser und Flaschen hinweg. Allen erschien Hieronymus wie ein besonders vornehmer Herr, der das Tollsein verstünde.

Aus den Weingeistern stieg das Wirrsal, daß man sich jetzt neu umeinander schwang. Und daß der junge Priester in verzehrter Sucht vollends Hartje umfaßt und sie jäh und ungebärdig in ihre Kammer gerissen hatte.

* * *

Hieronymus van Doorn war wie in ein tiefes, abgründiges, hoffnungsloses Dunkel versunken.

Er war ganz ausgeblasen. Von ferne nur schien es, als wenn er in tiefster Hölle irgendwo begraben läge.

Die Wölbung der Finsternisse war aus schwerem Urgestein und preßte ihn.

Ein heißes Brennen wie der furchtbarste Durst trocknete seinen Gaumen.

Wer ihn gesehen hätte neben der blonden Hartje, die auch im Schlafe lag, hätte auf einen in der Qual der Entbehrung lallenden Mund und in ein Gesicht des bleichen Entsetzens gesehen.

Der Schlaf war nicht der Tod, er war die Verdammnis.

Rings herrschte tiefe Nacht. Das kleine Gewölbe lag in tausend grauen Schatten.

Durch die Fenster dämmerte die Graunacht.

Hartjes Atem ging gleichmäßig und hörbar.

Hieronymus' Atem schien nicht mehr zu leben.

Nur tiefste Stille drinnen und draußen. Die Stadt schlief dem Morgen zu.

Und Hieronymus fühlte nur von ferne, daß er irgendwo im Grabe läge und nicht von den Wunden und Schwären erwachen könnte.

Und es kam ein Dröhnen.

Die Wölbung gab es kaum erst als Ton. Nur wie ein Surren.

Und Hieronymus träumte, daß Männer bei ihm stünden über seinem Grabe. Und daß einer mit der Hand auf ihn wiese und zum anderen laut sagte: „O Herr, er stinket schon!"

Da schlug wieder ein gewaltiges Dröhnen und Surren aus der Höhe in Hieronymus' tiefste Finsternis.

Und Hieronymus träumte, daß die beiden Männer, die über sein Grab sich beugten, Jesus Christus und Johannes selber wären.

Und er lag lange starr mit Schwären und Wunden im finsteren Grabe.

Aber das Dröhnen schwoll und quoll wie Wogen in der Finsternis. Es gab ein Branden und hehres Erklingen. Es war, wie wenn Engelstimmen heimlich sich mischten.

Und Hieronymus träumte, daß Jesus Christus' Gestalt sich tiefer über sein Grab herabbeugte, die bleiche, sanfte Hand nach ihm reckend, mit der er seine Rechte ergriff, und daß Jesus mit freundlichem Augenglanze sagte: „Lazare, komm heraus!"

Da war ein Gewimmel von Tongewalten, die nun um Hieronymus geschlossene Augen sich zu ergießen begonnen. Die anschwollen und ebbten und brandeten. Und die Nachtluft erzittern machten. Und Hieronymus' Blut gleich mit Eiskälte trafen und vollends erweckten.

Die Domglocken dröhnten ihren Frühgesang.

Hieronymus sprang aus dem Bette.

Er sah sich nicht um.

Er warf die Kleider über.

Er floh in die Morgenluft.

Er war an demſelben Tage ſchon wieder in der Heimat.

Wie er durch ſein Dorf ſchritt, ſahen ſeine Fiſchersleute, daß ſein Haar weiß geworden.

* * *

Am anderen Tage nach langem Faſten und blutiger Kaſteiung war Hieronymus zum Biſchof gefahren.

Der Kirchenfürſt war über den Anblick des zermarterten, vernichteten Menſchen bis ins Innerſte erſchrocken. Er mußte ſich lange bemühen, Sinn in Hieronymus gehetzte Worte zu bringen.

Wie der würdige Herr alles begriffen hatte, war er zunächſt befliſſen, die irdiſchen Spuren der begangenen Verbrechen noch vor dem völligen Ruchbarwerden auszutilgen.

Das iſt ihm auch unſchwer gelungen.

Und vor allem hatte er Hieronymus tiefe Entwürdigungen auferlegt, wodurch die gräuliche Sündenlaſt langſam gebüßt werden ſollte.

Als im beginnenden Frühling Herr und Frau Kroen wieder in ihr Strandſchlößchen einkehrten und am Strande entlangritten, hatten ſie bald den Pfarrer des Dorfes begegnet.

Sie wußten zuerſt nicht, ob ſie recht geſehen.

Aber wie ſie ihn mit zutraulichem Gruße grüßten, war der zernagte Menſch mit ſcheuer Gebärde, und als wenn er vor dem Glanze der Höllenkönigin auf der Hut wäre, an ihnen vorübergehaſtet.

Wer ihn ſah, ſah einen, der nicht mehr jung ſchien, nur zerfurcht von dem Hunger nach Reinheit, einen ganz in ſich Gekehrten und Verzehrten, der nur immer neu die heimlichen Qualen niederrang.

Jetzt war Hieronymus wirklich ein Gebetsrufer aus der Tiefe ſeiner Seelenſchande geworden, von der ihn kein Biſchof und keine irdiſche Sündenvergebung mehr löſte, einer, der die heiße, heilige Anklammerung an die Verheißung der göttlichen Gnade nur lebte und litt, wie eine flüchtige Spanne Heil in der Jagd ſeiner immer neu aufwachſenden Gewiſſenspein.

Eines Tages, ein zwei Jahre nachher, hatten an einem Weihnachstage die Fiſchersleute in der Dorfkirche vergeblich auf Hieronymus gewartet. Er war nicht vor dem Altar erſchienen. Wie man ins Pfarrhaus eindrang, fand man ihn halb entblößt, den Rücken mit blutigen Striemen bedeckt, in ſeinem Schlafzimmer vor dem Kreuze erſtarrt auf der Diele liegen, mitten aus der Inbrunſt ſeiner Zerknirſchung mit ſanfter Hand in die ewige Ruhe gebettet.

Auf Conrad Ferdinand Meyers Spuren

Eine Reiseskizze von K. Weland

Als im Frühsommer unser Entschluß gefaßt war, die Erholungsreise vorigen Jahres nach dem Oberengadin zu richten, erschien uns Bewohnern des Rheinlandes der Reiseweg über Zürich als der geeignetste; Zürich, auf dessen Ütliberg wir schon einmal im Angesicht der abendlich erglühenden Schneefirnen unvergeßliche Augenblicke erlebten und in dessen Nähe der vielgeliebte Meister Conrad Ferdinand gewohnt und geschaffen hatte. Und bald erwuchs aus dem ersten Entschluß der zweite, bei dieser Gelegenheit des Dichters Wohnort Kilchberg am Züricher See und die Stätten seiner auf dem heimatlichen Schweizerboden spielenden Dichtungen aufzusuchen; durften wir doch hoffen, auf diesem Wege den längstvertrauten Gestalten und Vorgängen neues Interesse und greifbares Leben zu verleihen, gleichzeitig aber auch ihrem unvergeßlichen Schöpfer menschlich näherzukommen.

Rasch trug uns eines Morgens das weißschimmernde stattliche Dampfboot „Stadt Zürich" nach Bendlikon hinüber, dem traulich am Seegestade ruhenden Dörfchen mit seinen rosenumrankten Gartenterrassen, und es galt nun, in dem auf der Höhe liegenden Kilchberg des Dichters Grab und Wohnhaus zu finden. Für ersteres diente uns der altertümliche Turm des Kirchleins mit seinen großen ernsthaften Zifferblättern als Führer; in seinem friedlichen Bereich müsse, so dachten wir, Conrad Ferdinand Meyer seine Ruhestätte haben. Und so war es auch. Anfangs zwar, als wir den von weißer Steinmauer umwehrten Friedhof betraten, schienen wir uns getäuscht zu haben, denn keines der vielen im reichsten Blumenschmuck prangenden Gräber hob sich aus der Menge der übrigen als ein besonderes, des Dichters würdiges hervor. Doch als wir zweifelnd die Kirche umschritten hatten, blieb plötzlich unser Blick wie gebannt auf dem Gesuchten haften: dunkle Zypressen und zwischen ihnen ein hoher schlanker Obelisk aus schwarzem Marmor, an dessem Fuße ein bronzener Lorbeerkranz lehnte. Schlicht und einfach kündet das Grabmal nur Namen, Geburts- und Todestag, darunter die Worte aus dem Johannesevangelium: „Ich lebe und Ihr sollt auch leben." Während wir noch ernst bewegt standen und schauten, zwischen uns und dem Grabe ein breites Geviert, übersponnen von des Dichters geliebtem „Hausgesellen Eppich", hub plötzlich das Geläut des Kirchleins zu tönen an:

— — — — — — — — — —

„Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!"*)

*) Aus „Requiem" von C. F. Meyer.

Wie ein Gruß des toten Meisters drang uns der friedevolle Ton zu Herzen, Tränen innerer Ergriffenheit uns in das Auge treibend. Langsam wandten wir uns ab von der geweihten Stätte, ließen über die niedrige Brüstung der Friedhofsterrasse den Blick hinabschweifen auf die geschäftige Stadt und den schimmernden See, den so vielfach von dem Dichter besungenen, und empfanden tief den Zauber der herrlichen Landschaft: Kein schönerer Ruheplatz konnte gerade für ihn, der so fest im heimischen Boden wurzelte, gefunden werden.

Doch nun drängte es uns, auch Meyers Wohnhaus kennen zu lernen, und dies erwies sich als schwieriger. Zwar hatte uns schon in Bendlikon ein zur Post eilendes Fräulein versichert, oben in Kilchberg werde jedes Kind uns Bescheid geben können. Als wir aber zwei pfiffig blickende Schweizerbuben auf die Probe stellten und, um ihnen zu helfen, schließlich nach dem Hause des Herrn Doktor Meyer fragten, kam statt der Antwort die zögernde Gegenfrage: „Ein Herr Doktor ischt er gsie?“ — Hilfe ward uns wiederum von einer Dame, die, offenbar eine Lehrerin, mit einem Packen Schulhefte und im Gefolge einiger rotbackiger Mädchen daherkam. Sie hieß uns der am Bergesrand entlangführenden Straße folgen, und bald fanden wir nun das unterhalb der Kirche liegende geräumige Anwesen. Ein parkartiger, von alten Bäumen beschatteter Garten geht auf der einen Seite in Obstgelände über, auf der anderen grenzt er an die Hauptfront des Hauses mit ihrem blumengeschmückten Verandavorbau, während der Giebel der Landstraße zugekehrt ist. Entsprechend dem links vom Hause sich ausbreitenden Garten liegt zur Rechten der Hof, eingefaßt von Wirtschaftsgebäuden und überragt von zwei geschwisterlich nebeneinander stehenden riesenhaften Pappeln, vor denen die zierliche Säule eines Brunnens beständig ihr klares Naß sprudeln läßt. Auch hier, wie bei dem vorhin geschauten Grabe, fühlten wir uns innig berührt von der Harmonie der äußeren Dinge mit der Wesenheit der Person: Kein falscher modischer Prunk an dieser Dichterheimstätte, die mit liebevoller Hand aus einem ehemals bäuerlichen Besitztum entwickelt zu sein scheint; alles schlicht und schmucklos, aber doch stattlich und von behaglicher Wohlhabenheit zeugend, wie sie dem Sproß des alten Züricher Patriziergeschlechts gebührte.

Noch lange blieben uns die beiden riesigen Pappeln sichtbar, als wir nachmittags vom Schiffe aus Scheideblicke hinaufsandten nach dem lieblichen Kilchberg. Unsere Fahrt ging nach dem am östlichen Ende des Sees gelegenen Rapperswil, um von da aus die Insel Ufenau, den Schauplatz der Dichtung „Huttens letzte Tage“, aufzusuchen. Die Seelandschaft verändert dort ihren Charakter. Je näher an Zürich, desto mehr glänzt die Flut in heiterer Bläue, die Ufer sind besetzt mit schmucken Ortschaften und die sanft ansteigenden Hänge besät mit bunten Landhäusern, überall ist Leben und blühende Gegenwart. Rapperswil dagegen mit dem hochragenden altersgrauen Schlosse und den in seinem Schutze sich zusammendrängenden Häusern mutet wie ein Bild aus längst vergangenen Zeiten an. Der See ist dort zwar breit, aber auf weite Strecken

mit wogendem Schilf überwuchert und mit einem Steindamm abgesperrt, der der Schiffahrt nur einen schmalen überbrückten Durchlaß gewährt. Und dem Städtchen gegenüber am anderen Ufer des Sees erheben sich düstere Berge, unter ihnen der „Hohe Etzel", an dessen Fuß sich der kleine Ort Pfäffikon schmiegt.

Schon vom Schiffe aus hatten wir die Ufenau und ihre kleinere Schwester, die Lützelau, erblickt, selbstverständlich aber wollten wir das durch den Sang von Huttens Leiden und Sterben geweihte Eiland mit eigenen Füßen betreten. Im kleinen Hafen von Rapperswil fanden wir einen zwölfjährigen Knaben bereit, als „Ferge" unsere eigene Ruderkraft zu unterstützen. Die Sonne neigte sich zum Sinken, als wir über den stillen See dahinglitten, träumerisch wogte das Schilf, und ergriffen von dem schwermütigen Zauber der Abendstunde hätten wir mit Hutten dem kleinen Fergen zurufen mögen:

"Laß, Ruodi, deinen Nachen sachter geh'n!
In klare Tiefen laß mich niederseh'n." —

Die Insel trägt außer einem alten ländlichen Wirtshause mit „schwarzschattenden Kastanien" auf ihren baumumsäumten Matten nur das Kirchlein des heiligen Adalbert und eine Kapelle, die, beide im Jahre 1141 geweiht, schon Hutten altehrwürdig erscheinen mußten. Leise umschritten wir das altersgraue Gemäuer und den von niedrigem Steingehege umzogenen Friedhof, auf dem einst auch Huttens sterbliche Reste bestattet wurden. — Möchten sie nicht von unfrommer Hand vermengt worden sein mit dem Haufen morscher Totengebeine, den wir im düsteren Gewölbe des Kirchturms durch ein Gitterfenster schaudernd wahrnahmen! — Immer stiller und feierlicher wurde es um uns, in unserer Nähe spielten arglos wilde Kaninchen, ein Murmeltier huschte durch das hohe Gras und in der Ferne schimmerte durch die Bäume mattglänzend der See. Die Erinnerung an das einsame Ende des edlen Streiters, an das schmerzvolle und doch sieghafte Erlöschen seines freien Geistes, für alle Zeiten verklärt durch des Dichters markiges Lied, umschwebt uns, und als wir bei einbrechender Dämmerung schieden, klang es in unserer Seele wieder:

„Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Streng blickt am Abend meine Ufenau,
Durch Flutendunkel geisterhaft gestreckt,
Von nahen Bergesschatten zugedeckt.
Verklungen ist der Vesperglocke Schall,
Ein dunkler Friede waltet überall.
Wär' ich ein Jüngling voller Leidenschaft,
Beängstigt von der eignen Lebenskraft,
In Tränen löste sich, was bang und wild,
Ein junges Herz bestürmt, vor diesem Bild.
Nun hab' ich handelnd meine Glut gedämpft,
Den Vesperfrieden hab' ich mir erkämpft

Und schreite, wenn du, Sonne, dich entfernst,
Getrost durch diesen tiefen Abendernst.
In den gestrengen Zügen der Natur
Empfind' ich die verwandte Seele nur."

* * *

Doch ein anderer Meyerscher Held trat nach dem sterbenden Hutten gebieterisch in seine Rechte, als wir uns in den folgenden Tagen mehr und mehr unserem Ziele, den Bergen Graubündens, näherten, Jürg Jenatsch. In Chur, der uralten Römersiedlung und Bischofsstadt ist zu sehen, was von ihm an historischen Erinnerungen vorhanden ist. Im rätischen Museum fesselt uns in erster Reihe sein Bildnis in Lebensgröße, das ihn im goldgestickten Scharlachwams des Feldobersten darstellt, so wie ihn uns Meyer in seiner Graubündner Geschichte häufig erscheinen läßt. Das finsterblickende Antlitz mit seiner „Gewaltsnase"*) spricht von unbeugsamer Entschlossenheit, und die häßliche Zeitmode des steil nach oben gewichsten Schnurrbartes mag dazu beitragen, daß die Züge uns eher abstoßend als sympathisch anmuten. Wir finden darin nicht den jugendlich feurigen, trotz allen Überschwangs edelgesinnten Liebhaber Lukretias, sondern nur den kaltrechnenden Staatsmann und rücksichtslosen Soldaten, der keinen Vertragsbruch, kein Blutvergießen scheut, wenn es gilt, seine Zwecke zu fördern. Die anderen Erinnerungsstücke, eine ungeheure Feldflasche aus mattem, bemaltem Glase und eine Bettlade von riesigen Maßen in reichem aber plumpem Schnitzwerk sind nicht dazu angetan, dem unschönen Eindruck des Bildnisses entgegenzuwirken; eher schon der unter Glas und Rahmen gezeigte eigenhändige Brief an den Rat einer Stadt, der regelmäßige, fast zierliche Schriftzüge aufweist und mit den Worten „Rendo moltas gracias" beginnt. Wie viel anziehender als Jenatsch erscheint im Bilde der von ihm so arg getäuschte „gute Herzog", der vornehme Hugenott Heinrich Rohan, von dessen lebensgroßer sitzender Statue das Museum einen Abguß besitzt. Das feingeschnittene schmale Antlitz blickt uns mit melancholischen Augen an, als wollte es sprechen von dem Undank der Menschen und von dem tragischen Ausgang einer an widrigen und zwiespältigen Verhältnissen gescheiterten edlen Seele. Doch wir wollen den großen und unglücklichen Jürg, dessen Gestalt uns des Dichters Meisterschaft so teuer gemacht hat, nicht entgelten lassen, was vielleicht eines elenden Stümpers Malerei an dem Bilde seines äußeren Menschen gesündigt hat! — Dramatisch ergreifend tritt uns sein auf der Höhe des Erfolges erlittenes blutiges Ende vor Augen, als wir nahe der protestantischen Sankt Martinskirche das schlichte alte Haus gewahren, in dem er laut der angebrachten Inschrift zu Fastnacht 1639 erschlagen ward, und voll ernster Gedanken suchen wir in Churs uralter Kathedrale sein Grab. Denn dort hat „Bündens größter Mann, sein Befreier und Wiederhersteller" seine letzte Ruhestätte gefunden, und wenn nach Meyers

*) Vergl. den Traum Wertmüllers in Meyers Novelle „Der Schuß von der Kanzel."

Worten die Häupter der Stadt, „als das erste Entsetzen über seine Ermordung vorüber war und die Verwirrung der Gemüter sich löste, beschlossen, ihn mit ungewöhnlichen, seinen Verdiensten um das Land angemessenen Ehren zu bestatten", so konnten sie dafür keinen würdigeren Ort finden. Ist doch Churs auf Römerfundamenten ruhende, mehr als tausendjährige Kathedrale das älteste Kulturzentrum Graubündens, wo die Gebeine seiner sagenhaften Märtyrer Lucius und Emerita in kostbaren Schreinen von Gold und Edelstein bewahrt werden, wo wir mit ehrfürchtigem Schauer den gewichtigen Krummstab aus Elfenbein und Bronze berühren dürfen, den der erste, im Jahre 452 nach Christo abgeschiedene Bischof als Abzeichen seiner Würde führte, und wo endlich wohlerhaltene Pergamente mit Karls des Großen und seiner Nachfahren Handmal und Siegel uns von Auszeichnungen und Gnaden berichten, die jene ruhmreichen Herrscher dem Bistum erwiesen. Aber wenn einst die Häupter Churs dem Helden die höchste Ehre antun wollten, indem sie seine Überreste an dieser weihevollen Stätte beisetzten, so haben leider ihre Nachkommen nicht in dem gleichen Geiste gehandelt. Die in den Fußboden eingelassene steinerne Grabplatte ist nicht nur von den Füßen der Andächtigen abgetreten und verwischt, so daß wir mit Mühe den Namen „Georgius Jenacius" und das Todesjahr 1639 entziffern, sondern sie ist auch zur Hälfte verdeckt von rohgearbeiteten Sitzbänken, die eine spätere Zeit gerade an dieser Stelle glaubte aufstellen zu dürfen. Solch pietätloses Tun mochte verständlich sein, so lange Jürg Jenatschs Andenken bei den Menschen verblichen war, es ist aber unentschuldbar, seit Meyers Meisterhand des Bündners Gestalt und Taten in ihrer ganzen Größe von neuem vor der Nachwelt hat erstehen lassen. Eine Ehrenpflicht vaterlandsliebender Schweizer müßte es sein, das Grab dieses Mannes von dem verdeckenden Holzwerk zu befreien und durch eine Einfriedigung vor weiterer Beschädigung und Profanierung zu schützen.

Wenn wir in Meyers ans Herz greifender Schilderung die Laufbahn Jenatschs mit wechselnden Empfindungen der Bewunderung und des Abscheus bis zu ihrem tragischen Abschlusse verfolgt haben, so blättern wir gern noch einmal zurück, um uns das Gesamtbild dieses tatenreichen Lebens zu vergegenwärtigen, und besonders ziehen uns dann die Teile des Buches an, wo von den Stätten seiner Jugend, von dem Aufkeimen und den ersten Schicksalen seiner Liebe zu Lucretia Planta die Rede ist. Mag auch Meyer hier mit dichterischer Kühnheit die geschichtlichen Vorgänge den Erfordernissen seines Kunstwerkes angepaßt haben, so folgen wir doch gern seiner Führung, dankbar, daß er uns damit eine der herrlichsten Liebeserzählungen der Weltliteratur geschenkt hat. Kein Wunder daher, daß es uns lockte, auf der Heimreise aus dem Engadin auch jene Stätten aufzusuchen und zu diesem Zwecke einige Tage in Thusis zu verweilen. Hat doch auch Meyer selbst eine so ausgesprochene Vorliebe für Thusis gehabt, daß er ernstlich daran dachte, sich dort dauernd niederzulassen*). Zwar in diesem Orte selbst, der nach wiederholten verheerenden Bränden nüchtern und

*) Vgl. Aug. Langmessers Biographie, 3. Aufl., S. 61.

gradlinig wiederaufgebaut wurde, finden wir nichts mehr, was an die dort sich abspielenden Vorgänge der Meyerschen Dichtung erinnerte, aber in dem abwärts von Thusis sich ausbreitenden fruchtbaren Rheintal, dem Domleschg, bieten sich uns auf Schritt und Tritt solche Erinnerungen. Drüben, am Fuße jäher grauer Felsen, liegt, von Bäumen halb versteckt, das malerische Dorf Scharans, wo Jürg als Pfarrerssohn geboren ward; das bescheidene Kirchlein, dessen schlanker Turm einen Glockenstuhl von altersgeschwärztem Holz und darüber ein spitzes Schindeldach trägt, hat in seinem Schatten gewiß schon die Spiele des Knaben gesehen. Und eine Wegstunde weiter abwärts stoßen wir auf Schloß Riedberg, das Vaterhaus Lucretias, wo die Herzen der beiden Kinder sich unbewußt zusammenschlossen und wo später Herr Pompejus Planta von der Hand des durch unseligen politischen Haß aufgestachelten Jürg fiel. Leider war es uns nicht vergönnt, den Hof, geschweige denn das Innere des stattlichen, noch heute bewohnten Baues zu betreten, da ein riesiger Bernhardiner uns mit dumpfgrollendem Bellen in respektvoller Entfernung hielt. Lange aber betrachteten wir, auf einer nahen blumigen Wiese gelagert, das hohe, auf steil abfallendem Felsen errichtete Wohnhaus und mit besonderem Anteil den dahinter aufragenden massigen Turm; saß doch nach des Herrn Pompejus widerwillig rühmendem Bericht einst der Knabe Jürg Jenatsch dort „rittlings auf dem äußersten Ende eines weit aus der Dachluke ragenden und sich auf- und niederwiegenden Brettes", während Lucretias tückischer Vetter Rudolf Planta drinnen auf dem sicheren Ende der improvisierten Schaukel hockte. Schloß Riedberg ist wohlerhalten, während auf den Höhen rings umher von den Burgen der den Planta nahestehenden edlen Familien der Travers, Salis und Juvalta nur spärliche Trümmer ragen. Unversehrt auch wie zu Lucretias Zeiten grüßen nach Riedberg hinüber die „Mäuerlein und anspruchslosen Gebäude" des Frauenklosters Cazis, dessen älteste Ordensschwester, die schlau berechnende unendlich neugierige Nonne Perpetua uns von Meyer mit so unvergleichlichem Humor geschildert wird.

* * *

Noch eine andere Schöpfung Meyers hat ihren Schauplatz in dieser Gegend, „die Richterin". Durch das gewaltige Werk weht die Hochgebirgsluft Rhätiens, bedeutsam wird immer wieder Name und Einfluß des bischöflichen Hofes von Chur erwähnt und unverkennbar, in grandiosen Bildern, beschreibt der Dichter die bei Thusis ausmündende, vom schäumenden Hinterrhein durchtobte Schlucht der Via Mala:

„Über den rasenden Fluten drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Himmel auseinanderriß und die sich in der Finsternis wieder umarmten. Da war nichts mehr von den lichten Gesetzen der Erde. Das war eine Welt der Willkür, des Trotzes, der Auflehnung. Gestreckte Arme schleuderten Felsstücke gen Himmel. Hier wuchs ein drohendes

Haupt aus der Wand, dort hing ein gewaltiger Leib über den Abgrund. Mitten im weißen Gischt lag ein Riese, ließ sich den ganzen Sturz und Stoß auf die Brust prallen und brüllte vor Wonne."

Malmort, den Sitz der Judicatrix Stemma, das mit seinen dicken Mauern „wie aus dem Felsen gewachsene rhätische Kastell", möchten wir auf dem senkrecht vom Rhein her aufsteigenden Felsen suchen, der heute die Ruinen der vor langen Jahrhunderten zerstörten Burg Hohen-Realta oder Hohen-Rhätien trägt. Wie bei Malmort donnert hier „der Strom, der den Felsen benagt und unter der Burg zu Tale stürzt", und wie dort bietet sich auch hier „der Ausblick in den Talgrund mit seinen Türmen und Weilern". Vor dem noch erhaltenen Hauptturm der Ruine erstreckt sich bis zum Rande des Felsens eine niedrigere, geräumige Fläche; hier mochte der Dichter vor seinem geistigen Auge die „halbrunde Bastei" von Malmort erstehen sehen, die, „ein paar Stufen tiefer als der Hof, über dem senkrechten Abgrunde ragte, durch welchen die Bergflut in ungeheurem Sturze zu Tale fiel". Endlich liegt auch nicht fern von Hohen-Rhätien das Schloß Rhäzüns mit seinem trotzig über dem Rhein aufragenden Mauerwerk, der Sitz von Stemmas abgewiesenen Freier, dem Rhäzünser, der ihren Vater, den alten Judex, in grimmer Rachefehde „streckte".

* * *

Nur ein kleiner Ausschnitt aus dem dichterischen Schaffenskreis C. F. Meyers ist es, dem wir auf unserer Pilgerfahrt nachgehen konnten, aber es sind diejenigen Werke, die aus dem Boden seiner schweizerischen Heimat, ihren urkräftigen Arven vergleichbar, entsprossen und deshalb so vor allen anderen geeignet sind, uns in das Wesen des Dichters einzuführen.

In ergreifenden Worten, mit stolzer Bescheidenheit, hat Meyer in seinem herrlichen „Firnelicht" ausgesprochen, was er der Heimat verdankte, wie sehr er sich in ihrer Schuld fühlte:

„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!"

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Philoſophie

Die Philoſophie des Als Ob. Syſtem der theoretiſchen, praktiſchen und religiöſen Fiktionen der Menſchheit auf Grund eines idealiſtiſchen Poſitivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzſche. Herausgegeben von **H. Vaihinger**. (Berlin, Reuther u. Reichhard, 1911.)

Das Werk iſt vor beinahe fünfunddreißig Jahren geſchrieben und wird jetzt von ſeinem Verfaſſer herausgegeben in der berechtigten Erwartung, daß es bei ſeinem Thema gerade heute auf beſonderes Intereſſe und Verſtändnis rechnen kann. Die „Vorrede des Herausgebers“ ſchließt mit den Worten: „So wie es nun iſt, mag das Werk manchem das löſende Wort in quälenden Problemen bringen, manch anderen aus dogmatiſcher Ruhe in neue Zweifel ſtürzen, bei vielen Anſtoß erregen, aber hoffentlich auch einigen neue Anſtöße geben.“

Auf pſychologiſch-biologiſchem Wege wird eine Theorie der Fiktion entwickelt, die erkenntnis-theoretiſch in das Reſultat ausläuft, daß auch die Kategorien bloße Vorſtellungsgebilde ſind, mit denen wir nicht die Welt begreifen, ſondern nur eine Illuſion davon erreichen können. Das iſt aber, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, kein Bekenntnis zu einem Skeptizismus der ſo fruchtlos iſt, wie der Dogmatismus unfruchtbar, ſondern ein Weg zum poſitiven Idealismus. — Das Denken iſt kein Abbilden der Wirklichkeit; es erſtrebt nur eine in ſich geſchloſſene, widerſpruchsloſe Vorſtellungswelt und hat praktiſch den Zweck, uns zu helfen, in der Welt fertig zu werden. Seine Zwecke erreicht es oft durch liſtige Kunſtgriffe, auf Schleichwegen, durch Fiktionen, d. h. bewußt willkürliche oder (bei echten Fiktionen) ſogar widerſpruchsvolle, falſche Annahmen, die trotzdem das Denken fördern (das bekannteſte Beiſpiel iſt die Fiktion der Mathematik, etwas unendlich kleines als Null, den Kreis als Vieleck mit unendlich vielen Ecken zu behandeln). Dieſe für die Logik wie die Erkenntnistheorie wichtigen Fiktionen ſind nicht mit der Hypotheſe zu verwechſeln; ſie wollen nicht, wie dieſe, verifiziert, nicht realer Ausdruck eines Realen werden. Etwas bewußt Unwirkliches, ja Unmögliches wird behandelt, als ob es wirklich und möglich wäre. Und nun ſtellt ſich heraus: die meiſten Erkenntnisbegriffe ſind ihrer logiſchen Funktion nach Fiktionen. Sie ſind unentbehrliche Kunſtgriffe des Denkens, inſofern ſie nützlich ſind und Grund und Grenze ihrer Berechtigung liegen in ihrem Wert für die Praxis des Denkens. In der Mathematik (Lehre vom Raum, von den Linien und Flächen, Integral- und Infiniteſimalrechnung), in den Naturwiſſenſchaften (der Atombegriff, die Lehre von den „Urformen“), der Nationalökonomie, der Jurisprudenz und der praktiſchen Ethik (Freiheitsbegriff, die Lehre vom „Ideal“) haben ſie ihre Unentbehrlichkeit bewieſen. Ihre Technik im einzelnen iſt ein reizvolles Problem, ebenſo wie das Wiedergutmachen der vorausgeſetzten Fehler. Ihre Geſchichte beweiſt aber auch die Notwendigkeit einer in Vaihingers Buch zum erſten Male unternommenen Theorie der Fiktion. Denn die Verwechſlung von Fiktion und Hypotheſe, die Neigung beide in Dogmen zu verwandeln, aus dem „Als Ob“ ein „Weil“ oder „Daß“ zu machen, haben große Verwirrungen angerichtet, in die jetzt plötzlich ein neues Licht fällt, das vor allem auch der Betrachtung religiöſer Dogmen wertvolle Anregungen gibt.

Trotz seiner unerschütterlichen Wissenschaftlichkeit hat das Werk nichts Esoterisches; es ist keine nur dem Fachwissenschaftler interessante Abhandlung, so gründlich die logische und erkenntnis-theoretische Seite der Frage behandelt ist, so erstaunlich die philologische Akribie, mit der der Wendung „Als Ob" in der Geschichte der Philosophie und besonders eingehend natürlich bei Kant nachgegangen wird. Die Universalität eines derartigen Inhaltes, die eingehende und von Grund originale Darstellung eines großen Stückes Geschichte der Philosophie unter diesem Gesichtswinkel, von den Griechen bis zu Nietzsches Willen zum Schein, (wobei auch Richard Wagners Lehre vom „Wahn" nicht übersehen ist), die sichere Durchführung der durchaus klaren Grundgedanken, die ein Auseinanderfallen in enzyklopädische Vielseitigkeit kraftvoll verhindert und endlich auch seine schon erwähnte Aktualität werden dem bedeutenden Werke eine umfangreiche Wirkung auch auf größere Kreise sichern. Dr. Carl Schmitt-Düsseldorf

Tagesfragen

Eine neue Laufbahn für verabschiedete Offiziere. Die Verabschiedung der Reichsversicherungsordnung und des Angestelltenversicherungsgesetzes haben eine große Anzahl von Beamtenstellen in Aussicht gestellt, für deren Besetzung in absehbarer Zeit Kräfte erfordert werden.

Die neue reichsrechtliche Regelung der Sozialversicherung trifft allerdings die bestehenden Lehreinrichtungen ziemlich unvorbereitet; denn auch bei der früheren, größeren und mehr verwickelten Zahl von Sozialversicherungsgesetzen fehlte es an den Universitäten und Hochschulen an einer rechten Ausgestaltung der Lehre und vor allem an einer Regelung der praktischen Ausbildung.

Nicht besser steht es aber mit der Privatversicherung. Es erscheint auffällig, daß noch keine der Versicherungstätigkeit angemessene Vorbildungsstätte besteht, in welcher neben dem Versicherungsrechte auch die praktische Betätigung (nebst ihren Hilfswissenschaften) dem Verständnisse nähergebracht wird.

Der Plan einer solchen Anstalt schwebte mir schon längere Zeit vor, ohne daß ich ein ausführbares Bild zu gewinnen vermochte. Nachdem nun aber durch die Einführung der Reichsversicherung und der Angestelltenversicherung der Kreis der Interessenten außerordentlich erweitert worden ist, glaube ich, einen nicht unmöglichen Vorschlag machen zu können.

Es müßte eine Art Lyzeum des Versicherungswesens begründet werden, in welchem sämtliche Zweige des Versicherungswesens (sowohl Privat- als auch Sozialversicherung) gelehrt werden. Neben Versicherungsrecht und den juristischen Nebenmaterien (Verkehrsrecht, Grundbegriffe des bürgerlichen und Prozeßrechtes) wäre auch Versicherungsmedizin, Versicherungsmathematik usw., Buchführung, Korrespondenz u. dgl. zu pflegen.

Es müßte bei der Aufstellung des Lehrplanes das Augenmerk darauf gerichtet werden, daß nach einer gewissen Zeit theoretischer Vorbereitung die Lernenden unter gehöriger Anleitung in den praktischen Dienst geschickt werden, um dort mit den einzelnen Zweigen der Tätigkeit (Acquisition, Inspektion, Revision, Regulierungen usw.) vertraut zu werden.

Ich verkenne nicht, welche große Schwierigkeit darin liegt, eine immerhin bureaukratische Schulung gerade demjenigen Berufe aufzudrängen, welcher unter allen freien Erwerbszweigen sich am längsten von jeder Approbation ferngehalten hat, und welcher allein die persönliche Tüchtigkeit als einzigen Maßstab gelten läßt. Aber, möchte ich sagen, eine solche Vorbildung schließt eine gewisse Erhöhung der Leistungsfähigkeit nicht aus, kann vielmehr, wenn auch in bescheidenem Umfange, dazu dienen, die Befähigten von den weniger Geeigneten zu sondern und den Anwärtern schon beim Beginn der Vorbildung ein Bild ihrer künftigen Tätigkeit zu zeigen.

Man wird bei der Begründung einer solchen Anstalt daran denken, sowohl für die höhere als für die mittlere Laufbahn Einrichtungen zu treffen; vielleicht in der Art, daß eine gemeinsame Vorbildung von zwei Jahren beiden gemeinschaftlich ist, ein weiteres Jahr aber nur von solchen verlangt wird, welche eine Mitarbeit an leitenden Stellen zu leisten hoffen.

Besteht auch diese Scheidung nicht in strenger Form bei der Privatversicherung, so ist sie gleichwohl bei der Reichsversicherung in Aussicht genommen. Es sollen für die Ämter

verabschiedete Offiziere als Leiter bzw. als deren Stellvertreter, für die Bureautätigkeit usw. Militäranwärter angestellt werden.

Die nach einzelnen Zeitungsmeldungen geplante Ausbildung soll nur praktisch, bei Krankenkassen, Berufsgenossenschaften usw., sein. Ich möchte vor den Zufälligkeiten einer solchen Verlegenheitsausbildung dringend warnen. Wer nicht über eine gründliche theoretische Ausbildung — neben der praktischen Schulung — verfügt, wird sich stets unsicher fühlen und gerade diejenigen Stützpunkte entbehren, welche allein zu leitender Stellung befähigen. Eine gute Vorbildung gewährt dagegen die Berechtigung zu höheren und angemessen besoldeten Posten.

Die in Frage kommenden Regierungsstellen werden eine solche Anstalt für die Reichsversicherung allein nicht gründen, dagegen sich an einer Gründung, welche die Unterstützung der Privatversicherung genießt, gern beteiligen.

Der Unterbau und die Hilfszweige würden beiden Teilen gemeinsam sein, die stoffliche Scheidung sollte erst bei vorgerücktem Studium, etwa im dritten Semester, erfolgen. Ein gewisser Erfolg würde es auch sein, daß durch die gemeinsame Arbeit am Lyzeum private und staatliche Versicherer in engere Fühlung treten.

Endlich könnte auch der hochschulmäßigen Fortbildung für Juristen eine Möglichkeit eröffnet werden, indem diesen eine konzentrierte Ausbildung geboten wird.

Aus den Kreisen der Anwärter für Reichsversicherungsstellen würde von Anfang an ein reger Zulauf sein; da die dort maßgebenden Organisationen mit den wohl verstandenen Interessen und Notwendigkeiten ihrer Kameraden nahe vertraut sind. Auch würde dort vielleicht eine solche Gründung behördlich und privat stark gefördert werden.

Von größter Bedeutung wird es sein, welche Stellung die Privatversicherungen hierzu einnehmen werden. Oft habe ich bewundern können, welche große Summe von Wissen und Erfahrung die leitenden Stellen auszeichnet. Ein persönliches Urteil über das Heer von Angestellten der Deutschen Versicherungsgesellschaften habe ich dagegen nicht; wohl aber habe ich oft aus Berichten und gelegentlichen Mitteilungen mehrerer Gesellschaften ersehen, daß eine systematische Schulung vielleicht eine Entfaltung der Kräfte erleichtern und eine erhebliche Entlastung der Direktionen und Generalagenturen herbeiführen könnte.

Gerade in den Kreisen verabschiedeter Offiziere werden aber Erfahrungen nicht fehlen, wie es den Anfängern in der Versicherung ergeht. Manche Enttäuschung, mancher Jammer wäre erspart geblieben, wenn man frühzeitig den Wert einer gründlichen Fachausbildung gewürdigt hätte.

Nun aber ist Gefahr im Verzuge! Jetzt heißt es, keinen Augenblick mehr zögern.

Da die staatliche Ausbildung der Offiziere und Anwärter zum April dieses Jahres beginnen soll, so wäre eine Entscheidung in nicht zu ferner Zeit notwendig.

Die Kosten müssen — neben Staatszuschüssen — von den Gesellschaften getragen werden. Nach meiner Berechnung würde der Jahresetat für eine kleine Anstalt etwa 60000 Mark betragen. Es wäre auch zunächst eine Bewilligung von drei Jahren zu erstreben.

Die Anstalt würde staatlich zu konzessionieren sein und müßte von einem Kuratorium beaufsichtigt werden, in welchem Vertreter der beteiligten Ressorts und Gesellschaften sitzen würden.

Es wäre dringend erwünscht, daß Interessenten der Redaktion oder dem Verfasser ihre Bereitwilligkeit zu erkennen geben, an dem vorstehend geschilderten Plane mitzuarbeiten.

Dr. Paul Posener-Charlottenburg
Rechtsanwalt am Kammergericht

Die christlichen Jünglingsvereine in die Front der Jugendpflege! Die Jugendpflege ist auf dem Marsche: unter dem Weihnachtsbaum hat Generalfeldmarschall v. d. Goltz dies jüngste Kind des Vaterlandes herzlich willkommen geheißen (2. Beilage des Tag vom 24. Dezember), die Bayern helfen den Berlinern ihre treffliche Organisation nachzubilden, viele Kräfte regen sich vielerorts, — und doch fehlt es an geeigneten Führern und Helfern. In diesem Falle sind die größeren Städte, wie sie eine geordnete Jugendpflege freilich am dringendsten nötig haben, so auch im Vorteil gegen das Land und die kleineren Städte, besonders solche, die keine Garnison haben. Denn in den großen Städten häuft

sich geradezu die Menge der jungen Männer, die fähig und geneigt sind als Führer in die Arbeit der Jugendpflege einzutreten, in den kleinen dagegen ist ein großer Mangel daran. Die Lehrer allein können es nicht schaffen, selbst wenn sie alle tüchtig und willig zu diesem Werke wären. Es ist auch nicht einmal wünschenswert, daß es in erster Linie immer wieder die Lehrer seien, mit denen die Jugend ja schon in den Fortbildungsschulen zu tun hat. Die Gründe (z. B. Neigung zu doktrinärer Art) brauchen hier nicht erst erörtert zu werden. Am besten ist es sicherlich, wenn Führer und Helfer überhaupt in keinem Amt stehen, mit dem irgendwie die Vorstellung von zwangsweiser Achtung sich verbindet; junge Leute zwischen zwanzig und dreißig, die entweder kein Amt bekleiden werden oder wenigstens erst in der Vorbereitung auf ein solches stehen, das sind die geeignetsten. Aber auch wenn die Turn- und Sportvereine sich selbstlos, d. h. ohne dabei auf Mitgliedererwerbung auszugehen, der Sache annehmen werden, so wird auch das noch nicht genügen, das Bedürfnis ist zu groß — und die Vermittlung von Idealismus und Begeisterungsfähigkeit, die Erziehung zu männlich-ritterlicher Moral ist eben nicht jedermanns Sache, zu dieser Erziehungstätigkeit gehören Persönlichkeiten von einer gewissen sittlichen Fundamentierung. Woher aber sollen diese in der wünschenswerten Zahl kommen?

Unwillkürlich richtet sich der suchende Blick auf die Kirche und ihre großartigen Organisationen; die Gesellen- und Jünglingsvereine sind über das ganze Land verbreitet und in jedem dieser Vereine ist etwa ein Drittel im geeigneten Alter, darunter nicht wenige gediente Leute. Vielleicht darf man erwarten, daß die katholischen Vereine sich diese Gelegenheit nicht werden entgehen lassen, den Beweis zu erbringen, daß ihre Organisation fähig und gewillt ist, politische, staatsbürgerliche Arbeit zu leisten. Um so mehr schmerzt es zu hören, daß von evangelischer Seite bereits mehrfach runde Absagen gegeben sind, wenn man die Jünglingsvereine aufforderte, an diesem nationalen Werke mitzuarbeiten. Ein äußerlicher Grund nur wäre doch der, daß die Versammlungszeiten in die Übungszeiten hineinfallen (z. B. Sonntag Nachmittag $4^1/_2$ oder 6 Uhr). So lange es in erster Linie gelten mußte, die jungen Leute vom Wirtshaus und Tanzboden fernzuhalten, war freilich die Wahl solcher Versammlungsstunden zu verstehen. Jetzt, wo in dem Jugendwerke ein Besseres geboten wird, dürften die Jünglingsvereine ihren Mitgliedern nicht nur keine Schwierigkeiten bereiten, sondern sie hätten die Pflicht, als erste in die neue Front einzurücken. Der Ertüchtigung und Erfrischung so mancher unter den ihrigen würde das gewiß nur zugute kommen, und der dunkeln Abende bleiben so noch genug im Jahre für die Stubenversammlungen. Warum geschieht nun nichts der Art? Es muß offenbar ein innerer Grund vorliegen dafür, daß die kirchlichen Jugendorganisationen von der nationalen Jugendbewegung sich abschließen. Und das kann nur der sein, daß sie das kirchliche Prinzip immer noch als das absolut primäre betrachten, so kommen sie dann zu einem Gegensatz gegen das nationale, das ihnen immer noch ein rein weltliches zu sein scheint.

Ist dies Verhalten berechtigt? Ich fürchte, wenn es weiter verbliebe, so würde die Kirche selbst zu allen übrigen auch noch diesen Vorwurf tragen müssen, daß sie nicht national sei, geradeso wie man sie von gewisser Seite angeklagt hat, sie sei unsozial. Die alte Kirche allerdings war universalistisch und international, aber eine Kirche, die willens ist, das Evangelium heute noch zu verkündigen und zu bewahren, geht die Frage der nationalen Erziehung unserer Jugend sehr viel an. Was Jesus darüber gedacht hat, darf man natürlich nicht fragen, denn Jesus war der Sohn eines zertretenen und erschöpften Volkes und lebte und webte mit vielen seiner Zeitgenossen in der Stimmung, daß die Tage dieses Weltlaufs gezählt seien und alles Wesen der Welt der baldigen Vernichtung entgegenreife. Was hat Jesus gedacht? — Das ist eine Frage des Historikers, die Frage dagegen, die er uns in die Seele gebrannt hat, lautet: Was ist das Richtige? Was ist Gottes Wille? Unser sittliches Urteil aber steht unter dem Einfluß der unleugbaren Tatsache, daß es Gott nicht gefallen hat, das Ziel der Geschichte durch plötzlichen Abbruch und Neuschöpfung herzustellen; wir ahnen, daß der Weg, den

er die Menschheit führt, ein langsamer und allmählicher, der der nationalen Entwicklung von Jahrhunderten und Jahrtausenden ist. Wer dieser Tatsache Gehör weigern wollte, wäre Gott ungehorsam. Ihre Anerkennung aber zwingt uns zu einer anderen Schätzung und Wertung der nationalen Bewegung und damit auch der ebenso gerichteten erziehlichen Tätigkeit an der Jugend unseres Volkes, als sie bisher seitens der Kirche beliebt wird. Sollen wir den Segen zertreten, der darin liegt, daß wir Deutsche ein so altes Volk und zugleich so jung sind? Ich meine, wenn wir den Weg gefunden haben, den Gott uns gewiesen hat, dann wollen wir uns Mühe geben, daß uns dieser Gotteswille auch heilig und unbedingt maßgebend sei. Nach protestantischem Verständnisse sind heute Regierung und Parlament, politische Parteien und wirtschaftliche Bünde und Gewerkschaften die Organe Gottes zur Herbeiführung derjenigen Menschheitsordnung, welche die Persönlichkeitsidee des Evangeliums fordert. Und da sollte der Deutsche Jugendbund nicht dazu gehören, in dem doch das Ringen nach einer bestimmten Moral unverkennbar ist? Ist doch den Willen zu wecken, zu bilden, zu stärken die Hauptaufgabe der Kirche!

Sollte auch dieses Mal die Kirche, wie sie sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in die Gegnerschaft zur politischen Freiheitsbewegung des deutschen Bürgertums hineindrängen ließ, der Frage der Jugendpflege gegenüber Verständnislosigkeit, Mangel an Teilnahme und Anpassung sich zu schulden kommen lassen, dann würde ihre so schwer geschädigte Volkstümlichkeit einen neuen ungeheuren Abbruch erleiden Es wäre ein Verhängnis, wenn die großen Landeskirchen dem neuen nationalen Bedürfnis Verständnis und Entgegenkommen weigerten. Es wäre aber etwas Großes, wenn der Ruf: Gott will es! Widerhall fände in ungezählten christlichen Herzen und Gewissen.

Darum erscheinen zur Mitarbeit am nationalen Werk der Jugendpflege in erster Linie die christlichen Jünglingsvereine berufen. Freilich die spezifisch kirchliche Form ihrer Betätigung müßten sie dabei zu Hause lassen bzw. auf ihre Vereinsabende beschränken, schon um jeder Konfessionalisierung der Scharen vorzubeugen. Aber sie sollen der Sauerteig sein, der die großen Schwierigkeiten des Materials überwinden hilft. Ist es dann gelungen, so etwas wie einen frischen, fröhlichen Korpsgeist zu erzeugen, so würde gewiß auch mal, wenn die Schar unter irgendeiner Idee durch die Natur zieht, ein Lied von Gellert oder P. Gerhardts „Geh' aus mein Herz und suche Freud'" gern gesungen werden, ja falls einmal die Stimmung des Sonntags es möglich macht, würde auch einer der Naturpsalmen oder eine Stelle aus Hiob oder etwas Gnomisches aus der Weisheit oder den Sprüchen Salomos oder aus Jesus Sirach angehört werden, ohne zum Spott zu reizen. Die trotz alles Unterrichts verschwundene Volkstümlichkeit der Bibel könnte dabei nur gewinnen, und damit auch die Kirche selbst bzw. letzten Endes die Religion.

Prof. Hermann Schurig-Lemgo

Reichsspiegel

(vom 7. bis 12. Februar)

Reichstagsschmerzen

Reichstagsanfang — Die erste Präsidentenwahl — Herr Scheidemann — Neuwahl am Mittwoch — Keine falsche Scham! — Tauroggen der inneren Politik

Die ersten Sitzungen des Reichstages haben das gehalten, was die Wahlen und das Reichstagspräludium im Preußischen Landtage versprochen hatten. Hier die äußere Signatur: Zwischen Rechts und Links, und innerhalb der bürgerlichen Parteien eine schier unüberwindliche Verbitterung; auf der rechten Seite schärfste Ablehnung aller Verständigungsvorschläge, die aus der Mitte kommen und in der Mitte selbst scheinbar Ratlosigkeit und im Steigen begriffene Unsicherheit! Für den Fernerstehenden erwecken die Vorgänge bei der Wahl des Reichstagspräsidiums den Anschein, als werde die Mitte von den Extremen der Rechten und Linken hin und her gezerrt und als sei das erste Ergebnis der Präsidentenwahl lediglich ein Zufall, möglich geworden durch die Unentschlossenheit der nationalliberalen Führer. Die nähere Prüfung aller Vorgänge zeigt indessen ein wesentlich anderes Bild: zwischen rechts und links tobt ein heißer Kampf um die Seelen der Nationalliberalen, beide Extreme möchten sie auf ihre Seite ziehen, um sie beherrschen zu können; die Methoden der Rechten erweisen sich einstweilen als die wirksameren, weil sie besser als die Linken die Psyche der Nationalliberalen erfassen; die Nationalliberalen aber lenken das Spiel so, daß ein Großblockpräsidium nur als ultima ratio und eventuell als Provisorium zustande kommt, dann natürlich unter der Führung eines Nationalliberalen.

Das am Freitag in fünfstündiger Wahlqual zustande gekommene Präsidium war denn auch das getreue Spiegelbild der angedeuteten Zerrissenheit und Parteikämpfe. Das Präsidium, in dem Herr Spahn, der vielgewandte Führer der Ultramontanen und der Sozialdemokrat Scheidemann Dirigenten des deutschen Reichstages sein sollten, bedeutete in der Tat einen blutigen Hohn auf die gesamte Vergangenheit der deutschen Volksvertretung! Es bot kein anziehendes Bild und war kaum geeignet, die Autorität früherer Präsidien zu gewährleisten. Was konnte die drei Männer (der nationalliberale Paasche ward zweiter Vizepräsident), die berufen waren, die Geschäfte des Reichs-

tages einmütig zu leiten, miteinander verbinden? Ist nicht jeder von ihnen der schärfste Gegner der beiden anderen? Sind es nicht drei feindliche Lager, die da oben vor aller Welt thronen sollten?

Trotz allen diesen Gegensätzen konnte das Präsidium aus einem Ultramontanen, einem Sozialdemokraten und einem Nationalliberalen doch noch als arbeitsfähig bezeichnet werden, wenigstens als Provisorium, bis die Wogen des Wahlkampfes abgeebt wären. Das aber ist schließlich die Hauptsache. Um so bedauerlicher ist das Vorgehen der Sozialdemokraten. Sie haben sich bei der Auswahl der Persönlichkeit ihres Kandidaten einer großen Taktlosigkeit schuldig gemacht. Wie sich nach Vollzug der Wahl und nach Bekanntgabe der Konstituierung des Bureaus durch den eben gewählten Reichstagspräsidenten, Herrn Spahn herausstellte, hatte Scheidemann sich im Jahre 1909 eine Entgleisung zu Schulden kommen lassen, die es monarchisch denkenden Männern nicht möglich macht, ihn zu ihrem Repräsentanten zu wählen. Ein Mann, der es wagte zu sagen, „der Wortbruch gehöre zu den erhabensten Traditionen des in Preußen regierenden Hauses," durfte nicht dafür in Frage gezogen werden, mit einem Hohenzollern als Beauftragter der deutschen Volksvertretung in Berührung zu kommen. Diese Möglichkeit schließt eine Demütigung des Kaisers in sich, zu der sich keine nationale, den monarchischen Gedanken hochhaltende Partei hergeben darf. Herr Spahn trat nach Bekanntwerden von Scheidemanns früherem Vergehen von seinem Posten zurück, und es ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch Herr Paasche sein Amt niederlegt. Wäre Scheidemanns früheres Verhalten den liberalen Abgeordneten rechtzeitig gegenwärtig gewesen, dann wäre es zweifelsohne zu dieser Kandidatur überhaupt nicht gekommen.

Doch was geschieht weiter? Der Reichstag muß ein Präsidium haben und dies muß zum wenigsten eine Garantie dafür bieten, daß es vier Wochen hindurch die Geschäfte zu leiten versteht! Damit ist den Mehrheitsparteien die gegenwärtige Aufgabe gestellt und, da die Rechte im Präsidium nicht vertreten zu sein wünscht, müssen die Liberalen das Werk übernehmen, ohne Sentimentalität, ohne falsche Scham und ohne Furcht vor den Angriffen von rechts und aus den eigenen Reihen. Der Sieg der Rechten, der in dem schnellen Zusammenbruch des ersten Präsidiums liegt, ist ein Pyrrhussieg, den die Linke sehr wohl zu ihrem Vorteil ausnutzen könnte, wenn sie einigen Blick für Zukunftsmöglichkeiten behält.

Bei der wohl erst am Mittwoch stattfindenden Neuwahl des Präsidiums werden Fragen von solcher Tragweite entschieden, wie sie im Leben der Parteien und Parlamente nur selten gestellt werden. In die Hand der beiden liberalen Parteien und der Sozialdemokraten ist die einstweilige Entscheidung darüber gelegt, ob der neue Reichstag ein Reichstag der Reform sein soll, als der er während des Wahlkampfes in Aussicht genommen wurde. Dennoch könnte die nationalliberale Fraktion unter den einmal vorhandenen Verhältnissen, mit denen jeder Politiker in Deutschland rechnen muß, nur dann geschlossen auf der Linken

bleiben, wenn Herr Scheidemann von seinem Posten als Vizepräsident wiche und wenn an seine Stelle eine Persönlichkeit aus der sozialdemokratischen Partei träte, die sich speziell dem Monarchen gegenüber noch nicht in dem Maße kompromittierte, wie Herr Scheidemann es getan. Um diesen Preis könnte die nationalliberale Fraktion der Linken um so mehr erhalten bleiben, weil die Sozialdemokraten durch ihr Nachgeben klipp und klar zum Ausdruck brächten, daß sie ernsthaft auf den Weg geordneter staatsbürgerlicher Mitarbeit einlenken und somit die Kladderadatschtheorie fallen lassen. Gehen die Sozialdemokraten auf diesen Vorschlag nicht ein, und dieser Ausgang scheint mir fast der wahrscheinlichere, so wird die Stellung der nationalliberalen Fraktion erheblich erschwert, und niemand dürfte dem einzelnen einen Vorwurf daraus machen, wenn er unter solchen Umständen auf ein Zusammenarbeiten mit den Sozialdemokraten verzichtete. Damit würde freilich das erreicht, was die Rechte anstrebt: aus einem reformfreudigen Reichstage würde ein sogenannter „arbeitsfähiger", der die politische Spannung der Beziehungen zwischen Regierung und Parteien und den Parteien unter sich nur noch verstärkte. Aber die Sozialdemokratie wäre so sehr auf den Standpunkt der reinen Negation zurückgesunken, daß sie sich als untauglich zu gewissenhafter Reformarbeit erwies.

* * *

Es ist selbstverständlich, daß die durch die Schaffung eines Präsidiums der Linken in ihrer Bedeutung zurückgedrängten Rechtsparteien mit Vorwürfen und Verdächtigungen nicht sparen werden, wenn die Nationalliberalen sich die Sozialdemokraten zu Weggenossen erwählen. Die Liberalen sollten die Schmähungen nicht tragisch nehmen. Höheres steht auf dem Spiel als die Gunst der Rechten und wenn diese auch grollt, so würde sie in analogen Fällen nicht zögern für die Sozialdemokraten zu optieren, sofern solches dem Interesse des Vaterlandes, wie sie es im Augenblick auffassen, entspräche. Erst die Wahlen haben gezeigt, daß die Konservativen sich von Sentimentalitäten zu befreien wissen. Ich habe mir die Mühe gemacht, die Wahlkreise festzustellen, in denen die bürgerlichen Parteien — von der Zentrumspartei wird dabei abgesehen — den Sozialdemokraten die Mandate „geschenkt" haben, d. h. wo es in der Hand des Bürgertums lag den Sieg der Roten zu verhindern. Es sind dies nicht weniger als dreiunddreißig! Von diesen dreiunddreißig Mandaten verdanken die Sozialdemokraten allein sieben den Konservativen!

Es muß diese Tatsache an dieser Stelle hervorgehoben werden, nicht um die Konservativen dafür zu tadeln, sondern um die beweglichen Klagen derer unter ihnen in das richtige Licht zu setzen, die das Verhalten der Liberalen wegen genau desselben „Vergehens" als Verrat an der Sache der Monarchie und des Bürgertums brandmarken und die den Liberalen anläßlich der Präsidentenwahl wegen ihrer Abstimmung zugunsten des Sozialdemokraten einen Strick drehen wollen. Wer von national gesinnten Männern konservativer oder

liberaler Richtung bei den letzten Wahlen die Sozialdemokraten direkt oder indirekt unterstützt hat, tat es sicher nicht aus Hinneigung zu den Grundsätzen dieser Partei, sondern in dem Bewußtsein, dadurch der Nation und dem Lande zu nutzen. Es gibt Gelegenheiten und Verhältnisse, in denen es für den Staatsbürger höhere Pflicht werden kann, gegen das Althergebrachte aufzutreten. Als der General v. York entgegen allen Verträgen im Herbst des verhängnisreichen Jahres 1812 bei Tauroggen in Littauen bei aller Ehrerbietung und Hingebung für seinen König zu dessen offiziellen Feinden, zu den Russen überging, wagte er für das Wohl des Vaterlandes das Leben. Ein Tauroggen der inneren Politik mußte für viele gut monarchisch gesinnte Männer der letzte Wahlkampf werden, im Hinblick auf das zweifellose Mißverhältnis zwischen der Entwicklung der Nation und den Bestimmungen des geltenden Wahlrechts. Wenn wir den Wahlen etwas Gutes verdanken, so liegt das in der Klärung, die sie hier und da über die wahre Stimmung im Lande brachten. Die aber wollen wir uns doch nicht durch falsche Scham trüben lassen. Ein sichtbarer Erfolg dieser Klärung ist die plötzlich erwachte Reformfreudigkeit der Freikonservativen. Sache der Regierung wird es sein, die neue Situation klug und kräftig zu nutzen, Sache der liberalen Parteien, den Erfolg nicht illusorisch zu machen.

G. Cl.

Auswärtige Angelegenheiten

Seit an dieser Stelle zum letzten Male über Dinge der auswärtigen Politik gehandelt wurde, sind mancherlei Entwicklungen zu dem Stadium herangereift, in dem es notwendig ist, sich ihre Bedeutung für die allgemeine Weltlage zu vergegenwärtigen.

Am weitesten vorgeschritten ist die Lage in China. Dort hat die republikanische Idee einstweilen insofern gesiegt, als sie die bisherige staatliche Ordnung zertrümmern konnte, freilich ohne einstweilen an ihre Stelle eine neue zu setzen. Wie immer bei solchen politischen Auseinandersetzungen spielt das Mißtrauen zwischen den Führern gewisser Ideen eine sehr viel größere Rolle, als es im Interesse der weiteren Entwicklung liegt und hindert sie, die beabsichtigten Besserungen ins Leben einzuführen. Juanschikai, der in kluger und tiefer Erkenntnis der Bedürfnisse Chinas eine konstitutionelle Monarchie mit parlamentarischen Einrichtungen ins Leben rufen wollte, hat sich das Mißtrauen sowohl der Dynastie wie der Republikaner zugezogen, und es hat allen Anschein, als sollten seine Versuche endgültig scheitern. Juanschikai hatte sehr weise den Republikanern in der Form nachgegeben, indem er auf Sunjatsens, des Führers der Republikaner, praktische Vorschläge einging, aber er trug auch dem Bedürfnis der großen ungebildeten Masse Rechnung und suchte dabei die Dynastie zu versöhnen, indem er eine Standeserhöhung des Kaisers von China, nämlich zum Mikado, der im Hintergrund eine Art Kontrolle über die Regierung auszuüben hätte, vorschlug.

Beihilfe Deutschlands nicht mehr so leicht in die Wirklichkeit übertragen werden, wie es vor zehn und fünfzehn Jahren möglich gewesen. Rechnet man noch hinzu die Schwierigkeiten, die sich im Anschluß an den italienisch-türkischen Krieg ergeben, und die hervorragende Rolle, die hierbei Deutschland durch die Macht der Tatsachen zugefallen ist, so wird man verstehen, daß in England eine Revision der deutsch-englischen Beziehungen als wünschenswert erscheint.

Diejenigen Blätter, die infolgedessen im Besuch des Kriegsministers Haldane, eines alten Freundes deutsch-englischer Verständigung, ein Zeichen für die oben angedeutete Stimmung sehen, scheinen daher durchaus auf richtiger Fährte. Anders steht es mit den apodiktischen Behauptungen über bestimmte zur Sprache gekommene Themen. Hier beruht alles auf Kombination, wenn auch die Themen auf der Hand liegen. Ebenso beruht auf Mutmaßung die praktische Bedeutung, die dem Besuch beigemessen wird. Man darf den halbamtlichen Organen glauben, wenn sie von einem Privatbesuch sprechen. Minister Haldane scheint in der Tat keinerlei gebundene Marschroute oder gar Verhandlungsvollmachten mitgebracht zu haben. Er hat wohl lediglich seine Fühler ausgestreckt, um die die Weltpolitik erregenden Fragen in persönlichen Auseinandersetzungen mit den leitenden Staatsmännern in Deutschland zu besprechen, ohne sich und die deutsche Regierung irgendwie festzulegen. Immerhin können wir mit dem Besuch Haldanes durchaus einverstanden sein, denn er deutet tatsächlich auf eine ernstere Würdigung der deutschen Macht, und wo ein Wille ist, diese Macht anzuerkennen, wird ein Weg zur Verständigung auch gefunden werden. G. Cl.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für die Redaktion J. V.: M. Kelchner in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Jeder Offizier abonniere auf die

Neuen Militärischen Blätter

Infanteristische Halbmonatshefte

2. (54.) Jahrgang. — Abonnementspreis 1,— Mk. vierteljährlich, bei direkter Streifband-Zusendung 1,50 Mk.

Herausgegeben von Hauptmann **Dr. Fritz Roeder**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Probenummern kostenfrei durch die Expedition **Berlin SW. 11, Hedemannstraße 22a/23.**

Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Die deutſche Weltpolitik und England

Während in Deutſchland die Erregung gegen die britiſchen Vettern faſt noch in unverminderter Stärke andauert, iſt in England ein bemerkenswerter Umſchwung der Stimmung eingetreten. Erſt kürzlich führte Sir Frank Lascelles, der frühere britiſche Botſchafter in Berlin, in einer zu Glasgow gehaltenen Rede aus: „Der Argwohn und das Mißtrauen gegen Deutſchland, die hier noch vor kurzem herrſchten, haben in erheblichem Maße nachgelaſſen, und ein beträchtlicher Teil der öffentlichen Meinung wünſcht ernſtlich und aufrichtig eine Wiederherſtellung guter Beziehungen zwiſchen beiden Ländern.“ Sir Frank Lascelles ſprach im Namen der engliſch-deutſchen Freundſchaftsgeſellſchaft. Dieſer Umſtand ſchwächt die Bedeutung der Rede nicht ab, wie in Deutſchland vielfach angenonmmen wird. Die Anſicht, daß die Geſellſchaft vorwiegend aus extremen Radikalen, Pazifiſten und „Cranks“ beſtehe und darum politiſch nicht ernſt zu nehmen ſei, beruht auf falſchen Vorausſetzungen. Zu den Vizepräſidenten gehören die Spitzen der anglikaniſchen, ſchottiſchen und katholiſchen Kirche wie die Lordmayors von London und der andern großen Städte Englands und Schottlands. Unter den Mitgliedern des „General Council“ befinden ſich konſervative Ariſtokraten wie die Herzoge von Abercorn, Southerland und Devonſhire; ferner drei Mitglieder der letzten unioniſtiſchen Regierung, nämlich Lord Midleton, Sir Edward Carſon und Sir William Anſon; zwei frühere permanente Unterſtaatsſekretäre des Foreign Office, Lord Sanderſon und Lord Hardinge of Penſhurſt, der gegenwärtige Vizekönig von Indien; Vertreter von Heer und Flotte wie Feldmarſchall Grenfell, Lord Methuen und Lord Charles Beresford; der Sprecher des Unterhauſes und der Begründer des „Naval Annual“ Lord Braſſey.

Das ſind keine extremen Radikalen, Pazifiſten und „Cranks“. Bedeutet ſchon die lange Reihe repräſentativer Namen, von denen die obigen nur eine kleine Auswahl bilden, an ſich eine gute Rüſtung für die Kampagne, die die Geſellſchaft

im Interesse besserer Beziehungen zu Deutschland eröffnet hat, so braucht sie die Arbeit auch nicht mehr ganz von vorn zu beginnen. Der Umschwung der Stimmung hat bereits ohne ihr Zutun in Kreisen eingesetzt, die man früher einer besseren Einsicht kaum für zugänglich hielt. Recht bemerkenswert ist die veränderte Haltung der Presse, insbesondere der unionistischen Presse. Mit Ausnahme der Times sind fast alle unionistischen Blätter von Bedeutung in den letzten Wochen für eine Verständigung mit Deutschland eingetreten. Es ist ferner ganz interessant festzustellen, daß die neue Stimmung ihren ersten Ausdruck gerade in den Monatsschriften fand, die vor zwölf Jahren den Reigen der antideutschen Agitation eröffnet hatten. Zwar haben die antideutschen Mitarbeiter dieser Revuen ihre Arbeit an ihnen nicht eingestellt, aber es ist ein wertvolles Zeichen, daß neben ihnen die entgegengesetzte Meinung zu Wort kommt. Fast jede neue Nummer der Revuen bringt Proben davon. Auch in den unionistischen Wochenschriften, wie dem Spectator und der Saturday Review begegnen wir dieser veränderten Haltung gegen Deutschland.

Was sind nun die Ursachen dieses Stimmungswechsels? Man fühlt sich an das alte Gedicht von dem Reiter erinnert, der ahnungslos über den zugefrorenen Bodensee reitet, und den hinterher der Schrecken packt, als er erfährt, welcher Gefahr er glücklich entronnen. Der öffentlichen Meinung Englands sind die Gefahren und die unübersehbaren Folgen eines Krieges mit Deutschland erst völlig zum Bewußtsein gekommen, als die Marokkokrisis der Lösung schon so nahe war, daß niemand mehr an ihrem guten Ausgang zweifeln konnte.

In Deutschland scheint man den politischen Rechenfehler zu machen, daß man sagt: eben weil England in der Marokkofrage auf der gegnerischen Seite stand, werde es auch weiterhin unser Gegner sein. Das ist durchaus nicht notwendig. Die Ursachen für Englands Haltung im Sommer sind mit der Erledigung der Marokkofrage fortgefallen. Das deutsche Argument lautet weiter: „England gönnt uns unseren Platz an der Sonne nicht und will uns an jeder notwendigen kolonialen Expansion verhindern.“ Aber gerade die Marokkokrisis hat zur Folge gehabt, daß die Engländer die Natürlichkeit und Notwendigkeit und darum Berechtigung unserer kolonialen Expansion erkannt haben, und daß sie nachdrücklich erklären, uns darin nicht entgegentreten zu wollen. Man muß sich vergegenwärtigen, welche Rolle die Idee der deutschen Weltpolitik in den letzten zwölf Jahren in der englischen Politik und Presse gespielt hat. Wir hatten beständig von Expansion gesprochen und geschrieben, und eine ungezügelte Phantasie ebenso wie wildeste Konjekturalpolitik hatten dabei ihre buntesten Blüten getrieben. All das griffen die Engländer in jener Zeit antideutscher Stimmung auf. Man konnte uns die widersinnigsten weltpolitischen Pläne unterschieben, weil man dafür Belege in der deutschen Presse oder in Flugschriften fand. Gerade in der Unbestimmtheit und Unklarheit der damaligen deutschen Expansionstendenzen erblickten die Engländer die Gefahr. Während der Marokkokrisis des Sommers 1911 bekamen die Engländer zum ersten Male

eine deutlichere Vorstellung von den Zielen und der Richtung der deutschen Expansionspolitik. Sie sahen, daß die erste namhafte koloniale Erwerbung, die Deutschland seit Bismarck machte, weder in Holland oder Belgien, noch in Vorderasien, noch gar in Gebieten des britischen Reiches selbst stattfand, sondern in einem Teile Afrikas, der sich außerhalb des britischen Interessenkreises befindet. Alsbald zogen sie den Schluß, daß auch die künftige Weltpolitik Deutschlands eine afrikanische Richtung habe. Als politische Realisten, wie die Engländer es sind, fragen sie sich nun, ob und wieweit die deutschen Ziele mit den Interessen ihres eigenen Reiches in Einklang gebracht werden können. Schon am 27. November beantwortete Sir Edward Grey die Frage teilweise, indem er in einer Rede ausführte, England beabsichtige keine weiteren Erwerbungen in Zentralafrika und sollte Deutschland dort nicht in den Weg treten. Englische Zeitungen sind in letzter Zeit weiter gegangen und haben die Frage der portugiesischen Kolonien mit allen Einzelheiten untersucht. Dann hat vor nicht langer Zeit ein Kabinettsminister, und zwar gerade Herr Lloyd George, das Wort ergriffen, um für bessere Beziehungen zwischen beiden Ländern einzutreten, und eine Woche darauf reiste schließlich Lord Haldane nach Berlin.

* * *

Die Frage ist nun, wie wir uns unserseits zu England stellen wollen. Sie berührt nicht allein unser Verhältnis zu England. Wir müssen sie darum weiter fassen. Sie lautet allgemein: Wo liegen unsere Ziele — unsere welt- und kolonialpolitischen Ziele? Die deutsche Nation muß sich darüber klar werden. Sie war sich nicht darüber klar, als im vorigen Sommer die Marokkofrage in Fluß kam. Das Ziel der Erwerbung eines Teiles von Marokko war eine Improvisation unverantwortlicher Politiker, und aus Mangel an Vorbereitung des politischen Denkens ist die noch immer andauernde Erregung und Verbitterung in ihrer großen Schärfe möglich geworden. Heutzutage aber kann keine Regierung, und wäre sie noch so stark, ein politisches Ziel erfolgreich verfolgen, wenn sie die Nation nicht hinter sich hat.

Wir haben jahrein und jahraus von Weltpolitik gesprochen und geschrieben, aber immer in einer allgemeinen, vagen Weise, ohne genau zu überlegen, was wir erreichen könnten, und ohne zu wissen, was wir erstreben müßten. Niemand wird mit Bestimmtheit sagen können, was die deutsche Nation in den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren weltpolitisch gewollt, welche positiven Ziele sie sich gesetzt hatte. Der eine wollte dies und der andere jenes, ohne auch nur konsequent daran festzuhalten; die Nation als solche hatte keine bestimmten Ziele, und daher auch keinen entschlossenen Willen. Diesen Grundfehler gilt es in Zukunft zu vermeiden. Wir müssen wissen, was wir wollen — dann werden wir es auch erreichen!

Englische Zeitungen haben uns einen Teil der portugiesischen Kolonien sozusagen auf dem Präsentierbrett angeboten. Wir sollten die hierin zum Aus-

druck kommende Gesinnung schätzen; den Vorschlag selbst werden wir uns reiflich zu überlegen haben. Die Saturday Review, von der der Vorschlag ausging, und die Blätter, die ihn befürworteten, haben schließlich nicht das Verfügungsrecht über Angola und Mozambique. Und wir sollten nicht wieder in den Fehler verfallen, neue weltpolitische Ziele in derselben kurzen Zeitspanne zu improvisieren, die dazu ausreicht, einen, wenn auch noch so schönen Leitartikel zu schreiben. Wir müssen uns darüber ernsthaft Rechenschaft geben, was wir unter den obwaltenden Umständen erreichen können. Diese Umstände aber hängen zum guten Teile von unseren Beziehungen zu den anderen Mächten ab, und, was unsere Kolonial- und Weltpolitik betrifft, ganz wesentlich von unseren Beziehungen zu England. Unsere Weltpolitik und unsere Beziehungen zu England sind in der Tat eng miteinander verflochten. In der europäischen Politik hat uns die Balkankrisis gelehrt, daß England gegen uns wenig vermag; anderseits haben wir in dem letzten Sommer gesehen, daß es unserer kolonialen Expansion große Widerstände in den Weg legen könnte. Wir werden aber im Einvernehmen mit England weltpolitisch unzweifelhaft mehr erreichen als gegen England. Nun haben Sir Edward Grey und die öffentliche Meinung Englands deutlich genug zu erkennen gegeben, daß England uns nicht weiter entgegenarbeiten will, sofern unsere Expansion nicht in Gegensatz zu den materiellen britischen Interessen gerät.

Nun gibt es bei uns Politiker, die einen Ausgleich mit England für unmöglich halten. Dieser Standpunkt ist doktrinär, er entbehrt aller realpolitischen Grundlagen, er beruht vornehmlich auf Gefühlsgründen. Nur der praktische Versuch kann uns lehren, ob eine Annäherung — unter Bedingungen, die uns zufrieden stellen — möglich ist oder nicht. Der Versuch ist noch nicht gemacht. Sollen wir nun und gar im Zeitalter, in dem auf allen Gebieten der Satz herrscht: der sicherste Weg zum Beweise ist das Experiment, nur aus Gefühlsrücksichten von einem Versuch Abstand nehmen? Sollen wir den herrschenden Zustand der Verbitterung und Entfremdung mit vollem Bewußtsein und in voller Absicht erhalten? Wir meinen: der Versuch könnte nicht schaden. Sollten wir uns, aller Erwartung zuwider, getäuscht sehen, sollte England sich in der Tat unseren Zielen entgegenstemmen und uns unseren Platz an der Sonne nicht gönnen, so wäre immer noch Zeit übrig, die Konsequenzen aus solcher Erkenntnis zu ziehen.

Eine andere Gruppe von Politikern würde eine Besserung der Beziehungen von Herzen gern sehen, wenn sie möglich wäre, aber sie haben Bedenken wegen des Ehrenpunktes. Nicht wir dürften England zuerst, sondern England müsse uns zuerst die Hand reichen. Diese Frage ist nun wohl durch den Besuch Lord Haldanes als erledigt anzusehen. Eine ganz seltsame Form nimmt aber die Ehrenfrage bei denen an, die die Theorie aufstellen, daß jede Verständigung so lange unmöglich sei, als England nicht „unsere Gleichberechtigung anerkannt hätte". Man liest das nicht so ganz selten, und es muß also wohl einer

ziemlich verbreiteten Stimmung entsprechen. Aber was in aller Welt soll man sich bei dieser Phrase denken? Die „Anerkennung" der Macht Deutschlands liegt doch schon in der Tatsache, daß England uns seit fast zehn Jahren die Ehre erweist, unserer Politik überall entgegenzutreten. Einem nicht ebenbürtigen Rivalen gegenüber wäre solche Übung doch kaum der Mühe wert gewesen. Aber man sehe sich einmal die nachstehend wiedergegebene juristische Formulierung einer solchen Forderung an.

Die Kaiserlich Deutsche Regierung und die Königlich Großbritannische Regierung schließen, in Erwägung daß . . . folgende Abkommen.

Artikel 1: Die Königlich Großbritannische Regierung erkennt die politische Gleichberechtigung der Kaiserlich Deutschen Regierung an.

Zerfließt nicht durch diesen Satz allein alles unter den Händen? Es ist reinste Gefühlspolitik. Und doch rühmen wir Deutschen uns, Realpolitiker zu sein!

Man muß sich auch vergegenwärtigen, daß sich eine Annäherung zwischen zwei Ländern nicht im Umsehen erreichen läßt. Einen Vertrag würden die Regierungen wohl in einigen Monaten diplomatischer Verhandlungen zustande bringen; ein solcher Vertrag könnte auch eine politische Entspannung der Lage herbeiführen, aber zunächst auch nicht mehr. Die Verhandlungen würden aus der Erörterung einer großen Menge von Details bestehen; wir haben ja das Beispiel der deutsch-französischen Verhandlungen vom letzten Sommer noch in Erinnerung. Aber lehrreich ist es, auf die allmähliche Entwicklung der englischen Ententen zurückzublicken.

Zunächst schloß England sowohl mit Frankreich wie mit Rußland detaillierte kolonialpolitische Abkommen, dennoch hat es Jahre gewährt, bis sich die gegenwärtigen, sehr viel engeren Beziehungen herausgebildet haben. Im Sommer 1904 verhielten sich die Franzosen der englischen Freundschaft noch sehr kühl gegenüber, und noch nach der ersten Marokkokrisis von 1905 konnte sich das Kabinett Clemenceau des alten Mißtrauens gegen die englische Politik nicht erwehren. Die englischen Radikalen haben in ihrer jüngsten Fehde gegen Sir Edward Grey immer wiederholt, daß die englische Regierung durch die Bestimmungen des Vertrages von 1904 nicht verpflichtet gewesen wäre, in der Unterstützung Frankreichs so weit zu gehen, als sie im letzten Sommer gegangen ist. Das mag ganz richtig sein; der Vertrag von 1904 bildete nur die Grundlage, auf der sich erst allmählich, aus einer langen Reihe gemeinsamer Beratungen, gemeinsamer Handlungen und gemeinsamer böser und guter Erfahrungen die Entente des letzten Sommers aufgebaut hat. Ähnlich verhält es sich mit der englisch-russischen Entente. Wenn die persischen Schwierigkeiten des letzten Jahres unmittelbar in die Zeit nach Abschluß des Abkommens von 1907 gefallen wären, so kann man zweifelhaft sein, ob die englisch-russische Freundschaft diese Belastungsprobe so bestanden hätte, wie es schließlich, wenn auch unter augenfälligen Schwierigkeiten, jetzt geschehen ist. Auch die englisch-

russische Entente brauchte Zeit, um sich durchzusetzen. Die Besuche des Zaren in England und König Eduards in Reval, die Politik der Tripleentente in der Balkanfrage und anderes mehr haben allmählich die Beziehungen befestigt.

Man darf sich auch nicht versprechen, daß, wenn es zwischen England und Deutschland zu einem „Business-Arrangement" käme, damit zugleich ein herzliches Einvernehmen zwischen beiden Nationen hergestellt würde. Regierungen haben es verhältnismäßig leicht, sich miteinander zu verständigen. Der öffentlichen Meinung würde es vermutlich schwerer werden, sich in einen Zustand paradiesischer Freundschaft einzuleben. In den letzten zwölf Jahren hat sich so viel Verstimmung, um nicht mehr zu sagen, angesammelt, daß sie sich nicht in aller Schnelligkeit beseitigen lassen wird. Aber vergessen wir nicht, daß die herzliche Freundschaft zwischen den beiden Nationen — so erfreulich sie uns auch erschiene — gar nicht der eigentliche Zweck unserer Politik ist. Der Zweck unserer Politik ist, die Ziele zu erreichen, die wir uns setzen. Die Ordnung unserer Beziehungen zu England ist ein wesentliches Mittel dazu. Wenn sich daraus ein Verhältnis zu England entwickeln sollte, das über unsere praktischen Wünsche und Bedürfnisse hinaus herzlich werden könnte, so wollen wir uns dessen freuen wie der Blumen im Frühling. Aber die gefühlsmäßige Seite unserer Beziehungen zu England ist kein politisches Erfordernis für uns. Es ist auch kein Erfordernis für die deutsche Politik, eine Änderung in der gegenwärtigen Gruppierung der Mächte zu erstreben und von diesem Gesichtspunkt aus an einer Änderung unseres Verhältnisses zu England zu arbeiten. Kombinationen der Mächte können niemals politischer Zweck, sondern immer nur Mittel zu einem Zweck sein. Alfa

Allgemeine Wehrpflicht und Präsenzstärke

Ein rechtliches und militärisches Dilemma

Von Dr. Eugen Nübling-Ulm

II.

6. Die materielle Gegenleistung der mit abgekürzter Dienstzeit oder ohne jede Dienstleistung entlassenen Wehrpflichtigen

Bezwecken die seither gemachten Vorschläge, durch Einführung der allgemeinen zweijährigen Dienstpflicht und eine höhere Bezahlung der zum dreijährigen Dienst herangezogenen Wehrpflichtigen die Dienstpflicht selbst gerechter zu gestalten, so handelt es sich nun um die weitere wichtige Rechtsfrage, wie das schwere Unrecht aus der Welt geschafft werden kann, das gegenwärtig in steigendem Maße dadurch

entsteht, daß ein immer größer werdender Prozentsatz von Wehrpflichtigen überhaupt nicht zur Dienstleistung herangezogen wird.

Dieses Unrecht kann von niemand geleugnet werden, und es würde natürlich am besten und gerechtesten dadurch aus der Welt geschafft, daß die Mittel bereitgestellt werden könnten, um sämtliche brauchbare Mannschaften auf gleich lange Zeit, also auf drei Jahre, in den Dienst zu stellen. Leider kann aber hiervon aus finanziellen Gründen keine Rede sein, und auch militärisch erscheint eine so starke Armee für Deutschlands Sicherheit gar nicht erforderlich.

Es stehen sich deshalb in der Frage zwei Ansichten schroff gegenüber: die einen wollen das Unrecht, das durch das Mißverhältnis zwischen allgemeiner Wehrpflicht und Präsenzstärke besteht, dadurch aus der Welt schaffen, daß sie eine Vermehrung der Präsenzstärke durch die Herabsetzung der Dienstzeit auf ein Jahr finanziell ermöglichen; die anderen aber erklären — und wohl mit Recht —, daß diese Herabsetzung der Dienstzeit der Schlagfertigkeit des deutschen Heeres schweren Schaden zufügen müßte und deshalb die zweijährige Dienstzeit nicht nur beibehalten, sondern weiter ausgebaut werden müsse.

Wir befinden uns also in einem schweren Dilemma: Entweder leidet die Schlagfertigkeit des Heeres oder das Rechtsbewußtsein des Volkes. Das militärische Interesse verbietet die Herabsetzung der Dienstzeit auf ein Jahr und damit die Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht; der Rechtsstandpunkt verlangt gleiche Behandlung aller Staatsbürger auch durch die Wehrverfassung. Gibt es keinen gangbaren Weg, der aus diesem Dilemma herausführt?

Wir meinen, der Weg ist zu finden, sobald man sich mit dem nun einmal finanziell undurchführbaren, aber auch angesichts unserer starken Bevölkerung überflüssigen Grundsatz abfindet, daß der allgemeinen Wehrpflicht nur durch den persönlichen Heerdienst genügt werden dürfe: wir glauben, daß das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes recht wohl sich angesichts der finanziellen Unmöglichkeit der Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht mit dem Freiwerden von 40 Prozent diensttauglicher Mannschaften abfinden würde, sobald diesen freiwerdenden Wehrpflichtigen eine materielle Gegenleistung auferlegt würde, welche einigermaßen dem schweren persönlichen Opfer gleichkäme, das der persönliche zwei- oder gar dreijährige Heerdienst den dazu Verpflichteten auferlegt, und wenn anderseits den gedienten Mannschaften, namentlich den zum dreijährigen Dienst ausgehobenen Wehrpflichtigen, solche Vorteile irgendwelcher Art geboten würden, daß ihnen das schwere Opfer ihrer längeren militärischen Dienstzeit einigermaßen ersetzt würde.

Hier muß ein Ausweg gefunden werden, welcher ebenso den Interessen der Schlagfertigkeit unseres Heeres gerecht wird, indem er die Beibehaltung der zweijährigen Wehrpflicht und deren Ausbau gewährleistet, als die Forderungen der Gerechtigkeit im Sinne einer gleichmäßigen Verteilung der Heereslast auf alle Wehrpflichtigen unter tunlichster Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen von Familie und Nährstand befriedigt.

Wir haben nun schon in der Einleitung gesehen, daß Wehrpflicht und Dienstpflicht durchaus verschiedene Begriffe sind. Wehrpflicht ist die Verpflichtung aller männlichen Landesbewohner zur Anteilnahme an der Landesverteidigung in irgend einer Weise, sei es mit den Waffen, sei es durch Arbeiten für das Heer als Arzt, als Militärbeamter, als Militärhandwerker, oder, bei mangelnder körperlicher Tüchtigkeit dazu sowie aus sonstigen Erwägungen, durch Leistung bestimmter Geldbeiträge. Dienstpflicht dagegen ist ein viel engerer Begriff; er bedeutet speziell die persönliche Anteilnahme des Pflichtigen als Kombattant oder Nichtkombattant am Heerdienste. An diesem Unterschiede ändert die Tatsache nichts, daß man sich in Deutschland daran gewöhnt hat, Wehrpflicht und Dienstpflicht als dasselbe zu betrachten, insofern die deutsche Gesetzgebung ein anderes Mittel zur Erfüllung der Wehrpflicht als den persönlichen Dienst mit der Waffe oder ohne solche seither nicht gekannt hat und deshalb alle Wehrpflichtigen, welche hierzu nicht geeignet oder nicht erforderlich waren, einfach von der Erfüllung der Wehrpflicht freigelassen hat.

Daß das rechtlich ein Unding ist, liegt auf der Hand. Die Wehrpflicht muß, wenn sie gerecht gestaltet sein soll, an alle Staatsbürger die gleichen Anforderungen stellen; hat doch auch jeder Staatsbürger die gleichen politischen Rechte. Es geht deshalb, rechtlich betrachtet, nicht an, daß lediglich deshalb, weil der eine zur Kavallerie, der andere zu den Fußtruppen, der dritte zum Train ausgehoben wurde, man den einen drei, den anderen zwei Jahre, den dritten nur ein Jahr dienen läßt, ohne dem letzteren hierfür eine entsprechende sonstige Leistung aufzulegen, daß man den einen, weil er ein Lehrer oder höher Gebildeter ist, mit einem Jahre Dienstzeit laufen läßt, während man den Volksschüler zwei oder drei Jahre heranzieht, daß man endlich fast die Hälfte der Wehrpflichtigen lediglich deshalb, weil man auf Grund des Etats keinen Platz für sie hat, überhaupt nicht dienen läßt, ohne ihnen dafür eine entsprechende Gegenleistung aufzulegen.

Nun wird man dagegen einwenden, daß man im Deutschen Reiche mit seiner heutigen ungeheuren Bevölkerung schon aus finanziellen Gründen unmöglich alle Wehrpflichtigen zum Dienst mit der Waffe heranziehen kann und daß das auch aus militärischen Gründen gar nicht nötig ist. Gut! dann muß man aber auch nicht die Fiktion aufrechterhalten wollen, als ob Wehrpflicht und Dienstpflicht gleichbedeutend seien, sondern dann muß man alle diejenigen, welche wohl wehrpflichtig sind, aber nicht zum Dienst herangezogen werden oder werden können, in anderer Weise zum Wohl des Ganzen heranziehen und zwar derart, daß ihre Leistung wenigstens einigermaßen derjenigen der zum Dienst Herangezogenen gleichwertig ist.

Unter dieser Gleichwertigkeit ist zu verstehen, daß den Nichtdienenden und den kürzer Dienenden eine materielle Leistung auferlegt wird, die mindestens so hoch ist, als der materielle Wert der Leistungen der zum Dienst Herangezogenen beträgt, sowie daß zu diesem materiellen Wert ein Zuschlag erfolgt,

der einigermaßen als Ersatz für den idealen Wert der Leistung der Dienstuenden angesehen werden kann.

Nimmt man nun aber an, daß ein junger Handwerker oder Arbeiter von zwanzig bis dreiundzwanzig Jahren an einem Arbeitstage 4 Mark, also in dreihundert Arbeitstagen oder einem Jahre 1200 Mark, zu verdienen, in der Lage ist, und rechnet man weiter, daß ein solcher Arbeiter für Wohnung, Verpflegung und Kleidung, die er ja beim Militär geliefert bekommt, rund 900 Mark jährlich auszugeben hat, so würde also ein solcher Arbeiter, wenn er nicht dienen müßte, jährlich 300 Mark auf die Seite bringen können, also in zwei Jahren 600, in drei Jahren 900 Mark und mit seinen Reserve- und Landwehrübungen etwa 1000 Mark.

Hierzu ist nun noch die Prämie für die ideellen Opfer zu schlagen, welche der Dienstuer dadurch bringt, daß er im Kriegsfalle und manchmal auch im Frieden Gesundheit und Leben in die Schanze schlagen muß und daß bei der ungenügenden Löhnung des Soldaten dieser in der Regel ganz erhebliche Geldopfer aus eigenen Mitteln oder aus denen seiner Eltern aufzuwenden hat.

Wie hoch die militärische Dienstzeit des Soldaten materiell zu berechnen ist, geht am deutlichsten aus den Loskaufsummen hervor, welche in früheren Zeiten von den vom Heerdienst Befreiten aufzuwenden waren. So betrug z. B. schon zur Zeit Napoleons des Dritten in Frankreich die Loskaufsumme für dreijährige Dienstzeit 2400 Franken oder 1920 Mark, ein Betrag, der auf Grund der heutigen Lebensmittelpreise und Lohnsätze auf mindestens 4000 Mark angesetzt werden müßte.

Angesichts dieses erheblichen materiellen und ideellen Wertes der aktiven Militärdienstzeit ist es begreiflich, daß mit der steigenden Zahl von Wehrpflichtigen, die nicht zum persönlichen Dienst herangezogen wird, die Unzufriedenheit im Volke über die ungleiche Belastung durch die Wehrpflicht wächst und die Forderung einer materiellen Gegenleistung des Staats an die zum Dienst Herangezogenen einerseits und einer wirtschaftlichen Gegenleistung der vom Heerdienst Befreiten anderseits immer lauter erschallt.

III.

7. Das Vorrecht der gedienten Wehrpflichtigen auf die öffentlichen Ämter als materielle Gegenleistung des Staats

Der materielle Ausgleich der ungleichmäßigen Belastung der Wehrpflichtigen durch die Dienstpflicht ist auf zweierlei Weise möglich: entweder legt man allen nicht oder nicht voll zum Dienst Herangezogenen materielle Lasten auf, oder man gewährt den zum Dienst Herangezogenen besondere Vorrechte, namentlich in bezug auf die Übertragung von Ämtern im Staatsdienste, oder man verbindet beide Wege.

Längst wird es in weiten Kreisen als schweres Unrecht empfunden, daß der militärfrei gewordene Kandidat für ein Staatsamt vor dem Dienstpflichtigen

einen erheblichen Vorzug hat. Abgesehen von den materiellen Opfern, welche der Militärdienst namentlich für den Offizier des Beurlaubtenstandes mit sich bringt, steht der Dienstpflichtige durch seine einjährige Dienstzeit ein volles Jahr hinter den Militärfreien zurück und verliert durch seine Übungen in der Regel ein weiteres halbes Jahr. So kommt es gewöhnlich dahin, daß die militärfrei gewordenen Kandidaten ihren militärpflichtigen Altersgenossen die besten Ämter wegschnappen, und wenn sich das durch die Einführung der allgemeinen zweijährigen Wehrpflicht auch für den Wehrpflichtigen mit höherer Schulbildung noch verschlimmern würde, so wäre künftig jeder, der dienstpflichtig würde, in schwerster Weise geschädigt.

Nötig wäre also bei Einführung der allgemeinen zweijährigen Wehrpflicht vor allem, daß künftig alle oberen, mittleren und unteren Staatsstellen in erster Linie mit gedienten Personen besetzt würden und daß die Militärdienstzeit denselben voll und ganz in das Anstellungsdienstalter eingerechnet würde. Der Offizier, Unteroffizier und gemeine Mann des Beurlaubtenstandes müßten bei gleicher Befähigung stets die Vorhand bei der Anstellung im Staatsdienst haben, und dabei müßte wieder die Länge der Dienstzeit ein besonderes Moment bilden.

Wenn auf diese Weise die Erlangung von Staatsämtern für Nichtgediente sehr erschwert würde, wäre das gar nichts Absonderliches; war doch schon bei den alten Römern die Erlangung eines Staatsamtes (magistratus) von der abgedienten Militärpflicht abhängig. Jedenfalls wäre auf diese Weise der Dienst im Heere mit solchen sozialen und wirtschaftlichen Vorteilen verbunden, daß die besten Elemente des Staats sich gern auf zwei bis drei Jahre dem Heerdienst widmen würden, um auf diese Weise Vorteile in bezug auf die Anstellung im Staatsdienste zu erwerben.

8. Die Wehrsteuer als materielle Gegenleistung der vom Militärdienst Befreiten oder nur zur abgekürzten Dienstzeit Herangezogenen

Würde die Verwendung im Staatsdienst die zum Dienst herangezogenen Wehrpflichtigen für ihren Dienst entschädigen, so wäre anderseits denjenigen Wehrpflichtigen, welche wegen Ausmusterung oder wegen Überflusses an Wehrpflichtigen gar nicht zum Dienst herangezogen würden, wie nicht minder denjenigen Wehrpflichtigen, welche statt drei Jahre wie der Kavallerist nur zwei Jahre oder gar nur ein Jahr zu dienen haben, eine materielle Gegenleistung aufzulegen.

Diese Auflegung einer materiellen Leistung bietet nun aber die Schwierigkeit, daß die materielle Leistungsfähigkeit der nicht zum Dienst Herangezogenen eine sehr verschiedene zu sein pflegt, was dann wieder zur Folge hat, daß die überwiegende Zahl der nicht zum Dienst Herangezogenen gar nicht in der Lage ist, das ihnen eigentlich von Rechts wegen aufzulegende materielle Opfer zu leisten. Diese Tatsache, daß eben nur die Bemittelteren in der Lage sind, durch ein ausreichendes Geldopfer den Staat für dessen Verzicht auf den persönlichen

Dienst bei Überfluß an Wehrpflichtigen abzufinden, hat denn auch in früheren Zeiten zum Loskauf geführt, d. h. zur gesetzlich geregelten Befreiung von der Militärdienstpflicht gegen Zahlung einer bestimmten Summe. Der vermögliche Wehrpflichtige zahlte einem hierzu bereiten Manne, der seiner gesetzlichen Dienstpflicht schon Genüge geleistet hatte, eine vereinbarte Summe, wofür dieser für ihn „einstand", wie dies z. B. bis 1868 in Württemberg und in anderen süddeutschen Staaten, in Belgien usw. Sitte war, oder der Wehrpflichtige führte an den Staat selbst diese Abfindungssumme ab, der dann seinerseits den „Einsteher" besorgte. Das klassische Land für diese letztere Art des Loskaufs war Frankreich unter Napoleon dem Dritten, wo mit den auf 2400 Franken festgesetzten Loskaufsgeldern dem ausgedienten Soldaten ein neues Handgeld und besserer Sold (Kapitulantenzulage) gereicht und so ein bewährter Stamm von alten „Troupiers" geschaffen wurde.

Durchweg herrschte bei diesem Loskaufsystem früherer Zeiten der Grundsatz, daß der Fiskus dabei ein gutes Geschäft zu machen trachtete, und das Loskaufsystem wirkte in dieser Beziehung wesentlich vorteilhafter für den Staat nicht nur in fiskalischer, sondern auch in militärischer Beziehung als die heutige deutsche Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen. Bei dieser macht zwar der Fiskus ebenfalls ein gutes Geschäft insofern, als der Einjährig-Freiwillige Wohnung, Kleidung und Verpflegung auf eigene Kosten beschafft und dafür sich vom zweiten und dritten Dienstjahre „loskauft". Aber der militärisch bedeutsame Unterschied zwischen beiden Einrichtungen ist der, daß beim Einjährig-Freiwilligen-Institut der Staat lediglich eine große Anzahl, dazu noch oft recht ungenügend ausgebildeter Mannschaften kostenfrei über den Heeresetat erhält, während beim Loskaufsystem der Staat in die Lage gesetzt ist, auf Kosten der reichen, dem Heerdienst vielfach abgeneigten Volkskreise eine ganz erhebliche Zahl gedienter Mannschaften durch hohe Kapitulantenzulagen dauernd dem Heere zu erhalten. Rein militärisch betrachtet dürfte deshalb das Loskaufsystem das bessere sein, und wenn man lediglich die Wahl zwischen Loskaufsystem und Einjährig-Freiwilligen-Institut hätte, müßte dem ersteren der Vorzug gegeben werden, wenn nicht nationale und soziale Gesichtspunkte auch das Loskaufsystem ebenso verwerflich erscheinen ließen als die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen.

Die Gegner des Loskaufsystems geben denn auch dessen fiskalische Einträglichkeit völlig zu, bestreiten auch nicht, daß die Heeresverwaltung mit den ausgedienten Soldaten, die sie um die vereinnahmten Loskaufgelder dingen könnte, Elemente bekäme, die, da der Staat die freie Auswahl hätte, jedenfalls militärisch wertvoller wären als zahlreiche Einjährig-Freiwillige. Söhne reicher Eltern aus getauften und ungetauften Kreisen des Handels und der Industrie, welchen der Pulverdampf und das Stoppeltreten wenig Freude bereitet, hätten auf diese Weise Gelegenheit, ihre Zeit finanziell einträglicher als im Heerdienste zu verwenden, und würden deshalb sicher gern bereit sein, erhebliche Summen für einen „Einsteher" aufzuwenden, und die Militärverwaltung hätte vielleicht

keinen sonderlichen Grund, diesen Elementen das Fernbleiben zu erschweren. Aber einen sehr großen Übelstand hat leider der Loskauf an sich, der dazu zwingt, von seiner Einrichtung unbedingt abzusehen, nämlich daß er die Gefahr erzeugt, daß durch seine Zulassung auch die bemitteltere Intelligenz sich vom Heerdienste auszuschließen beginnt und der Heerdienst schließlich etwas Anrüchiges bekommt, weil sich der Bemitteltere überhaupt zu vornehm dünkt, zu dienen. Diese Gefahr jeder vorwiegend aus Berufssoldaten bestehenden Armee ist in der Tat eine sehr große, und man kann deshalb wohl mit Recht sagen, daß die Abneigung des gesünderen Teils des deutschen Volkes gegen den Loskauf eine national und sozial durchaus berechtigte ist. Eine Einführung des Loskaufs müßte in der Tat auch dann noch bedenklich erscheinen, wenn es gelänge, die bemitteltere Intelligenz unseres Volkes trotz des Loskaufsystems dem Heere dadurch zu erhalten, daß den gedienten Staatsbürgern weitgehende Rechte in bezug auf die Erlangung von Staatsämtern eingeräumt würden, und man wird deshalb mindestens sagen können, daß unsere heutigen Verhältnisse in Deutschland für die Wiedereinführung des Loskaufs noch nicht reif sind und als einziges Mittel, die gar nicht und die nur in beschränktem Maße zum Dienst herangezogenen Wehrpflichtigen zu einer Gegenleistung heranzuziehen, uns nur die sogenannte „Wehrsteuer" bleibt.

Was nun diese Wehrsteuer betrifft, so müßte sie, um das gleich vorauszuschicken, wenn sie gerecht wirken sollte, nicht bloß die wegen Untauglichkeit völlig ausgemusterten und die der Ersatzreserve und dem Landsturm ersten Aufgebots überwiesenen Wehrpflichtigen treffen, sondern auch in abgestufter Weise die nach ein- oder zweijährigem Heerdienst zur Reserve Entlassenen. Die Steuer müßte, um gerecht zu wirken, sehr hoch sein und hätte in ihrem Durchschnittssatze mindestens dem Loskaufsgelde gleichzukommen. Eine Kopfsteuer von mindestens 20 Mark jährlich und eine Einkommensteuer von 5 Prozent des Jahreseinkommens wären angesichts der Vorteile, welche die Militärdienstfreiheit bringt, nicht zu hoch, und diese Steuer sollte erhoben werden vom Jahre der Musterung an bis zur Beendigung der Landwehrpflicht, also achtzehn Jahre lang.

Andere Länder haben längst eine Wehrsteuer. In Frankreich bestand sie seit 1800, verschwand durch das Kaiserreich, wurde aber 1879 wieder eingeführt. Auch Österreich-Ungarn erhebt eine Wehrsteuer seit 1880; sie ist in vierzehn Klassen gegliedert und beträgt jährlich 1 bis 100 Gulden. In der Schweiz bezahlen einzelne Kantone die Wehrsteuer seit 1838; seit 1878 aber gilt sie für das ganze Bundesgebiet. Sie zerfällt in eine Kopfsteuer von 6 Franken, eine Vermögenssteuer von $1^1/_2$ Franken vom Tausend und eine Einkommensteuer von $1^1/_2$ Prozent. Sie wird bis zum zweiunddreißigsten Jahre erhoben und beträgt im Höchstsatze 3000 Franken jährlich.

In Deutschland selbst wurde 1881 erstmals versucht, eine Wehrsteuer einzuführen, freilich in sehr bescheidenem Rahmen. Sie sollte in Gestalt einer Kopfsteuer von 4 Mark jährlich erhoben werden, wozu bei einem Einkommen

von 6000 Mark ab eine Einkommensteuer von 3 Prozent treten sollte; doch versagte der Reichstag damals seine Genehmigung. Erst 1909 kam dann wieder eine Wehrvorlage im Anschluß an das Reichserbschaftsgesetz, die aber schmählich Schiffbruch litt und in keiner Weise befriedigen konnte.

Grundlage einer deutschen Wehrsteuer müßte wie gesagt sein, daß sie auch von denen erhoben werden müßte, welche vor Ablauf von drei Jahren aus dem aktiven Dienste scheiden; doch sollte bei Mannschaften, die ein Jahr gedient haben, die Steuer nur 60, bei solchen, die zwei Jahre gedient haben, nur 30 Prozent des Einheitssatzes betragen. Da die Privilegien der Wehrpflichtigen mit höherer Schulbildung und der Volksschullehrer auf nur einjährige Dienstzeit wegfallen würden und der freiwillig sich zum Heerdienst meldende Wehrpflichtige mit höherer Schulbildung wie jeder andere Mann bei der Kavallerie drei, bei den Fußtruppen zwei Jahre zu dienen hätte, so hätte er folgerichtig bei nur zweijähriger Dienstzeit auch die Wehrsteuer von 30 Prozent zu zahlen und würde nur dann von derselben befreit, wenn er eine Charge erwerben und sich zu den mit dieser Charge verbundenen achtwöchentlichen Reserveübungen verpflichten würde.

9. Schluß

Wir sehen also die Lösung der Frage, um kurz zu wiederholen, zunächst darin, daß das Vorrecht der Mannschaften mit höherer Schulbildung und der Volksschullehrer auf den nur einjährigen Heerdienst aufgehoben und auch diese Mannschaften wie andere Heerespflichtige zum zweijährigen Dienst bei den Fußtruppen beziehungsweise zum dreijährigen Dienst bei der Kavallerie herangezogen würden, sofern sie sich nicht freiwillig bei einer Waffe zum Dienst melden. Bestehen bliebe nur der einjährige Dienst beim Train beziehungsweise bei den Fußtruppen für Mannschaften, deren Eltern des Sohnes dringend bedürfen, aber nur in der beschränkten Anzahl von 5 Prozent. Den drei Jahre dienenden Mannschaften würde eine Entschädigung für ihr drittes Dienstjahr in der Weise gereicht, als ihnen im dritten Dienstjahre die Kapitulantenzulage zukäme. Allen Wehrpflichtigen aber, welche nicht voll zum dreijährigen oder gar nicht zum Heerdienst herangezogen würden, wäre eine zwanzig Jahre lang zu zahlende Wehrsteuer aufzulegen, welche bei zweijähriger Dienstzeit 30, bei einjähriger Dienstzeit 60 und bei völliger Befreiung vom Militärdienst 100 Prozent des Einheitssatzes zu betragen hätte. Alle gedienten Mannschaften aber hätten bei sonstiger Gleichartigkeit bei Anstellung im Staatsdienst ein Vorrecht vor den Nichtgedienten erworben und ihre Dienstzeit wäre ihnen voll und ganz in das Besoldungsdienstalter einzurechnen.

Man mag über diese Vorschläge, namentlich die allgemeine zweijährige Wehrpflicht, denken, wie man will; jedenfalls würde sich das System einer materiellen Gegenleistung des vom Heerdienst Befreiten oder nur zu kürzerer Dienstleistung Herangezogenen aus fiskalischen wie militärischen, sozialen und

nationalen Gründen mehr empfehlen, als das vom Abgeordneten Konrad Hauptmann kürzlich in der württembergischen Zweiten Kammer vorgeschlagene System, alle jungen Leute, die sich militärisch gut bewähren, ohne jede finanzielle oder sonstige Gegenleistung nach einjähriger Dienstzeit zu entlassen; denn damit würden dem Heere gerade die Elemente nach einem Jahre entzogen, deren es in erster Linie zur Besetzung der Führerstellen dringend bedarf.

Würde dagegen das Einjährig-Freiwilligen-Vorrecht abgeschafft und würde die allgemeine Dienstpflicht von zwei Jahren gleichmäßig durchgeführt, so wäre durch das mittels der militärischen Dienstzeit erworbene Vorrecht auf Anstellung im Staatsdienst das längere Verweilen des intelligenten Mittelstandes im Heere diesem reichlich entschädigt. Das Heer aber hätte ein viel besseres Führermaterial als heute.

Es ist nun einmal eine leidige Tatsache, daß die Ausbildung unseres Reserveoffiziers nicht genügt und daß es oft geradezu ein Jammer ist, wie es in manchen Regimentern um den Unteroffiziersatz bestellt ist. Beiden Mißständen hilft unser Vorschlag ab: der ungenügenden Ausbildung der Reserveoffiziere durch die zweijährige Dienstzeit der höher Gebildeten, dem Unteroffiziermangel durch die vermehrten Rechte der Militäranwärter und die aus der Wehrsteuer zu schöpfenden höheren Kapitulantenzulagen. Vielleicht auch würde die bessere Qualität der künftigen Offiziere des Beurlaubtenstandes gestatten, den dritten Kompagnieleutnant abzuschaffen, und dadurch endlich ermöglicht werden, durch Schaffung eines günstigeren Zahlenverhältnisses zwischen Subaltern- und Stabsoffizieren die dringend nötige Verjüngung des Offizierskorps anzubahnen und die ungeheure Belastung des Militäretats durch die Offizierspensionen zu vermindern.

Aber noch weitere wichtige Gesichtspunkte sprechen für die allgemeine zweijährige Dienstpflicht und die Wehrsteuer. Wenn unsere koloniale Entwicklung, die Ausbreitung unserer Herrschaft zur See und in fernen Ländern, wie die Zuspitzung der inneren sozialen Gegensätze, dem Staate zur Pflicht machen, neben dem zum Heerdienst verpflichteten „Staatsbürgersoldaten" einen zuverlässigen und brauchbaren „Berufsmilitärstand" an Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaftskapitulanten zu besitzen, so können wir uns dieses Erfordernis eines modernen Weltreichs nur durch eine materielle Hebung des Unteroffizierskorps und der freiwillig länger dienenden Mannschaften verschaffen, und die Mittel und das Material dazu können uns, wenn — wie wohl allgemein zugegeben werden wird — vom Loskauf abgesehen werden muß, nur eine tunlichst reichlich bemessene Wehrsteuer liefern.

Nicht mit Unrecht hat darum auch die Wehrsteuerfrage in den letzten Jahren in der Presse wie in den Parlamenten eine große Rolle gespielt und genießt in den weitesten Kreisen des Volkes eine große Beliebtheit. Hat doch der gesunde Sinn des Volkes längst in ihr das Mittel entdeckt, um eine Gegenleistung zu schaffen für die immer zahlreicher werdenden Wehrpflichtigen, die

trotz ihrer Diensttauglichkeit aus finanziellen Ersparnisgründen vom Heerdienst befreit werden müssen oder die statt der vorgeschriebenen Höchstdienstzeit von drei Jahren nur zwei oder gar nur ein Jahr zu dienen haben.

Wohl hat noch vor wenigen Jahren namentlich die führende preußische Regierung den Standpunkt vertreten, daß die Wehrsteuer einen Bruch mit dem seitherigen angeblichen System der allgemeinen persönlichen Dienstpflicht bedeute und deshalb zu verwerfen sei. Aber der Kampf um die Reichsfinanzreform hat es dahin gebracht, daß auch die preußische Regierung mit diesem übrigens nie folgerichtig durchgeführten Standpunkte gebrochen und die Wehrsteuer — freilich in völlig verunglückter Form als Anhängsel der Erbanfallsteuer — in ihren Steuerstrauß aufgenommen hat. Die Regierung hat dann auch mit dieser Form der Wehrsteuer kein Glück gehabt; aber der Gedanke der Wehrsteuer wird nicht zur Ruhe kommen, bis jeder nicht zum aktiven Heerdienst herangezogene oder nur in abgekürztem Maß zum Dienst einberufene Wehrpflichtige diese Steuer in dieser oder jener Form zu bezahlen hat.

Möge man sich deshalb an zuständiger Stelle dieser inneren Berechtigung des Wehrsteuergedankens endlich genügend bewußt werden! Wir kommen sicher auf die Dauer um die Tatsache nicht mehr herum, daß mit der Entwicklung Deutschlands zu einem Welthandelsreiche und seinem ganz ungeheuren Bevölkerungswachstum die Bedeutung unserer Armee als Mittel für den Grenzschutz der Heimat zwar nicht in den Hintergrund tritt, aber daß neben diese Aufgabe noch andere Aufgaben für die bewaffnete Macht treten.

Dürfen wir hoffen, daß ein Angriff fremder Nationen auf unsere deutsche Heimat selbst angesichts der großen Heeresmassen, welche das heutige Deutschland dank seiner wachsenden Bevölkerung besitzt, nicht mehr in dem Maße wie früher zu fürchten wäre, so gestalten sich dagegen unsere fremden Besitzungen, unser Seehandel zu äußerst gefährdeten nationalen Gütern, die deshalb einer nationalen Flotte und eines zum Schlagen stets bereiten, aus freiwillig eingetretenen Berufssoldaten zusammengesetzten Kolonialheeres dringend bedürfen.

Je schneller man sich deshalb entschließen wird, eine Neuordnung unseres Wehrsystems und unserer Heeresverhältnisse auf Grund dieser veränderten Sachlage vorzunehmen, um so besser wird es für das Deutsche Reich sein.

Prophet oder Künſtler?

Betrachtungen zu Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint“

Von Dr. W. Warſtat-Altona

Es gibt mancherlei Beziehungen, ſogar mancherlei Analogien zwiſchen Religion und Kunſt, zwiſchen dem intuitiven Schauen des Künſtlers und dem intuitiven Erkennen des religiös Begeiſterten; dieſe Beziehungen ſind mir aber noch nie ſo deutlich und mit ſolcher Kraft ins Bewußtſein getreten wie bei der Lektüre von Gerhart Hauptmanns Roman „Der Narr in Chriſto Emanuel Quint“. Daher kann die Betrachtung gerade dieſes Romans ſehr gut dazu dienen, um die pſychologiſchen Beziehungen zwiſchen Religion und Kunſt, um vor allen Dingen eine wichtige Grenzfrage zwiſchen Religion und Kunſt klarzulegen, nämlich das Problem des intuitiven Erkennens.

Das intuitive, unmittelbare und gefühlsmäßige Erkennen ſpielt in der Pſyche, in dem ſeeliſchen Mechanismus des religiös Begeiſterten, des Propheten, eine gleich wichtige Rolle wie in der Seele des Künſtlers; vielleicht iſt nur die letzte Richtung dieſer Erkenntniskraft, ihr letztes Ziel und ihr letzter Blickpunkt bei beiden verſchieden. In beiden wirkt ſie aber gleich mächtig und zieht durch ihre intenſive Beteiligung und Beeinfluſſung des Gefühlslebens in ungleich ſtärkerer Weiſe die ganze Perſönlichkeit mit allen ihren Kräften in ihren Bereich, als es die auf ſinnliche Daten geſtützte, verſtandesgemäße Erkenntnis je tun kann.

Gerhart Hauptmanns „Emanuel Quint“ iſt nun das Produkt aus dem Zuſammenwirken beider Spielarten des intuitiven Erkennens, des religiöſen und des künſtleriſchen. Hier wird ein Prophet und ſeine religiöſe Intuition dargeſtellt durch einen Künſtler mit Hilfe der künſtleriſchen Intuition. Was dieſe Tatſache für unſeren Zweck als „Fall“, als typiſches Muſterbeiſpiel, bedeutet, das iſt ohne weiteres klar.

Das Grundproblem in Hauptmanns Werk iſt ein religiös-ethiſches. Es könnte, kurz und alltäglich gefaßt, etwa lauten: „Wenn heute Chriſtus wieder geboren würde, wenn er ſein Leben noch einmal leben würde, ſo würde er genau dasſelbe Schickſal haben, ſo würden dieſelben Mächte in ihm, mit ihm

und gegen ihn wirksam werden wie ehemals, wie vor zweitausend Jahren." Ein Gelehrter würde die logische Notwendigkeit dieser Behauptung durch Verstandesschlüsse, durch wissenschaftliche Beweisführung darzulegen suchen, und ein Moraltheologe würde als Grund und Ausgangspunkt für seine Folgerungen wohl die moralische und ethische Minderwertigkeit der Durchschnittsmenschheit betonen und ihre Schuld am Untergange des ethisch wertvollen Individuums, des Propheten, heißt er nun Christus oder Emanuel Quint.

Hauptmann, der Künstler, setzt an die Stelle der abstrakten, wissenschaftlichen Beweisführung die künstlerische Wirklichkeit, und in dieser Wirklichkeit wirkt zunächst als treibende Ursache aller Erscheinungen nicht das abstrakte Verhältnis moralischer, ethischer und gesellschaftlicher Werte zueinander, sondern das psychologische Gesetz. Für den Künstler trägt die Schuld an der Wahrheit jenes ersten Problemsatzes nicht unsere Zeit — oder jene vor zweitausend Jahren — und ihre Verderbtheit, sondern das Schicksal des Heilandes und seines Nachfolgers Emanuel Quint ist eine psychologische Notwendigkeit, eine Folge aus der individuellen psychischen Struktur des Christus einerseits und der Struktur des menschlichen Durchschnitts und unserer Gesellschaft anderseits. Unter dem Gesichtswinkel dieses psychologischen Gesetzes betrachtet, erhält die „närrische" Erscheinung Emanuel Quints und sein Christusschicksal erst ihren Sinn, dieses Schicksal, das mit der beklemmenden und verwirrenden Treue des Spiegelbildes die Erscheinungen wiederholt, die schon vor zweitausend Jahren einmal Wirklichkeit besaßen, es wird aus dem Einzelfall zu einem typischen Vorgang gemacht, aus dem Einzelnen und Zufälligen in die Sphäre des Typischen gehoben.

Stellt nun aber der Künstler auf Grund seiner intuitiven Erkenntnis vom Wesen des Heilandes und der Welt das Christusleben als typisch, als etwas immer Notwendiges dar, so beantwortet er dadurch zugleich eine Frage von hervorragender religiöser und theologischer Bedeutung in verneinendem Sinne. Er behauptet einerseits, daß die christliche Kirche, so wie sie heute ist, ja daß jede äußere kirchliche Gemeinschaft, von Christus nicht gewollt ist, während sie doch anderseits wieder ein notwendiges Produkt aus dem Durchschnittscharakter der Menschen ist, und anderseits behauptet er dadurch, daß eine Nachfolge Christi im wahren, von ihm, dem Künstler, intuitiv erkannten Sinne Christi heute und immerdar unmöglich ist, weil sie das Individuum aus der Gesellschaft hinaus und dadurch gegen die Gesellschaft führt und Vernichtung des Individuums mit sich bringt. So führt die künstlerisch-intuitive Erfassung und Darstellung des religiösen Propheten wieder hinaus aus dem Gebiet der reinen Kunst und zur Beantwortung rein religiöser und theologischer Fragen.

Diese beiden Berührungspunkte zwischen Kunst und Religion, die künstlerisch-intuitive Darstellung eines religiösen Schwärmers und seiner intuitiven Kraft in der Auffassung der Christusgestalt einerseits und die religiös-praktischen Folgerungen, die sich daraus ergeben, treten in Hauptmanns Werk besonders klar und deutlich hervor.

Das oben bezeichnete allgemeine Problem des Romans, der Grundgedanke, spezialisierte sich für Hauptmann bei der künstlerischen Durchführung im einzelnen in mannigfaltiger Art.

Es handelte sich zunächst für ihn um die Darstellung des Emanuel Quint, des Heilandes von Giersdorf, des „Narren in Christo". Ich weiß nicht, ob das Auftreten dieses Narren zu Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine historische Tatsache ist. Das ist auch von geringer Bedeutung, weil die Wirklichkeit selbst Gerhart Hauptmann nichts weiter als vielleicht die äußere Anregung gegeben hat. Im übrigen gestaltet der Künstler bewußt auch schon in Äußerlichkeiten das Leben des Narren in Christo genau nach dem Vorbilde des biblischen Christus aus, ja ich sage kühn, er erzählt uns das Leben des biblischen Christus in modernem Gewande. Emanuel Quint ist der Stiefsohn eines Tischlers, von seiner Mutter aus einem Fehltritt in die Ehe gebracht, er wird von Nathanael Schwarz — Johannes — getauft, er macht im Gebirge und in der Einsamkeit eine „Versuchung", d. h. eine Periode inneren Zweifels, inneren Kampfes und innerer Entwicklung durch wie Jesus in der Wüste, und so geht es weiter. Es ist nicht nötig, zu allen übrigen Gestalten des Romans alle die gleichen und parallelen Erscheinungen aufzuzählen, die sich uns unwillkürlich aus der Bibel her aufdrängen: die beiden Brüder Scharf mit den ersten Jüngern Christi Simon und Andreas zu vergleichen, die Schwestern Krause mit den Schwestern des Lazarus, den böhmischen Joseph mit Judas dem Verräter, die arme Landbevölkerung Schlesiens mit der Galiläas, die Weber mit den Fischern, Breslau mit Jerusalem und seinen Schriftgelehrten und Pharisäern.

Man könnte sich höchstens fragen, warum Hauptmann, da er doch eine so genaue Übertragung des Evangeliums und seiner Gestalten ins Moderne vorgenommen hat, nicht lieber an das Evangelium selbst herangeing und die dort überlieferten Tatsachen in eine künstlerische Ordnung zu bringen suchte, so wie es etwa Frenssen in „Hilligenlei" getan hat.

Der Grund dafür liegt einmal darin, daß es Hauptmann gar nicht darauf ankam, jene erste Erscheinung Christi als eine einmalige und zufällige, seine Persönlichkeit als eine individuale zu schildern, sondern, wie oben dargelegt wurde, darauf, sein Schicksal als typisch für jeden Fall hinzustellen, in dem seine Erscheinung sich wiederholt, wo die von ihm geforderte Nachfolge erst verwirklicht wird. Scharf gedacht will er also dadurch auf einen inneren Widerspruch in Christi Lehre hinweisen. Das ist ein außerästhetischer, ein außerkünstlerischer Grund.

Es besteht aber noch ein zweiter, künstlerischer Grund für die Modernisierung des Christusschicksals. Seine genaue Bekanntschaft mit der schlesischen Heimat, ihrem Volke und dessen Denken ermöglichte es dem Künstler, jenes typische Christusschicksal in ein Gewand zu kleiden, das uns gerade durch seinen modernen Charakter und seine Realistik die unmittelbare Illusion der Wirklichkeit, für jenes typische Christusschicksal den Wahrheitsbeweis bringt. Für die Erzeugung der

Illusion, dieses Wahrheitsbeweises, der beim Künstler an die Stelle des wissenschaftlichen Beweises treten muß, ist die Verlegung des Christusschicksals nach Schlesien von Bedeutung gewesen. Seine innige Bekanntschaft mit der Heimat lieferte dem Dichter ungezwungen alle die realistischen Daten, die er für die Belebung seines Christus brauchte, während die Überlieferung der Evangelien das realistische Detail nur andeutet und dadurch der evangelischen Erzählung einen gewissen strengen Ernst und eine gewisse stilisierte Ferne verleiht.

Dabei stellt die Kritik das überlieferte Material in den Evangelien als von verschiedenem Werte hin. Es ist ohne weiteres klar, daß nicht nur gewisse Wunder Christi, sondern auch mancherlei anderes, z. B. sein Verhalten zu seinen Jüngern, seine Überzeugung und seine doch widerspruchsvollen Angaben über seine Eigenschaft als Gottessohn der Skepsis begegnen.

Für den Künstler, der diese widerspruchsvollen Daten zu einem einheitlichen Bilde zusammenschaffen wollte, der die zum Teil naiv-tatsächlichen und zum andern Teile naiv-abergläubischen und naiv-verfälschten Überlieferungen reinigen wollte, handelte es sich nun darum, hier nicht nur ein psychologisch-erklärendes, sondern auch ein unterscheidendes Prinzip zu finden, genau so wie der Gelehrte zu einer solchen Arbeit eines kritischen Prinzipes bedarf. Während der letzte aber ein solches auf dem Wege logisch-denkender Überlegung und der Tatsachenforschung findet, fand der Künstler es mit Hilfe der Intuition. Er faßte intuitiv den treibenden Grundgedanken im Wesen Christi auf, den Gedanken von der himmlischen Liebe, der Gemeinschaft und Freiheit im Geist, von der Überwindung und Nichtigkeit des Fleisches und seiner Not. Er erkennt intuitiv in diesem Gedanken die Wurzel des Christuscharakters und des Christusschicksals und läßt aus dieser Wurzel den neuen Christus, Emanuel Quint, mit der Folgerichtigkeit des Naturgesetzes, wie ein natürliches Produkt in seiner schaffenden Phantasie wieder erstehen. Dabei beweist nun die künstlerische Intuition ihre Brauchbarkeit als erklärendes und als kritisches Prinzip gegenüber den Evangelien. Für außerordentlich vieles, was der theologischen Forschung rätselhaft bleibt und was sie deshalb entweder verwerfen oder gläubig als Tatsache und Wunder hinnehmen muß, für viele solche Dinge findet der Künstler auf intuitivem Wege die psychologische Formel, das psychologische Gesetz, und zeigt uns dadurch das, was wir bisher verspotteten oder „glaubten", mit einem Male von einer ganz neuen Seite, eingereiht in eine Reihe von Erscheinungen, zu denen es auf natürliche Weise gehört, unter denen es sich natürlich und unmittelbar einleuchtend ausnimmt. Als Beispiel diene das Gottesbewußtsein Christi; sein Bewußtsein, Gottes Sohn zu sein, spricht sich unzweifelhaft in manchen Äußerungen aus, andere weisen einen gegenteiligen Sinn auf; die verbindende, psychologische Formel gibt uns Hauptmann.

Er zeigt uns den psychischen Weg, den ein solcher Gedanke zurücklegen muß, an der Entwicklung des Gottesbewußtseins in Quint und legt uns den

Rückschluß von Quint auf Christus nahe, indem er sich dieselben Voraussetzungen neu konstruiert, die bei jenem wirksam waren.

Der christliche Grundgedanke von der himmlischen Liebe, der Gemeinschaft und Freiheit im Geist umfaßt zunächst weder bei Christus noch bei Quint, der jenen Gedanken in der Lehre und Persönlichkeit Christi religiös-intuitiv erfaßt hat, das Bewußtsein der eigenen Gottesschaft oder Gottessohnschaft. Beide treten zuerst nur auf als Propheten, als Verkündiger ihrer intuitiven Erkenntnis vom Wesen Gottes, und wollen die Mitwelt dieser ihrer intuitiven Erkenntnis teilhaftig machen. Die Übermittlung intuitiver Erkenntnis ist nun aber nur auf intuitivem Wege möglich; daher wirkt bei Quint wie bei Christus weniger der Inhalt ihrer Lehre — ihre Worte, mit denen sie von ihrer intuitiven Gotteserkenntnis zeugen, bleiben zum großen Teil unverstanden oder werden mißverstanden —, es wirkt vielmehr in erster Reihe ihre Persönlichkeit und die Kraft ihrer intuitiven Überzeugung vom Wesen Gottes. Dazu kommt, daß beide in Kreise treten, die religiös erregt und auf ein übernatürliches Ereignis gestimmt sind: Quint tritt in eine Zeit und ein Milieu, die das tausendjährige Reich und die Wiederkunft Christi mit phantastischer Neugier und Spannung umgrübeln, so wie Christus einst in die Zeit der Messiaserwartung getreten war.

So vollzieht sich denn der Schluß von der intuitiven Kraft ihrer Persönlichkeit auf die Göttlichkeit eben dieser Persönlichkeit zuerst hier wie dort in den Köpfen mißverstehender Anhänger — Jünger — eher als im Geiste des Propheten selber, und wird mit hervorgerufen durch die übernatürliche Auffassung gewisser persönlicher, suggestiver Einwirkungen auf Kranke und Hysterische — die ersten „Wunder". Der natürliche Verstand des Propheten Emanuel Quint wehrt sich gegen die eigene Identifizierung mit Christus noch aufs heftigste, obgleich gewisse Übereinstimmungen seines Lebensganges mit dem des Gottessohnes ihn erschauern machen. Ein Rückschluß auf die Erfüllung gewisser messianischer Weissagungen im Leben Christi und auf deren Wirkung im Seelenleben des Erlösers ist wohl erlaubt. Die Überzeugung der Jünger von der Göttlichkeit des Propheten, sie ist es, die ihm selber endlich die Göttlichkeit aufdrängt. Die dualistisch-gedankliche Unterscheidung von dem Körperlichen als „des Menschen Sohn" und dem Geistigen als dem Göttlichen, dem „Gott" im Propheten, ist gewissermaßen dessen letzte Zuflucht vor der ihm aufgedrängten grob sinnlichen Rolle des „Gottessohnes". Auch sie wird erstürmt von der rückhaltlos hingebenden, aber dafür auch rückhaltlos fordernden Anhänglichkeit der „Jünger". Um diese Leute nicht durch die Enttäuschung ihrer Hoffnung und ihres Glaubens, um dessentwillen sie alles hingaben, zu vernichten, übernimmt Quint in Resignation die ihm aufgedrängte Rolle als Gottessohn, obgleich er weiß, daß er dadurch die feindliche Gegenwirkung aller staatlichen und kirchlichen Mächte auf sich zieht, daß er sich dadurch dem Untergange weiht. Er findet sich in diesen seinen Untergang, er übernimmt ihn als Opfer für seine Gemeinde, obgleich er ihr ja geistig völlig fernsteht, ja er sucht durch wissentliches Betonen seiner Gottschaft

und durch bewußte Herausforderung der staatlichen und kirchlichen Mächte diesen Untergang zu sichern und zu beschleunigen, indem er auf Grund seiner intuitiven Erkenntnis vom Wesen Gottes und vom Verhältnis des Menschen zu ihm an allen bestehenden staatlichen und kirchlichen Verhältnissen Kritik übt. Er macht sich als intuitiver Mensch nicht klar, daß ein Gottesbegriff, völlig auf religiöse Intuition aufgebaut, wie der seine, eben deshalb eine rein persönliche, individuelle Sache, weiter nichts als ein persönliches Erlebnis ist und ein solches auch nur bleiben kann, daß er nicht als Grundlage irgendeiner Gemeinschaftsform, sei sie staatlicher oder kirchlicher Art, dienen kann, daß sein Träger daher in Gegensatz zu jeder solchen Gemeinschaftsform treten muß. Quint sieht daher auch nicht, daß selbst die christliche Kirche als solche, das heißt als Gemeinschaftsform, auf diesen intuitiv-persönlichen Gottesbegriff nicht aufgebaut sein kann, daß sie die Schaffung dieses intuitiv-persönlichen Gottesbegriffes dem Individuum überlassen muß. Er sieht nur, daß die Kirche nicht auf seinem intuitiv erfaßten Begriff vom Wesen Christi und seiner Lehre aufgebaut ist, obgleich sie sich „christlich" nennt, und übt daher aus diesem Gesichtspunkt seine Kritik an ihr — keine Verstandeskritik, sondern eine Gefühlskritik.

Ich zeichne hier den Entwicklungsgang Quints nach dem Romane Hauptmanns. Die Analogieschlüsse auf Christus überläßt der Dichter dem Leser.

Jedenfalls ist es klar, daß unter der Beleuchtung eines solchen Analogieschlusses der Opfertod Christi weniger als eine „Erlösungstat" zum Wohle der sündigen Menschheit erscheinen würde, sondern als eine tragische Tat, als eine bewußte und tragisch-resignierte Hinopferung für den Wahn der Durchschnittsmenschheit.

Die religiöse Intuition vom Wesen Christi und seiner Lehre führt also Quint zu einer rücksichtslosen Kritik gesellschaftlicher, staatlicher und kirchlicher Gemeinschaftsformen, sie wird zu einem kritischen Prinzip, das allerdings zunächst nur persönliche, individuale Kraft und Gewißheit besitzt und das auf die Allgemeinheit nur soweit einleuchtend wirken kann, als es der intuitiven Persönlichkeit gelingt, die Allgemeinheit auf der Bahn der Intuition fortzureißen. Diese fortreißende Kraft der intuitiven Erkenntnis und Persönlichkeit, die ihr ein gewisses Maß von Allgemeingültigkeit verleihen kann, ist der Grund für die gewaltige Wirkung der Persönlichkeit Christi, auf sie weist uns Hauptmann überall da hin, wo er den überwältigenden Eindruck der Persönlichkeit Quints schildert, auf ihr beruht mindestens zum Teil die Möglichkeit des allgemeingleichen Eindruckes eines Kunstwerkes, als eines Erzeugnisses künstlerischer Intuition. Wenn aber auch die Überzeugungskraft der intuitiven Kritik aus einer so persönlichen und individuellen Wurzel entspringt, so ist sie deshalb doch nicht weniger stark.

Die religiöse — und man muß hier hinzufügen die künstlerische Intuition beweisen aber ihre Brauchbarkeit als kritisches Prinzip noch an einer zweiten Stelle. Der religiöse Schwärmer Emanuel Quint — und hinter ihm steht in

diesem Falle der Künstler Gerhart Hauptmann — verwirft aus dem Leben Christi und dem Bericht der Evangelien alles, was seiner in den Bahnen des psychologischen Natur- und Entwicklungsgesetzes schreitenden Intuition nicht zugänglich ist, z. B. eine Anzahl Wunder Christi, wie die Totenerweckungen. Diese naiv-gläubig berichteten Tatsachen sind dem psychologischen Gesetze nicht zugänglich, daher muß die Intuition vor ihnen Halt machen. Das Resultat ist: Der Prophet Quint und hinter ihm der Dichter Hauptmann scheiden sie kritisch aus und verwerfen sie als objektive Tatsachen; sie verwerfen sie aber damit nicht ganz. Denn von der anderen Seite her finden diese Wunder doch aus gewissen grob-naiven, abergläubischen und wundersüchtigen Tendenzen der Volksseele ihre psychologische Erklärung. Als ein Produkt dieser Tendenzen sind sie auch der Intuition psychologisch zugänglich und so finden sie immerhin eine Erklärung, allerdings eben eine kritische in ganz anderem als dem theologischen Sinne.

Es ist nun zu beachten, wie der Künstler Hauptmann sich überall strenge davor hütet, die praktischen Konsequenzen aus der intuitiven Kritik etwa selber zu ziehen, sich selbst, seine eigene Persönlichkeit kritisierend hervortreten zu lassen. Er läßt nur seinen Helden, den Propheten Emanuel Quint, die praktischen Folgerungen aus seiner Kritik ziehen, er allein wird in den realen Gegensatz zur Welt gestellt und geht im kritischen Kampfe gegen das Bestehende zugrunde.

Der Dichter bemüht sich auf jede mögliche Weise, seine völlige Objektivität gegenüber den von ihm geschilderten Geschehnissen und psychologischen Entwicklungsgängen dem Leser zum Bewußtsein zu bringen. Schon die Wahl des Romantitels „Der Narr in Christo" dient diesem Zwecke. Er wirft auf den Helden den Schein von etwas Anormalem, Krankhaftem, das man nur unter gewissen Voraussetzungen ernst zu nehmen habe. Diesen eigentümlichen Gesichtswinkel sucht Hauptmann beim Leser ständig auch weiterhin aufrecht zu erhalten, indem er seinem Bericht die leichte kühl-sachliche Färbung gibt, die einer Krankheitsgeschichte oder der aktenmäßigen Darstellung eines außergewöhnlichen Gerichtsfalles eigen sind, oder den leicht bedauernden Tonfall des „leider", mit dem ein Chronist von Irrtümern und Verkehrtheiten vergangener Zeiten spricht. Das alles aber tut er wohl nicht aus dem Grunde, weil er sich scheute, die Konsequenzen aus seinen künstlerischen Gedankengängen zu ziehen oder für sie einzutreten. Er tut vielmehr damit etwas durchaus Künstlerisches.

Während es im Wesen der religiösen Intuition liegt, praktische Folgerungen aus ihrer intuitiven Erkenntnis zu ziehen, während sie bemüht ist, ihre Erkenntnis auf die praktischen Werte des Lebens anzuwenden, fehlt dieses Bedürfnis vollständig der künstlerischen Intuition.

Wir stehen hier an dem Punkte, wo religiöse und künstlerische Intuition sich wesentlich voneinander scheiden. Es sei daher wiederholt, wie weit ihr Wesen uns bisher aus Gerhart Hauptmanns Werk klargeworden ist. Beide Arten der Intuition sind insofern eins, als sie sich darstellen als das unmittel-

bare, gefühlsmäßige Erfassen von dem Wesen einer Persönlichkeit und der psychologischen Naturgesetze, nach denen sie „funktioniert" und sich entwickelt. Beide Arten der Intuition tragen die schöpferische Kraft in sich, diese Entwicklung aus sich heraus neu zu wiederholen, und die intuitive Erkenntnis beweist sich bei beiden Arten als ein kritisches Prinzip. Dieses kritische Prinzip richtet sich gegen alles, was der intuitiven Erkenntnis nicht zugänglich ist, weil es als außerhalb der natürlichen Entwicklung und deshalb als Auswuchs und unberechtigt erscheint.

Nun aber scheiden sich religiöse und künstlerische Intuition. Die religiöse Intuition, die infolge ihres religiösen Charakters von vornherein auf ethischer, sittlicher Grundlage steht, verfolgt auch ethische und sittliche Ziele, zieht deshalb ohne weiteres aus ihrer intuitiven Kritik die praktischen Folgerungen.

Die künstlerische Intuition dagegen richtet sich von vornherein lediglich auf die Erfassung des rein Tatsächlichen in seinem bloßen Daseinswert. Es interessiert sie zum Beispiel die Persönlichkeit rein als solche, sie sucht ihr Wesen und die Gesetze ihres Werdens schöpferisch nachzugestalten, ohne auf irgendwelche praktische Folgerungen bei dieser nachschaffenden Darstellung irgendwie Beziehung zu nehmen. Die kritische Aufgabe der Intuition auf künstlerischem Gebiete besteht daher nur darin, alles Unwahre und Zufällige aus der Erscheinung der Persönlichkeit auszuschalten oder wenigstens als solches klarzulegen. Es fällt damit kein Urteil über ihre praktische Existenzberechtigung.

Diesen rein objektiv und nicht praktisch interessierten Charakter der künstlerischen Intuition und der künstlerischen Darstellung wollte Gerhart Hauptmann durch jenes stilistische Mittel betonen, daß er seiner Erzählung einen leicht ironischen, aktenmäßig-chronistischen Charakter gab. Anderseits hat er aber hierbei doch mit sicherem Gefühl die Grenze innegehalten, bis zu der nämlich die Ironie gehen konnte, ohne den Eindruck von der Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit des Dargestellten zu stören.

Wie ich oben schon einmal andeutete, beruht ja der allgemein gültige Eindruck des Kunstwerkes auf der inneren Geschlossenheit und natürlichen Gesetzmäßigkeit, die es als Erzeugnis der psychologisch notwendig arbeitenden künstlerischen Intuition zur Schau trägt. Es ist das, was man gewöhnlich als die künstlerische und ästhetische Wahrheit bezeichnet. Hauptmann hat sich nun sehr wohl gehütet, die künstlerische Wahrheit und die damit zusammenhängende Überzeugungskraft in der Gestalt Quints durch jenen ironisierenden und leicht bedauernden Ton irgendwie zu beschädigen. Im Gegenteil: jener „Narr" und seine intuitive Auffassung vom Wesen Christi und der christlichen Lehre wirkt in der geschlossenen und intuitiv wahren Darstellung des Künstlers Hauptmann so stark auf uns, daß wir bald vor einem Zwiespalt stehen und uns fragen: „Sollen wir hier lediglich den religiös-intuitiven Propheten Quint hören und mit ihm die praktischen Folgerungen aus seinen Gedankengängen ziehen, oder sollen wir den leicht ironisierenden und kühl objektiv darstellenden Künstler Hauptmann hören und

uns lediglich an ſeinem Kunſtwerk freuen? Wer ſpricht hier: Prophet oder Künſtler?“

Die Beantwortung dieſer Frage wird dem Leſer nicht leicht. Denn erſtlich handelt es ſich bei den religiöſen Fragen, die Hauptmann auf intuitivem Wege zu beantworten unternommen hat, um ein Gebiet, das uns alle heute aufs intenſivſte angeht und intereſſiert, anderſeits ſtehen wir vor Hauptmann als vor einem Künſtler, der ſeine Meiſterſchaft ſchon öfter und hier gerade dadurch bewieſen hat, wie er die religiöſe und die künſtleriſche Intuition und ihre verſchieden gerichteten Tendenzen in eine Art Gleichgewicht geſetzt hat. Die uns aufs Praktiſche mit fortreißende Gewalt der religiöſen Gedankengänge dämpft, reinigt und mäßigt ſtändig die ruhige und überlegene Gewalt des Künſtlers.

Die Landmauern des alten Konſtantinopel

Von Max Larſen-Konſtantinopel

Was haben wir uns in der Schule viel um byzantiniſche Geſchichte bekümmert! Einige ruhmreiche Herrſcher und ein paar tüchtige Waffengänge wider einfallendes Volk vom Oſten, aber im übrigen: Untüchtigkeit, Schlaffheit, Grauſamkeit und als unmittelbare Folge Aufruhr und Mord —, daneben ununterbrochene Streitigkeiten um theologiſche Fragen!

Wer die alten Landmauern Konſtantinopels geſehen hat, lernt anders urteilen. Ein Zeitalter, das ein ſolches Denkmal ſchaffen und erhalten konnte, muß groß geweſen ſein. Das ganze Osmanentum ſeither hat nicht ein einziges Werk von ſo monumentalem Charakter aufzuweiſen gehabt.

Vom Marmarameer zum Goldenen Horn, Konſtantinopel umſpannend, eine gewaltige faſt ſiebentauſend Meter lange Doppelkette von zwei Mauern und einer Bruſtwehr, dazwiſchen zwei breite Erdwälle und davor ein tiefer Graben, gegen zweihundert Türme als finſtere Wächter, das iſt das Werk des Theodoſius und zweier ſpäterer Kaiſer. Seit fünfzehnhundert Jahren ſteht es da in wilder Einöde, wo uralte Platanen im Sturm rauſchen und einſame Cypreſſenwälder klagen, weite Strecken in Trümmer geſunken, Türme bis in den Grund geborſten, und überall zwiſchen den Zinnen wuchert Efeu und wilder Lorbeer.

Da draußen vergiſſeſt du die Jahrhunderte und biſt im Byzanz des Theodoſius oder Juſtinians. An deinem geiſtigen Auge ziehen die Bilder großer Tage vorüber, und zum Schluß bleibt die eine Frage: Wie hat ein ſolches Wunderwerk überhaupt bezwungen werden können?

Bis in das Jahr 413 zurück geht ſeine ruhmreiche Geſchichte. Ein halbes Jahrhundert nur war ſeit der Gründung Konſtantinopels verfloſſen, aber die Stadt hatte ſo ſchnell an Wachstum zugenommen, daß ſchon unter Theodoſius dem

Großen die Notwendigkeit ihrer Erweiterung fühlbar geworden war. Zudem brauchte man Befestigungen, die bessere Gewähr für Leben und Sicherheit eines friedlichen Bürgertums bieten konnten als die Mauern Konstantins. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde das neue Bollwerk aufgeführt, das die Stadtgrenzen um das Doppelte erweiterte. Und als 447 ein Erdbeben den stolzen Bau in Trümmer legte, ging man sofort daran, ihn noch stärker und gewaltiger wieder herzurichten.

An der Küste des Marmarameeres, unweit der Stelle, wo die Eisenbahn heute in die Stadt eintritt, erhebt sich, von den Fluten der See bespült, ein Marmorturm, Mermerkule genannt, bei dem die Mauern ihren Anfangspunkt haben. In unmittelbarer Nähe desselben hat Theodosius sich ein besonderes Denkmal geschaffen, das goldene Tor, dessen Ruinen noch heute dem Besucher auffallen. Es war herrlich geschmückt und von zwei breiten Marmortürmen flankiert. Die porta aurea hat viele byzantinische Kaiser bei ihrer Krönung in die Stadt einziehen sehen. Hier wurden auch ganz besonders hohe Gäste empfangen, wenn sie Byzanz besuchten, vor allem aber hat das Tor als porta triumphalis von Konstantinopel gedient. Wie oft mögen hier unglückliche Gefangene gesenkten Hauptes ihren Fahnen, Waffen und Schätzen, die man ihnen abgenommen hatte, vorangeschritten sein, gefolgt vom siegreichen Kaiser, auf einem weißen Roß sitzend, angetan mit dem golddurchwirkten Mantel, die Krone auf dem Haupt, das Zepter in der Rechten, von seinem Volk umjubelt.

Nach der Einnahme Konstantinopels hat Muhammed das goldene Tor befestigt, indem er eine Burg in Form eines Fünfecks daranbauen ließ, das Schloß der sieben Türme. Nur die hohen Mauern dieses Riesenbaues und vier der Türme stehen noch, malerisch von dunklem Grün umsponnen. Auf dem düsteren mit Steintrümmern bedeckten Hof blühen purporrote Anemonen. Der Hüter dieser großen Einsamkeit, ein alter weißbärtiger Türke, zeigt den links vom Eingang gelegenen Eckturm, dessen enge dunkle Zellen als türkisches Staatsgefängnis dienten. Geheimnisvolle Morde an hohen Beamten haben sich in diesen Gewölben abgespielt; entthronte Sultane sahen hier ihrem letzten Stündlein entgegen, und wenn die Türkei gerade einen Krieg gegen eine fremde Macht führte, mußten die Diplomaten des betreffenden Staates in diese Kerker wandern. Unten am Turm sind noch Inschriften in lateinischer und deutscher Sprache eingehauen zu sehen, die auf solche Willkürlichkeiten Bezug nehmen. Der letzte unfreiwillige Gast dieser Mauern ist der französische Geschäftsträger Ruffin gewesen.

Dem Gefängnisturm gegenüber, schon an die alte Stadtmauer angebaut, liegt ein anderer, in dessen fensterlosen labyrintischen Gängen man ohne die Hilfe seines Führers einfach verloren wäre. Dieser zeigt im Erdgeschoß den „Blutbrunnen", in den die Köpfe der unter türkischer Tyrannei Hingeschlachteten geworfen wurden. Ein tiefes finsteres Loch, dessen Wände unheimlich aufglühen, wird sichtbar, wenn ein Stück brennenden Papiers lautlos hinuntersinkt. Der geheimnisvolle Brunnen hatte einen Abflußkanal nach dem Meer.

Erleichtert atmet man auf, wenn nach all dem Schauerlichen in der Tiefe der Aufgang im Turm erstiegen ist und der Blick von den Zinnen desselben ungehindert nach allen Richtungen schweifen kann. Zur Rechten dehnt sich das Meer in zarter Bläue, dahinter am Horizont leuchten die weißen Firnen des

bythinischen Olymp. In der Mitte des Bildes steht die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarets, und links streckt sich die gewaltige Doppellinie der Mauern vorwärts, mit dem nächsten Höhenzug ansteigend, dann scheinbar verschwindend, um wieder fern am Horizont mit der dunklen Silhouette der Türme aufzutauchen.

Auf seinem Rundgang um die Mauern trifft der Wanderer auf zahlreiche alte Tore, die jetzt zum großen Teil vermauert sind, nur einzelne hat man für den Verkehr offen gehalten. Eins davon, Silivri Kapusi, erfreut sich wegen des in seiner Nähe gelegenen griechischen Mönchsklosters Balukli einer gewissen Berühmtheit. Jeden ersten Sonntag nach Ostern strömen Tausende von Griechen hier hinaus, um das „Fest der heiligen Jungfrau von den Fischen" zu begehen. Inmitten eines Cypressenwaldes erheben sich Kloster und Kirche; eine unterirdische Kapelle der letzteren birgt das Heiligtum. Der Priester zeigt einen im Halbdunkel rauschenden Brunnen mit fünf kleinen Fischen darin. Hier, so geht die Sage, war an dem Tage der Einnahme Konstantinopels ein Mönch damit beschäftigt, Fische zu braten, als ihm die Nachricht vom Fall der Stadt gebracht wurde. Ungläubig rief er aus: „Viel eher will ich glauben, daß diese halbgebratenen Fische wieder lebendig werden und ins Wasser springen können." Kaum hatte er das gesagt, so erwachten die kleinen Geschöpfe tatsächlich wieder zum Leben, sprangen aus der Pfanne in den Brunnen und schwammen davon. —

Der Sieg des Halbmonds über das Kreuz! Man hatte nicht lange nach den Stätten zu suchen, auf welchen dieses erschütternde Drama sich abspielte. Nördlich von Silivri Kapusi, wo die Mauern der fast unmerklichen Steigung eines Hügelrückens folgen, liegt auf der Höhe Top Kapu, das Kanonentor, und von hier blickt das Auge hinab in das Tal des Lycus, dem Schauplatz von Muhammeds großem Sieg. Der sich hier senkende Mauerkranz ist von den umliegenden Höhen aus leicht zu übersehen, und das mag den Eroberer dazu veranlaßt haben, diesem Punkt seine Hauptaufmerksamkeit beim Angriff zu schenken.

Sieben Wochen lang stürmte er hier vergeblich gegen die Stadt an, bis die größte seiner Kanonen einen Teil der äußeren Mauer zerstörte. Unter furchtbaren Schwierigkeiten gelang es den Verteidigern, diese notdürftig mit Steinblöcken, ausgerissenen Bäumen und Säcken voll Sand wieder aufzuführen, und es hatte den Anschein, als würden sie sich behaupten.

Da drangen einige kühne Türken — es war am 29. Mai 1453 — durch ein aus Versehen offen gebliebenes unterirdisches Pförtchen ins Innere der Stadt und pflanzten ihre Banner auf Mauer und Wall. Eine ungeheure Bestürzung bemächtigte sich der Griechen. Ihre Aufregung benutzend führte Muhammed seine Scharen zum letzten entscheidenden Sturm vor; sein blutroter Mantel war weithin sichtbar. Kaiser Konstantin Paläologus selbst mit dem Reste seiner Tapferen warf sich dem Sieger entgegen und starb im Kampfgewühl den Heldentod. Seinen Leichnam erkannte man nachher nur an den Schuhen, auf die der byzantinische Adler eingestickt war. Zum Andenken an jenen Tag sind zwei Kanonenkugeln in das Tor von Top Kapu eingemauert worden.

Heute ist das Tal des Lycus ein Bild des Friedens. Alte Weiden beschatten einen Brunnen, in dessen Nähe Schaf- und Ziegenherden grasen. Im Schutz der Mauern haben sich Zigeuner eingenistet; blauer Rauch steigt von ihren Zelten auf. In ganzen Scharen kommen ihre schmutzigen Kinder dem Wanderer nach und

hängen sich an ihn wie Kletten. Sie wollen durchaus ihre Bauchtänze vorführen. Erst beim Tor von Adrianopel gelingt es mit Hilfe der dort stationierten Polizisten sie abzuschütteln. Segenskreiches Walten der neuen Türkei!

Ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Untergangs byzantinischer Baudenkmäler bilden die Kirchen jener Zeit. Santa Sofia ist nicht die einzige gewesen, die, geplündert und ihres Schmuckes beraubt, einem neuen fremden Kultus ihre Pforten hat öffnen müssen.

In der Nähe des Adrianopler Tores führt der Weg an einer Moschee vorüber, deren Äußeres schon verrät, daß sie ursprünglich eine christliche Kirche war; es ist die Kahrije Dschami (Mosaikmoschee). Dieses kleine Schmuckstück altbyzantinischer Architektur wurde zur Zeit Justinians errichtet und später umgebaut. Der einfache Kuppelbau ist an drei Seiten von gewölbten Gängen umschlossen und war mit prachtvollen Mosaiken geschmückt. Im Moscheeraum sind sie vollständig übertüncht worden, und den Marmorfiguren — Engel darstellend —, die die Vorsprünge an den Wänden schmücken, hat man die Köpfe weggemeißelt. Glücklicherweise sind die Seitengänge des Gotteshauses von diesen Verunstaltungen verschont geblieben. Hier leuchten Säulen und Gewölbe in goldenem Glanz; Bilder der heiligen Geschichte und Legende sehen auf uns hernieder und legen Zeugnis davon ab, daß hier ein Meister mit aller seiner Liebe schuf.

Wie Öchslein und Esel zutraulich ihre Köpfe zum Jesuskind in die Krippe stecken, ist unnachahmlich wiedergegeben. Von ganz besonderer Schönheit ist auch ein Bild, die Brautwerbung Josephs darstellend. Einer Gruppe von Freiern gegenüber steht die winzige Maria neben einem Priester, der seine Rechte auf ihren Kopf gelegt hat, während die linke Hand den grünenden Stab des Joseph hält. Freudig bewegt tritt dieser vor, um ihn in Empfang zu nehmen; damit ist ihm auch die Braut sicher.

Ein Imam zeigt die verschiedenen Bilder und versucht sich dabei in verschiedenen modernen Sprachen. Vor Joseph und Maria bei der Schätzung in Bethlehem bleibt er stehen und sagt verständnisinnig: „Passaporte!"

Leider hat das Erdbeben von 1895 viel Schaden unter den Mosaiken angerichtet; die damals entstandenen Risse im Gewölbe sind nur schlecht ausgebessert worden, so daß fortwährend kleine Steinchen aus den Bildern sich lösen und verloren gehen.

Den Weg an der alten Stadtmauer wieder aufnehmend, kommt man nach kurzer Wanderung zur Ruine eines kleinen Palastes, des Tekfur Serai, wahrscheinlich von Kaiser Konstantin Porphyrogenitus im zehnten Jahrhundert errichtet. Nur die Umfassungsmauern des Bauwerkes stehen noch; sie steigen unmittelbar aus der Theodosianischen Mauer auf und überragen diese noch um ein Beträchtliches. Zum Bau sind Marmorblöcke, die zwischen Schichten von flachen roten Ziegelsteinen liegen, verwendet worden. Die hohen luftigen Bogenfenster, ebenfalls sorgfältig mit Marmor ausgelegt, geben dem Palast ein vornehmes Aussehen. Er muß zur Zeit der Byzantiner eines der Wahrzeichen der Stadt gewesen sein; noch jetzt sind die stolz in den Himmel ragenden Giebel schon von weitem sichtbar.

Beim Tekfur Serai finden die Theodosianischen Mauern ihren Abschluß. Unmittelbar dahinter beginnen die Befestigungen des Kaisers Manuel Komnenus, die aus dem zwölften Jahrhundert stammen. Mauern und Türme sind hier von

ungeheurer Stärke, so daß z. B. die türkischen Kanonen ihnen während der Belagerung Konstantinopels nichts anhaben konnten; doch fehlen Wall und Graben ganz.

Wieder sind wir auf einem geschichtlich denkwürdigen Boden. Links an dem Abhang, wo jetzt ein paar alte Cypressen träumen, rastete das erste Kreuzfahrerheer unter Gottfried von Bouillon. An derselben Stelle schlugen hundert Jahre später die Ritter Balduins von Flandern ihre Zelte auf. Und zu ihnen hernieder schaute stolz der Blachernen-Palast, die letzte Residenz der byzantinischen Kaiser. Im Schutze der Mauern, auf einem gewaltigen Plateau sich erhebend, beherrschte er das ganze Goldene Horn und muß im Inneren von märchenhafter Schönheit gewesen sein.

Von dem großartigen Bauwerk stehen nur noch einige kaum sichtbare Grundmauern, die Jahrhunderte haben seine Spuren verwischt. Wo einst regiert wurde, wo man Könige empfing und Feste feierte, hausen heute arme türkische Weber in elenden Hütten, Menschen, die nichts wissen von Politik und vom Getriebe der großen Welt. Wo Kaiserbanner von den Wällen wehten, rauschen grüne Bäume im Sturm, und auf den alten Mauertürmen kreischen Raubvögel, wo einst des Wächters Stimme lebte.

Vom Hof der alten Residenz aus führt ein halb verschütteter Gang nach einem unterirdischen Gewölbebau von riesenhaften Dimensionen, dessen zwölf Kammern als byzantinisches Staatsgefängnis dienten. Gewaltige Schuttmassen bedecken hier in der Tiefe den Boden und machen das Vorwärtsdringen fast unmöglich. Eine Bresche im Gemäuer öffnet den Zugang zu einem breiten Turm, dem Turm des Anemas, der über den Kerkern errichtet ist und mit dem Blachernen-Palast in Verbindung stand.

Zahlreich sind die Opfer byzantinischer Tyrannei, die in den Gefängnissen des Anemasturmes geschmachtet haben. Nicht genug, daß sie ihres Augenlichts beraubt in den Kerker wanderten. Gefangene, die dem Tode geweiht waren, wurden erst öffentlich mißhandelt, dann mehrere Tage ohne jegliche Nahrung und Pflege hier eingesperrt und schließlich hingerichtet.

Einer der ersten Unglücklichen, den diese Mauern aufnahmen, war ein Verschwörer namens Michael Anemas, der mit seinen drei Brüdern zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden war. An dem Tag, als die Schuldigen ihre Strafe antreten mußten, wurden ihnen die Bärte ausgerissen, die Köpfe geschoren und diese mit den Hörnern und Eingeweiden von Ochsen und Schafen gekrönt. Alsdann setzte man sie auf lahme Ochsen und führte sie durch die dicht mit Zuschauern gefüllten Straßen zur Richtstätte, wo sie geblendet werden sollten. Ihnen wurde eine Retterin in der Gemahlin des Kaisers Alexius Komnenus. Von dem Anblick der armen Gefangenen zu Tränen gerührt, bat sie bei ihrem Herrn und Gebieter um Gnade für sie, und nicht umsonst. Das Schlimmste wurde ihnen erlassen, und nach Jahren einsamer Gefangenschaft schenkte man ihnen die Freiheit wieder.

Vom Anemasturm aus zieht sich der letzte Ausläufer der Mauern nach dem Goldenen Horn hinunter. Damit ist das Riesenband geschlossen, das Konstantinopel von der Landseite umspannt.

Ein Besuch dieses Wunderwerkes wird zum unvergeßlichen Erlebnis. Die lange Reihe der düsteren grauen Türme, das sind benarbte Krieger, die auf ihrem

Posten aushalten und nicht weichen wollen, obgleich sie längst ihren Dienst erfüllt haben. Sie zusammen mit den nun zerfallenden Wällen und Zinnen haben letzten Endes jahrhundertelang die gewaltige Flutwelle vom Osten zurückgedrängt, die die Zivilisation Europas zu verschlingen drohte. Sie haben die Heere eines Attila aufhalten können, Avaren, Araber und Bulgaren sind vergeblich gegen sie angestürmt. Neun Monate lang trotzten sie dem Heere der Lateiner, und noch im Jahre 1422 hat Sultan Murad umsonst den Sturm auf Konstantinopel unternommen.

Muhammed der Eroberer hat sie schließlich mit einem Heer von zweihunderttausend Mann gegen achttausend Mann griechischer Truppen bezwungen, aber das war zu einer Zeit, wo Europa schon gefestigt genug war, um sich gegen die Einfälle vom Osten wehren zu können. Was die Mauern Konstantinopels als Kulturtat geleistet haben, bleibt ihnen als ein Ruhm, den auch die kommenden Jahrhunderte nicht verkümmern werden.

Schule und Zeitgeist

Von Prof. Dr. Eugen Grünwald-Berlin

Daß sich die Entwicklung unseres Volkes in aufsteigender Linie bewege, wird von solchen, die scharf zwischen Zivilisation und Kultur unterscheiden, nicht ohne weiteres zugestanden; daß unsere Zeit aber eine rührige, reiche, fruchtbare Zeit ist, daß vielleicht niemals eine so gewaltige Arbeit geleistet worden ist, wie in ihr, dürfte schwerlich zu leugnen sein.

Die schaffensfrohe Unrast, die die lebende Generation beherrscht, bringt mit ihren letzten Wellenbewegungen auch in die stillen Winkel sammlungsbedürftiger Friedensarbeit: es war unausbleiblich, daß auch die Schule vom Geiste der Zeit ergriffen wurde. Unausbleiblich, weil natürlich: wie alle menschlichen Einrichtungen ist sie fortbildungsfähig und fortbildungsbedürftig, nie fertig, nie vollkommen.

Aber den leidenschaftlichen Stürmern und Drängern von heute reiten wir Pädagogen zu langsam, hält die Schule mit dem Zeitgeist nicht gleichen Schritt; statt die Jugend reif für das sie umflutende blühende Leben zu machen, heißt es, überpackten wir ihren Kulturranzen mit vergangenen, überwundenen Idealen, hemmten künstlich den Prozeß ihrer Eingewöhnung in die Gesellschaft, ja lehrten sie wissentlich und willentlich dem Strome entgegenschwimmen. Wäre es nicht ersprießlich, den angehenden Lebenskämpfer mit dem Gelände, auf dem er sich einst tummele, mit dem Feinde, dem er einst entgegentreten soll, vorher bekannt zu machen?

Da trotz allem nicht bloß von Fachleuten schon gescholtenen Anbequemen der Schule an die „Forderungen des Tages", wie es ihre Differenzierung in verschiedene Typen, Aufnahme neuer Unterrichtsstoffe, Verbesserung ihrer Methoden zeigt, die Unzufriedenheit mit unserem Schulwesen weiter um sich greift und tiefgehender wird, so dürfte es nicht unangebracht sein, die bis zu einem gewissen Grade unleugbar antimoderne Tendenz der Schule zu beleuchten und an einigen Beispielen zu zeigen, wie sehr gegenüber den zahllosen Forderungen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens, die heute um die Vorherrschaft ringen, Zurückhaltung und Vorsicht seitens der Schule geboten ist.*)

„Freiheitspädagogik" ist heute das Feldgeschrei: Dutzendmenschen liefere die Schule, keine Edelmenschen, Maschinen, keine Charaktere. Der naivste, unseligste Optimismus, der Rousseausche Glaube an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur, stößt es aus. Aber sittliche Freiheit ist echte Persönlichkeitskultur: dazu müssen die guten Triebe und Anlagen geweckt, gerüstet, gestärkt, die bösen zurückgedrängt und womöglich unterdrückt, muß der Eigenwille gebrochen, muß ihm Achtung von dem Verständigeren, Besseren, Gehorsam und Autoritätsgefühl anerzogen, muß das Kind in straffe Zucht genommen werden, Arbeit und Pflicht lernen, muß es zur Einführung in die Gemeinschaft, zum Verständnis ihrer Kultur einen Schatz von Wissen in sich aufnehmen. Das alles geht nicht ohne gelegentlichen Druck, Zwang, Schmerz. So wird — nach Windelbands Ausdruck — der natürliche Mensch zum historischen Menschen. Das ist das wahre Recht des Individuums, das Recht, das die Gesellschaft ihrerseits zu achten hat, und das sie so achtet, daß sie ihm durch die Forderung der allgemeinen Schulpflicht und eine Fülle von Bildungsmöglichkeiten genügt. Von diesen grundsätzlichen Forderungen wird die Schule nie abgehen können, mögen sie mit dem „Jahrhundert des Kindes" noch so sehr im Widerspruche stehen. „Der Mensch," sagt Kant, „ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß, er kann nur Mensch werden durch Erziehung; und er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht."

Zugegeben; aber die Stoffe, die die Schule ihren Zöglingen bietet, sind zum Teil altmodisch und gegenwartsfremd, nehmen nicht oder nicht genug Rücksicht auf moderne Kulturwerte, auf die veränderte Weltlage — ja, die Schule hat überhaupt zu viel Lernstoff.

Beginnen wir mit dem letzten, dem Spott über das Schulwissen und über die Inanspruchnahme des Gedächtnisses. Bedarf das spätere Berufsleben nicht in vielen Beziehungen des Schulwissens als Grundlage? Gibt Wissen keine Kräfte, beruht nicht schließlich auf ihm das Können, das sittliche Handeln? Ist nicht das „Lernen" in der Jugend, und gerade das Lernen nicht praktischer Dinge, die wichtigste Schule des Willens? Und weil das Wissen sich in Kräfte umsetzt, ist auch der oft gehörte Einwand hinfällig, es bleibe so wenig von dem

*) Die folgenden Ausführungen decken sich zum Teil mit meinem auf der vorjährigen Posener Philologenversammlung gehaltenen Vortrage.

Schulwissen haften: auch der Körper assimiliert sich nicht alle Nahrungsstoffe ohne Rest. Bloße Voreingenommenheit ist es, solch Wissensverlust nur in den sprachlich-historischen Fächern, insbesondere den alten Sprachen, feststellen zu wollen — als ob jeder Gebildete noch den pythagoreischen Lehrsatz beweisen oder das Prinzip der Dampfmaschine entwickeln könnte! Wir Alten können nicht mehr so turnen wie als Primaner, aber daß wir einmal geturnt haben, ist uns von Vorteil gewesen. Darum sagt Herbart: „Was man vergessen nennt, ist darum noch nicht verloren."

Aber möglichst nahrhaft soll der dem Schüler dargebotene Lernstoff sein. Darum mehr Naturwissenschaften, sagen die Anhänger Ostwalds: sie sind bestimmt, „die erste und größte Glücksquelle der Menschheit zu werden." Wer wollte in unserem Zeitalter die Verdienste der Naturwissenschaften verkennen und verkleinern, ihre Bedeutung für unseren äußeren Wohlstand, ihre Methoden, ihren Wert auch für die Erziehung! Aber die Arbeit am inneren Menschen, am eigenen und fremden, bleibt doch die Hauptaufgabe des erziehenden Unterrichts. Nicht bloß handeln soll der Mensch, sondern sittlich handeln, nicht bloß wollen, sondern mit seinem Wollen den Interessen der Allgemeinheit dienen: der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Den Gesetzen des geistigen Lebens nachzuspüren wie denen der Natur ist mindestens gleichwertige Arbeit; gleichwertig mindestens dort wie hier, um das Gesetz zu finden, die Beobachtung. Ein Bildungsbedürfnis ist zu allen Zeiten dasselbe: Erziehung zum Menschen, zur Humanität im eigentlichsten Sinne. Scharf sagt deshalb v. Arnim: „Mit den Errungenschaften der Naturwissenschaft kommen wir den uns von der Natur vorgezeichneten Zielen unseres Daseins keinen Schritt näher."

In unserem Zeitalter der Erfindungen wird der größten Erfindung des Menschengeistes, der Sprache, nicht immer die gebührende Würdigung zu teil. Und doch haben oft Jahrtausende an diesem Kunstwerk gearbeitet und aus ihm einen untrüglichen Gradmesser der Intelligenzstärke und Kulturhöhe eines Volkes gemacht. Durch das Studium der fremden Sprache selbst erst kommen wir an die Psyche des fremden Volkes heran, und es ist eine Herabwürdigung, wenn man in ihr ein bloßes Verständigungsmittel sieht und laut den Ruf nach praktischen Ergebnissen des fremdsprachlichen Unterrichts erhebt — als ob die Fertigkeit im mündlichen Gebrauch der Fremdsprache für die große Masse der Gebildeten überhaupt praktische Bedeutung gewönne! Sprachfertigkeit ist jedenfalls nicht das vornehmste Ziel des Sprachunterrichtes auf der Schule: die Kenntnis des fremden Volkstums und Volksgeistes durch unmittelbares Studium der Originale befruchtet erst das eigene und den eigenen durch Vergleichung, Auslese und Ablehnung. Bei der Übersetzung aus der fremden oder in die fremde Sprache beginnt für den Schüler die Anleitung zu der „rücksichtslos ehrlichen, vor keiner Mühe scheuenden, keinem Zweifel ausbiegenden, keine Lücke des eigenen Wissens übertünchenden, immer sich selbst und anderen Rechenschaft ablegenden Wahrheitsforschung" (Mommsen). Man vergesse doch nicht, was, für den großen

Schriftsteller zumal, die Form bedeutet, in die er seine Gedanken gegossen hat, daß Wort und Wendung, Figur und Tropus, Syntax und Melodie und Rhythmus sein eigen sind, daß ein Platon nicht nur anderes, sondern anders schreibt als ein Thukydides, ein Tacitus anders als ein Cicero, daß auch der größte Übersetzungskünstler kaum mehr als den materiellen Inhalt des Autors zu vermitteln vermag — oder ein neues Werk in seiner Muttersprache schafft.

Das empfinden wir so recht der Übertragung eines antiken Werkes gegenüber. Die klassischen Sprachen, für uns Alte der Edelstein des humanistischen Gymnasiums, sind ja der Stein des Anstoßes unserer Schul- und Weltverbesserer; sie bilden den letzten Grund der seit einem halben Jahrhundert tobenden Schulkämpfe. Sie gelten als das Unmodernste in dieser modernen Zeit, als das Unpraktischste, das Widernatürlichste, eine Verschwendung der Volkskraft und des Nationalvermögens, eine Qual für die Jugend, ein Tummelplatz gelehrter Spitzfindigkeiten, eine Quelle von Genüssen für lebensfeindliche Träumer, krampfhaft verteidigt nur von den in ihrer Existenz bedrohten Philologen. Und wenn wir den Gegnern die Zeiten des Gymnasialmonopols entgegenhalten, das, aus unserer klassischen Literaturperiode geboren, den größeren Teil des vorigen Jahrhunderts hindurch unserm Volke die geistigen Führer geliefert und damit seinen von den kompetentesten Beurteilern — ich nenne nur Bismarck — ausdrücklich anerkannten Anteil an unserm beispiellosen politischen und wirtschaftlichen Aufschwunge bewiesen hat, dann heißt's im besten Falle: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.

Aber die Sache erscheint doch in einem anderen Lichte, wenn man, etwa an der Hand Immischs (Das Erbe der Alten) oder Cauers (Das Altertum im Leben der Gegenwart) den Lebensäußerungen der Antike in unserer Zeit nachgeht: ich meine, nicht nur der Laie muß staunen über die Einflüsse und die Anziehungskraft, die das Altertum auf den mannigfachsten Gebieten der unmittelbaren Gegenwart ausübt. So werden denn neuerdings auch ganze Sammlungen von Neuübersetzungen klassischer Autoren auf den Büchermarkt geworfen — doch wohl, weil sie einem starken Bedürfnis des gebildeten Lesepublikums entgegenkommen. In Frankreich, wo die Schulreform von 1902 von ihren Urhebern unbeabsichtigt, aber doch tatsächlich auf Kosten der alten Sprachen vorgenommen ist, erheben sich jetzt zahlreiche Stimmen auch von Nichtfachleuten, z. B. aus der Großindustrie, die das Sinken des Niveaus der allgemeinen Bildung auf die Vernachlässigung der alten Sprachen zurückführen. Ähnliche Stimmen weisen in England und Amerika auf die Ewigkeitswerte der Antike hin — ja, gerade Amerika sieht in ihr die einzige Rettung vor völliger Vermaterialisierung seiner Gesellschaft. „Daß man", schreibt Naumann in Grafs „Schülerjahren", „später seine Schulsprachen vergißt, wenn das Leben keine Zeit mehr läßt, sie zu pflegen, scheint mir nicht so sehr ins Gewicht zu fallen, da es keine bessere Jugendliteratur gibt, als die der fertig abgeschlossenen alten Völker. Ich habe zwar in jüngeren Jahren oft selber an der Richtigkeit dieses Grundgedankens gezweifelt und versucht, einen Lehrplan mit deutscher und französischer

Literatur zu finden, der den antiken Unterricht ersetzen soll; aber ich komme doch je länger desto mehr dazu zurück, daß der gebildete junge Mann am Mittelmeer gelebt haben muß, wenn er dann historischen oder theologisch-philosophischen Studien sich widmen will." In Österreich ist einer der rührigsten und entschiedensten Verfechter des humanistischen Gymnasiums der Sozialdemokrat Pernerstorfer. Daher schrieb denn auch der vorsichtig abwägende Münch in diesem Blatte 1911: „Die eindringende (nicht die flüchtige) Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturen im Mittelpunkte des Bildungsplanes hat nach der begründeten Überzeugung der wirklichen Sachkundigen so sicheren Wert, daß der Verzicht darauf im höheren nationalen Interesse nicht verantwortet werden könnte."

Nun wird aber heute von den Gegnern der Antike gerade das nationale Interesse für die Eliminierung oder starke Beschränkung der alten Sprachen im Schulunterrichte geltend gemacht. Wo bleibt da, sagen sie, in einem seiner Kraft bewußten und mit seinen ureigensten Vorzügen zur Beherrschung der Gegenwart gleichsam prädestinierten Volke die nationale Erziehung? Daß wir unseren Schülern kein flaues Weltbürgertum anerziehen, sondern ihnen eine für ihr Fortkommen im Vaterlande nötige und dem Wohle des Vaterlandes förderliche nationale Bildung mitgeben, sie auch mit einer vorläufigen und großzügigen Orientierung im Staatsorganismus entlassen müssen, ist ohne weiteres zuzugeben. Die Geschichte spricht dagegen, daß sich die höhere Schule dieser Aufgabe bisher nicht gewachsen gezeigt oder sich ihr entzogen hat. Noch zu keiner Zeit hat es unserem Vaterlande an Persönlichkeiten gefehlt, an pflichttreuen Beamten, Männern, die sich, auch unbeamtet und unbelohnt, mit Hingebung und Erfolg dem öffentlichen Wohle widmeten; und wenn unsere gesetzgebenden Körperschaften zu Zeiten ein wenig erbauliches Schauspiel darboten und sich manch tüchtige Kraft aus Ekel vor einem öden Parteitreiben in die politische Arena hinabzusteigen scheute, so hat sich doch im ganzen unsere Gesetzgebung in aufsteigender Linie bewegt und marschiert in spezifisch modernen Forderungen an der Spitze der zivilisierten Nationen, und ohne pharisäischen Hochmut dürfen wir bekennen, daß es mit unserem Vaterlande noch immer — wenn auch ruckweise — aufwärts geht und trotz allem Jammern über „Schulelend", „Kläglichkeit des ganzen Systems", „unerträgliche Notlage der deutschen Schule" sich deutsche Intelligenz und deutsche Tatkraft die Erde zu erobern fortfahren. Von den Erfolgen eines einem warmherzigen und begeisterungsfähigen Lehrer anvertrauten deutschen und Geschichtsunterrichts — trockene Präzeptoren sind hier am wenigsten am Platze — will ich nur andeutend reden. Dem Geschichtsunterricht mag man auch die heut so ungestüm und durch ganze ad hoc-Verbände geforderte staatsbürgerliche Unterweisung organisch oder zwanglos angliedern; als besonderer Lehrgegenstand führte sie zu einer ihrem Zweck unangemessenen Breite, verleitete zum Politisieren in der Schulstube, wohl gar zu politischem Seelenfang und könnte eine bedenkliche politische Frühreife großziehen, die mit politischer Unreife

identisch ist. Vorkommnisse in romanischen Ländern laden nicht zur Nachfolge ein. Eine starke Verirrung der Deutschtümler ist der neulich in allem Ernste gemachte Vorschlag, an Stelle des Griechischen auf dem Gymnasium aus nationalen Gründen das — Gotische einzuführen! Da dieser Sprache eine Literatur fast gänzlich fehlt, so würde sich ja der Unterricht gerade auf die formale Seite der Spracherlernung beschränken müssen, die von unseren Gegnern so perhorresziert und dem Unterrichtsbetriebe des Gymnasiums zum Vorwurf gemacht wird! „Ist es nicht deutscher Wein", lesen wir in dem oben angezogenen Bändchen von Cauer, „der an den Ufern des Rheins und der Mosel wächst? Und doch waren es südliche Trauben, die dorthin verpflanzt wurden."

Diese Beispiele mögen genügen, zu zeigen, wie recht die Schule daran tut, jeder durchgreifenden und grundsätzlichen Änderung bewährter Einrichtungen vorsichtig prüfend und wählend gegenüberzutreten und sich nicht dem Zeitgeist, der oft der Herren eigener Geist ist, blindlings in die Arme zu werfen. Daß unser Schulwesen darum nicht dem starren System huldigt und kein Petrefakt geworden ist, hat es im Laufe des letzten Menschenalters hoffentlich zur Genüge bewiesen. Wie schwillt die pädagogische Literatur täglich mehr an, welche Reformvorschläge der einschneidendsten und heterogensten Art gehen nicht gerade von Fachleuten aus! Wie haben sich der Schulbetrieb, das Verhältnis von Lehrern und Schülern, Stoffauswahl und Methoden, Schulgebäude uud Unterrichtsmittel verändert und vervollkommnet! Auch wir Lehrer möchten nicht, daß heute noch Goethes Wort gelte: „Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältnis zu gewinnen"; auch wir möchten zufriedenere Eltern und fröhliche Schüler — aber eins können wir bei allem Verständnis für die Kindesseele, bei aller Rücksicht auf veränderte Zeitumstände, neue Lebenswerte und Lebensziele unseren Jungen nicht ersparen: ernste Arbeit. Schwache Intelligenzen oder Charaktere, die diese nicht leisten können oder leisten wollen, dürfen dem System nicht zur Last gelegt werden. Denn — so lesen wir bei Th. Gautier — c'est une mauvaise raison à donner pour aplanir les montagnes, que les asthmatiques ne les sauraient gravir.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geſchichte

Bismarcks problematiſche Natur. Die Grundlegung einer pſychologiſchen Biographie Bismarcks unternahm zuerſt **Oskar Klein-Hattingen** in ſeinem zweibändigen Werke „Bismarck und ſeine Welt“ (Berlin 1904, Dümmler); er nennt ſeinen Helden „ein wahres Prachtexemplar für die pſychologiſche Analyſe“, ſcheut ſich aber nicht, ihn ſtets mit der Lupe des politiſchen Parteimannes zu analyſieren. Einen erfreulicheren Eindruck macht die kleine Schrift **Senfft v. Pilſachs** „Aus Bismarcks Werkſtatt. Studien zu ſeinem Charakterbilde“ (Stuttgart und Berlin 1908, Cotta), weil ſie Licht und Schatten gleichmäßiger verteilt und beſonders die Treue, die dem Niederſachſen eigene Miſchung von Offenheit und Schlauheit, den Widerſpruchsgeiſt ſowie die Glut des Haſſes hervorhebt; doch kommt in dieſer Schrift nur der Pſychologe zu Wort, der das Geltendmachen der Individualität ſchlagend nachweiſt, und nicht der geſchulte Geſchichtsforſcher, dem manches aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ als mehr oder weniger anfechtbar gelten muß. Während nun dort, wo das großartigſte Denkmal des Kanzlers ſich erhebt, in Hamburg, **Erich Marcks** am zweiten Bande ſeiner bekannten trefflichen Biographie arbeitet, unternimmt abermals ein Nichtfachmann, **Emil Ludwig**, eine pſychologiſche Analyſe in dem Büchlein „Bismarck. Ein pſychologiſcher Verſuch“ (Berlin 1911, S. Fiſcher. 275 S. kl. 8° in Eſparto-Leichtdruck). Er betont im Vorwort, des Analytikers Sünde ſei das Überſehen des kleinſten pſychiſchen Symptoms, ſeine Hauptmaterialien Biographien, Bilder und Autobiographie, d. h. Memoiren, Briefe, Reden und die vom Biographen anerkannten Geſpräche. Aus dieſen Quellen hat er im allgemeinen recht geſchickt alles das zuſammengeſtellt, was ihm zur Durchführung ſeines pſychologiſchen Verſuches dienen kann. Wer auf dem Meere der Bismarckliteratur einigermaßen Beſcheid weiß, wird allerdings die Benutzung mancher wichtigen Denkwürdigkeiten vermiſſen, z. B. von Abeken, Booth, Stoſch, Wilmowski; dem Hiſtoriker aber muß an nicht wenigen Stellen die ſehr bezeichnende Äußerung Rankes in den Sinn kommen: man darf das Wort nicht immer ſozuſagen beim Wort nehmen. Gerade von Bismarcks Worten gilt dies, weil er bekanntlich ſeiner oft wechſelnden Stimmung in vertrautem Kreiſe rückſichtslos die Zügel ſchießen ließ. Hätte er einen Blick in Ludwigs Schrift werfen können (da ſie in lateiniſchen Lettern gedruckt iſt, wäre ſie ſchon deshalb ſofort beiſeite gelegt worden), ſo hätte er, der vielbeleſene, vielleicht das Motto vermißt:

Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Menſch mit ſeinem Widerſpruch.

Ebenſowenig wie ein einziges Element in der Natur, gibt es einen einzigen Grundzug in irgendeinem Charakter. Der auf dem Bewußtſein überlegener Kräfte beruhende Wille zur Macht wirkte zweifellos in Bismarcks Seele nur als Mittel zum Zweck. Dieſen allein hatte er bei ſeinen wiederholten Ausrufen im Auge: „Ja, wenn man ſo über das Ganze disponieren könnte!“ und bei ſeiner Beurteilung der Kollegialverfaſſung: „Es entſteht in jedem Kollegium, wenn eine Sache zu Ende kommen ſoll, mitunter die Notwendigkeit, daß

einer da ist, der schließlich sagt: ‚So soll es sein!‘“ Nachdem Bismarck die große Machtfülle errungen hat, hält er sie fest. Aber „sein Haß ist elementarer als sein Wille zur Macht, sein Zorn wilder, seine Noblesse selbstverständlicher, sein Royalismus dogmatischer, sein Glaube notwendiger, seine Problematik tiefer“. Gerade diese tiefe problematische Natur Bismarcks kann aus der allerdings nicht immer einwandfreien Darstellung *) Ludwigs scharf und klar erkannt werden.

Was ist unter einer solchen Natur zu verstehen? Goethe meint: „Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt“ (Sprüche in Prosa II, 127). Für Bismarck kommt natürlich das „keiner Lage gewachsen“ so gut wie gar nicht in Betracht. Aber ein Problematiker darf er deshalb genannt werden, weil er in „ungeheurem Widerstreit“ sein Leben verzehrte. Er sagte einmal: „Faust klagt über die zwei Seelen in seiner Brust; ich beherberge aber eine ganze Menge, die sich zanken. Es geht da zu, wie in einer Republik. Das meiste, was sie sagen, teile ich mit. Es sind aber auch ganze Provinzen, in die ich nie einen anderen Menschen hineinsehen lasse.“ Also ein förmliches Labyrinth einer problematischen Seele! Als Sechzigjähriger hob Bismarck im Gespräche hervor: „Wie kann man glauben, zum Glück geboren zu sein! Goethe hat irgendwo gesagt, wenn er alle Sekunden seines Lebens zusammenrechne, in denen er wirklich glücklich gewesen, dann käme keine halbe Stunde heraus. Und Goethe ist fast nur geliebt worden, selten gehaßt. Und doch hat er am Leben gehangen wie jeder ordentliche Mensch.“

Wie erklärt es sich, daß Bismarck, aus dessen gewaltsamem Temperamente wie aus Granit die Funken sprühen, als Autodidakt ohne jede Übung sofort die feine diplomatische Kunst aufs meisterhafteste beherrscht? Nur aus seiner problematischen Natur. Bei einer solchen sind nämlich vereint Nervosität und Stärke, Mäßigung und Leidenschaft, Tätigkeitsdrang und Weltflucht, Romantik und alles Ideologische und Dogmatische verachtender Realismus, Heiterkeit und Melancholie, Glaube und Aberglaube, Liebe zu einzelnen Personen und Verachtung der Über- und Gleichgeordneten — für alle diese Gegensätze finden sich bei Ludwig recht bezeichnende Tatsachen und Äußerungen zusammengestellt, die sich leicht vermehren ließen. Alles kam zusammen, um Bismarck zum Verächter zu machen: hoher Stolz, tiefe Skepsis, Melancholie und Weltflucht. So wird er Verächter der Fürsten, ihrer Gunst und Gaben, der Diplomaten, der Parlamente und ihrer Phrasen, der kleinen Eitelkeiten und des großen Ruhmes. Und dieser Verächter fragt als Greis einmal, ob nicht vielleicht höher entwickelte Wesen als der Mensch, der sogenannte Herr der Schöpfung, in anderen Welten vorhanden wären, denen er, der Problematiker, nicht angehören dürfte. Wie oft wünscht Bismarck, Politiker mit Leib und Seele, auf dem Lande wohnen und in Wäldern „mit dem fernen Dufte der blauen Berge“ der Jagd obliegen zu können, anstatt in Großstädten „wie ein Helot“ sich der „Schinderei eines Ministergeschäftes, besonders des auswärtigen“, hingeben zu müssen — aber noch 1888 geht er nicht freiwillig in seinen Sachsenwald, sondern nimmt Nadelstiche hin und läßt sich schließlich stürzen. Dieser tragische Ausgang erklärt sich psychologisch aus seiner problematischen Natur, „deren widerstreitende Kräfte, früher nur sich korrigierend, am Ende seiner Bahn sich so völlig lähmten, daß er, zwischen Autokratie und Enttäuschung, das Augenmaß für Mächte und Menschen verlor — wie jeder Problematiker, ging er unter am Widerstreit mit sich selbst: nicht anders als Hamlet oder Wallenstein.“ Der Einsiedler, der von „unergründlicher Verbitterung“ erfüllt ist, aber von der Politik nicht lassen kann, sagt einmal: „Es geht mir wie einem Wanderer im Schnee, er fängt allmählich an zu erstarren, er sinkt nieder, und die Schneeflocken bedecken ihn. Es ist ein angenehmes Luftgefühl“ — Worte, bei denen man an „Hamlet“,*) den gelungensten Typus einer problematischen Natur, denken muß.

*) Einzelne Unklarheiten und Übertreibungen stören; Ausdrücke wie Desillusion und Monomanie sind nicht jedem „Gebildeten“ verständlich.

*) Unter allen Dramen Shakespeares hat offenbar „Hamlet“ auf Bismarck als auf eine

Es ist sehr bezeichnend für Menschen, ob und welche Tiere sie lieben, namentlich welche Rasse von Hunden sie um sich sehen mögen. Zu Bismarck passen nur die Doggen; denn unter allen Hunden ist nur die Dogge, was Bismarck war: stark und nervös, treu und gefährlich, nur sie hat in der Tat eine problematische Natur. So gehören denn die Doggen an seine Seite und bahnen sich bei den parlamentarischen Abenden zu ihm den Weg durch hundert Berühmtheiten (über „Sultans" Tod findet man die bekannte rührende Schilderung Tiedemanns bei Ludwig S. 107 f.). Mit dem größten preußischen Könige, dessen letzte ganz deutlich vernehmbare Worte der Sorge für das frierende Windspiel galten, hat der größte preußische Staatsmann auch das gemeinsam, daß er im hohen Alter oft ganz allein mit den Hunden sitzt und sie streichelt: „Sie lassen es einem nie entgelten, wenn man ihnen Übles getan."

Das sind einige Züge aus dem Problematischen in Bismarcks Natur, mit dem jede Beurteilung rechnen muß. Eine Persönlichkeit, die der Weltgeschichte einen Ruck vorwärts gibt, ist nicht so einfach gestaltet, daß ihre innere Entwicklung bis in die letzten psychologischen Bedingungen und Voraussetzungen hinein verfolgt werden könnte, sie ist vielmehr, im ganzen genommen, ein unbegreiflich hohes Wunder, ein Eigenwesen, das alles Fremdartige entschieden ablehnt und niemals etwas vom eigenen Selbst aufgibt. Das Wesen des Genius läßt sich nicht völlig erklären, im Gegenteil: es ist undurchdringlich. Die Fähigkeiten und Schicksale genialer Persönlichkeiten zeigen indes manches Gemeinsame. Auf dem Gebiete der großen Politik können das Friedrich der Zweite und Bismarck beweisen, die unter den deutschen Staatsmännern wie einsame Riesen unter Zwergen hervorragen. Blitzartige Schnelligkeit des Entschlusses, bewunderungswürdige Mäßigung, vollständige Verschlossenheit über die Mittel bei verblüffender Offenheit über die Ziele — diese ihre Fähigkeiten hängen mit der problematischen Natur des Genius ebenso zusammen, wie ihr Schicksal der Einsamkeit bei dem steten Kampfe mit der Welt. Denn gerade vom Genius gilt das Wort:

Mensch sein, heißt Kämpfer sein.

Gymnasialdirektor Prof. E. Stutzer-Görlitz

Kunst

Karl Scheffler: Die Nationalgalerie zu Berlin. Ein kritischer Führer. Berlin 1912, Bruno Cassirer.

Dem stetig wachsenden Interesse des Publikums für bildende Kunst entspricht die Tatsache, daß Bädeker und summarische Fremdenführer für den Besuch der Gemäldegalerien nicht mehr ausreichen. Das die bedeutenderen Werke heraushebende Sternchen genügt dem Besucher nicht mehr, er möchte die Bedeutung des Werkes auch erkennen, und nebenher interessiert es ihn, wie das Werk historisch einzuordnen sei, nicht nur um es zu wissen, sondern weil für manchen der Eindruck länger haften bleibt, wenn er ihn in einen festen Zusammenhang eingefügt hat. All das ist nun freilich nicht naiver Kunstgenuß. Von rechtswegen sollte der Beschauer ja nur seine Augen aufmachen, um von der Schönheit des Kunstwerks überwältigt zu werden. Aber praktisch kommen wir doch über die Tatsache nicht hinweg, daß die meisten, wenigstens heutzutage, die Natur nicht kennen und infolgedessen gar nicht ahnen können, wo der Künstler hinaus will, und anderseits zu wenig gebildet sind, um ein Wollen gelten zu lassen, dessen Berechtigung von ihrem durch schlechte Bilder und Photographien verbildeten Anschauungsvermögen nicht gebilligt werden kann. Ein Führer, noch dazu einer, der kein Vormund, sondern nur ein gebildeter Freund sein will, ist also durchaus am Platze, und was die Naivität des Kunstgenusses betrifft, so glaube ich, daß sie, wenn wir nur nicht immer so laut nach ihr riefen, sich mit einemmal ganz

---

Faustnatur den größten Eindruck gemacht. Näheres darüber bei Böhtlingk, „Bismarck und Shakespeare" (Stuttgart und Berlin 1908, Cotta) S. 60 ff. und 87 ff. Diese von wahrer Begeisterung getragene Schrift schießt im allgemeinen viel zu weit übers Ziel hinaus; man liest sogar: „Bei der Zusammenstellung Bismarcks und Shakespeares handelt es sich in der Tat um nichts Geringeres als um Aufhellung des Werdeganges unserer gesamten (!) Geisteskultur, aus ihrer Wurzel heraus bis in ihre höchsten Kronen hinein."

von selber einstellen würde. Erfreulich ist es nun, daß man den vorliegenden Führer durch die Nationalgalerie warm empfehlen kann. Hier wo der Kunsthistoriker Scheffler zurücktritt, der begabte Kritiker im Vordergrund steht, wo er für Tschudis und Justis Bestrebungen mit warmen Worten sich einsetzt, kann man ihm fast überall freudig zustimmen und muß man die großen Verdienste, welche er sich durch diesen Führer um Aufklärung des Publikums erwirbt, dankbar anerkennen. Dringend möchte ich es dem Verlag ans Herz legen, neben dieser kostbaren mit zweihundert wundervollen Illustrationen verschwenderisch ausgestatteten Ausgabe noch eine kleine wohlfeile, die ja ohne Bilderschmuck sein könnte, zu veranstalten.

S.

Die Entwicklung treibt dahin, die Ergebnisse kunstwissenschaftlicher Forschung nicht nur in den großen Sammelwerken aufzuspeichern, sondern sie in praktischer Weise einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Solche Bücher geben sich als Kunst-Bädeker in neuem Sinne. Typisch für diese neue Art der Kunstbetrachtung sind die beiden bisher erschienenen Bände eines Unternehmens, das von fünf Verlegern verschiedener Länder ins Leben gerufen ist. Diese „Führer" durch bestimmt abgegrenzte Kunstgebiete erweitern sich, trotzdem die Bücher handliches Format behalten (bei vierhundert Seiten Text und siebenhundert Abbildungen!) und sehr gut auf der Reise benutzt werden können, zu Spezialgeschichten, die jedesmal von berufenen Kennern behandelt werden und in Übersetzung erscheinen. Es liegen bis jetzt vor die **„Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland"** von Sir **Walter Armstrong** und die **„Geschichte der Kunst in Nord-Italien"** von **Corrado Ricci**. Beide Bücher (als deutscher Verleger zeichnet Jul. Hoffmann, Stuttgart) sind praktisch vorzüglich brauchbar und zugleich als Fach- und Nachschlagewerk von dauerndem Wert; der Preis (6 M.) ist hinsichtlich des Stoffumfangs, der Behandlung und der Ausstattung äußerst niedrig zu nennen.

Eine andere Art orientierender Kunsterziehung schlagen eine Reihe kleinerer Kunstbücher an. Mehr oder minder populär berichten die Verfasser von der Kunst, die sie in der Fremde sahen und suchen so für die fernen Dinge Lust und Verständnis zu erwecken. Die schon zu einer stattlichen Reihe von Bändchen gediehene Sammlung **„Aus Natur und Geisteswelt"** (B. G. Teubner, Leipzig) legt eine Reihe neuer Bücher vor: F. v. Duhn erzählt von dem Werden und Vergehen Pompejis, dessen Kultur darum so interessant ist, weil sie zwischen Griechenland und Italien vermittelt; „Deutsche Baukunst im Mittelalter" und von da bis zum „Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts" führt A. Matthäi vor, unter Betonung des entwicklungsgeschichtlichen Gedankens, der lebendig in der deutschen Architektur sich durch alle fremden Stile durchringt; und zu allgemeinen Betrachtungen über „Kunstpflege in Haus und Heimat" erweitert R. Bürkner seine Schilderung, die ein Fazit aus der Kultur- und Kunstbewegung der Gegenwart zieht; die Themen der Kapitel, die Kunst des Sehens, Körperpflege, Kleidung, Haus, Türen, Fenster, Wände, Teppiche, Möbel, Bilder, Restaurationen, Heimatkunst deuten den Umkreis der Erörterungen an. Für diese Büchlein, die eigens zur Lektüre bestimmt sind, ist es charakteristisch daß sie zumeist aus Vorträgen entstanden sind, dadurch haben sie einen lebhafteren Ton. Sie rechnen auf das Verständnis der breitesten Kreise; dem entspricht auch der Preis, der für das in Leinen gebundene, illustrierte Bändchen 1,25 M. beträgt.

Einem ähnlichen Zweck dienen die kleinen, blauen Bücher, die im Verlage Schreiber in Eßlingen erscheinen und sich **„Führer zur Kunst"** betiteln. Hier beschränkt sich die Darstellung ganz auf Gebiete der Kunst; Spezialthemen, wie „Gartenkunst", das „Porträt", werden zusammenfassend behandelt, und so wird jedesmal im Kleinen ein Überblick gegeben, der auf dem besonderen Gebiet die Etappen der Entwicklung zeigt, die die Gesamtkultur im Großen aufweist. Von neueren Publikationen liegen vor die schon erwähnte „Gartenkunst", worin der bekannte Autor Jos. August Lux in lebendiger Darstellung in die neuen Probleme gärtnerischer Architektonik einführt. Die Bändchen sind gut und reich illustriert (Preis 1 M.).

Der Verlag K. R. Langewiesche (Düsseldorf) beschränkt sich auf wenige Publikationen, die er im Jahre herausbringt; diese aber sind meist mit solchem Bedacht ausgewählt, daß sie sich

von selbst empfehlen. Der Text ist knapp, sachlich und beschränkt sich auf die Skizzierung des Wesentlichen; dafür tritt das Bildmaterial beherrschend in den Vordergrund. Die Abbildungen sind groß, geben zumeist auch zahlreiche Detailaufnahmen, so daß die Erziehung zum Sehen hier von selbst geübt wird. Der neueste Band ist „**Michelangelo**" betitelt; in einer Fülle trefflicher Abbildungen zieht das Schaffen dieses wuchtigen, ernsten Künstlers vorüber. Jedes Buch dieser Sammlung kostet 1,80 M.

Noch eine andere, kleine Serie von Kunstbüchern ist hier zu erwähnen, die sich „**Kunst und Kultur**" nennt; sie erscheint im Verlag Strecker u. Schröder zu Stuttgart. Das Kennzeichen dieser Sammlung ist, daß sie fast ausschließlich sich der Kunst und der Kultur der Gegenwart widmet. Hier hat der Architekt Endell von der „Schönheit der großen Stadt" gepredigt, Volbehr handelt von dem Zweck und von der Anlage der „Museen", und Engelhardt setzt die Prinzipien der neuen „Gartenkunst" auseinander. Ernst Schur-Gr. Lichterfelde

Th. Hofmann: Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. Band IV: Vatikanischer Palast. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **W. Amelung** und Dr. **Fritz Weege**. Leipzig, Gilbertsche Verlagsbuchhandlung.

In den vorangehenden Bänden dieses Monumentalwerkes lernten wir Raffaels Einfluß und Bedeutung für die Gestaltung des Außenbaues und Grundrisses in der Hochrenaissance kennen. Allein der geniale Baumeister muß auch „das harmonische Zusammenwirken aller bildenden Künste" beherrschen und „feinsinnig das Schöne mit dem Zweckmäßigen" vereinen. Wie Raffael in diesem Sinne als Meister der Innendekoration gewaltet hat, dessen ist der Vatikanische Palast, sind die berühmten Loggien Zeuge, denen dieser Band gewidmet ist. Einleitend wird in Kürze die Baugeschichte des Vatikans geboten, der um 1420 ungefähr alleinige Residenz der Päpste geworden ist, nachdem er vorher diese Bestimmung mit dem Lateran geteilt hatte. An Hand alter Stiche, Bilder und Stadtpläne wird der Anteil der Päpste am Bau des Palastes dargestellt und gezeigt, wie sich die Erweiterungen bis auf die Gartenanlagen ausdehnten. Die Zeit der Betätigung Raffaels im Vatikan fällt in das Pontifikat Julius des Zweiten und Leos des Zehnten. Im Herbst des Jahres 1508 war der junge Urbinate „attratto dal Bramante e dalla gloria" (Ad. Venturi) nach Rom gekommen und hatte für den Roverepapst die Ausmalung der Stanzen begonnen. Als im Februar 1513 Julius der Zweite gestorben war und ein Medizäer als Leo der Zehnte den Stuhl Petri bestiegen hatte, wurde in gleichem Sinne die hohe Kunst am Papsthofe gepflegt. Die dritte Stanze mit dem Borgobrand wurde vollendet, wobei Raffael, mit Arbeit überhäuft, schon seine Schüler zuziehen mußte, und die Kartons zu den Teppichen der Apostel wurden entworfen.

Nach Bramantes Tode (am 11. März 1514) wurde Raffael sein Nachfolger im Amt des Dombaumeisters. Dieses Amt schloß nicht die Ernennung zum Architekten des Vatikanischen Palastes in sich; durch ein Modell für die Loggien erwarb er auch den neuen Auftrag. Die bereits unter Bramante begonnenen Teile schrieben Raffael die weitere Marschroute vor, nur führte er die Front höher hinauf, um den Bau gewaltiger erscheinen zu lassen, da er ja als Außenfassade gedacht war, wie ihn uns die Heemskarksche Zeichnung aus dem Jahre 1535 zeigt. Doch nicht dem Außenbau gilt diesmal Hofmanns Interesse, der Innenschmuck, die sogenannte „Bibbia di Raffaello", wird uns in glänzenden Aufnahmen vorgeführt. Auch zu diesem gewaltigen Werke hat die Schule Raffaels ihr gut Teil zugesteuert. Von Giovanni da Udine wissen wir, daß er eine besondere Mischung des Stucks zu diesem Zwecke erfunden habe, und die Mitarbeit des Panni, des Giulio Romano ist so gut wie erwiesen. Wie weit der Anteil der einzelnen am Werke geht, ist schwer darzulegen; daß es jedoch Raffaels persönlicher Einfluß gewesen, der das Ganze zusammenhält, das beweisen die Loggien, die Giovanni da Udine ohne Raffael (eine Treppe tiefer) ausführte. Die handwerkliche Fertigkeit, die Fülle der Motive sind geblieben, der Geist, der sie vereinigt, fehlt.

Der Hofmannschen Einleitung folgt die Abhandlung Amelungs über die Vorbilder

zu den Stuckreliefs. Nach dieser Zusammenstellung kann man sich eine Ahnung von dem reichen Skizzenmaterial der Raffaelschule machen. Alle antiken Schätze, die damals in Italien gehoben wurden, beraubte sie um fruchtbare Motive, ohne sklavische Anlehnung mit dem Vorbilde gleichsam spielend. Sarkophage, Gemmen, Statuen, alles mußte sich die Verwandlung gefallen lassen, und unter der sachkundigen Führung Amelungs die Wandlung der Motive zu verfolgen, bereitet hohen Genuß.

Wenn man eine kleine Ausstellung gegenüber so erfolgreicher Forschung machen darf, so wäre nach meiner Einsicht ein noch tieferes Eingehen auf die Renaissancevorbilder gleichfalls erwünscht. Manchen antiken Vorwurf nahmen die Dekorationsmeister der Loggien aus zweiter Hand eines Renaissancekünstlers, so sind mir Anlehnungen an Andrea Pisanos Kampanilereliefs, an Leonardos Johannes im Louvre und Entwurf zum Sforza-Denkmal, an das sogenannte Michelangelo-Relief (zuletzt bei E. v. Liphart, Ratshof in Livland), an desselben Meisters Adams Erweckung, an Donatellos Reliefs am Untersatz der Domkantoria (antikes Vorbild bischöfl. Museum in Ravenna) und an seine dekorativen Vasen aufgestoßen. Auch ein Druckfehler auf S. 126 sei berücksichtigt, es muß dort zweimal LXX statt LXVII stehen. Doch das sind Kleinigkeiten gegenüber dieser vorzüglichen Arbeit, die mehr mein Interesse als einen Einwurf bekunden sollen.

Im dritten Teil führt uns Dr. F. Weege in das Badezimmer des Kardinals Bibbiana, das bisher nur wenigen Sterblichen zugänglich gewesen war. Auch hier dankt die Dekoration, die wie keine andere den Schönheitssinn des Zeitalters Leos des Zehnten offenbart, ihre Anregung der Antike. Die Titusthermen, das goldene Haus, pompejanische Vorbilder haben Pate gestanden. Ohne aufdringliche Gelehrsamkeit, mit großer Sachkenntnis, mit reichstem Bildermaterial wird alles vorgeführt und bewiesen.

Dem ganzen vierten Band gegenüber hat man, wie bei den vorhergehenden, neben dem Gefühl der Dankbarkeit den Wunsch, das vollendete Werk einst zu erblicken und besitzen zu dürfen. Dr. Robert Corwegh-Leipzig

Länder- und Völkerkunde

Bei der allgemeinen Begeisterung für alles Japanische, die das deutsche Publikum befiel, als nach dem russisch-japanischen Kriege die Schriften Lafcadio Hearns mit einem Schlage so populär wurden, ist es zu begrüßen, daß uns einmal von berufener Feder auch die weniger anziehenden Seiten der östlichen Kultur geschildert werden. Hearn sah und schilderte bis kurz vor seinem Tode fast nur die guten Seiten und übertrieb auch diese oft noch ins Märchenhafte, so daß ein einseitiges, daher falsches Bild entstand. Der Amerikaner **Percival Lowell**, dessen bereits 1895 erschienenes Buch „Occult Japan" uns jetzt in vortrefflicher deutscher Übersetzung von Berta Franzos unter dem Titel „**Die Seele des fernen Ostens**" (Jena, Eugen Diederichs. Preis 3 M.) zugängig gemacht wird, gilt als einer der besten Kenner Japans. Er weilte lange Jahre als Universitätslehrer im Lande und kam stets mit Leuten aller Stände während der alten und auch noch der neuen Ära in nächste Berührung.

Als hauptsächlichstes Merkmal der japanischen und überhaupt der ostasiatischen Kultur sieht Lowell das Prinzip der „Unpersönlichkeit" an. Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch, und an vielen Beispielen versucht der Verfasser zu zeigen, wie dieser Mangel an „Persönlichkeitsgefühl" alles Sinnen und Handeln des Fernorientalen in der Religion, im Familienleben und in der Kunst beherrscht, und wie dieser Faktor stets lebenshemmend auf die Entwicklung der Kultur gewirkt hat. Während bei uns das „Ich" die Essenz der Seele zu sein scheine, so könne man als die Seele des gelben Mannes die Unpersönlichkeit bezeichnen. Die Persönlichkeit erhält erst Bedeutung nach dem Tode, denn der Verstorbene rückt dann in den Rang der Ahnen auf und genießt göttliche Verehrung. Seine Studien und Betrachtungen führen Lowell schließlich dazu, den Japanern wie den Ostasiaten überhaupt ein sehr schlechtes Prognostikon zu stellen. „Die Japaner," sagt er, „sind von jeher ein Volk von Importeuren, nicht von Waren, sondern von Ideen. Sie haben es stets vorgezogen, die fertigen Artikel anderer

zu nehmen, statt zu versuchen, etwas Neues zu produzieren.... Die fremden Pfropfreiser wuchsen und wurden mit der Zeit starke Äste. Bei alledem blieb aber der Stamm der Stamm eines Keimlings. Mit anderen Worten: die Nation wuchs zum Mann heran, behielt aber den Geist ihrer Kindheit." Wenn die Völker des Ostens bei diesem alten Kurse beharren, so hält er ihre Laufbahn für abgeschlossen.

Kann man auch den pessimistischen Ansichten Lowells nicht in jedem Punkte unbedingt beipflichten, so ist doch nicht zu leugnen, daß sein Skeptizismus in bezug auf die Zukunft Japans von vielen ernsten Kennern geteilt wird.

Selbst Lafcadio Hearn schrieb nach der Lektüre dieses Buches, daß er seine Ansicht über Japan und die Japaner jetzt teilweise ändern müsse, und daß er Lowells Ideen „rückhaltlos als Entdeckung annehme". Ja er verfaßte dann sogar auf Grund dieser veränderten Ansichten und beeinflußt durch Lowells Buch eine neue psychologische Studie des japanischen Volkes: „Japan, awattempt at interpretation". Diese ist nunmehr auch in deutscher Übersetzung von Berta Franzos unter dem Titel: **„Japan. Ein Deutungsversuch"** erschienen. (Frankfurt a. M., Rütten und Loening. Preis M. 8.—.) Es ist sein letztes Werk gewesen. Er hat die Veröffentlichung, auch die der englischen Ausgabe, nicht mehr erlebt. Wie seine Freunde sagen, hatte sich seiner durch die Erkenntnis seiner Irrtümer, zu der er sich im Laufe der Arbeiten zu diesem Buche immer mehr und mehr durchrang, eine derartige Aufregung bemächtigt, daß seine ohnehin schwache Gesundheit darunter völlig zusammenbrach.

C. Westphal-Berlin

Tagesfragen

In Nr. 5 der Grenzboten S. 246 widerlegt ein Aufsatz **„Statistisches über die Häufigkeit des Ministerwechsels in Preußen"** die landläufige Annahme, daß die Minister jetzt viel schneller verbraucht werden als früher. Am Ende wird die Vermutung ausgesprochen, daß die Minister in England seltener wechseln.

Dem ist jedoch nicht so. Im Zeitraume seit 1858, den der Verfasser in dem erwähnten Aufsatze betrachtet, ist ein Kabinettwechsel nicht weniger als sechzehnmal erfolgt. Wohl sind mehrere der Parteiführer mehr als einmal im Amte gewesen, so Gladstone viermal, Salisbury dreimal, Derby und Disraeli je zweimal. Aber selbst wenn man diese verschiedenen Amtsführungen nur einfach rechnet, so stehen den acht preußischen Premierministern immer noch neun englische gegenüber.

Das gegenwärtige Kabinett hat einundzwanzig Mitglieder. Zu einem Vergleiche können aber natürlich nur die acht wichtigsten Staatsämter herangezogen werden, die sich auch schon durch die Höhe des Gehaltes vor den andern auszeichnen. Bei ihnen findet sich ebenfalls, daß derselbe Mann mehrere Male denselben Posten bekleidet. Die nachstehende Aufstellung gibt die Zahl der Veränderungen durch Tod oder Rücktritt seit 1858 und in Klammern die Zahl der Personen, die das Amt innegehabt haben: Schatzamt 20 (18), Inneres 23 (18), Äußeres 20 (11), Krieg 24 (16), Kolonien 25 (18), Lordkanzler 19 (9), Handel 26 (20), Admiralität 22 (15).

Alles in allem ergibt sich eine Zahl von 195 Veränderungen in den genannten Ministerien mit Einschluß des Präsidiums. Sie verteilen sich auf 129 Personen. Hält man dagegen die 92 Minister, die in derselben Zeit in Preußen aus dem Amte geschieden sind, so ergibt sich, daß der Ministerwechsel in England mehr als doppelt so groß ist und der Verbrauch von Ministerpersonen den preußischen um rund 40 Prozent übertrifft.

H. B.

Reichsspiegel

(vom 13. bis 19. Februar)

Klärungen im Innern

Das Reichstagspräsidium — Die Kanzlerrede — Stellung der Regierung — Quieta non movere

Die abgelaufene Woche hat einige Klärungen in die innerpolitische Lage gebracht. Darüber sind die laut gewordenen Stimmen aus allen Lagern einig. Die Wahl des Reichstagspräsidiums darf zwar noch nicht als endgültig bezeichnet werden, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach in vier Wochen wiederholt werden dürfte. Aber die Aussprache, die von der Tribüne des Reichstages herab zwischen dem Kanzler und den Parteien stattgefunden, gibt doch Ausblicke und Einblicke, die in der ersten Hälfte der Woche noch unmöglich waren.

Im Mittelpunkt des Interesses steht die Rede des Kanzlers selbst: nach übereinstimmendem Urteil aller derer, die ich darüber befragen konnte, ist sie Herrn von Bethmanns beste oratorische Leistung! Wenn sie dennoch nicht hinreißend und parteibildend wirkte, so hat das seinen Grund darin, daß der Kanzler den von ihm selbst als Haupterfordernis erkannten Bedürfnissen eine klare Formulierung nicht gab. Wirklich klar hat sich der Kanzler eigentlich nur über seine Auffassungen von den Zielen der Sozialdemokratie ausgedrückt. Damit hat er aber weder etwas Neues gesagt, noch hat er das Alte in ein neues Gewand gekleidet. Diese Auseinandersetzungen unserer leitenden Staatsmänner mit der Sozialdemokratie sind zu einer gewissen Tradition geworden; sie kehren jedes Jahr ebenso regelmäßig wieder, wie die Angriffe der Sozialdemokraten auf Rußland, auf die wiederum ebenso regelmäßig der Leiter unserer auswärtigen Politik sich erhebt und die Worte spricht: „Der Herr Abgeordnete hat Angriffe gegen die Regierung unseres großen Nachbarreiches, mit dem wir in Frieden und Freundschaft leben, gerichtet. Diese Angriffe usw. . . .“ Den Sozialdemokraten haben alle diese Worte nicht ein Haar gekrümmt. Der Sozialdemokratie gegenüber fordert das Bürgertum Taten! Die ganz weit rechts stehenden fordern Repressalien, die Vermittelnden Beseitigung der Ursachen für das Anwachsen der Umsturzpartei und die Linken fordern deren Anerkennung. Der Herr Reichskanzler konnte keine dieser Gruppen befriedigen, denn er wagte nicht das Übel an der Wurzel zu fassen: er hat der Nation nicht eine jener großen das Staatsleben füllenden Aufgaben gezeigt, von denen er selbst sagt, daß sie „die Sehnsucht aller Schichten unseres Volkes“

bilden. Erbanfallsteuer, Heeres- und Flottenvermehrungen sind ebenso wie die die Volkswohlfahrt ausbauenden sozialen Gesetze allmählich zur Alltagsarbeit politischer Pflichterfüllung geworden, aus der der Nation neues Feuer nicht oder doch nur mit Hilfe von nervenzerrüttenden Übertreibungen zu erglühen vermag. Die Sehnsucht könnte nur gestillt werden durch einen gewaltigen, das Bestehende durchgreifend ändernden Akt, sei es nun auf dem Gebiete der innern oder äußern Politik. Und sie wird gestillt werden! Denn ein Naturgesetz scheint es zu geben, nach dem gesunde wachsende Völker ebenso wie gesunde wachsende Menschen ihren Kräfteüberschuß an sich selbst oder ihrer Umgebung auslassen müssen, ohne Rücksicht darauf ob zum eigenen Schaden oder eigenen Nutzen. Fehlt dann im geeigneten Augenblick eine starke zielbewußte Regierungsgewalt, dann kann es auch den Deutschen ergehen, wie seinerzeit den Franzosen, als Napoleons des Dritten Ehrgeiz dem Drängen der Kriegshetzer nachgab. Die deutsche Regierung hat sich zwar im abgelaufenen Jahre bewährt. Es handelte sich um Krieg oder Frieden. Wird sie aber bei den gegenwärtig vorhandenen Sicherheitsventilen an der Reichsmaschine auch einem innern Ansturm auf die Dauer standhalten können? Sollte sich an den Kesselwänden nicht arg viel Kesselstein angesammelt haben, der ihnen die Elastizität mindert, wo doch die Anforderungen, der Druck ständig wachsen? Ich bin in dieser Beziehung Pessimist, trotz aller persönlicher Wertschätzung für den Reichskanzler, und seine Rede, die von den Nationalliberalen so bejubelt wird, vermag meinen Pessimismus nicht zu beseitigen.

In der Rede fehlt wirklich alles, was uns gestattete, den Blick vorwärts zu richten. Das wenige, was sie an Erfreulichem enthält, nämlich das Bekenntnis zur Erbanfallsteuer, konnte der Herr Reichskanzler schon vor fast drei Jahren zum Ausdruck bringen. Durch eine rechtzeitige Auflösung des alten Reichstags hätte er der Selbstzerfleischung der bürgerlichen Parteien wirksamer Einhalt geboten als durch seinen jüngsten Sammlungsruf, der eigentlich nur eine Spaltung der nationalliberalen Partei zur Folge haben kann. Dank der Haltung der Regierung haben sich die Verhältnisse so weit zugespitzt, daß eine Parole gegen die Sozialdemokratie ohne bestimmte Maßnahmen heute ebensowenig geeignet ist das Bürgertum zu sammeln, wie etwa die Versicherung: „Zu einer weiteren Demokratisierung unseres Wahlrechts und zu einem Angriff auf die Grundlagen der Reichsverfassung werde ich die Hand nicht bieten.“ Die bürgerlichen Parteien wollen die Stärkung einer Regierungsgewalt, die sich auf das Vertrauen der Nation stützt; sie wünschen der Bureaukratie neue geistige und moralische Kräfte zuzuführen — jede Partei auf ihre Weise —, aber sie wollen keine Erstarrung oder Mumifizierung des bestehenden Systems. In dieser Richtung war des Kanzlers Rede durchaus negativ und darum hat sie auch enttäuscht.

Zustimmen wird man dem Herrn Reichskanzler in seinen Ausführungen über die Unmoral der Stichwahlen. Aber wird er in der Lage sein, das System abzuändern, ohne die Wahlkreiseinteilung zu berühren? Und wenn er

im Laufe der parlamentarischen Behandlung des Stoffes die Wahlkreiseinteilung doch antastet, dann gerät er unweigerlich so hart an die verfassungsmäßigen Grenzen seiner und des Reichstags Kompetenzen, daß er nolens volens gezwungen sein wird, in einen Kampf um die Neuregulierung der Grenzen zwischen den Befugnissen der Volksvertreter und der Regierung einzutreten. Es fragt sich nur, ob dann die Lage der Regierung zwischen den Parteien noch so günstig sein wird, daß sie nicht doch die Hand der Sozialdemokraten wird ergreifen müssen, um wenigstens „etwas" (dies unglückselige etwas!) zustande zu bringen. G. Cl.

Bank und Geld

Die Unsicherheit der Wirtschaftslage — Die Spannung am Geldmarkte — Der Mißerfolg der neuen Anleihen und deren Rückwirkung auf den Geldmarkt — Restriktionsvorschläge des Reichsbankpräsidenten — Dividendenkürzungen von Provinzbanken — Bergisch-Märkische Bank und Fürstentrust — Sanierung der Berliner Terrain- und Baugesellschaft

Eine eigenartige Spannung hält gegenwärtig das Wirtschaftsleben unter Druck. Die Börse ist unsicher, nervös und geschäftslos; der häufige Stimmungswechsel zeigt, wie schwankend ihr Urteil über die Gesamtlage ist. Das kann nicht Wunder nehmen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie groß der Abstand zwischen den Hoffnungen ist, mit denen man nach dem Abschluß des Marokkohandels in das neue Jahr hineinging und den schmerzlichen Enttäuschungen, die das letztere bisher gebracht hat. Es tritt immer klarer in das Bewußtsein, daß es ein schwerer Irrtum war, an eine stürmische Aufwärtsbewegung auf allen Gebieten der nationalen Produktion zu glauben und danach seine Dispositionen einzurichten. Der Irrtum war an sich verzeihlich. Es hatte in der Tat den Anschein, als werde eine Hochkonjunktur von großer Stärke und Schnelligkeit der Entwicklung anbrechen. Die Ziffern der Eisen- und Kohlengewinnung, des Außenhandels, die Einnahmen der Eisenbahnen, die Statistik des Arbeitsmarktes geben hierfür in ihrem zum Teil staunenswerten Aufschwung unwiderlegliche Beweise. Und doch hat die Entwicklung einen anderen Verlauf genommen. Zunächst war es die Politik, welche die Rechnung verdarb. Das gespannte Verhältnis zu England, die Furcht vor neuen und gefährlichen Komplikationen legte die Unternehmungslust brach, ließ ein tiefwurzelndes Mißtrauen aufwachsen und verhinderte durch die Rückwirkungen auf den Geldmarkt den erhofften wirtschaftlichen Aufschwung. Nun ist zwar die politische Nervosität durch den Besuch Haldanes und die Erklärung des Reichskanzlers über die Verhandlungen mit England gewichen oder doch wenigstens gemildert. Geblieben aber sind die Begleiterscheinungen jener unruhigen und sorgenvollen Tage, ja, sie sind sogar durch neue recht bedenkliche Momente verstärkt worden, so daß heute trotz des Zurücktretens der politischen Sorgen die Gesamtlage noch unbefriedigender scheint als zuvor.

In erster Linie muß die Lage des Geldmarktes Bedenken erregen. Die Bank von England hat zwar ihren Diskont herabgesetzt; die Reichsbank hat

aber ihrem Beispiel bisher noch nicht folgen mögen und hält an dem fünfprozentigen Zinsfuße fest, obwohl mittlerweile die steuerfreie Notenreserve wieder auf 332 Millionen angewachsen ist. Maßgebend für ihre Diskontpolitik ist in erster Linie die Bewegung der Devisenkurse. Diese nehmen trotz der großen Spannung zwischen englischem und deutschem Bankdiskont noch immer einen ungewöhnlich hohen Stand ein. Eine ausreichende Erklärung für diese dauernde Nachfrage nach englischen Wechseln ist nicht leicht zu geben. Die Reichsbank hat durch umfangreiche Abgaben aus ihrem Portefeuille einer übermäßigen Steigung des englischen Wechselkurses entgegengewirkt; zweifelsohne wirkt nun das Bestreben, den stark geschmälerten Devisenbestand wieder aufzufüllen, einem raschen Rückgang des Kurses entgegen. Aber auch abgesehen vom Devisenkurs liegen die Dinge am inländischen Geldmarkte nicht so, daß sie die Reichsbank zu einer Diskontermäßigung ermutigen könnten. Die Rückwirkung der Einzahlungen auf die neuen deutschen Anleihen war so beträchtlich, daß der Satz für tägliches Geld sowohl als der Privatdiskont erheblich angezogen hat. Dabei fällt in das Gewicht, daß der Markt sich in der Erwartung getäuscht sah, die Seehandlung werde die eingezahlten Beträge ihm vorerst wieder zur Verfügung stellen. Daß dies nicht in dem erwarteten Umfang geschah, erregte Befremden. Und mit Recht; denn der nun teuer bleibende Zinsfuß für tägliches Geld führte zu beträchtlichen Ankäufen in den neuen Anleihen. Die Interventionstätigkeit des Konsortiums konnte nicht verhindern, daß der Kurs bis unter den Emissionspreis zurückging. Der Mißerfolg dieser neuen Anleihensaufnahme des Reichs und Preußens wird dadurch ganz klar vor Augen geführt. Man kann sich nicht genug über das mangelnde finanzielle Geschick wundern, welches unsere maßgebenden Stellen in der Behandlung des Anleihemarktes an den Tag legen. Der Zeitpunkt, mit einer großen Anleihe von 500 Millionen an den Markt zu treten, war denkbar schlecht gewählt. Welche Gründe zwangen die Regierung, die Anleihe in einer solchen Höhe und zu einer Zeit vorzunehmen, in der der Geldmarkt übermäßig angespannt und die Börse politisch beunruhigt war? Rücksichten auf die Finanzlage gewiß nicht; denn es handelt sich nicht um unmittelbaren Bedarf. Maßgebend war wohl nur die Befürchtung, bei längerem Zuwarten noch schlechter anzukommen und möglicherweise anderem Kapitalbedarf die Vorhand lassen zu müssen. Ist es aber nicht schon bezeichnend, wenn die Regierung mitten in dem Gange der Emissionsarbeiten eine Beschwichtigungsnote veröffentlichen muß, um politischen Bedenken entgegenzutreten, die sich an die Anlehnsaufnahme knüpften? In früheren Fällen nahm man sorgfältig darauf Bedacht, den Geldmarkt für eine so große Operation zu präparieren und für billiges Geld zu sorgen. Nichts ist selbstverständlicher als das. Denn man bedarf doch zur endgültigen Unterbringung der Banken und der Börse. Man muß also dafür Sorge tragen, daß die kreditweise Übernahme der Anleihe durch die Spekulation und die Bankiers nicht durch die Höhe des Zinsfußes unmöglich gemacht wird und ebensowohl dafür, daß nicht eine rückgängige Kursbewegung

jeden Anreiz zum Erwerb der Anleihe seitens des investierenden Publikums ausschließt. Diesen so einfachen Grundprinzipien hat man unbegreiflicherweise schnurstracks zuwidergehandelt. Wer soll vierprozentige Reichsanleihe übernehmen, wenn er sich das Geld mit fünf Prozent und mehr beschaffen muß? Und wer soll solche Anleihen erwerben, wenn der Kurs schon am zweiten Tage nach der Emission an der Frankfurter Börse zwanzig Pfennige unter dem Ausgabekurs steht, weil das Konsortium keine Vorkehrung zur Intervention getroffen hat?

Das Mißbehagen, welches die offiziellen Stellen über den Verlauf der Anlehnsaufnahme beseelt, kommt zweifelsohne auch in der neuen Kundgebung des Reichsbankpräsidenten gegenüber den Großbanken zum Ausdruck. Es haben Besprechungen zwischen dem Präsidenten und einer Anzahl führender Bankdirektoren stattgefunden, in denen ersterer wiederum darauf gedrungen hat, die Banken möchten sich im Interesse gesunder Kredit- und Geldverhältnisse zu gewissen restriktiven Maßnahmen verstehen. Wie verlautet, sollen die Anregungen dahin gehen, im Interesse größerer Liquidität einen Barbestand von 15 Prozent zu halten, die industriellen und insbesondere die Akzeptkredite einzuschränken und zu verteuern und endlich die Zinsvergütungen für Depositengelder zu vereinheitlichen und herabzusetzen. Es ist bekannt, daß der Reichsbankpräsident schon wiederholt den Banken Mäßigung empfohlen hat. Von der Anschauung ausgehend, daß seitens der Banken eine überhitzte Entwicklung der Industrie durch große Kreditgewährung gefördert werde, hat er vor dreiviertel Jahren jene vielbesprochene und kritisierte Verteuerung der Lombardkredite an den Quartalsterminen dekretiert, die sich nach dem einstimmigen Urteil aller Fachleute als ein Mißgriff erwiesen hat. Die gleiche Anschauung spiegelt sich in seinen gegenwärtigen Vorschlägen wieder, die unter den Banken eine gewisse Erregung und eine zum Teil scharf ablehnende Kritik hervorgerufen haben. Offenbar glaubt man den inneren Grund für den Mißerfolg der neuen Anleihe in der Bevorzugung spekulativer, namentlich industrieller Anlagewerte seitens des Publikums erblicken zu müssen und möchte gern der unaufhörlichen Produktion der letzteren zugunsten der staatlichen Anlagewerte einen Riegel vorschieben, soweit das überhaupt möglich ist. Indessen ist diese Anklage einer industriellen Hypertrophie nicht gerechtfertigt. Fehler und Mißgriffe kommen vor; es ist aber unrichtig, wenn man behauptet, zurzeit litten wir unter einer Überanspannung des Kredits seitens der Industrie und diese verschulde die übermäßige Inanspruchnahme der Reichsbank an den Quartalsterminen. Für diese letztere kommen andere Gründe in Betracht, und wenn der Reichsbankpräsident bei seinen Vorschlägen das Erfordernis einer großen Barreserve für die Depositengelder betont, so bewegt er sich hier weit eher auf richtigem Wege. Nur sollte er die Konsequenz ziehen, die Stellung dieser Barreserve bei der Reichsbank zu fordern. Das wäre weniger und zugleich mehr, denn es wäre in diesem Fall mit einem weit geringeren Betrag an Reserve eine Stärkung der Reichsbank verbunden, die sie instand setzen würde, höheren Ansprüchen zu genügen.

Daß seitens der Banken in der Kreditgewährung freilich nicht selten erhebliche Fehler gemacht werden, haben die letzten Wochen deutlich gelehrt. Eine ganze Anzahl von Kreditbanken der Provinz muß sich infolge von Verlusten zu beträchtlichen Reduktionen der Dividende verstehen: die Osnabrücker Bank, die Bergisch-Märkische, die Rostocker, der Chemnitzer Bankverein, um nur einige zu nennen. Diese Vorfälle haben an der Börse Aufsehen und Verstimmung erregt. Besonders hat aber die Dividendenverkürzung der Bergisch-Märkischen Bank Anlaß zu Erörterungen gegeben, weil sie in Zusammenhang steht mit den Beziehungen der Bank zum Fürstentrust und dadurch zur Berliner Terrain- und Baugesellschaft. Vor einigen Wochen hieß es, die Deutsche Bank wolle die Bergisch-Märkische, ihr Tochterinstitut, aufnehmen. Sofort regte sich der Verdacht, diese Transaktion möchte wegen der Mobilisierung der erheblichen stillen Reserven beabsichtigt sein und man warf die ganz naheliegende Frage auf: welche Verluste sollen hierdurch kachiert werden? Die Antwort auf diese Frage wird jetzt gegeben, nachdem man das Fusionsprojekt wegen des Aufsehens, das es gemacht hatte, fallen gelassen hat. Der Fürstentrust, mit dessen Verhältnissen wir uns an dieser Stelle früher schon ausführlich befaßt haben, treibt einer Krise zu.

Insbesondere verlangte die Berliner Terrain- und Baugesellschaft gebieterisch eine einschneidende Sanierung und die Beschaffung neuer Mittel. Welche Opfer dabei von den Beteiligten gebracht werden sollen, geht aus dem

Pädagogium

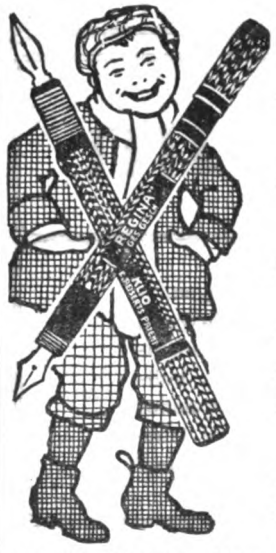
Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

vorläufigen Sanierungsplan hervor, wonach der Fürſt zu Fürſtenberg 5 Millionen bar und 4 Millionen in Aktien zwecks Vernichtung beizuſteuern habe, während reſtliche 14 Millionen Aktien im Verhältnis von 2 zu 1 zuſammengelegt werden ſollen. Nach den letzten Nachrichten ſoll — wie dies von vornherein wahrſcheinlich war — ſich die Deutſche Bank mit ihrem Tochterinſtitut und dem Fürſtentruſt über eine Sanierung verſtändigt haben, die den außerhalb der beiden Konzerne ſtehenden Aktionären eine vorzugsweiſe Behandlung zuſichert, und die Opfer vornehmlich den Großaktionären auferlegt. Man ſieht, wohin es die Finanzkünſte der Magnaten gebracht haben. Und die Terrain- und Baugeſellſchaft iſt nur eines der vielen kranken Glieder — es werden andere Amputationen folgen müſſen, die für die Beteiligten kaum minder ſchmerzlich ſein dürften.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politiſchen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literariſchen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Bützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 86/87.



Ich lache

weil jedes System Füllfederhalter das beste sein soll???

Probieren Sie entweder

„Klio" **E. Reiserts Patent,** bei der Sie Ihre gewohnte Feder u. Tinte verwend. können, zu **Mk. 3.**— und **6.**— pro Stück.
Mit neuester Selbstfüllvorrichtung **Mk. 2.**— pro Stück **mehr**
oder

„Regina", **ges. gesch. Sicherheits-Goldfüllhalter** mit 14karätiger Goldfeder mit Iridiumspitze, immer schreibfertig, **Mk. 10.—,** auch m. grösseren Goldfedern **Mk. 14.50, 19.**— u. **25.**— pr. Stück.

„Klio" und „Regina" können in jeder Lage in der Tasche getragen werden.
Ueberall erhältlich. Kataloge gratis und franko.

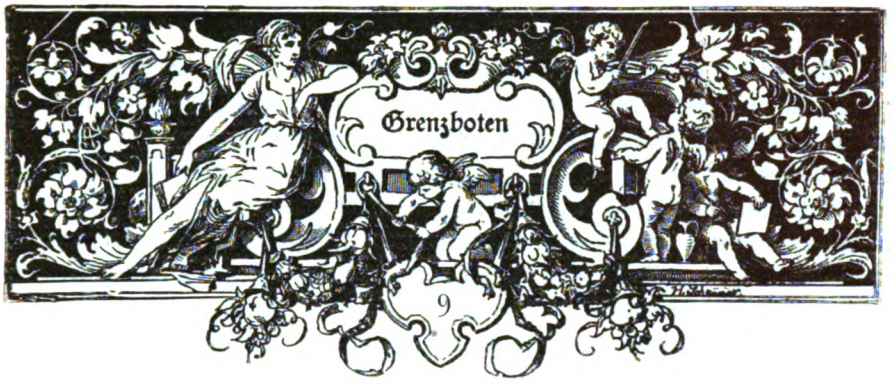
Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef (Sieg) 141

Grösste und leistungsfähigste Füllfeder-Spezialfabrik des Kontinents.

Es sind verschiedene ähnlich lautende minderwertige Nachahmungen im Handel, achten Sie daher auf die jedem Halter eingebrannte Marke „Klio", E. Reiserts Patent, bezw. „Regina", ges. gesch.

Einige Anerkennungen: Herr Kisch, Thaler Blechwarenfabrik Kisch & Co., Thale a. H., schreibt: „Als ich dieser Tage Ihre Inserate las, wurde ich daran erinnert, dass ich **meinen stetigen Freund,** welchen ich ständig in der Tasche habe, **nun bereits 5 bis 6 Jahre besitze.** Ich gebrauche meinen **„Klio"-Füllfederhalter tagtäglich,** und ist mir derselbe ein **treuer Begleiter und lieber Freund geworden.** Ich war früher im Besitze eines anderen Systems, jedoch habe ich schon längst die Vorteile Ihres Systems erkannt usw. usw."

Herr Dr. Deichmann, Löwen-Apotheke in Leer, schreibt: **„Seit mehreren Jahren** gebrauche ich **ständig Ihren „Regina"-Füllfederhalter,** und drängt es mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich mit dem Halter **durchaus zufrieden bin** und ich nur jedem empfehlen kann, bei Anschaffung eines Füllfederhalters an Ihr System zu denken. Der Halter arbeitet **noch heute, nach vier Jahren, ebenso wie am ersten Tage,** wohl das beste Zeichen für die Güte Ihres Fabrikates."



Flugweſen

Von Hauptmann de le Roi-Berlin

Wenn man die aeronautiſche Literatur vor etwa zwölf Jahren durchblättert, ſo kann man ſich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Mehrzahl der Luftpraktiker von der Flugtechnik nicht ſo recht etwas wiſſen wollten. Es iſt dies inſofern wohl entſchuldbar, als praktiſche Erfolge nur auf dem Gebiete „leichter als die Luft“ erzielt waren, während man auf dem Gebiete „ſchwerer als die Luft“ von praktiſchen Verſuchen kaum etwas wußte, höchſtens gelehrte Abhandlungen in den Fachblättern über die Möglichkeit des Fluges, geſpickt mit Integralen und Differenzialen, zu leſen waren.

Zur Charakteriſierung, wie man ſeinerzeit über die Drachenflieger, den einzig jetzt beſtehenden Typ von Flugmaſchinen dachte, führe ich folgendes Urteil eines Hochſchulprofeſſors an:

„Bei den Drachenfliegern bietet die Erzielung einer guten Stabilität des Fluges insbeſondere das Einhalten eines zweckmäßigen Flächenneigungswinkels kaum überwindliche, gefahrvolle Schwierigkeiten uſw.“

Ferner:

„So kommt es, daß alle Vorführungen von Drachenfliegern in mehr oder minderem Grade mißglückt ſind.“

Ausſichtsvoller, wenn auch nicht ohne ironiſchen Beigeſchmack reimte im Jahre 1899 die Jugend:

Wer macht auf Grund der Wiſſenſchaft
Den Luftballon aus Seidentafft?
Wer löſt nach logiſchem Syſtem
Vielleicht nochmal das Flugproblem,
Und wird dadurch zum Millionär?
Natürlich nur der Ingenieur!

Millionäre sind nun zwar die, welche aktiv in der Flugtechnik beteiligt waren und noch sind, wohl alle nicht geworden, aber das Flugproblem ist jetzt, zwölf Jahre nach jenem Ausspruch, als gelöst zu betrachten; das haben die Erfahrungen des soeben verflossenen Jahres gelehrt.

Als Wendepunkt in der Geschichte der Flugtechnik kann das Jahr 1908 angesehen werden, da von diesem Zeitpunkt ab Flugzeuge einen Kilometer und mehr zurücklegten, so daß man in der Lage war, von „Flügen" und nicht mehr von „Sprüngen" zu reden.

Von jenem Zeitpunkt trennen uns erst vier Jahre, und schon sehen wir, daß die Entwicklung des Flugzeuges schneller gewesen ist als die eines anderen technischen Gebildes, und daß die Maximalleistungen die kühnsten Erwartungen übertreffen.

Als Rekordleistungen sind zurzeit aufgestellt: Luftstrecken über 720 Kilometer ohne Zwischenlandung, Höhen von 3900 Metern, Eigengeschwindigkeit von 145 Kilometern pro Stunde, Flugzeiten ohne Unterbrechung von elf Stunden.

Es bedarf jedoch besonderer Erwähnung, daß alle diese Leistungen nur mit Drachenfliegern erzielt sind, nicht aber mit solchen Flugzeugen, die mit hebenden und treibenden Luftschrauben oder Schlagflügelbewegung ausgerüstet waren.

Die Möglichkeit der Verwendung des Flugzeuges ist naturgemäß eine vielseitige. Sie kommt in erster Linie für den Sport, für das Heer und die Marine, aber auch für den eigentlichen Luftverkehr in Betracht.

Auf dem Gebiete des Sports hat, wie wir weiterhin sehen werden, das Flugzeug bereits seine Schuldigkeit getan. Seine Verwendungsmöglichkeit wird mit dem weiteren Ausbau nicht allein immer vielseitiger werden, sondern auch wichtiger für die Entwicklungsmöglichkeiten auf militärischem und Verkehrsgebiet.

Nicht überraschend, aber interessant genug ist die Tatsache, daß die Flugmaschinen, soeben aus dem Ei gekrochen und durch den Sport entwickelt, sich der Verwendung auf kriegerischem Gebiete unterwerfen mußten. Die hohe Wichtigkeit der Verwendung von Flugmaschinen für militärische Zwecke haben die beiden verflossenen Jahre dargetan. Vornehmlich erstreckt sich ihr Gebiet auf Aufklärung, Nachrichtenübermittlung und Zerstörung durch Sprengstoffe. Wenn heutzutage Flugzeuge mit einem Beobachter an Bord bei Windstärken von mindestens 10 Metern pro Sekunde geflogen sind und dabei beispielsweise Strecken von über 300 Kilometern und durchschnittliche Höhen von 800 bis 1000 Metern einhalten konnten, so eignen sie sich durch diesen Erfolg schon jetzt als strategische Patrouillen. Für die taktischen Aufklärungen kommen naturgemäß Flugzeuge mit geringerem Aktionsradius in Betracht. Die jetzt allgemein von den Heeresverwaltungen gestellten und erfüllten Forderungen einer Flugdauer über drei Stunden, Eigengeschwindigkeit von mindestens 70 bis 80 Kilometern und Steiggeschwindigkeiten von etwa zwei bis drei Minuten pro 100 Meter genügen für diesen Zweck vollkommen. Für den Aufklärungsdienst kommt die Beobachtung von Einzelheiten nicht in Betracht.

Im Feldkriege wird es wertvoll sein, den Anmarsch des Gegners zu erkunden, große Truppenansammlungen zu beobachten, Flügelausdehnungen des Feindes festzulegen, Lage der Reserve festzustellen, über den Verbleib eigener Truppen zu berichten, Befehle zu überbringen usw.

Im Festungskriege wird das Flugzeug dem bisher mit Erfolg verwendeten Fesselballon sowohl auf seiten des Angreifers als auf seiten des Verteidigers starke Konkurrenz machen. Das Flugzeug des Verteidigers wird rascher, als der Fesselballon es konnte, durch Beobachtung die Hauptangriffsfront des Gegners, Truppenansammlungen, Ausladungen, den Anmarsch der feindlichen Batterien, Anlegung von Munitions- und Geschützparks usw., und im späteren Stadium Lage der Angriffsbatterien derartig im Gelände feststellen, daß der Verteidiger sein Feuer darauf konzentrieren kann. Die Flugzeuge des Angreifers werden ähnliche Beobachtungszwecke verfolgen. Vornehmlich wird es ihre Aufgabe sein, die artilleristische und infanteristische Besetzung der Forts und deren Ausbau festzustellen sowie das eigene Feuer durch Beobachtung zu unterstützen.

Ganz besonders aber, und das haben die Ereignisse in Tripolis gelehrt, dürfte von seiten des Angreifers das Flugzeug als Waffe wirken, indem es, mit Sprengstoffen ausgerüstet, diese über der Festung fallen läßt. Man hat bis vor kurzem noch von dem sogenannten Bombenwerfen aus dem Flugzeuge nicht viel gehalten. Zugegeben ist hierbei allerdings, daß ein Präzisionswurf zurzeit noch nicht gelungen ist. Ein Abwurf von Sprengstoffen über einem großen Waffenplatz wird jedoch stets Zerstörung anrichten und besonderen moralischen Eindruck auf die belagerte Stadt machen, und wenn es den Flugzeugen gelingt, im Rücken des Feindes Brücken zu sprengen, Bahnanlagen, Bahnhöfe und Proviantmagazine zu zerstören, dann wird eine feindliche Armee bald von Munition und Proviantzufuhr abgeschnitten sein.

Was die Beobachtung aus dem Flugzeuge anbelangt, so ist diese eine ähnliche, wie aus dem Fessel- oder Freiballon und aus dem Luftschiff. Es ist eine weit verbreitete irrige Ansicht, daß die Beobachtung aus Flugzeugen wegen ihrer großen Schnelligkeit besonders erschwert sei, wie dieses anfangs allgemein angenommen wurde. Auch der Ansicht, daß die Beobachtung bestimmter Objekte durch die Unmöglichkeit des Stehenbleibens des Flugzeuges in der Luft erschwert sei, muß entgegengetreten werden. Man kann sehr wohl durch Hin- und Herfahren und Kreisen die angefangenen Beobachtungen fortsetzen. Feindlichen Schüssen bieten die Flugzeuge, wie bereits die Praxis gelehrt hat, ein kleines und, besonders wegen der Schnelligkeit ihrer Fortbewegung, schwer zu fassendes Ziel, sollte aber schließlich im Kriege ein Flugzeug herabgeschossen werden, so bedeutet dies nichts anderes, als das Abschießen einer Kavalleriepatrouille.

Die Marine aller Staaten hat die Wichtigkeit des Flugzeuges ebenfalls anerkannt. Die Schwierigkeit der Verwendung beruht hier in der zwingenden Notwendigkeit, die Flugzeuge schwimmfähig zu machen. Voraussichtlich werden die Flugzeuge der Marine derartig technisch ausgestaltet werden müssen, sowohl

als Flugzeuge, die von der Küste aus, als auch solche, die vom Schiff ausgesandt werden, daß sie bei jeder gewollten oder nichtgewollten Landung auf dem Wasser nicht verloren gehen. Die Gleichmäßigkeit, wenn auch größere Stärke der Seewinde, dabei das seltene Vorkommen von Böen, wird dem Flugzeuge über dem Wasser öfters längeren Aufenthalt in der Luft ermöglichen als über dem Lande. Die Beobachtungsziele sind dabei einfacher und leichter aufzufinden.

Im Marinedienste wird das Flugzeug über die See entsandt, um Meldungen von dem Herannahen einer Flotte, von Unterseebooten und von Minensperren zu geben. Für die Erkundung von Unterseebooten und Minen wird das Flugzeug überhaupt ein vorzügliches Hilfsmittel sein, das haben die Versuche nach dieser Richtung, die man auch mit einem Fesselballon angestellt hat, gelehrt.

Was schließlich die Möglichkeit der Verwendung von Flugzeugen für den allgemeinen Verkehr angeht, so gibt es heutzutage Leute, die diese für ausgeschlossen halten. Als schwerwiegender Einwand wird genannt, daß die Flugzeuge noch zu gefahrvoll und nicht zu allen Tages- und Nachtzeiten zu benutzen sind. Für den Augenblick muß man diesen Einwand gelten lassen. Es ist jedoch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß das gewaltige Vorwärtsschreiten der Technik auf allen Gebieten auch das Flugzeug befähigen wird, diese Einwände zunichte zu machen.

Vornehmlich für Verkehrszwecke denkt man jetzt schon an die Verwendung der Flugzeuge in den Kolonien, und die Franzosen haben bereits Offiziere mit Flugzeugen in das Kongogebiet und nach Marokko entsandt. Man kann sich leicht denken, daß inmitten jener Gegenden, ohne befahrbare Straßen, ohne Eisenbahnen, ohne schiffbare Wasserläufe, Etappenflugstationen auf die Erschließung des Landes einen gewaltigen Einfluß haben werden.

Betrachtet man die Beteiligung der europäischen Staaten an dem großen Werke der Förderung und Ausgestaltung des Flugwesens, so wird man feststellen müssen, daß wohl jeder Staat sein Scherflein beigetragen hat. Die Führerrolle auf diesem Gebiete aber haben unzweifelhaft Frankreich und Deutschland übernommen. Amerika ist durch die Erfindung der Gebrüder Wright einen besonderen Weg gewandelt. Es soll an dieser Stelle besonders auf die französischen und deutschen Flugzeuge eingegangen werden.

A. Französisches Flugwesen

Nicht allein aus einem Höflichkeitsgefühl unseren westlichen Nachbarn gegenüber, sondern auch aus dem Gefühl der Anerkennung über die großen Erfolge Frankreichs auf flugtechnischem Gebiete gehe ich zunächst auf Frankreichs Flugzeuge ein.

Wenn man von den allerdings grundlegenden Versuchen des Vorkämpfers und leider allzufrüh verstorbenen deutschen Flugmeisters Lilienthal und seiner Schüler und den vielen Gleitflügen diesseits und jenseits des großen Wassers absehen will, so gebührt unzweifelhaft den Gebrüdern Wright der Ruhm, das große

Flugproblem vor sieben Jahren einer praktisch brauchbaren Lösung nähergeführt zu haben. Ihre bedeutungsvollen Konstruktionen und die mit ihren Flugzeugen möglichen Leistungen wurden aber erst dadurch an das Licht der Öffentlichkeit gezogen, daß die Franzosen mit ihren von Amerika unabhängigen Versuchen Ende 1907 ein derartiges Stadium erreicht hatten, daß die Gebrüder Wright befürchten mußten, mit der Priorität ihrer Erfindung ins Hintertreffen zu kommen, wenn sie nicht aus ihrer Reserve hervortraten.

Die Grundlage zu den heutigen Erfolgen in Frankreich schufen vornehmlich die auf Lilienthalscher Basis für die Flugtechnik unermüdlich tätigen Leute wie der verstorbene Kapitän Ferber und die jetzigen Flugzeugfabrikanten Voisin, Farman und Bleriot.

Mit Riesenschritten ist Frankreich seit dem Jahre 1908 in der Entwicklung des Flugzeugwesens vorwärtsgegangen. Aufbauend auf der wohldurchdachten Arbeit der Praxis war diese Entwicklung nur möglich durch die Opferwilligkeit des französischen Volkes, nur möglich durch einen Wagemut, der selbst vor dem Verluste des Lebens nicht zurückschreckte. Die heute als bescheiden anzusehenden ersten Flugleistungen eines Farman, eines Voisin, eines Bleriot, eines Latham wurden seinerzeit voll und ganz gewürdigt. Man ging nicht achtlos an ihnen vorüber, sondern hatte schon damals das Gefühl, welch unendlicher Wert in der Förderung des Flugwesens stecke.

Mit großer Wärme nahm sich die gesamte französische Presse der Flugtechnik an. Diese Macht verstand es, reiche Leute derart zu begeistern, daß sie nicht allein ihr Geld, sondern auch sich selbst in den Dienst der guten Sache stellten.

Weitschauend unterstützte die französische Regierung speziell durch die Heeresverwaltung die flugtechnischen Bestrebungen. So kam es, daß bald in Frankreich zum ersten Male in der Welt gewissermaßen Fliegerrennen in Gestalt von Flugwochen sich abspielten. Charakteristisch ist hierbei, daß das Interesse für diese Flugwochen nicht nur in den Kreisen der Fachleute, der Techniker und der Offiziere blieb, sondern, daß Groß und Klein, Arm und Reich diesen Veranstaltungen beiwohnen mußte. Ich erinnere an die große Flugwoche in Reims, zu der ganz Paris strömte, wo sich die elegante Welt ein Stelldichein gegeben hatte.

Die Flugleistungen in Frankreich wurden von Tag zu Tag bedeutender. Der circuit de l'Est des Jahres 1910, der Flug Paris-Madrid mit dem Sieger Vedrines und der Flug Paris-Rom mit dem Sieger Conneau im vergangenen Jahre sind uns noch in frischem Gedächtnis.

Für alle diese Wettbewerbe, von denen ich kleinere unerwähnt gelassen habe, sind Millionen freiwillig gegeben und freudigen Herzens gewonnen worden. Auf diese Weise war die französische Flugzeugindustrie in die Lage versetzt, an der Entwicklung der Flugzeuge nutzbringend zu arbeiten. Mit dem unsicheren Tasten auf flugtechnischem Gebiete war es bald vorbei, und serienweise wurden schon Flugzeuge nach bestimmten Typen hergestellt. Dadurch verbilligte sich

nicht nur das Flugzeug selbst, sondern es wuchs naturgemäß die Sicherheit seiner Handhabung. Wer den diesjährigen französischen „Salon" besucht hat, der konnte sich von einer so blühenden Flugzeugindustrie überzeugen, wie sie in keinem Lande der Erde anzutreffen ist.

Frankreich ist aber nicht nur den großzügigen Flugzeugindustriellen, sondern auch der Motorenindustrie Dank schuldig. Weitsichtige Fabrikanten griffen die Gelegenheit, leichte und dabei leistungsfähige Flugmotoren zu schaffen, auf und entwickelten dieses Gebiet derart, daß heute in Frankreich Tausende von Arbeitern ihr Brot durch diese Spezialindustrie verdienen. Die bekannte Motorenfabrik von Gnôme schloß ihr letztes Geschäftsjahr mit 2300000 Franken Reingewinn ab.

Die gewaltigste Unterstützung jedoch erhielt das Flugwesen und speziell die Flugzeugindustrie in Frankreich durch die Heeresverwaltung, da diese, überzeugt von ihrer enormen Wichtigkeit, Offiziere und Mannschaften flugtechnisch ausbilden ließ und Flugzeuge in großem Umfange beschaffte. Bald entstanden auf den großen Waffenplätzen Frankreichs Aviationszentren, nämlich unter Leitung höherer Offiziere stehende Fliegerschulen mit zahlreichen verschiedenartigen Flugzeugen und einer gewissen Anzahl von Lehrern und Schülern. Unter dem General Rocques, dem Inspekteur des militärischen Fliegerwesens, ist eine Art vierte Waffe entstanden, die bald über zweihundertvierunddreißig militärische Flugmaschinen und dreihundert Offizierflieger verfügen wird. Man geht soeben daran, die Zahl der Aviationszentren derart zu erhöhen, daß Militärflieger in allen Teilen des Landes ihr Studium treiben können. Demnächst wird jeder der zwanzig Korpskommandeure über je eine Fliegersektion verfügen.

Auch die militärische Erziehung der Zivilflieger beginnt man zu organisieren, um diese im Kriegsfalle ohne weiteres zum Fliegerdienste heranziehen zu können.

Die letzte große Tat zur Förderung des Flugwesens hat die Militärverwaltung durch die Ausschreibung des großen Militär-Flugmaschinen-Bewerbes getan. Hier war nach gewissen Vorprüfungen ein Fernflug von über 300 Kilometer mit 300 Kilogramm Belastung ohne Zwischenlandung verlangt. Von dem ausgesetzten Gesamtpreise von 1,5 Millionen erhielt der Gewinner des ersten Preises Nieuport insgesamt 800000 Franken.

Wie die Zivilflieger bei den großen Wettbewerben durch hohe Geldpreise ermutigt wurden, so hat man es in der französischen Armee geschickt verstanden, die Militärflieger durch Dekorierung und durch Einreihung in die Ehrenlegion für ihren schweren Beruf zu entschädigen und sie anzuspornen.

Wesentlich langsamere Fortschritte macht das französische Marineflugwesen; erst jetzt richtet man Marineflugfelder in der Nähe von Toulon und Havre ein. Die Herrichtung des Kreuzers „Foudre" für Abflug und Landung der Flugmaschinen an Bord ist nahezu vollendet, und die Versuche mit Wasserflugzeugen sollen demnächst beginnen. Marineoffiziere sind inzwischen schon lange bei der Landarmee im Fliegen ausgebildet worden.

(Ein Aufsatz über das deutsche Flugwesen folgt.)

Idealismus und Realismus

Von Prof. Dr. Ernst Dürr-Bern

er im Alltagsleben Idealist genannt wird, der kann nicht immer ganz sicher wissen, ob er das für ein Lob oder für einen Tadel nehmen soll. Die Menschen verstehen ja unter dem Wort Idealist und Idealismus durchaus nicht alle dasselbe, und auch diejenigen, die es in der gleichen Bedeutung verwenden, nehmen zu dem damit Bezeichneten oft in geradezu entgegengesetzter Weise Stellung.

Der Idealismus ist für viele eine durch Ideale bestimmte Lebensrichtung. Wer unzufrieden ist mit den Mängeln der Wirklichkeit und die Welt verbessern möchte, wer nicht in sattem Behagen schwelgt darüber, wie er es schon so herrlich weit gebracht, wer vielmehr rastlos strebend sich bemüht, der heißt den allermeisten ein Idealist.

Aber auch der kampflos abseits vom Leben Stehende, der Träumer und Sterngucker, der sich aus der rauhen Wirklichkeit in die friedlichen Gefilde der Ideenwelt flüchtet, wird nicht selten Idealist genannt. Idealismus heißt der arglose Kinderglaube, den mancher Greis mit jugendlichem Gemüt zeitlebens nicht verliert, der Glaube, daß das Leben nicht ein Kampf mit widerstrebenden Gewalten, sondern eine freundliche Fügung sei, daß denen, die nicht nach dem Irdischen trachten, alles zum Glück Erforderliche von selbst zufallen werde.

Wer unter dem Idealismus eine durch Ideale bestimmte Lebensrichtung versteht, der wird darin etwas Löbliches oder etwas Tadelnswertes finden, je nach seiner eigenen Welt- und Lebensanschauung. Der Philister, dem alles Bestehende durch Gewohnheit und Herkommen geheiligt ist, kennt nichts Verabscheuungswürdigeres als das Streben nach Weltverbesserung. Wer überzeugt ist, daß alles Vernünftige wirklich und alles Wirkliche vernünftig sei, daß Gott die Welt vollkommen geschaffen habe und daß an göttlichen Institutionen nicht gerüttelt werden dürfe, der ist ein abgesagter Feind des himmelstürmenden Idealismus. Wer dagegen von Entwicklungsgedanken ergriffen ist und in der Geschichte nicht den Ausfluß einer bestehenden, sondern den Quellstrom einer werdenden Vernunft zu erkennen glaubt, der wird es mit den Faustnaturen halten, die voll Verachtung gegen das satte Philistertum des Lebens höchste Werte in der Zukunft suchen.

Aber auch die Gleichsetzung von Idealismus und Traumverlorenheit ermöglicht eine gerade entgegengesetzte Wertschätzung. Der Mann des praktischen Lebens, der es gelernt hat, Menschenwillen und Naturkräfte seinen Zwecken dienstbar zu machen, verachtet den tatlosen Idealisten. Der Dichter, der selbst bei der Teilung der Erde zu kurz gekommen ist, preist das Geschick des olympischen Gastes, dem die Einladung gilt: Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein.

Die Auffassung und Wertbeurteilung des Idealismus im Alltagsleben bedingt gegensätzliche Richtungen auf allen möglichen Kulturgebieten. Im künstlerischen, sozialen, politischen Leben, in Kirche und Schule, in der Gestaltung von Recht und Sittlichkeit treten idealistische und realistische Tendenzen in allen möglichen Schattierungen und in der verschiedenartigsten Beleuchtung einander gegenüber.

Der künstlerische Idealismus, wie ihn etwa unter den Dichtern Schiller, unter den bildenden Künstlern Böcklin vertritt, zeigt die beiden charakteristischen Züge einer gewissen Geringschätzung der Wirklichkeit und eines da und dort hervortretenden Unvermögens, der Wirklichkeit in der Darstellung vollkommen Herr zu werden. Der idealistische Künstler wählt seine Stoffe zumeist nicht aus dem Bereich der gemeinen Wirklichkeit. Die Götter des Olymps, die Fabelgestalten einer Phantasiewelt, die Helden der Sage oder zum mindesten sagenumwobenen Personen der Geschichte, eine höhere Weltordnung voller Vernunft und Gerechtigkeit, das Ideal selbst in seinem Gegensatz zum Leben — das sind die Gegenstände, die der idealistische Künstler darzustellen sich bemüht. Bildschön, d. h. so schön wie im Unterschied von den Erscheinungen der Wirklichkeit in der Regel nur die Geschöpfe idealisierender Phantasie sich darstellen, erhebend und bezaubernd tritt das vollendete Kunstwerk dieser Art vor unsere Seele und wer gern für eine Weile sich dem Alltagstreiben ganz entrücken läßt, der wird eine solche Schöpfung für das Vollkommenste erklären, was die Welt hervorzubringen vermag. Andere freilich, die auch im Kunstgenuß Menschen bleiben wollen mit dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Licht und Schatten und mit der Freude gerade an der Erdgeborenheit des Schönen und Guten, werden auch das vollendete Meisterwerk idealistischer Kunst geringer einschätzen als die Schöpfungen eines großen Realisten, eines Dichters wie Goethe oder eines Bildners wie Michelangelo.

Gehen so die Vorurteile gegenüber dem künstlerischen Idealismus der Stoffauswahl beträchtlich auseinander, so zeigt sich größere Übereinstimmung in der Beurteilung des Idealismus der Stoffbehandlung. Daß in jenem Unvermögen der Darstellung von Gestalten der Wirklichkeit, wie es auch bei den größten idealistischen Künstlern gelegentlich hervortritt, nicht gerade ein Vorzug zu entdecken ist, wird kaum jemand bestreiten. Wenn der Dichter statt Menschen von Fleisch und Blut lebloſe Verkörperungen von Ideen, Gestalten, von des Gedankens Bläſſe angekränkelt, auf die Bühne bringt, so ist das gewiß nicht

eine notwendige Folge seiner Vorliebe für eine Idealwelt. Aber die Gefahr liegt für den ohne eigentliches Modell arbeitenden Künstler natürlich nahe. Wie ein großer idealistischer Gestalter dieser Gefahr zu entgehen vermag, zeigt Schiller als Dramatiker. Aber wie auch an den Größten das Verlassen des Bodens der Wirklichkeit sich rächen kann, indem Unnatürlichkeiten nicht ausbleiben, das geht hervor aus gewissen Schwächen von Schillers Lyrik und aus den anatomischen Seltsamkeiten einzelner Figuren Böcklins.

Ganz einig sind übrigens die Kritiker nicht einmal in dieser Frage der Beurteilung der Unnatur in der Darstellung des idealistischen Künstlers, namentlich wenn die Unnatur als eine beabsichtigte erscheint. Daß die Gestalten Hodlers vielfach das Mißfallen des Anatomen zu erwecken imstande sind, wird man wohl allgemein zugeben. Aber in der Einschätzung der vom Künstler offenbar nicht aus mangelndem Können, sondern mit voller Absicht dargestellten Naturwidrigkeit gehen die Meinungen doch recht beträchtlich auseinander.

Auf sozialem und politischem Gebiet ist der Idealismus zunächst hervorgetreten in kulturphilosophischen Utopien. Diese Darstellungen von Idealstaaten wie Platons Republik, Campanellas Sonnenstaat oder des Thomas Morus Schrift über den besten Staatszustand und ein neues Land Utopien haben mit einem großen Teil der modernen sozialdemokratischen Literatur das gemeinsam, daß auf die Darstellung der idealen Gesellschaftsordnung mehr Scharfsinn verwendet wird als auf die Betrachtung ihrer Durchführbarkeit. Das ist ja der Grundzug des utopistischen Idealismus, daß er sich um die Realisierbarkeit seiner Projekte entweder gar nicht kümmert oder mit dem allgemeinen Glauben sich tröstet, das Ideal oder die Idee werde sich schon durchsetzen. In schärfsten Gegensatz zu den utopistischen Idealisten auf sozialem und politischem Gebiet treten die erfolgreichen und nüchtern denkenden Staatsmänner und Sozialreformer, die Realpolitiker vom Schlage eines Bismarck, Männer, die bei niedriger gesteckten Zielen in einem Jahrzehnt mehr erreichen als die schwärmenden Ideologen mit ihrer hochgespannten Begeisterung in einem Jahrhundert.

Freilich muß man gerade dem sozialen und politischen Idealismus das Verdienst zuerkennen, daß er vielfach den Boden vorbereitet, auf dem Neues erstehen soll. Man denke nur an die idealistische Bewegung, die der französischen Revolution vorausgegangen ist, an die geistige Wiedergeburt Preußens vor den Befreiungskriegen und an den Idealismus derer, die von deutscher Einheit und Größe träumten, als die Zeit der Reichsgründung noch fern war.

Übrigens ist auch auf sozialem und politischem Gebiet nicht alles, was man Idealismus nennt, gleichzusetzen mit unpraktischer Schwärmerei und akademischer Reformbegeisterung. Viele Reformideen, wie die der Abschaffung der Sklaverei, der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Volkssouveränität, der Preßfreiheit, des Schulzwangs usw., die bei ihrem ersten Auftreten auf unüberwindlichen Widerstand zu stoßen schienen, haben sich als durchaus lebensfähig und durchführbar erwiesen. Man hat deshalb gewiß nicht das Recht, diejenigen, die in der

Gegenwart ernsthaft um die Verwirklichung sozialer und politischer Ideale, um die Herbeiführung eines dauernden Völkerfriedens, um eine gerechtere Einschätzung der Arbeit, auch der geistigen Arbeit, sich bemühen, kurzweg als unpraktische Träumer zu betrachten, weil sie vielleicht von der Erreichung ihres Zieles noch weit entfernt sind.

Auf dem Gebiet der Volkserziehung, in Kirche und Schule, tritt das gemeinhin als Idealismus bezeichnete Reformertum in ganz ähnlichen Formen hervor wie in der Behandlung sozialer und politischer Fragen. Der pädagogische Idealismus ist durchdrungen von einem starken Glauben an die Güte oder doch wenigstens an die Vervollkommnungsfähigkeit der Menschennatur. In seiner extremsten Gestaltung als ein ganz und gar wirklichkeitsfremder Optimismus macht er für alle Übel des gesellschaftlichen Lebens nur die verkehrten menschlichen Institutionen verantwortlich und betont, daß alles gut sei so wie es aus den Händen des Weltschöpfers hervorgehe. Eine eigentliche Erziehung ist unter dieser Voraussetzung durchaus zu verwerfen. Dadurch könnte ja die Reinheit, Heiligkeit und Schaffenskraft der Kindesnatur nur verdorben werden. Die einzige Aufgabe des Dieners am Kind, wie man den Erzieher im Sinn einer solchen Auffassung nennen könnte, besteht dann darin, die Einflüsse einer verderbten Kultur fernzuhalten und alle Keime des unverbildeten Geisteslebens frei sich entfalten zu lassen. Rousseau und Tolstoi und all die kleineren Propheten, die das Evangelium der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit des Kindes verkündigen, stehen dieser Form des idealistischen Optimismus nahe.

Nicht ganz so unvereinbar mit den aufdringlichsten Erfahrungstatsachen, aber in ihren Zukunftshoffnungen nicht minder idealistisch und optimistisch ist die aus dem Glauben an die unbegrenzte Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen sich ergebende Lehre von der Allmacht der Erziehung. Man will es ja nicht geradezu leugnen, daß jedes Kind durch die Einflüsse der Vererbung von Geburt an eine gewisse Individualität besitzt, wodurch die Zahl der Bildungsmöglichkeiten eingeschränkt wird. Aber da man von den psychologischen Voraussetzungen dieser Lehre aus individuelle Verschiedenheiten nur darin zu finden vermag, daß die einen Menschen diese, die andern jene Art von Vorstellungen leichter aufnehmen und behalten, so erscheinen die Schranken der Individualität, sofern sie überwunden werden sollen, keineswegs unüberwindlich. Wenn alle Prägung menschlicher Charaktere auf der Bildung des Vorstellungskreises beruht, so muß man doch, da schließlich in jedem Individuum, wenigstens in jedem Vollsinnigen, Vorstellungen von allen Dingen angeregt werden können, mit der nötigen Ausdauer überall zum Ziel gelangen. Ja selbst wer blind und taub geboren ist, dem fehlen nach dieser idealistischen Auffassung nur zwei Sinnespforten. Zwei Wege der Vorstellungsbildung sind dem Erzieher des Blind- und Taubgeborenen versperrt. Aber andere Wege stehen offen, und ein Ziel, das auf Umwegen erreichbar ist, ist doch nicht unerreichbar. Man vergißt nur, daß die Beschränktheit von Zeit und Kraft uns an das Ende eines allzu-

langen Weges oft ebensowenig gelangen läßt, wie an ein Ziel, zu dem kein Weg führt.

Der pädagogische Idealismus und Optimismus ist nicht selten gepriesen worden als eine Kraftquelle, ohne deren belebenden Einfluß in Wirklichkeit viel weniger erreicht würde, als von hoffnungsfrohen, glaubensstarken Erziehern geleistet wird. Diese Ansicht hat eine gewisse Berechtigung. Es gibt offenbar Menschen, die der Illusion bedürfen, um das Alltagsleben erträglich zu finden. Aber ob man aus dieser Not eine Tugend machen soll, das ist doch eine Frage für sich. Mit Recht weist man darauf hin, daß vieles von Kleinmut und Unverstand für unerreichbar gehalten worden sei, was der himmelstürmende Idealismus zum Segen der Menschheit vom Traum zur Wirklichkeit erhoben habe. Aber in diesem Fall handelt es sich ja nicht um den Idealismus, der sich täuschen und getäuscht sein will. Wir stoßen eben immer wieder auf den Gegensatz der Verhaltungsweisen, die trotz ihrer völligen Verschiedenheit beide idealistisch genannt werden. Dem utopistischen oder Traum-Idealismus, der sich in Illusionen wiegt und sich Rechenschaft zu geben scheut von den Zugeständnissen, die er der Wirklichkeit macht und machen muß, steht auch auf dem Gebiet der Erziehung die tatkräftige Bearbeitung von Lebensaufgaben, deren Lösung natürlich zuerst in der Idee erfaßt sein muß, als eine ganz andere Art von leider ebenfalls sogenanntem Idealismus gegenüber. Wenn diese unglückselige Verquickung von so gar nicht Zusammengehörigem erst einmal aufgehoben ist, dann werden Männer wie Pestalozzi, von denen das Wort gilt: „Sie sammeln still und unerschlafft im kleinsten Punkt die größte Kraft", nicht mehr in eine Linie gestellt werden mit Schwärmern wie Rousseau, deren Leben ihre Theorie Lügen straft. Auch in der Gegenwart wird dann vielleicht nicht mehr die ernste Reformarbeit mit prahlerischen Reformprogrammen verwechselt und mancher rechte Mann nicht mehr den allzu nüchtern Denkenden als unpraktischer Idealist verdächtigt, während Schwätzer sich von einem begeisterungsfähigen Publikum als weltüberwindende, himmelstürmende Idealisten bewundern lassen.

Ganz besonders gefährlich wird diese Nichtunterscheidung des idealistischen Schönredners und des nach Übereinstimmung von Ideal und Leben strebenden Willensmenschen auf sittlichem Gebiet. Moral predigen ist leicht. Aber schwer ist es, das praktische Leben mit der sittlichen Beurteilung in Einklang zu bringen. Ja bei gewissen sittlichen Idealen ist die Kluft zwischen Ideal und Leben unüberbrückbar. Wer es für seine Pflicht hält, nur für andere zu leben, auf Kosten seines eigenen Besitzes den Besitz von anderen zu vermehren, erlittenes Unrecht zu verzeihen, auch wenn keine Genugtuung erfolgt, kurz wer die Grundsätze eines Heiligen als höchste sittliche Norm anerkennt, der sieht sich außerstande, seine Pflicht wirklich zu erfüllen. Dieser Sachlage gegenüber betrachtet es der realistisch Denkende als nächste Aufgabe, das sittliche Ideal so zu gestalten, daß es wenigstens gutem Willen und glücklicher Veranlagung erreichbar wird. Eine Richtung des Idealismus dagegen hält gerade die Weltenferne des Ideals

für den wünschenswerten Zustand. Man begeistert sich bei dem Gedanken, daß über all der irdischen Notdurft und Unvollkommenheit wie ein leuchtender Stern das hohe Vorbild der Heiligkeit stehe, und daß es vor dem, der das Herz und nicht die äußeren Handlungen ansieht, genüge, einen Widerschein des Himmelslichts in stiller Seele erglühen zu lassen.

Man wird nicht behaupten dürfen, daß die Menschheit es unter der Führung dieses sittlichen Idealismus in der sittlichen Vervollkommnung besonders weit gebracht habe. Und auch wenn man alles bedenkt, was unter dem direkten Einfluß unerfüllbarer sittlicher Forderungen an menschlichen Großtaten geleistet worden ist, was namentlich die Menschen geleistet haben, die den Blick geflissentlich abwenden von den Bedürfnissen des Lebens und das sittliche Ideal in seiner Reinheit erfassen, wenn man dies vergleicht mit dem, was Individuen, Klassen, Völker von gerechtem Sinn in der aller Heiligkeit abholden Verteidigung ihrer wohlverstandenen Interessen erstrebt und erreicht haben, so wird der Vergleich kaum zugunsten der sittlichen Idealisten ausfallen.

Auch unter dem sittlichen Idealismus versteht man freilich nicht nur die Richtung, die im Hinblick auf ein weltenfernes Ideal, das doch nicht realisiert werden kann, sich für die Praxis des Lebens mit dem Bewußtsein menschlicher Sündhaftigkeit begnügt, ohne sich in den Geschäften dieser Sündhaftigkeit nachhaltig stören zu lassen. Einen sittlichen Idealisten nennt man vielfach auch den, der das bei unparteiischer Wertbeurteilung der tatsächlichen Lebensverhältnisse als verbesserungsbedürftig und vervollkommnungsfähig Erkannte dem innerlich ergriffenen Zukunftsbild entsprechend umzugestalten sich bemüht. Bei dieser Auffassung muß man natürlich alles menschlich Große, das in der Kulturentwicklung zielbewußt verarbeitet worden ist, als Errungenschaft des sittlichen Idealismus betrachten. Dadurch wird der Titel des sittlichen Idealisten zum Ehrennamen, was leider auch jener wenig achtbaren Sorte der Idealisten mit dem frommen Augenaufschlag oder mit der flammenden Redebegeisterung zugute kommt.

So zeigt uns der Idealismus als Lebensform auf den verschiedensten Kulturgebieten das Doppelantlitz, von dem eingangs die Rede war. Er tritt als Streben nach Realisierung des Ideals in Gegensatz zu einem Realismus, der die Wirklichkeit mit all ihren Mängeln kritiklos oder träge als etwas schlechthin Anzuerkennendes betrachtet. Er stellt sich aber auch als Verzicht auf Arbeit an der Wirklichkeit und als Begeisterung für das unrealisierbare Ideal einem Realismus gegenüber, der als Aufgabe des Menschen nicht den Bau von Luftschlössern, sondern nur die Bearbeitung der Wirklichkeit anzuerkennen vermag.

Die Begriffsverwirrung, die in der Betrachtung und Wertbeurteilung des praktischen Idealismus und Realismus vielfach zutage tritt, wird noch gesteigert, wenn diese Richtungen nicht scharf unterschieden werden von dem, was man in der Philosophie als Idealismus und Realismus zu bezeichnen pflegt.

Der philosophische Idealist behauptet, daß Ideen die einzige oder die höchste Wirklichkeit seien. Dabei versteht man unter Ideen zunächst Abstrakta wie Wahrheit, Schönheit, Tugend oder Gegenstände von Allgemeinbegriffen, in denen das gedacht wird, was einer ganzen Klasse von Objekten gemeinsam ist. Da dieses Abstrakte oder Allgemeine, z. B. das, worin alle Menschen übereinstimmen, das Wesentliche des Menschen oder das Wesen des Menschen, nicht geboren wird und nicht stirbt, überhaupt niemals sich verändert, sondern sich immer gleich bleibt, weil es eben das ist, was in allen vergangenen, gegenwärtig lebenden und künftig erstehenden Generationen, Arten und Individuen der Gattung Mensch übereinstimmt, so erscheint es dem Philosophen, der seinen Blick vom Vergänglichen auf das Ewige richtet, als das Dauernde und deshalb wahrhaft Seiende gegenüber den Einzelwesen, die da kommen und gehen wie Wellen im Meer. So ergibt sich eine erste Art des prinzipiellen Idealismus der theoretischen Philosophie durch Verdinglichung, Hypostasierung des Abstrakten. Von Platons Ideenlehre bis zu den Theorien moderner Philosophen, die in Naturgesetzen oder in einer sittlichen Weltordnung die Substanz der Welt zu finden glauben, ist dieser Idealismus immer wieder hervorgetreten, und er wird wohl niemals aussterben, so lange Menschen sich vom Klang ungewohnter Wortverbindungen bezaubern lassen.

Aber so lange wie die Lebensdauer derartiger idealistischer Begriffsdichtungen wird auch der Kampf währen, den die nach Klarheit strebenden Philosophen gegen die Vertreter dieses spekulativen Tiefsinns führen. Gewiß gehört zu den Merkmalen dessen, was man unter der Substanz versteht, die Dauer. Aber nicht alles Dauernde ist substantiell. Substanz nennen wir das dauernde Wirkliche, und das Wirkliche ist das in Wechselwirkung oder das in Kausalzusammenhängen Stehende. Was nicht wirkt, d. h. nicht wirklich ist, das mag als noch so unveränderlich gedacht werden, es bleibt ein Bloßgedachtes und besitzt niemals die Eigentümlichkeiten der Substanz. Abstrakta treten nicht in Wechselwirkung und bringen keine Wirkungen hervor. Es sind bildliche Redensarten, wenn wir von der Macht der Schönheit oder vom Sieg der Wahrheit sprechen. Der schöne Mensch übt unter Umständen persönlichen Einfluß aus, das schöne Kunstwerk macht Eindruck auf den Beschauer, wahrheitsuchende Männer triumphieren schließlich über die Feinde des Lichts. Wer die elementare Tatsache der Unwirklichkeit oder Nichtwirksamkeit des Abstrakten nicht einzusehen oder nicht festzuhalten vermag, der bleibt schließlich in einem Gespensterglauben stecken, auch wenn er es an spitzfindigen Argumenten für seine angebliche wissenschaftliche Weltanschauung nicht fehlen läßt. Wer kennt sie nicht, die berühmten Sophismen, daß wir nichts zu denken vermöchten, was nicht durch unser Denken zu einem Gedachten, zu einem Begriff oder zu einer Idee würde, daß Dinge, sowie sie unabhängig von uns und unähnlich unseren Bewußtseinsinhalten nach der Ansicht des Realisten wie nach der Meinung des philosophisch unbeeinflußten Menschen existieren, nicht nur nicht

vorgestellt, sondern auch nicht gedacht werden könnten usw.? Man muß gänzlich unvertraut sein mit den Methoden der in ihrem innersten Lebensnerv realistischen positiven Wissenschaft, und man muß die Augen verschließen vor den Ergebnissen der Psychologie, die uns unterscheiden lehrt zwischen Denken und Gedachtem, zwischen Begriff und Begriffsgegenstand und die uns zeigt, daß das Gedachte, der Begriffsgegenstand, nicht an der Beschaffenheit des Denkens teil hat, daß der Raum beispielsweise nicht wie der Gedanke, der ihn erfaßt, ein entstehender und vergehender Prozeß, ein Bewußtseinsvorgang oder Bewußtseinsinhalt ist, so wenig wie die Bewußtseinsgeschehnisse, die Akte des Vorstellens und Denkens dreidimensionale Ausdehnung besitzen; man muß das alles aus dem Auge verlieren, sich durch die Mehrdeutigkeit von Wörtern wie Bewußtsein und Bewußtseinsinhalt täuschen lassen und schließlich noch das „Gedachte" mit dem „Bloß Gedachten" verwechseln, um den Idealismus vertreten zu können, der den Kern der Wirklichkeit als ein System von Begriffen oder Ideen betrachtet.

Eine etwas harmlosere Form des philosophischen Idealismus ist der sogenannte psychologische Idealismus, der nicht die Unveränderlichkeit des Abstrakten und Allgemeinen mit dem Prädikat des Bewußten und Geistigen zusammenschweißt und durch dieses Kunststück eine substantielle Geistigkeit oder eine unvergängliche Ideenwelt auf den Weltenthron erhebt. Wenn man nämlich erkennt, daß die Vorstellungen, Gedanken, Gefühle, Begehrungen, Affekte, Leidenschaften der Menschenseele nichts weniger als unvergängliche ewige Wesenheiten, daß sie vielmehr kurzdauernde Prozesse sind, und wenn man nicht mehr das, was in einem flüchtigen Gedanken als ewig sich gleich bleibender Gegenstand gedacht wird, mit den Prädikaten des Gedankens, besonders mit dem der Geistigkeit dekoriert, dann kann man das Geistige im Sinne des Gedankenartigen oder Ideenähnlichen nur noch in den Vorgängen des Seelenlebens finden. Leugnet man dann die Existenz einer Substanz, eines Substrates oder Subjektes der seelischen Geschehnisse, so ergibt sich die Lehre des psychologischen Idealismus, daß die Welt nichts sei als ein ruhelos dahinflutender Strom von Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen, Begehrungen usw., ein Strom, in dem sich gewissermaßen Wirbel bilden, die den einzelnen Individuen entsprechen, der aber alles zu flüchtigen Sonderbildungen zusammengefügte seelische Leben in seiner Einheit befaßt und mit sich fortführt. Es kann hier auf die logische Unmöglichkeit auch dieser Lehre, die unter anderem zu dem Satz gelangt, der menschliche Leib sei nur die Erscheinung menschlichen Seelenlebens, nicht näher eingegangen werden. Wer darüber zu voller Klarheit gelangen will, muß sich in die verwickelten Gedankengänge einer realistischen Erkenntnistheorie vertiefen. Wer sich aber nur einen flüchtigen Begriff von den Schwierigkeiten verschaffen möchte, in die der psychologische Idealismus verstrickt, der werfe die Frage auf, warum der menschliche Leib so gar nicht zusammenschrumpft, wenn im traumlosen Schlaf oder in der Narkose ein so großer Teil des Seelenlebens in Wegfall kommt, dessen Erscheinung doch der Körper sein soll!

Der Realist unterscheidet ebenso wie zwischen Abstraktem und Konkretem, zwischen Nichtwirklichem (Bloßgedachtem oder Bloßvorgestelltem) und Wirklichem, auch zwischen den flüchtigen Geschehnissen, den Prozessen körperlicher und seelischer Art, und den dauerhafteren Bedingungen dieser Geschehnisse, den Substanzen, aus deren Wechselwirkung die Bewegungs- und Bewußtseinsvorgänge sich ergeben.

Diese realistische Auffassung als Grundgedanke der allgemeinen Weltbetrachtung beeinflußt natürlich auch die Lebensanschauung. Wir wissen nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen. Aber wir wissen, daß die Welt nicht eine Ausgeburt unserer Phantasie oder ein flüchtiges Spiel unserer Gedanken ist, sondern daß sie lange ohne uns bestanden hat und ohne uns weiterbestehen wird. Statt daher die unsinnige Forderung aufzustellen, daß der Weltlauf sich nach uns richte, oder statt des kindischen Bestrebens, die Welt nach unserer Laune zurecht zu denken, müssen wir uns bemühen, unsere Stellung im Weltlauf zu begreifen und dieser Erkenntnis entsprechend zu handeln. Wir sind ja ein Teil von jener Kraft, die langsam aber unaufhörlich an der Vervollkommnung der Wirklichkeit arbeitet. Wirft man daher in dem Streit zwischen praktischem Idealismus und Realismus die prinzipielle Frage auf, was wertvoller sei, das Ideal oder die Wirklichkeit, so werden wir antworten: das Ideal, sofern darunter die bessere zukünftige Wirklichkeit verstanden wird, das Kinderland, an dessen wunschgemäßer Gestaltung wir unter kluger Berücksichtigung der unverrückbar feststehenden Gesetze des Weltgeschehens arbeiten dürfen und arbeiten sollen. Ein Idealismus dieser Art, der es sich zur Aufgabe macht, das klar erfaßte, verwirklichungsfähige Ideal in die Wirklichkeit hineinzubilden, ist edelster Realismus. Den Idealismus dagegen, der die Forderung aufstellt: Fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich! wollen wir den Müden und Kranken überlassen, und nur in flüchtigen Stimmungen der Weltverdrossenheit mag es geschehen, daß auch der Gesunde und Starke einmal an solch resignierter Weisheit Gefallen findet.

Soziale Aufgaben der privaten Lebensversicherung

ie Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung ist mit der Reichsversicherungsordnung und dem Versicherungsgesetz für Angestellte zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Sieht man von dem reichsgesetzlich vielleicht überhaupt unlösbaren, jedenfalls gegenwärtig nicht spruchreifen Problem der Arbeitslosenversicherung ab, so werden wohl hinsichtlich des Kreises der dem Versicherungszwang zu

unterwerfenden Personen da und dort noch geringfügige Grenzregulierungen zu erwarten und für die Durchführung der Arbeiterversicherung fortgesetzt eine Vervollkommnung anzustreben sein. Eine wesentliche Ausdehnung der Zwangsversicherung wird sich dagegen kaum rechtfertigen lassen und könnte nur unheilvoll wirken; es liegt vielmehr die Befürchtung sehr nahe, daß schon mit dem Angestelltengesetz der Gedanke des Versicherungszwanges über die richtigen Grenzen hinausgegriffen hat.

Bei dieser Sachlage erklärt es sich denn auch, daß in letzter Zeit auch in den Kreisen der eifrigsten Freunde unserer sozialen Arbeiterversicherung immer mehr die Frage nach den Grenzen der Zwangsversicherung erörtert und bei der besseren Erkenntnis der dem Gedanken des Versicherungszwanges gesteckten Grenzen nach einem Wege gesucht wird, auf dem ein Zusammenwirken von Zwangsversicherung und freiwilliger Versicherung, eine Ergänzung der ersteren durch die letztere ermöglicht und zu diesem Zwecke die Privatversicherung möglichst wirksam in den Dienst sozialer Aufgaben gestellt wird.

Bemerkenswert in dieser Richtung sind die Verhandlungen der Zweiten Internationalen Konferenz für Sozialversicherung in Dresden 1911 über die Verbindung staatlicher Zwangsversicherung und freier Privatversicherung (Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft Bd. XI S. 921 f.) sowie die Verhandlungen der im Dezember 1911 stattgehabten Mitgliederversammlung des Deutschen Vereins für Versicherungswissenschaft über die Grenzen der Privat- und Sozialversicherung (ebendas. Bd. XII S. 227 f.; vgl. auch die Arbeiterversorgung vom 1. Oktober 1911 Nr. 28 S. 649 f. und Dr. R. Piloty, „Der Versicherungszwang in der deutschen Arbeiterversicherung." Stuttgart 1910).

Man kann in der Tat, wie wir es von den ersten Anfängen der Betätigung der Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung an gewesen sind, überzeugter Anhänger des Versicherungszwanges sein und die segensreiche Wirkung unserer Sozialversicherung trotz mancher ungünstigen Begleiterscheinung (Anreiz zur Begehrlichkeit, Simulation) außerordentlich hoch einschätzen, muß sich aber doch anderseits des Unterschiedes in den Voraussetzungen und Wirkungen der Zwangsversicherung und der freiwilligen Versicherung bewußt bleiben und darf die Grenzen nicht verkennen, innerhalb deren das eine oder das andere System mit gutem Erfolge angewandt werden kann.

Der Versicherungszwang ist nur gegenüber solchen Personenkreisen gerechtfertigt, denen die materielle und moralische Kraft und Selbständigkeit zur eigenen freiwilligen Fürsorge fehlt, und darf auch hinsichtlich des Umfanges der zu erzwingenden Fürsorge nicht über das im allgemeinen Interesse Unerläßliche hinausgehen. Greift er in persönlicher oder sachlicher Beziehung weiter, so ist er nicht bloß entbehrlich, sondern geradezu schädlich, indem er das Verantwortlichkeits- und Selbstgefühl der vom Zwange Betroffenen mindert und trotz materieller Besserstellung doch statt sittlicher Hebung eine Herabdrückung der Persönlichkeit bewirkt und damit zugleich tiefgehende Unzufriedenheit erzeugt.

Die Wirkung des Versicherungszwanges zeichnet sich allerdings dadurch aus, daß der materielle Vorteil des „Versichertseins" bei allen Versicherungspflichtigen sicher und lückenlos erreicht wird. Die Bedeutung der freiwilligen Versicherung geht aber über diesen materiellen Erfolg weit hinaus, indem das „Sichversichern", die auf freier Entschließung und eigener Durchführung beruhende Versicherung, eine innere Befriedigung und Stärkung der sittlichen Kraft bedeutet, die kein Zwang zu verleihen vermag.

Dazu kommt noch, daß jede Zwangsversicherung unvermeidlich die Massen mehr oder minder nach Durchschnittssätzen, also schablonenmäßig, behandeln wird, während eine Anpassung an die individuelle Mannigfaltigkeit des Versicherungsbedürfnisses nur bei freiwilliger Versicherung möglich ist.

Es ist wichtig und in hohem Grade erfreulich, daß gerade von Freunden der Zwangsversicherung vor einer Überspannung des Gedankens des Versicherungszwanges gewarnt und darauf hingewiesen wird, daß die Sozialversicherung sich nur zur Aufgabe setzen darf, ein im Interesse der Allgemeinheit notwendiges Mindestmaß von Zukunftsfürsorge zu erzwingen, daß darüber hinaus zwar in weitem Umfange für die Arbeiterwelt wie für die unbemittelteren Schichten des Mittelstandes (Angestellte, Kleingewerbetreibende, Handwerker) ein dringendes Bedürfnis zu ausgiebigerem Versicherungsschutz anzuerkennen ist, daß diese weitergehende Fürsorge aber am zweckmäßigsten durch freiwillige Versicherung zu bewirken ist, von Staat und Gesellschaft wohl angeregt, erleichtert und gefördert, nicht aber mit Zwangsvorschriften gefordert werden sollte.

Erwägt man nun, welche Mittel und Wege sich darbieten, um eine engere Verbindung und ein gedeihliches Zusammenwirken zwischen öffentlicher und privater Versicherung herbeizuführen derart, daß zugunsten der dem Versicherungszwang unterworfenen Bevölkerungsschichten eine Ergänzung der durch die öffentliche Versicherung erzwungenen Mindestfürsorge durch hinzutretende, auf freiwilliger Versicherung beruhende Leistungen privater Versicherungsunternehmungen möglichst gefördert und erleichtert wird, so kommt es praktisch vor allem darauf an, die private Kapitalversicherung für diese soziale Aufgabe in möglichst weitem Umfange nutzbar zu machen. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch eine Ergänzung der öffentlich-rechtlichen Krankenfürsorge erwünscht und durch sogenannte Zuschußkassen tatsächlich erreicht wird, und daß vielfach auch eine Erhöhung der Alters-, Invaliden-, Witwen- und Waisenrenten durch freiwillige Versicherung erstrebenswert erscheint; aber unvergleichlich wichtiger ist es, auf eine Ergänzung der öffentlich-rechtlichen Versicherungsleistungen durch eine den wirtschaftlichen Verhältnissen der betreffenden Kreise angepaßte Kapitalversicherung hinzuwirken. Hierauf weist das dringendste Bedürfnis und vor allem auch der Umstand hin, daß auf diesem Gebiete mit kleinen, aber regelmäßig fortgesetzten Prämien ein für die Minderbemittelten immerhin außerordentlich segensreicher Versicherungsschutz erreichbar ist, während jede Rentenversicherung mit den unvermeidlich hohen Prämienzahlungen meist über die Kraft der hier in Betracht kommenden

Personenkreise hinausgeht. Im übrigen aber: sind erst geeignete Einrichtungen vorhanden für eine erleichterte, d. h. nach Möglichkeit billige Kapitalversicherung, so wird es ein Leichtes sein, sie auch für geeignete Rentenversicherungen zu entwickeln.

Naturgemäß handelt es sich hier nur um die Versicherung kleiner Summen von mehreren hundert oder höchstens einigen wenigen tausend Mark, also um die kleine Lebensversicherung, insbesondere um die sogenannte Volksversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit Prämien für kurze Zeitabschnitte, meist Wochenprämien, und vorzugsweise mit Abholung der Prämien beim Versicherten. Diese Volksversicherung reicht heute bis zur Höchstsumme von 2000 Mark, könnte aber, wenn sich ein praktisches Bedürfnis hierzu ergeben sollte, leicht darüber hinaus ausgedehnt werden.

Bekannt ist, welche außerordentlich großen Erfolge einige deutsche Versicherungsgesellschaften mit der Volksversicherung in den letzten zwanzig Jahren erzielt haben, ebenso bekannt aber auch die starke Gegnerschaft, die ihnen erstanden ist, weil angeblich die Prämien zu hoch und der Verlust der Versicherten durch häufigen Verfall der Versicherungen zu groß seien. Mögen nun auch die gegen die deutsche Volksversicherung erhobenen Vorwürfe vielfach auf Unkenntnis und Übertreibungen beruhen, so wird doch schwerlich auf ein Zusammenwirken der öffentlichen Arbeiterversicherung mit den einzelnen heute bestehenden privaten Volksversicherungsunternehmungen gehofft werden können. Soll ein solches Zusammenwirken angebahnt und damit ein wesentlicher Fortschritt im Sinne der möglichsten Vervollkommnung und Ausbreitung der freiwilligen Volksversicherung gemacht werden, so müßten die beteiligten Privatunternehmungen in einer mächtigen, einheitlichen Organisation auftreten, welche nicht nur den dauernden Bestand und die denkbar größte finanzielle Sicherheit gewährleistet, sondern auch dafür Bürgschaften bietet, daß der Betrieb nach großen sozialen Gesichtspunkten im Dienst echter Volkswohlfahrt geführt wird. Einer solchen gemeinnützigen Wirksamkeit brauchte der Umstand keineswegs entgegenzustehen, daß die einzelnen an der Gesamtorganisation beteiligten Privatunternehmungen auf Gewinn abzielen.

Mit einer solchen Zusammenfassung einer Mehrheit privater Versicherungsunternehmungen zu einem gemeinschaftlichen Großbetrieb der Volksversicherung gelangt man zu einem Plane, wie er bereits im Jahre 1906 durch eine anonyme, damals wenig beachtete Broschüre „Vorschläge zur Reform der Volksversicherung in Deutschland" (Berlin, J. Guttentag) befürwortet worden ist. Nachdem dort die Mängel der bestehenden Volksversicherung und die zu ihrer Beseitigung aufgetauchten wesentlichsten Verbesserungsvorschläge kritisch gewürdigt worden sind, empfiehlt der Verfasser den Zusammenschluß einer Mehrheit der bestehenden privaten Lebensversicherungsgesellschaften (Aktiengesellschaften wie Gegenseitigkeitsvereine) zu einer großzügigen Volksversicherungsgemeinschaft derart, daß die mehreren Privatunternehmungen mit eigener Kapitalbeteiligung eine

besondere Aktiengesellschaft bilden, welche als Versicherer auftritt, dem aber die einzelnen den Verband bildenden Privatgesellschaften unter Übernahme der solidarischen Haftung für alle Versicherungen als Mitversicherer hinzutreten. Die nähere rechtliche Ausgestaltung eines solchen Verbandes, seine und der Verbandsgesellschaften Rechtsverhältnisse nach außen, vorzüglich zu den Versicherten einerseits und die Rechtsbeziehungen der Gesellschaften anderseits nach innen, insbesondere auch die Grundsätze über ihre Gewinn- und Verlustbeteiligung an den Ergebnissen des Gemeinschaftsbetriebes sind in jener Broschüre bis ins einzelne durchgedacht und ausgearbeitet. Es darf hier lediglich darauf verwiesen werden. Dagegen soll auf die Vorteile noch kurz eingegangen werden, die ein solcher gemeinschaftlicher Großbetrieb unzweifelhaft bieten würde.

1. Wenn zehn oder zwanzig an sich leistungsfähige und daher zum Geschäftsbetriebe zugelassene Unternehmungen zu einem Verbande so vereinigt sind, daß von jeder von ihnen für die vom Verband abgeschlossenen Versicherungen solidarisch mitgehaftet wird, so ist den Versicherten die denkbar größte materielle Sicherheit geboten.

Gleichzeitig kann der Verband, von mannigfaltigen Konkurrenzrücksichten einer Einzelgesellschaft befreit, seinen sozialen Aufgaben aufs vollkommenste gerecht werden, indem er seine technischen Einrichtungen und seine Versicherungsbedingungen den Interessen der Geringbemittelten möglichst anpaßt, ihnen insbesondere diejenigen Versicherungskombinationen zur Wahl stellt, die ihren Erwerbs- und wirtschaftlichen Verhältnissen am besten entsprechen. Hierzu bedarf es nicht, wie manche gemeint haben, einer gesetzlichen Regelung der Volksversicherung, sondern nur eines verständigen Zusammenwirkens des Verbandes mit der Aufsichtsbehörde. Inwiefern ein Eingreifen der Gesetzgebung hier nützen könnte, ist nicht abzusehen.

Durch die weitgehenden finanziellen Garantien und durch einen vornehmen, gemeinnützigen Geschäftsbetrieb wird sich der Verband ein Ansehen und Vertrauen erwerben, wie es von einer staatlichen Versicherungsanstalt nicht wohl überboten werden könnte. Überlegen wird er einer solchen aber insofern sein, als er zugleich mit einer großen und rührigen Agentenorganisation arbeitet, wie sie nur von einem privaten Großbetrieb unterhalten werden kann.

2. Der Verband soll zur Anwerbung von Versicherungen und zur Einhebung von Versicherungsprämien einen eigenen Außendienst einrichten. Daneben soll ihm aber der vielverzweigte Agentenapparat der sämtlichen Verbandsgesellschaften zur Akquisition zur Verfügung stehen. Es wird ihm daher, zumal bei dem überragenden Ansehen und Vertrauen, das er genießen wird, in verhältnismäßig kurzer Zeit gelingen, einen Großbetrieb zu führen, dem allein es möglich ist, die Generalunkosten auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen.

3. Die Frage, ob es gelingt, eine Verbilligung der Volksversicherung herbeizuführen, hängt in erster Linie von der Gestaltung der Anwerbe- und Inkassokosten ab. In dieser Beziehung gibt die Konzentration des Betriebes dem Verbande

eine außerordentliche, ausschlaggebende Überlegenheit über die Einzelgesellschaften. Die obengenannte Broschüre führt hierzu folgendes aus:

„Die über jeden Zweifel erhabene Sicherheit und das die einzelnen Versicherungsgesellschaften überragende Ansehen wird dem Verbande eine Überlegenheit und Werbekraft verleihen, welche den Agenten die Akquisition außerordentlich erleichtern muß. Während heute dem kleinen Manne die Versicherungsgesellschaft, für die ein Agent an ihn herantritt, oft nicht einmal dem Namen nach bekannt ist, wird sich das Bestehen und Wirken des Verbandes als einer großen gemeinnützigen Anstalt bald dem Bewußtsein aller Volkskreise einprägen.

Heute werden unendlich viel Personen vom Versicherungsabschlusse abgehalten, weil sie sich in dem Wettkampfe der Gesellschaften untereinander nicht zu orientieren vermögen. Anpreisungen und Agenten der verschiedensten Gesellschaften treten an sie heran, rühmen nicht bloß die Vorzüge der von ihnen vertretenen Unternehmungen, sondern verschmähen es auch oft nicht, andere Gesellschaften herabzusetzen. Wie viele an sich versicherungslustige Personen werden infolgedessen von Mißtrauen gegen die sich mit aller Schärfe befehdenden Gesellschaften überhaupt erfaßt oder zögern mit dem Versicherungsabschluß, weil sie das unbehagliche Gefühl beherrscht, nicht sicher beurteilen zu können, welcher Gesellschaft sie sich anvertrauen sollen. Diese den kleinen Mann geradezu verwirrende Konkurrenz würde ungemein abgeschwächt werden, mit der Zeit vielleicht gänzlich wegfallen. Die Frage, bei welcher Gesellschaft eine Volksversicherung zu nehmen, würde bei der Werbung um die Versicherten nicht mehr im Vordergrunde stehen; ob überhaupt eine Versicherung abzuschließen, in welcher Höhe, nach welcher Kombination, nur das wäre vornehmlich Gegenstand der Propaganda.

Damit würde die Werbetätigkeit der Agenten nicht bloß unvergleichlich leichter, sondern namentlich auch ihres unangenehmen, zum Teil geradezu gehässigen Charakters entkleidet, der jetzt viele gute Elemente von ihr fernhält. Die Aufgabe, für den Verband werbend tätig zu sein, würde mit dem steigenden Ansehen des letzteren als Haupt- oder Nebenberuf immer begehrenswerter werden. Männer und Frauen der verschiedenen Stände, die sich bisher von der Agententätigkeit ferngehalten haben, würden für diese zu gewinnen und auf diesem Felde Tüchtiges zu leisten imstande sein . . .

Wie die Abschlußprovisionen, so könnten auch die Kosten der Prämieneinziehung infolge der Konzentration der Volksversicherung auf ein bescheidenes Maß herabgesetzt werden. Und namentlich die Abholung der Wochenbeiträge ließe sich mit dem verhältnismäßig, d. h. auf die einzelne Versicherung entfallenden denkbar niedrigsten Kostenaufwand durchführen. Die pünktliche Abholung der kleinen Beiträge beansprucht naturgemäß einen großen Menschenapparat, dessen Entlohnung einen unverhältnismäßig großen Teil der Prämieneinnahme verschlingt, wenn die Beitragspflichtigen verstreut wohnen und der Einnehmer infolge der notwendigen zeitraubenden Wege an einem Tage die Wohnungen nur weniger Zahlungspflichtiger aufsuchen kann. Während jetzt die Einnehmer einer Mehrheit von Gesellschaften nebeneinander arbeitend dieselbe Stadt und dasselbe Stadtviertel begehen und jeder Gesellschaft recht hohen Aufwand verursachen, könnte hier durch Konzentrierung weit wirtschaftlicher gearbeitet werden. Je dichter die Versicherten wohnen, je mehr der Einnehmer bei einem Gange viele Häuser derselben Straße und mehrere Haushaltungen desselben Hauses zu besuchen hat, um so ausgiebiger muß sein Gang, um so vorteilhafter seine Tätigkeit werden. Deshalb wird mit der Konzentration der Volksversicherung in einem einzigen Riesenbetriebe die räumliche Konzentrierung der Versicherten, die wirtschaftliche Ausnutzung der Einnehmerorganisation und damit in einem der wichtigsten Punkte die Ermäßigung der Verwaltungskosten aufs vollkommenste erreicht werden können."

4. Von Praktikern wird immer wieder nachdrücklich betont, daß die Volksversicherung mit der Anwerbetätigkeit bezahlter Agenten und mit der Abholung der Prämien beim Versicherten steht und fällt. Im allgemeinen trifft dies sicher

zu, und in der Tat muß auf Grund vorliegender Erfahrungen zugegeben werden, daß bisher fast alle Versuche, ohne Agententätigkeit und ohne Prämienabholung auszukommen, auf dem Gebiete der Volksversicherung gescheitert sind oder jedenfalls zu einem bedeutungsvollen Betriebe nicht geführt haben. Indessen gibt es doch besondere Verhältnisse, in denen die Vermittlung bezahlter Agenten entbehrt und ausgeschaltet und durch berufliche oder sonstige Organisationen ersetzt werden kann. Wo solche besondere Voraussetzungen gegeben sind, lassen sich unbedenklich Abschluß- wie Inkassokosten ganz oder zu einem großen Teil ersparen. Dies gilt von beruflichen oder sonstigen genossenschaftlichen Einrichtungen, wenn deren Organe auf die Genossen den nötigen Einfluß zum Abschluß und zur Durchführung der Versicherung ausüben und den Einzug der Prämien selbst bewirken, und es gilt namentlich auch von dem Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wenn ersterer es sich angelegen sein läßt, seinen Arbeitern die Versicherung zu empfehlen und zu erleichtern.

Viele Arbeitgeber, Behörden, Genossenschaften und Vereine haben sich seither davon abhalten lassen, mit Einsetzung ihres Einflusses oder mit Aufwendung eigener materieller Mittel ihre Arbeiter und Angestellten, ihre Mitglieder und Genossen bestimmten privaten Versicherungsgesellschaften zuzuführen, weil sie sich in Beurteilung dieser Privatunternehmungen in bezug auf Sicherheit und Vertrauenswürdigkeit, auf Zweckmäßigkeit und Güte der Versicherungsbedingungen nicht sicher genug fühlten. Alle diese Bedenken werden schwinden und die Verantwortung für die selbstlose Vermittlung einer Versicherung wird leicht getragen werden können, wenn es sich um eine Versicherung bei einem Verbande der geschilderten Art handelt. Der Zusammenarbeit eines solchen Verbandes mit Arbeitgebern und Behörden, mit Vereinen und Genossenschaften bietet sich unseres Erachtens ein großes Feld und eine unabsehbare Entwicklungsmöglichkeit. Soweit durch Vermittlung besonderer Organisationen oder der Arbeitgeber Abschluß- und Inkassokosten erspart werden, kann den betreffenden Versicherten eine namhafte Verbilligung der Prämien zuteil werden.

5. Auch der bedauerlich häufige Verfall der Volksversicherungen wird sich bei der empfohlenen Konzentration des Versicherungsbetriebes voraussichtlich einschränken lassen. Ganz zu beseitigen ist er nicht, soweit langlaufende Versicherungen mit wiederkehrender Prämienzahlung geschlossen werden. Dieser Übelstand ist mit der unsicheren, schwankenden wirtschaftlichen Lage der hier in Betracht kommenden Kreise der Versicherungsnehmer unvermeidlich verbunden. Er könnte durch vorübergehendes Eintreten der Arbeitgeber und Vereine usw. für die Prämienzahlung gemildert werden. Den Vereinen, durch deren Vermittlungstätigkeit Abschluß- und Inkassokosten erspart werden, könnte vom Versicherer eine Vergütung zugewendet werden, aus der sich ein Fonds zur Verhütung des Polizenverfalls ansammeln ließe. Mehr Gewicht wird aber dem folgenden Umstande beizulegen sein. Bei dem heutigen überaus scharfen Wettbewerb unter den einzelnen Versicherungsgesellschaften werden zahlreiche Ver-

sicherungen abgeschlossen, deren Durchhaltung über die Kraft des Versicherungsnehmers hinausgeht und die von vornherein den Keim des Verfalls in sich tragen. Bei der geplanten Konzentration des Volksversicherungsbetriebs würde dieser Übelstand wesentlich gemildert sein. Der gemeinschaftliche Verbandsbetrieb würde sich unzweifelhaft von Konkurrenzrücksichten weniger abhängig fühlen, einem übermäßig forcierten Anwerbetrieb mit Nachdruck entgegentreten und bei seiner überlegenen Stellung besser imstande sein, seine Agenten zu zügeln.

6. Last not least bietet nur eine einheitliche Zusammenfassung einer Mehrheit privater Einzelgesellschaften zu einer mächtigen, Dauer, Sicherheit und gemeinnützige Wirksamkeit versprechenden Organisation die Möglichkeit des Zusammenwirkens mit den öffentlich-rechtlichen Einrichtungen der Zwangsversicherung zur Lösung sozialer Aufgaben. Soll die Zwangsversicherung durch freiwillige Versicherung ergänzt und sollen die dem Versicherungszwange unterworfenen Kreise zur Selbsthilfe angeregt werden, so kann ein Verband der Privatunternehmungen die wertvollsten Dienste leisten. Es erscheint erwägenswert, ob nicht künftig durch die Gesetzgebung die gemäß der Reichsversicherungsordnung bestehenden öffentlichen Krankenkassen — Orts-, Land-, Betriebs- und Innungskrankenkassen — sowie auch die freien Hilfskassen ermächtigt werden sollten, innerhalb gewisser Grenzen sich der Vermittlung und Durchführung freiwilliger Volksversicherungen ihrer Mitglieder bei dem geplanten Versicherungsverbande anzunehmen. Sie würden sich alsdann nicht nur die Aufgabe stellen können, ihre Mitglieder für die freiwillige Versicherungsnahme anzuregen und zu gewinnen, sondern namentlich auch die Erhebung der Prämien gleichzeitig mit der Erhebung der für die Zwangskrankenversicherung zu zahlenden Beiträge zu bewirken. Wenn vollends noch den Arbeitgebern gesetzlich die Befugnis zugesprochen würde, in bestimmten Grenzen gehaltene Prämien für freiwillige Versicherungen ihrer Arbeiter und Angestellten, falls diese sich hierzu schriftlich verpflichtet haben, bis auf deren schriftlichen Widerruf von ihrem baren Lohn oder Gehalt ebenso wie die Beiträge Versicherungspflichtiger zu den öffentlichen Krankenkassen abzuziehen, so ließen sich in weitem Umfang Abschluß- wie Inkassokosten ersparen und so die Volksversicherung wesentlich verbilligen und ausbreiten. Fürsorglichen Arbeitgebern wäre die beste Gelegenheit gegeben, durch eigene Beiträge ihr Personal zur Selbsthilfe anzuspornen und zur Erhaltung abgeschlossener Versicherungen mitzuwirken.

Ob später noch einen Schritt weiter gegangen werden soll und aus staatlichen oder sonstigen öffentlichen Mitteln als Ansporn zu freiwilliger Versicherung Beiträge geleistet werden sollen, wie es in ähnlicher Weise in Belgien durch Vermittlung freier Hilfsvereine (sociétés mutualistes) geschieht (s. Reichs-Arbeitsblatt 1911 Nr. 7, S. 534 ff.), das mag künftiger Entwicklung vorbehalten bleiben.

Jedenfalls bietet ein Verband einer Vielheit privater Versicherungsgesellschaften zu einem gemeinschaftlichen Großbetrieb den mannigfaltigsten Entwicklungsmöglichkeiten Raum.

Einen derartigen Verband zustande zu bringen, mag noch vor einigen Jahren etwas utopisch erschienen sein; nicht zwar wegen der zu weitgehenden finanziellen Verpflichtung, welche die einzelne beteiligte Gesellschaft auf sich nehmen müßte; denn diese Verpflichtung ist keineswegs so groß oder unübersehbar, daß sie drückend oder abschreckend wirken könnte. Wohl aber hat es seine Schwierigkeit, eine Vielheit großer, auf ihre Selbständigkeit stolzer Unternehmungen für einen auch nur bestimmt umgrenzten Zweck unter einen Hut zu bringen. Indessen wird heute dieses Bedenken nicht als allzu schwerwiegend genommen werden dürfen, nachdem wir im verflossenen Jahre erlebt haben, daß sich die größeren Lebensversicherungsgesellschaften schnell und weitgehend geeinigt haben, als es galt, eine gemeinsame Organisation zur Erfüllung derjenigen Aufgaben ins Leben zu rufen, welche schließlich durch das Versicherungsgesetz für Angestellte einer besonders zu errichtenden Reichsanstalt übertragen worden sind. Auch jetzt weist ein starkes und dringendes geschäftliches Interesse die größeren Privatgesellschaften darauf hin, ungesäumt den im Vorstehenden erörterten Fragen näherzutreten und die Gelegenheit nicht zu verpassen, sich einen Anteil an der künftigen Entwicklung der Volksversicherung zu sichern. Findet nicht bald eine Konzentration zum Betriebe der Volksversicherung in großzügigem Stile statt, die unseres Erachtens allein zu einer Verbilligung und Vervollkommnung der Volksversicherung führt, so droht umgekehrt — hierfür liegen bereits die deutlichsten Anzeichen vor — eine unheilvolle Zersplitterung.

Bekanntlich wird in den Kreisen der freien Gewerkschaften und sozialdemokratischen Konsumgenossenschaften eine Art Volksversicherung geplant, die, wenn ihre Durchführung gelingt, vermöge des engen Zusammenhangs der beteiligten Personenkreise und des starken Einflusses der Organisationen auf ihre Mitglieder, für alle sonstigen Volksversicherungsunternehmungen ein sehr ernst zu nehmender Konkurrent werden könnte. Sollte dieser sozialdemokratische Versuch zu großen Erfolgen führen, so würden voraussichtlich die Arbeiterorganisationen der anderen Richtungen (Gewerkvereine, christliche und nationale Arbeiter- und Gewerkvereine) nicht zurückstehen wollen und sich bald zu ähnlichen Gründungen veranlaßt sehen. Ferner sind, wie aus Zeitungen bekannt geworden ist, die im Deutschen Kriegerbund vereinigten Kriegervereine im Begriff, durch einheitliche neuartige Erweiterung ihres Unterstützungswesens ihre Mitglieder fester an sich zu ketten. Endlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß die in neuester Zeit in mehreren preußischen Provinzen entstandenen und noch entstehenden öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungsanstalten für sich wie namentlich auch in dem sie einenden Verbande sich die Aufgabe stellen, sich der Volksversicherung in möglichst weitem Umfange zu bemächtigen. Alle diese Erscheinungen deuten darauf hin, daß auf dem Gebiete der Volksversicherung eine nicht wieder gutzumachende Zersplitterung und eine Schwächung des privaten Versicherungsbetriebes droht, wenn nicht ungesäumt und entschlossen die führenden Männer der privaten Lebensversicherung den in neuester Zeit hervorgetretenen Problemen zu Leibe gehen.

Raimund und Nestroy

Von Victor Klemperer-Berlin

er Wiener Drechslerssohn und Konditorlehrling Ferdinand Raimund vertauscht nach tapferer Überwindung eines Sprachfehlers das Handwerk mit der ersehnten Bühnenkunst, übt sein neues Metier geraume Zeit in der Provinz und findet 1813, dreiundzwanzig Jahre alt, die erste Anstellung an einem Theater seiner Vaterstadt. Die leidenschaftliche Anteilnahme des österreichischen Volkes an den Welthändeln hat sich in Freude und Schmerz an Aspern und Wagram gesättigt, die Befreiungskriege lassen nicht nur die breiteren Volksmassen, sondern auch manchen Höhergestellten einigermaßen kalt (wofür etwa das Verhalten des Dichters und Freiherrn Joseph Christian von Zedlitz ein sehr prägnantes Beispiel bietet), die Empfänglichkeit für die Belustigungen der Bühne sowie auch für ihre sanften Rührungen, wenn sie nur nicht in unangenehme Erschütterungen ausarten, ist äußerst groß und steigert sich in den folgenden Jahren des behäbigen Friedens und der in Wien als selbstverständlich hingenommenen und so nicht schmerzhaft empfundenen Unterdrückung aller bürgerlichen Anteilnahme am öffentlichen Leben ins Ungemessene. So hat der Schauspieler, trotzdem ihm noch immer manches vom Makel des fahrenden Mannes und der unehrlichen Beschäftigung anhaftet, reichlich viel mehr Anwartschaft auf Volksgunst als irgend ein anderer Volksbeglücker und -wohltäter. Der am Schauspielstand haftende Makel dürfte zu Raimunds Liebesleid und so zu seiner Melancholie beigetragen haben; die wohlfeile Volksgunst vermochte er um so eher zu erwerben, als er im „Lokalfach", in den lustigen Stücken der Bäuerle, Gleich und Meisl, hervorragte. Das sorglose Gefüge solcher Schwänke ermöglichte es einem beliebten und begabten Darsteller sehr wohl, sich selber einige Scherze, ein Couplet, auch wohl eine Szene hineinzuflicken; und von da bis zur Herstellung einer ganzen Posse in üblicher Weise, nach zahlreichen Vorbildern und mit unbedenklichen Anlehnungen und Anleihen, war ein Schritt, zu dem es gewiß keines überragenden dichterischen Genies bedurfte.

Kaum etwas anderes als solch ein bescheidener Schritt war Raimunds Erstling im Jahre 1823. Er brauchte etwas Passendes zu seinem Benefiz, gab dem bewährten Meisl einen Plan an die Hand, der begann die Ausarbeitung,

sah sich aber aufgehalten, und nun, in der Zeitbedrängnis, verfertigte sich Raimund eben diese Posse selbst. An ernsthafte literarische Betätigung dachte er kaum, und das Stück wäre ohne allen Wert, wenn es nicht den Ausdruck des damaligen Wiener Volksgeschmacks bedeutete, und weiter, wenn es nicht den Vorläufer jener sieben anderen Raimundstücke bildete, die ihm zugleich so eng verwandt sind und so meilenfern stehen. Deshalb verlohnt es sich, bei diesem immer kindlichen und gelegentlich ans Kindische streifenden Erstlingswerk zu verweilen.

Allhundertjährlich hat die Fee Rosalinde drei Zaubergaben an die Menschen auszuteilen: den Stab, dessen Berührung jeden Gegenstand in Gold wandelt, das Horn, dessen Ton eine unwiderstehliche Zwergenarmee herbeiruft, die Schärpe, die jede gewünschte Ortsveränderung ausführt. Bisher haben die auserwählten Sterblichen schlechten Gebrauch von diesen Geschenken gemacht; so soll diesmal der Zufall entscheiden, und er entscheidet für Bartholomäus Queckfilber, den lustigen Barometermacher aus Wien, der schiffbrüchig die Zauberinsel betritt. In seinem Reichtum und seiner Macht freit Queckfilber um die Prinzessin, aber Zoraides Tücke prellt den Einfältigen um alles. Da kommt ihm doppelte Hilfe durch die schlichte und kluge Kammerzofe Linda und durch neue Zaubergaben, die es ihm ermöglichen, all seinen Widersachern riesenlange Nasen anzuhexen und — gegen entsprechende Belohnung — wieder fortzubringen. Queckfilber erhält seine magischen Kostbarkeiten zurück und teilt sie treulich mit der Kammerzofe, die er heiraten wird, König Tulu und sein Hof verlieren ihre Nasenungetüme, nur die böse Prinzeß Zoraide bleibt zur Strafe ihrer Sünden dauernd entstellt.

In dieser so ganz harmlosen, so gar nicht von Psychologischem und Gedanklichem beschwerten Volksbelustigung sind doch die Keime alles dessen eingebettet, was gereift den späteren Werken Raimunds ihr Bedeuten verleiht, und indem diese Keime gerade hier liegen, ergibt es sich, daß der so oft zu Unrecht verwendete Titel eines Volksdichters für Raimund wirklich und völlig in Betracht kommt. Übliche Märchenhelden finden ihr Glück an der Seite einer Prinzessin, und haben sie ihr Herz an ein armes Geschöpf verschenkt, so handelte es sich zuguterletzt doch um ein Fürstenkind. Der Wiener Barometermacher wird von der Prinzessin enttäuscht und von der Kammerzofe beglückt. Solches Eintreten für das bescheidene Glück ist der Grundzug in Raimunds Wesen. Ja, er geht in allen späteren Schöpfungen so weit, daß er kein anderes Glück als eben nur das bescheidene anerkennt, und daß er in jeder reichlicheren Gabe ein Unglück sieht. Queckfilber darf noch seine Zaubergeschenke behalten, die späteren Helden des Dichters müssen sie von sich tun, um zum Glück zu gelangen. Der reichgewordene Bauer zerrüttet seine Gesundheit und kommt erst in seiner alten Hütte zu frischen Bauernkräften, der Fischer verliert die Liebe seiner Braut, wenn er nicht den Schätze bergenden Ring von sich wirft, und gar der ehrgeizige Feldherr, der die siegbringende Krone aufs Haupt setzt, muß zum

Frevler werden und den Erinnyen verfallen. Es ist dieses Schicksal des Phalarius in der „Unheilbringenden Krone", das einzige, das Raimund zum endgiltig tragischen Ausgang führt, und also scheint ihm der Ehrgeiz ein noch größeres Übel als die Freude am Reichtum. Möglicherweise haben da napoleonische Erinnerungen mitgewirkt wie beim „Ottokar", wie denn die Ansichten vom Glück bei Raimund und Grillparzer so sehr übereinstimmen, daß wohl noch niemals über jenen und nur selten über diesen geschrieben worden ist, ohne daß solche Verwandtschaft erwähnt wurde. Und auch auf diese Verwandtschaft der beiden weist man gerne hin, daß sie dem Tatsächlichen und Gegenwärtigen in bunte Märchenfernen zu entfliehen liebten. In der „Unheilbringenden Krone", die sich aus gleichen Gründen als höchststrebendes und schwächstes Raimundwerk ergeben wird, sagt der Dichter Ewald: „. . Wer wird nicht mit Lust von goldnen Dingen träumen, kann er darüber arme Wirklichkeit versäumen." Das könnte in mancher Hinsicht auch ein Grillparzerisches Motto sein — aber doch eben nur in mancher, und die Lebens-„Verachtung" beider Dichter in einem Atem zu nennen, wie das Richard M. Meyer tut, scheint mir, allein schon um Grillparzers politischer Leidenschaft willen, recht bedenklich. Nun erst ein dritter Punkt, der sich wie die Liebe zum Märchenspiel und zum bescheidenen Glück, freilich noch sehr viel dichter verkapselt, auch schon im „Barometermacher" findet, unterscheidet Raimund gänzlich von Grillparzer. Auch Grillparzer schildert die Menschen in ihrer Gebundenheit durch das Schicksal, das sich bald als Sitte, bald als Staatsordnung, bald als vererbte Anlage geltend macht, aber er malt vergebliches Auflehnen, Sturz und Entsagung. Raimund dagegen sieht alles wahre Glück in der Gebundenheit und Abhängigkeit. Wie er am liebsten die mehr oder minder wohlige Zufriedenheit der armen und „kleinen" Leute schildert, so macht er die Höhergestellten zu völligen und selbstverständlichen Dienern einer Geisterwelt und kennt keine andere Tugend als Treue und Gehorsam. Quecksilber braucht zu den ihm von außen und oben verliehenen Gaben aus Eigenem nichts zu fügen als Treue gegen Linda, und anderes wird auch von Raimunds anderen Helden nicht verlangt. Es handelt sich da keineswegs um Kampf und Resignation dem Schicksal gegenüber, sondern um eine Freude über das Gängelband, das die Mühe des Pfadsuchens unnötig macht. Im „Verschwender" lautet „des Schicksals strenger Spruch" gegen Flottwell:

Kein Fatum herrscht auf seinen Lebenswegen,
Er selber bringt sich Unheil oder Segen.
Er selbst vermag sich nur allein zu warnen,
Mit Unglück kann er selbst sich nur umgarnen,
Und da er frei von allen Schicksalsketten,
Kann ihn sein Ich auch nur von Schmach erretten.

Und gleich darauf wird dies noch einmal als ein „trüber Schicksalsspruch" beklagt, daß jemand sein Leben in freier Selbstbestimmung führen darf, und wirklich führt auch diese Freiheit zu sinnloser Zerrüttung, und nur ein trotz jener Bestimmung auf listige Weise geschehendes Eingreifen der Fee Cheristane (also

wieder einer herrschenden Macht) bewahrt den Verschwender vor dem Untergang. Ich möchte sagen, bei Grillparzer handele es sich um die wehmütige oder bittere Unterwerfung unter das Schicksal, bei Raimund um eine angeborene heitere Unterwürfigkeit. Grillparzers Menschen werden zerbrochen, Raimunds haben biegsame Glieder und fühlen sich gebückt am wohlsten. Sie sind dann aller Verantwortlichkeit überhoben und haben, sofern sie brav sind, satt zu essen. Jenes Freisein von der Verantwortlichkeit gesellt sie fast den modernsten Menschen der Hofmannsthal und Beer-Hofmann zu, die in der Verschanzung hinter dem Wechsel, der Vielfältigkeit und „Unrettbarkeit" des Ichs die Bequemlichkeit des Individuums suchen; aber freilich, das mystische All ist ein angenehmerer Herr als irgend ein tatsächlicher Gebieter der Erde oder des Geisterreichs, und deshalb kommt es bei den Schicksalsgebundenen der Moderne auf ein zügelloses Genießen hinaus, bei denen Ferdinand Raimunds auf folgsame Bescheidenheit. Und so kann Hermann Bahr als Wortführer der Moderne sehr wohl gegen ihn eifern, weil er „Lakaien" und „die Gesinnung des Lakaien" verherrlicht und statt des „Menschen" den „Untertan" preist.

Aber nicht diese Unterwürfigkeit ist es in erster Linie, was den Raimundschen Stücken heute Abbruch tut, denn sie gibt sich fast immer kindlich, fast nie knechtisch. Raimunds Schwäche liegt in seiner Technik und vor allem in dem fruchtlosen Bemühen, sie auf Themen anzuwenden, zu deren Bewältigung sie nicht besser paßt, als ein einzelnes schwaches Ruder zur Fortbewegung eines großen Seeschiffes. Der Dichter Raimund mochte sich noch so weit über den Autor des „Barometermachers" emporentwickeln, der Schauspieler und Schauspieldirektor mußte doch immer im Fahrwasser dieser Posse bleiben. Das Volk wollte etwas zu sehen haben und etwas zu raten und etwas zu lachen, auch die Rührung und allenfalls das Gruseln liebte es — nur keineswegs das ernsthaft zu Durchdenkende und das wuchtend Tragische. Da mußten Geister auftreten, die gemütlich sprachen wie die Wiener und doch ganz andere gewaltige Herren waren, da mußten sich plötzlich Paläste in Schutthaufen und Wüsteneien in blühende Gärten verwandeln, mußten die Spielenden aus der Versenkung steigen und aus den Wolken niederfahren, plötzlich ihr Gewand und auch wohl ihre Gestalt ändern; es mußte häufig donnern, unvermittelt Tag und Nacht anbrechen; es mußten seltsame Bedingungen gestellt und seltsam gelöst werden; es mußten eigentümliche Strafen und eigentümliche Belohnungen — und natürlich immer nach Verdienst! — freigiebigst erfolgen; es mußte in der ernstesten Szene ein Plätzchen für derbe Komik freibleiben, und nie durften vorzugsweise lustige Gesangseinlagen fehlen — all dieses mußte sein, wenn das Publikum sich einstellen sollte, und wie der Dichter all diesem genügte und dennoch ein wenig von niemandem geforderte wirkliche Kunst mit ins Spiel brachte, war seine Sache.

Das Lachbedürfnis zu befriedigen, gab es ein einfaches und altgeheiligtes Mittel: die Personen niederen Ranges hatten bei aller Treue und Tüchtigkeit

das Vorrecht des Dumm- und Derbseins, der alte Hanswurst durfte ihnen immer über die Schulter sehen. An Florians aufrichtiger Liebe zur Köchin Mariandel zweifelte man nicht, wenn er auch bei einem rührenden Abschied mehr an ihr Reisegeschenk, den „Gugelhupf", dachte, als an die Geliebte selber und auf ihr „Könntest du in mein Herz sehen!" mit der Frage erwiderte: „Sein Weinbeer'l drin?" Auch mit den Geistern, die die Üppigkeit der Verwandlungskünste ins Spiel brachten, fand sich Raimund sehr gut ab. Zwar daß er sie vermenschlicht (genauer: verwienert) habe, möchte ich ihm nicht so sehr nachrühmen, wie viele tun, denn selten weiß er für das Heer seiner Magier, Geisterkönige, Feen und Furien wirklichen Anteil zu erwecken; doch er ließ sie eben auch nur für ein naives Publikum tatsächlich dasein, stellte sie im übrigen als mannigfach personifiziertes Schicksal der Menschen hin, auf die er das eigentliche Interesse des Ernsteren konzentrierte.

Aber wie war es denn nun noch möglich, in diesem steten Gewirr tollster Verzauberungen, in dieser ständigen Berührung mit den grotesken Hemmungen, Hilfen, Aufgaben der Zauberwelt wirkliche Menschen sich menschlich bewegen zu lassen? Hier setzt Raimunds große Kunst ein. Er gab in allem Grotesken, was seine Menschen tun und leiden mußten, „nur Steigerungen einfacher psychologischer Wahrheiten", und auch an die Geisterspähre heran vermochte er Interesse zu tragen, zwar wie gesagt nicht zu den freierfundenen magischen Herren und Damen selber, aber doch zu manchen Allegorien, die „mit unvergleichlicher Lebenskraft einfache Anschauungen verkörpern". Doch man beachte in diesen der Raimundbegeisterung Richard M. Meyers entnommenen Formeln das doppelte „einfach", so hat man Raimunds Grenze. Den treuen Diener wirkliche Schmerzen empfinden zu lassen, wenn dem Herrn eine Lüge widerfährt, den treuen Diener in der Verzauberung als Pudel darzustellen, der Hoffnung und Zufriedenheit, der Jugend und dem Alter, die im Auftrage der Schicksalsgeister handeln, paßliche Worte zu geben, so kindliches Verfahren schickt sich für kindliche Verhältnisse, verschiebt sich aber um so entschiedener vom Kindlichen ins Kindische, je mehr es auf minder Volkstümliches Anwendung findet.

Und nun war es Raimunds unselige Sucht, über den Kreis des eigentlich Volkstümlichen hinauszustreben. Es genügte ihm nicht, die Bravheit eines einfachen Mädchens zu zeigen, er mußte in „Moisasurs Zauberfluch" die Königin darstellen, die ihr Land der Tugend an sich weiht und deshalb Verfolgungen der Hölle erleidet. Er fühlte sich gedemütigt durch das beschränkte Lob, „nur" ein Volksdichter zu sein, und suchte (nach seinen eigenen Worten) in der „Gefesselten Phantasie" zu beweisen, „daß man auch, ohne ein Gelehrter zu sein, ein unschuldiges Gedicht ersinnen könne". Und seine Anschauungen von der Kunst des Dichters und dem Unwert der Wirklichkeit und der Verderblichkeit des unbescheidenen Glückes durften nicht nur zerstreut in simplen Zauberspielen stehen, sondern mußten auch einmal zusammengefaßt und in erhöhtem Stil zum Ausdruck kommen, und so entstand sein ernsthaftestes Werk, „Die unheilbringende Krone".

Aber er konnte doch nicht aus seinen Kreisen heraus, weder aus dem volkstümlichen seiner Technik, noch aus dem ebenso volkstümlichen seiner Begabung, und also wurde die „Unheilbringende Krone" nichts als eine unbehilfliche Aufhäufung magischer und allegorischer Vorgänge, denen an diesem ungeeigneten Platz die sonstige Lebenskraft fehlte, und die sich gegenseitig in ihren Wirkungen hemmten. Er ahnte wohl selber noch vor dem entscheidenden Mißerfolge auf der Bühne, daß er fehlgegriffen habe, und wie eine Konfession klingen die Worte des Dichters Ewald, der ja auch den Stab über die „arme Wirklichkeit" bricht: „Mein Geist ist klein, mein Wirken nur ein ungeweihter Traum. Drum wird die Krone, die ich heut wage zu begehren, in Nichts zerfließen wie der Woge flücht'ger Schaum. . . ." Um aber doch irgendwie im Rahmen des Volksstückes dem Höheren gerecht zu werden, bediente sich Raimund einer Sprache, die er für edel hielt, und die doch nur gezwungen war. Seine „edlen" Verse klingen steif, und seine edle Prosa, die aus verkappten Alexandrinern, Jamben, Trochäen in Rhythmenlosigkeit herüberstolpert und von unnatürlichen Satzverrenkungen wimmelt, ist ein so peinliches Gefüge, daß sie kaum aus derselben Feder zu stammen scheint, der im Dialekt und im Ton des Volksliedes und Couplets so viel Anmut und Melodik eigen ist. Man staunt, wenn man den Dichter des „Brüderlein fein" und des Hobelliedes auf den ärgsten Schwülstigkeiten betrifft, und man betrifft ihn darauf nicht nur in den zu hoch greifenden Stücken. Denn wie er es hier niemals unterließ, einige schlichtere Volksszenen einzuschieben — das Publikum zwang ihn dazu, und solchem Zwang verdankt man das einzig Wertvolle an den genannten Werken —, so konnte er es auch nicht lassen, seinen schlichteren Stücken allerlei vermeintlich „Edles" beizugeben.

Daß diese trotzdem und trotz ihres bunten Geistertreibens noch immer auch auf den unnaiven Leser als ergreifende Dichtungen wirken, ist vielleicht der stärkste Beweis für Raimunds großes Genie. Gerade das gegenwärtige Wien hat Dichter, die durch die Pracht ihrer Form und ihres Sprachkleides entzücken, und sieht man von Form und Hülle ab, so erstaunt man über die Geringfügigkeit des vorhandenen Seelischen. Der altwiener Volksdichter gleicht in der Form seiner Dichtungen oft einem Krüppel und im Sprachkleid — nicht einem Bettler, was nur Mitleid erwecken würde, sondern einem Bauern, der sich einmal städtisch kleiden wollte und in seiner Einzwängung und Entstellung peinlichstes Unbehagen erregt; und dennoch überwältigt immer wieder das rein Seelische in Raimund.

Eine merkwürdige Zahlensymmetrie waltet in seinem Schaffen; den drei ungenießbar edlen Stücken stehen drei schlichte und im Kern gelungene gegenüber, und dem einen ganz unselbständigen Erstling entspricht ein Gipfelwerk, in dem Raimund doch einmal über die eigene Grenze hinauskam, freilich in anderer Richtung als der seiner ins erhaben Philosophische drängenden Sehnsucht. Im „Diamant des Geisterkönigs", der gleich nach dem „Barometermacher" entstand, nimmt noch das bunte Geistertreiben einen breiten Raum ein, ist aber hier voll

liebenswürdigsten Wiener Volkshumors der vormärzlich sanften Art, und hätte Raimund das Wort seines Longimanus: „besser schön lokal reden als schlecht hochdeutsch" nur immer beherzigt, so wären ihm Enttäuschungen erspart geblieben. Und den Kern der Handlung bildet doch hier schon schlicht Menschliches, die Liebe und Treue einfacher Menschen, denn nicht nur das Dienerpaar Florian und Mariandl, sondern auch ihr junger Gebieter und seine Auserwählte zählen zu den einfachen und guten Menschen. Im „Bauer als Millionär" aber und im „Verschwender" ist die eigentliche Geisterwelt, wozu ich, wie gesagt, die Allegorien nicht rechne, stark zurückgedrängt, und Raimund schlägt hier so heitere und so wehmütige, so wirklich humorvolle Töne über die Torheit des profanen Strebens und die Süße des bescheidenen Glückes an, er zeichnet hier einfache Charaktere auf falschen und rechten Pfaden mit einer solchen Eindringlichkeit und (im biblischen Wortsinn) Einfalt, daß alles Kritteln über die Begrenztheit der Weltanschauung und der Form nur ein Armutszeugnis für das Gefühl des Kritikers wäre. Aber den Dichter selber befriedigt es nicht, „nur" solch ein Volksdichter zu sein, und da seine Versuche, sich des Höheren zu bemächtigen, geringen Beifall, wenn nicht gar Ablehnung finden, wächst seine in Anlage und Privatleben begründete Melancholie. Er weiß, wie einem Verbitterten zumute ist und gibt schon 1828, also vor der „Unheilbringenden Krone", im „Alpenkönig und Menschenfeind" die haarscharfe, ungemein dramatische und wahrhaft tragikomisch bewegte Analyse einer krankhaften Seelenverfassung und ihrer Heilung durch Selbsterkenntnis, löst diese komplizierte und gar nicht naiv volkstümliche Aufgabe mit seinen primitiven Zaubermitteln so völlig, daß man mit Fug und Recht den freilich tragischeren und auch zur Tragik berechtigteren Dichter des „Misanthrope" zum Vergleich heranziehen, daß man auch an die psychologischen Gemälde der Moderne denken kann — — und ahnt nicht, daß ihm nun der ersehnte Schritt über das Volkstümliche hinaus gelungen ist, ahnt es so wenig, wie seine Zeitgenossen und die meisten späteren Kritiker, die keinen graduellen Unterschied zwischen diesem Drama und etwa dem „Verschwender" sehen.

Unterschätzt man aber diese psychologische Reife des Mannes, die ihn nach dem modernen Umfang des Wortes erst so recht eigentlich zum Dichter macht — eine Unterschätzung, zu der leicht auch ein Übersehen des Realisten Raimund tritt, wie er sich im „Alpenkönig und Menschenfeind" bei Schilderung der anmutig verkommenen, zum Teil aber doch sehr ernstlich verkommenen Hüttenbewohner erweist, und wie er auch in anderen Stücken ein paarmal zu Worte kommt —, so ist damit einer allzu hohen Wertung des nächsten Beherrschers der Wiener Volksbühne bedenklicher Vorschub geleistet. Denn nun operiert man mit Formeln wie: Raimund das Kind und Nestroy der Mann, oder Raimund der Dichter des Gemütes und Nestroy der Dichter des Verstandes, oder Raimund der Dichter der alten und Nestroy der Dichter der neuen Zeit, wobei es sich dann sehr gut fügt, daß Nestroys Geburt in den Anfang des neuen Jahr-

hunderts fällt, und daß sein tätiges Leben fast ein Menschenalter weiter an die Gegenwart heranreicht, als das seines 1836 in Gemütsverdüsterung durch Selbstmord endenden „Antipoden". Auf die Ehre nämlich einer direkten Kontrastierung mit diesem wahrhaften Dichter läuft es immer hinaus, einerlei ob Nestroy dabei leidenschaftlich verehrt wird, wie etwa von seinem Biographen Moritz Necker*) und von Hermann Bahr, oder nicht minder leidenschaftlich verabscheut wird, wie beispielsweise von Leopold Kompert, der, seinem milden Wesen zum Trotz, bereits in dem journalistischen „Kranz" für den eben Verstorbenen „Disteln und Dornen" flicht, und von Richard M. Meyer, der ihm in seiner Literaturgeschichte „angeborene Gemeinheit" nachsagt. Man tut aber im Grunde mit solchem vergleichenden Kontrastieren auf alle Fälle unrecht; denn so viele Ähnlichkeiten Lebenslauf und Wirkungskreis der beiden Männer auch aufweisen, die Grundlage einer auf den Kern der Persönlichkeiten gehenden Vergleichung fehlt dennoch ganz und gar, weil nämlich Raimund ein Mensch war und Nestroy — keiner.

Damit soll natürlich nicht von einer Unmenschlichkeit des Mannes gesprochen werden, was den Tatsachen ins Gesicht schlüge. Güte und hilfreiches Wesen wird Nestroy von verschiedenen Seiten nachgerühmt, und in großer Herzlichkeit führte er eine nur äußerlich „wilde" Ehe. Ein hübscher Charakterzug ist auch die bescheidene Selbsterkenntnis, die er in eine seiner Travestien legte. In der Holteiparodie „Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab" läßt er den Dichter Leicht, den er selber spielte, nach vergeblicher Bemühung um den wirklichen Lorbeer ein vergnügtes und auskömmliches Leben als Volkssänger führen und über seine Ziele sagen: „Bis zum Lorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten, lachen sollen d' Leut, und mir soll die G'schicht' a Geld tragen, daß ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'spaßige Sachen schreiben und damit nach dem Lorbeer trachten wollen, das ist grad' so, als wenn einer Zwetschenkrampus macht und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus". Ich spreche dem Bühnenschriftsteller — nicht dem Privatmann — Nestroy das Menschsein ab, weil ich, wenig mehr als diese Konfession ausgenommen, keine Spur von Menschlichkeit, von Persönlichkeit in seinen Werken entdecke. Zwar Freunde und Feinde zitieren als seine Persönlichkeit das Wort aus den „Beiden Nachtwandlern", womit die Unschuldsbeteuerungen des in eine Mädchenstube gekletterten Somnambulen zurückgewiesen werden: „Ich glaube von jedem Menschen das Schlechteste, selbst von mir, und ich habe mich noch selten getäuscht". Aber es ist ja durchaus nicht wahr, daß Nestroy dieses „Schlechteste" immer

*) Dies ausgezeichnete Werk, dessen Wert freilich in den eingehenden Studien zur Wiener Theater- und Kulturgeschichte, nicht in der Beurteilung Nestroys zu suchen ist, bildet den Schluß der zwölfbändigen Nestroyausgabe von Chiavacci und Ganghofer. Eine gute und ausgezeichnet eingeleitete Nestroy-Auswahl hat vor kurzer Zeit Fritz Brückner als Einzelband der sorglich ausgestatteten und billigen Klassikerserie des Verlages Hesse & Becker in Leipzig erscheinen lassen. Auch auf die Raimund- und Nestroy-Ausgaben der Goldenen Klassiker-Bibliothek sei empfehlend hingewiesen.

oder auch nur manchmal gezeichnet habe. Schlechtestes wie Bestes läßt sich nur durch psychologisches Ergründen fassen, und zur Seelenkunde gehört wahrscheinlich weniger Verstand als Gefühl, als das Vermögen, selber zu lieben und zu hassen. Fast durchweg trifft man bei Nestroy auf dieselben und immer auch recht geringe Stufen der Schlechtigkeit genau so wie der Güte; von irgend etwas Superlativischem ist kaum je die Rede, nur immer vom Ungesteigerten, vom Flachen. Man will sich amüsieren, man stiehlt, betrügt, verleumdet, verrät ein bißchen, alles ohne Exzeß mit einer gewissen anständigen Bosheit und gemütlichen Niedertracht, und ebenso gemäßigt und ebenso untief ist die Güte der gelegentlichen braven, auch wohl „ödlen" Leute, die um der theatralischen Ökonomie und Üblichkeit willen auftreten und nun den Nestroyanhängern zum Beweise dafür herhalten müssen, daß ihr Held auch Gemüt hatte, daß er nicht bloß Satiriker war. Aber in Wahrheit hat sich der Schriftsteller Nestroy als vollkommen gemütsabwesend gezeigt, weswegen er dann freilich nicht nur als Humorist, sondern auch als Satiriker geleugnet werden muß, da auch die Satire der Kraft des Liebens und Hassens bedarf.

Es ist gesagt worden, daß Raimund zwischen seine Geister und seine Menschen eine Art Mittelbildung stellte, die Allegorie, die ungemein lebensvollen Gestalten der Zufriedenheit, des Hasses usw. Als solch eine Allegorie, zugleich also als etwas mehr und sehr viel weniger als ein ganzer Mensch, erscheint Johannes Nestroy, als die Allegorie des Witzes. Er ist die Verkörperung des uneingeschränkten, selbstherrlichen Witzes, der weder dem Humor noch der Satire dient, der auf keinen Gemütszustand schließen läßt und keine Willensrichtung bekundet, der die Komik der Dinge zwecklos und in blitzartiger Schnelle und Flüchtigkeit in ihren äußeren Umrissen beleuchtet. Und wie Raimunds Menschen neidisch oder hoffnungsvoll werden, wenn Neid oder Hoffnung an sie herantreten, so werden die Dinge und Charaktere komisch, an die Nestroy herantritt. Aber Hoffnung und Neid sind bei Raimund im Wechsel mit anderen Menschlichkeiten tätig, und so ist bei ihm — wenn auch oft unter törichten Formen — doch Leben zu spüren; bei Nestroy hingegen, wo der Witz die absolute Gewalt hat, kommt alles auf ein erstarrtes Grinsen heraus. Man sagt, es sei reichliches Leben in Nestroys Gestalten geflossen, wenn er sie selbst gespielt habe, und noch heute könne ein guter Schauspieler manches damit anfangen — aber wie traurig ist es um den Eigenwert einer Schöpfung bestellt, deren Charaktere tote Hüllen sind und zum Erwachen des hereinschlüpfenden Darstellers bedürfen.

Wo Nestroys Witz auf ein geformtes Kunstwerk trifft, da allein erscheint der Witzige selber als Künstler, weil eben sein Witz vorhandener Kunstschöpfung anhaftet; es handelt sich dann um kein Neubilden, nicht einmal um Arabeskenzeichnungen zu Vorhandenem, sondern einzig und allein um ein Verschieben von Tonart und Beleuchtung. Nestroy ist einmal mit einem großen Kunstwerk zusammengestoßen, und bei dieser Gelegenheit hat er dann wirklich selber eine

Art Meisterstück geliefert: neben Hebbels „Judith" wird die Travestie „Judith und Holofernes" dauernden Kuriositätswert besitzen. Wie sich fallender Schnee gleichmäßig auf jedes in seinem Bereich befindliche Dach legt, einerlei, ob es eine Hütte oder ein Schloß deckt, ganz so gleichmäßig und gefühllos für die in Betracht kommenden Werte breitet sich Nestroys glitzernder Witz über alle Höhen und Tiefen des Hebbelschen Dramas. Der Dichter schildert die kriegerische Verzweiflung der Hebräer, der Parodist malt eine unkriegerische, undisziplinierte Rotte. Assad kommandiert: „Links g'schaut!" und Hosea erwidert: „Warum? Links is garnix, warum sollen wir schauen links? Was ist da zu sehen?" Der Dichter läßt den Stummen gottbegeisterte Sprache gewinnen, bei Nestroy wird Daniel der Rede mächtig, um zur Steinigung seines Schneiders und Gläubigers aufzufordern. Hebbels Holofernes ist ein genialischer Gigant, Nestroys im Grunde genommen genau dasselbe, aber so beleuchtet, daß sein Übermaß zum komisch täppischen Wesen wird. Er ersticht ein paar Leute, über die er sich ärgert, und befiehlt, bevor Judith hereingeführt wird: „Laßt aber erst 's Zelt ordentlich zusammenräumen, überall lieg'n Erstochene herum . . . nur keine Schlamperei." Hebbels Judith wird in ein seltsam mystisches Licht gesetzt durch die Erzählung von ihrem unberührten Frauentum, und es geht von dieser Szene so sehr der Schauer des Übernatürlichen aus, daß kein unreines Gefühl aufzukommen vermag. Nestroy vollbringt seinen bedeutendsten Streich, indem er diese Erzählung stellenweise wortwörtlich beibehält und sie dennoch mit einem schamlos vergnügten Lächeln auf das Gebiet erotischer Enttäuschung und so der Zote hinüberspielt.

„Willst du mich schrecken, sag ich, genug des Spaßes,
Komm zu deiner Braut, du garstiger Manasses.
Da sagt er, mit schauerlich starrem Schafsgesicht,
Zehnmal in ein'm Atem: ich kann nicht!"

Doch nur, wo er sich eben an gegebene Kunstformen klammern kann, nur in der Travestie also, bringt Nestroy etwas Bedeutendes zustande, oder vielmehr er selber bringt es nicht zustande, sondern er hat eben den Vorteil eines künstlerischen Ablagerungsplatzes für seinen Witz. Wo er ins Leben selber greift (und nur hier kann er doch das Mehr-als-Kuriose schaffen), da vermag er niemals unter die Oberfläche zu dringen, die seelischen Greiforgane dazu fehlen ihm. Zwar sein Biograph Moritz Necker nennt eine Reihe von Stücken, in denen Nestroy auch tiefere „Fragen" behandelt habe; aber gerade in solchen Possen zeigt sich die ganze Kläglichkeit der Nestroyschen Kunst, und gerade hier bewahrheitet sich zumeist R. M. Meyers bitterböses Wort von den „Haubenstöcken", auf denen Nestroys Witze hingen. Denn immer werden die tieferen Themen ebenso plump wie flüchtig angeschlagen, immer geht es sofort wieder an das übliche Spaßmachen, und wenn ein Hanswurst mit banalen oder frechen Scherzen an sich eine Weile zu unterhalten vermag, so verstimmt er um so ernstlicher, sobald er behauptet, mit seinen Scherzen einer ernsthafteren Sache

zu dienen. Man betrachte daraufhin etwa den „Zerrissenen", in dem der Weltschmerz persifliert wird, oder „Glück, Mißbrauch und Rückkehr", wo sich Nestroy einmal als Pädagoge gebärdet, oder den „Unbedeutenden", wo er für die Ehre der Armen eintritt, oder „Kampl", in dem nun gar — eine für Nestroy ganz ungeheuerliche Sache! — von der größeren Reinheit und dem größeren Glück der „kleinen" Leute die Rede sein soll: so wird man sich auf die Dauer trotz einiger witziger, ich möchte sagen Oberflächenszenen aus jenem erwähnten Grunde abgestoßen fühlen. Und es ist auch nur eine vorübergehende Täuschung, wenn man in der achtundvierziger Posse „Freiheit in Krähwinkel" etwas wie einen Gemütsanteil des Autors, sei es Freude an den Errungenschaften der Revolution, sei es Ärger über die Kleinlichkeiten der Linken oder Rechten, zu finden meint. Nestroy ist gegenüber dieser Sache nichts anderes als allen anderen Dingen gegenüber: der Spaßmacher. Man kann deshalb auch keineswegs von Verrat reden, wenn Nestroys Freiheitsfreude in der Reaktionszeit nicht vorhält und er in „Lady und Schneider" einen bürgerlichen Politiker lächerlich macht: „Völker beglücken! Zu was denn so Sachen für einen Bürgersmann, der seine Zeit weiter braucht?!" Verraten kann man nur, woran man mit der Seele gehangen, und das hat Nestroy so wenig an der Freiheit wie an sonst irgendeiner idealen Sache. Er hat auch die Freiheit, richtiger: das ganze Ereignis der Revolution, unter dem ihm einzig gemäßen Gesichtspunkt des Witzes angesehen und sicherlich in dem folgenden Coupletvers aus dem gleichen Schwank die äußerste Tiefe seiner eigenen Überzeugung ausgeschöpft:

... 's Elysium sogar, was die Quintessenz g'west,
Is im heurigen Fasching ein trübseliges Rest;
So weit is's jetzt kommen, für Wien is's a Schand,
Wir sind noch fadr' als Berlin mit sein' Sand und Verstand.
Fallt d'Umg'staltung so aus, sag' ich „nein",
Da hört es auf, ein Vergnügen zu sein.

Einen wirklichen Genuß, wenn auch bescheidener Art, vermag Nestroy, soweit er nicht travestiert, nur dann zu bieten, wenn er sich keinen kleinsten Schritt über das enge Gebiet hinauswagt, in dem für ihn das Leben „ein Vergnügen" bedeutet, wenn er das Leben flacher Menschen schildert, reicher wie armer, die zumeist ziemlich skrupelfrei, aber doch ohne jedes heldische Schurkentum auf Wohlstand und Genuß ausgehen und sich sehr edel dünken, wenn sie einmal etwas Hübsches tun, das sich eigentlich von selbst verstünde. „Ein Mensch, der kein Geld nimmt, des is über ein' Starl, der kein' Mehlwürm frißt!", heißt es im „Unbedeutenden" von einem Handwerker, der sich nicht den Mund stopfen läßt, und das zeigt zur Evidenz, wie wenig bei Nestroy dazu gehört, ein edler Charakter zu sein, wie flach aber eigentlich auch die Schlechtigkeit ist, an die er glaubt, und die er mit unerschöpflich variierendem Witz darstellt. Wie sich die Landstreicher und Handwerker und Abenteurer und Sekretäre und Hausbesitzer und vor allem auch die Bedienten — denn Nestroy hat nun wirklich

viel Vorliebe für Lakaien und keine kindliche wie Raimund! —, wie sich das geistige Proletariat aller Stände, zumeist jedoch des kleinbürgerlichen, nach Geld sehnt, um Geld beschwindelt, für Geld vergnügt, das ist eigentlich der ganze Inhalt der Dutzende von Stücken, die Nestroy im Vormärz nicht anders schrieb als im Nachmärz. Will man eine Entwicklung herausfinden, so ist es diese, daß Nestroy im Jahre 1833 sich noch des Raimundschen Geisterrahmens bedient, um den Auf- und Abstieg seiner vom Glück begünstigten Handwerker im „Lumpazivagabundus" darzustellen, und daß er schon im Jahre 1835 in der Posse „Zu ebener Erde und im ersten Stock" den Glückswechsel des Kapitalisten und der Trödlerfamilie ohne allen Geisterapparat schilderte und von nun an ganz im Wirklichen blieb.

Um dieses Fußens im Wirklichen willen hat Nestroy allerhand Lobpreisungen eingeheimst, als sei er einer der ersten „Neuen", ein Verkünder der aufs Wirkliche gerichteten neuen Zeit. Und man hat übersehen, wie eng und flach diese Wirklichkeit Nestroys ist, welch ein kleiner und niedriger Bruchteil, nicht nur der ganzen Welt, sondern auch der österreichischen und der Wiener Welt. Selbst den Kreis der Vaterstadt hat Nestroy nicht entfernt ausgefüllt, nur was flach und niedrig an ihr war, hielt er fest.

Was den Mann zu seiner Zeit so groß und einflußreich machte, daß der Kulturhistoriker ihn nicht außer acht lassen kann, hat mit seinem schriftstellerischen Schaffen wenig zu tun. Nestroy, dessen Schauspielerkunst nur in ihrer Würde und Reinheit, nie aber in ihrer Wirksamkeit angezweifelt worden ist, war der bedeutendste Spaßmacher seiner Zeit und hatte, als im übrigen noch die freie Meinungsäußerung im Argen lag, das Vorrecht des Narren: kritisierenden Spaß zu treiben. Da sagte er denn oft von der Bühne herab improvisierend höhnische Worte, die in der Luft lagen und nicht die vielen ihnen heute geöffneten Wege ins Allgemeine besaßen. Er war das lebendigste, unverstümmeltste Witzblatt seiner Zeit, auch das beweglichste, da ihn ja keine Überzeugungen hinderten, da es ihm auf den Witz allein ankam. Geriet er doch einmal mit der Polizei in Zwistigkeit, so war schon damals eine Strafe keine üble Reklame, war zugleich auch ein Sporn zu schlauerer Geschicklichkeit. In seinen Couplets, in seinen Scherzen, in mancher überlieferten Nestroy-Anekdote findet der Kulturhistoriker wertvollen Stoff — aber die Persönlichkeit Nestroys ist eine allzu geringe und so ist auch von dichterischer Leistung bei ihm zu wenig die Rede, als daß er in der Geschichte der Literatur mehr als ein winzigstes Winkelchen, als daß er die Ehre verdiente, Raimunds Antipode zu heißen. Sucht man zu Raimund würdigen Gegensatz, so muß man zu den Bedeutenden des Landes gehen, zu Kürnberger und Schlögl und Bahr, zu den Persönlichkeiten und nicht zu einer Allegorie, zu dem fleischgewordenen Witz.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kulturgeſchichte

Reallexikon der Germaniſchen Altertumskunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten herausgegeben von **Johannes Hoops.** Erſte Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1911.

Eine lexikaliſche Geſamtdarſtellung der Kultur der germaniſchen Völker von den Urzeiten bis etwa zum Ende des erſten Jahrtauſends n. Chr. wird uns in Trübners neuem großangelegten Unternehmen geboten. Der Name des Herausgebers und die Liſte der Mitarbeiter ſtellen eine erleſene Schar von Forſchern dar, die auf ihrem eigenſten Gebiet zu Worte kommen ſollen. Der ausgeſprochene Zweck des Reallexikons iſt, eine Verbindung zwiſchen Vorgeſchichte und Geſchichte, Altertums- und Sprachwiſſenſchaft herzuſtellen. Es wird alſo hier alles herbeigetragen, was Sprache, Bodenfunde, ſchriftliche Zeugniſſe über das germaniſche Altertum lehren. Von den beiden ähnlichen Nachſchlagewerken, Schraders Reallexikon der indogermaniſchen Altertumskunde und Forrers Reallexikon der prähiſtoriſchen, klaſſiſchen und frühchriſtlichen Altertümer unterſcheidet ſich das vorliegende Werk durch die Beſchränkung auf das germaniſche Altertum und die Art der Bearbeitung. Forrer und Schrader haben die Rieſenarbeit allein geleiſtet. Dadurch iſt der Stil des ganzen einheitlicher; bei einem Nachſchlagewerke iſt das aber kein weſentlicher Vorzug, zumal, wenn dadurch notwendigerweiſe Gebiete, die dem Verfaſſer nicht liegen, zu kurz kommen, wie es bei Schrader mit der Ausnutzung der Bodenfunde, bei Forrer mit der kritiſchen Überſicht über das Material der Fall iſt.

Hoops hat, nach der erſten Lieferung (A — Backwerk) zu urteilen, die Rollen ſehr glücklich verteilt. Er ſelbſt kommt in den Artikeln Ackerbau, Agrarverfaſſung, Apfel u. a. mit ſeiner Kenntnis der alt- und frühgermaniſchen Bodenkultur zur Sprache, Sudhoff findet bei den Artikeln Arzneibücher, Arzneimittel, Arzt, Augenkrankheit Gelegenheit, ſein reiches Wiſſen von vor- und frühgeſchichtlicher Arzneikunde darzuſtellen, während Mogk in den Aufſätzen Aberglaube, Ahnenkult u. a. über mythologiſche Verhältniſſe unterrichtet. Alle umfangreichen Artikel ſind in Paragraphen eingeteilt; den größeren iſt eine bequeme Überſicht vorangeſtellt. Das ausgezeichnete Werk wird rund hundertvierzig Bogen umfaſſen und in etwa ſechszehn Lieferungen zu je 5 M. erſcheinen. Trotz dieſes großen Umfangs ſind die einzelnen Artikel ſo knapp wie möglich gehalten; dafür findet man aber auch Antwort auf Fragen, die man kaum gewagt hätte zu ſtellen. Fritz Tychow-Einbeck

Schulfragen

Einzelgymnaſien und Winkelgymnaſien. Die Gleichberechtigung, die den Abiturienten der drei Gattungen höherer Schulen, Gymnaſium, Realgymnaſium, Oberrealſchule, unter dem tapfern Vorangang Preußens vor zehn Jahren zuerkannt wurde, war eine aus der ſichern Beurteilung der Verhältniſſe entſprungene, höchſt bedeutſame Kulturleiſtung. Für jeden einzelnen, ſcheint es, iſt ſeitdem derjenige Bildungsgang leicht zu wählen, der ſeiner beſonderen Veranlagung entſpricht. Indes, es ſcheint eben nur ſo, denn in Wirklichkeit gibt es allein in Preußen noch 36000 Schüler, denen eine ſolche Wahl keineswegs zu Gebote ſteht, da ihr Wohnort nur eine Gattung höherer Schulen beſitzt. Und zwar gibt es 137 Orte mit Einzelvollgymnaſien, und 20 mit Einzelprogymnaſien, wovon ſich

40 bis 50 in Städten von unter 10000 Einwohnern befinden. Daß so viele Schüler immer noch genötigt sind, falls sie nicht schon in frühem Alter auswärtige Pensionen aufsuchen wollen, einen Bildungsgang einzuschlagen, der sehr häufig ihrer eigentlichen Veranlagung nicht entspricht, ist ein schwer empfundener Mißstand. Denn tatsächlich drücken solche ungeeigneten Schüler den Durchschnitt der Leistungen oft ganz erheblich herab, und da auch hier das Übel fortzeugend immer Böses muß gebären, so kommt es je länger desto häufiger dazu, daß derartige Anstalten wie ein Magnet auf solche Schüler anderer Anstalten wirken, die hier nicht recht vorwärts kommen. Es entsteht denn das, was in der pädagogischen Literatur heute immer häufiger unter der anrüchigen Bezeichnung eines „Winkelgymnasiums" zu finden ist. Zwar davon kann billigerweise abgesehen werden, daß in den Augen so manches Kollegen an den großstädtischen „Mammut-Anstalten" die Begriffe Einzelgymnasium und Winkelgymnasium ohne weiteres identisch sind, aber vor der Tatsache darf man die Augen doch nicht verschließen, daß so manches Einzelgymnasium allzu viel Rücksicht auf diejenigen Schüler nimmt, die es ausgesprochenermaßen nur um der Berechtigungen, um des Einjährigen- oder des Abiturienten-Scheines willen besuchen oder vielmehr heimsuchen. Wenn heute schon von „anerkanntermaßen minderwertigen höheren Schulen" gesprochen werden darf, wenn selbst höhere Schulbeamte — was ihnen wahrlich nicht leicht geworden sein kann — bekunden, daß das Schülermaterial gewisser Anstalten „im allgemeinen minderwertiger sei als in anderen Gymnasien", so liegt ein ganz wesentlicher Teil der Schuld daran, daß es noch zu viel Einzelgymnasien gibt. Denn begreiflich ist es schon, daß, wenn jemand mit einigermaßen glattem Erfolge das Einjährige „geschafft" hat, er wegen der größeren Aussichten für die Berufswahl sich auch das Primanerzeugnis und womöglich, mit Drangabe einer längeren Wartezeit, auch das Reifezeugnis zu erwerben strebt. Die königlichen Anstalten können ja strenger vorgehen, da sie von einer größeren oder geringeren Besuchszahl unabhängig sind, die städtischen dagegen werden oft nur allzu geneigt sein, durch Herabsetzung der Anforderungen ihre Anziehung zu erhöhen. Und doch bildet die steigende Zahl der nicht wirklich für wissenschaftliche Bildung geeigneten Abiturienten, die oft von rührendstem Fleiß beseelt, oft von schätzbarster Gemüts- und Sinnesart sind, eine recht große Gefahr für unser gesamtes Volksleben; mit vollem Recht ist eine leichte Schule ein soziales Verbrechen genannt worden.

Nun kann in nicht unbeträchtlichem Maße an den Einzelgymnasien dadurch eine Abhilfe geschaffen werden, daß man in den mittleren Klassen statt des Griechischen Ersatzunterricht im Englischen einrichtet. Auf diese Weise hält man in der Tat ungeeignete Elemente vom Besuch der drei obersten Klassen fern. Denn daran muß doch festgehalten werden, daß die Möglichkeit zu realistischer Ausbildung an humanistischen Anstalten nur bis zum Einjährigen parallel laufen darf, sonst geht der einheitliche Charakter der Anstalt verloren. So ist denn auch tatsächlich an einer Reihe von jenen 157 Einzelanstalten verfahren worden. Wirksam freilich wird diese Maßregel des Ersatzunterrichts nur dann sein, wenn sie an allen Einzelgymnasien ohne Ausnahme durchgeführt wird. Wo aber infolge streng sachgemäßer Handhabung die Besuchszahl der drei obersten Klassen allzu gering wird, da wird eben nichts anders übrig bleiben, als die Vollanstalt in eine sechsstufige umzuwandeln. In der Tat ist auch in Preußen im Gegensatz zu den übrigen Bundesstaaten, trotzdem das Gymnasial-Monopol gefallen ist, die Zahl der rein humanistischen Anstalten gegenüber den realen immer noch viel zu groß.

Wo aber die Lebensfähigkeit trotz der Abwanderung infolge des Ersatzunterrichts bestehen bleibt, da soll doch ja das Einzelgymnasium auch erhalten bleiben. Ja es soll mit vollem Recht auch eine Anziehung auf auswärtige Schüler ausüben, gewiß nicht durch „Unterbietung", durch Erleichterung in der Gewährung seiner Berechtigungen, gegen deren „Ersitzung" vielmehr auch hier ein ehrlicher, aber unablässiger Kampf geführt werden soll, wohl aber durch die ganz unzweifelhaften Vorteile, die mit dem Besuch kleinerer Provinzialanstalten verbunden sind. Der

Anregung der preußischen Unterrichtsverwaltung vor einigen Jahren, Familien-Alumnate in kleinen Provinzialstädten zu errichten, ist noch lange nicht genügend Folge geleistet worden. Und doch kann die Abwanderung aus den überkultivierten Verhältnissen der Großstädte, unter denen die höhere Schuljugend vielfach so schwer leidet, in die natürlicheren Verhältnisse der Provinzialstadt für die Hebung der gesamten geistigen Gesundheit gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dem Aufwachsen innerhalb natürlicherer Lebensbedingungen, der größeren Ruhe und Stetigkeit des körperlichen, vor allem doch aber des geistigen Wachstums, der erhöhten Möglichkeit einer Berücksichtigung der Individualität, allem diesen gegenüber sollten Mängel an äußerer Zivilisation in den kleineren Städten nicht allzu schwer ins Gewicht fallen. Und je mehr durch Darbietung jener unleugbaren Vorzüge die Anziehung der Einzelgymnasien wächst, desto mehr wird ganz naturgemäß auch jener Mangel beseitigt werden können, der gar nicht in Abrede gestellt werden darf, nämlich daß sowohl die Lehreinrichtungen infolge der geringeren Mittel nicht überall auf der Höhe stehen als auch, daß unter den Lehrpersonen vielfach noch ein unnötig hoher Prozentsatz nicht auf der Höhe der Leistungsfähigkeit steht.

Und daß man mit der Beseitigung eines Einzel-Vollgymnasiums einen schwer oder gar nicht zu ersetzenden Kulturfaktor dem betreffenden Orte nehmen würde, sollte auch ernstlich bedacht werden. Denn als ein solcher ist jene Anstalt durchaus zu wirken berufen, wenn sie ihre Aufgabe voll versteht. Die gesunde Weiterentwicklung also unseres höheren Schulwesens in der hier angeregten Frage darf nur in der Losung liegen: Fort auf alle Fälle und so schnell als möglich mit den Winkelgymnasien, aber Schutz und Förderung den tapfer kämpfenden Einzelgymnasien.

Gymnasialdirektor Dr. Lorentz-Friedeberg

Justiz und Verwaltung

Die Todesstrafe. Von **Oskar Häring.** Berlin, Verlag von O. Häring, 1911. Preis 0,60 M.

Der Entwurf zum zukünftigen Deutschen Strafgesetzbuch läßt die Todesstrafe in den Grenzen der bisher geltenden Strafgesetze bestehen, mildert, insofern er auch beim Mord mildernde Umstände, erweitert, insofern er auch beim Totschlag die Möglichkeit der Todesstrafe zuläßt. Welches wird die Wirkung dieser Begrenzung sein? Eine Antwort auf diese Frage liegt in obiger Broschüre bereits vor. Sie ist eine Stufenleiter düsterer Prophezeiungen von der völligen Fruchtlosigkeit der Todesstrafe, von ihrer Unsittlichkeit bis zur Vorherverkündigung neuer Mordtaten, die jede Hinrichtung fortzeugend gebären muß. „Das geltende Strafgesetzbuch ist eines der schlechtesten Gesetze, die je dagewesen sind; schon die Sprache, in der es verfaßt ist, möchte dem Können eines angehenden Quartaners Ehre machen." Jede solche Kritik pflegt sich auf subjektive Empfindungen von Sympathie und Antipathie zu berufen. Vierzig Jahre lang hat unser Strafgesetzbuch für Recht und Ordnung gesorgt, und es lassen sich berufene Stimmen sammeln, die gerade dem Charakter seiner schlichten, deutschen Sprache ein gutes Prädikat ausstellen. Noch weniger beweist folgender Satz: „So ist es wohl ziemlich sicher, daß mit der steigenden Sonnenwärme der Monate die Verbrechen zunehmen. Das ist ja erklärlich, wie ja auch die Verbrechen häufiger sind in den heißen Ländern als in den kälteren." Die Statistik bestätigt dies nicht. Aber hören wir weiter: „In der heißesten Jahreszeit kommt zu der steigenden Sonnenwärme die Einwirkung gewisser Sterne. In der Zeit vom 23. Juli bis 23. August steht der Sirius im Sternbild des großen Hundes der Sonne am nächsten. Wenn auch der hellste und vielleicht der größte aller Fixsterne viele Billionen Meilen entfernt ist von der Erde, so ist seine Wirkung dennoch fühlbar, weil seine Lichtstärke diejenige der Sonne dreiundsechzigmal übertrifft; ihm verdanken wir die heißeste Jahreszeit, die sog. Hundstage. Auch der Aldebaran, ein Fixstern erster Größe aus der Gruppe der Hyaden im Sternbild des Stieres, soll beträchtliche Einwirkung haben. Namentlich die Zigeuner (a. a. O. S. 25) sagen es." Sterne als Ursachen von Mordtaten und Zigeuner als Kronzeugen wissenschaftlicher Erfahrung! Wer nun nicht überzeugt wird, der ist nicht zu überzeugen. Diffi-

cile est, satiram non scribere. Und solche Schmugglerware macht sich breit auf dem deutschen Büchermarkt!

Heinrich Reuß-Hamburg

Tagesfragen

Deutsche Kulturarbeit. Die Bewegung, der der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege seit vielen Jahren seine Dienste widmet, beginnt in immer weiteren Kreisen populär zu werden. Die planmäßige ländliche Wohlfahrtsarbeit findet nicht nur bei den Behörden des Reiches und der Bundesstaaten, sondern auch bei der breiteren Öffentlichkeit wachsendes Verständnis. Ihr Ziel ist die wirksame Eindämmung der Landflucht, ihr Weg die wirtschaftliche und kulturelle Bereicherung des platten Landes.

Angesichts der gewaltigen und großzügigen großstädtisch-industriellen Aufwärtsentwicklung sind gerade mit Rücksicht auf das platte Land und seine Bevölkerung in der Tat Unterlassungssünden begangen worden. Daß diese Erkenntnis immer weiter vordringt, stellte Exzellenz Thiel in seinen Begrüßungsworten zur Eröffnung der diesjährigen Hauptversammlung des genannten Vereins mit Genugtuung fest. So sehr auch die Erscheinungen der Abwanderung unmittelbar die wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen des Staates berühren, reicht doch die Staatstätigkeit für die Bewältigung der hier sich auftürmenden Aufgaben nicht aus. Es bedarf dazu der Kleinarbeit vieler; es bedarf der opferfreudigen Mitarbeit aller derjenigen, denen es ernst ist mit der Sorge um das Zukunftsgeschick unseres Volkes. Wenn wir wirklich zum Ziele gelangen wollen, — so betonte der unermüdliche Pionier in der ländlichen Wohlfahrtsarbeit, Professor Heinrich Sohnrey, in seiner lebendigen Art — brauchen wir eine fröhliche Arbeitsgemeinschaft und die Erkenntnis, daß unsere Arbeit, indem sie dem Landvolke nützt, auch dem Staate dient.

Im Mittelpunkt der Bestrebungen zur Bekämpfung der Landflucht steht die innere Kolonisation, für die sich in der Öffentlichkeit, wie die Verhandlungen des Landtages und eine Reihe der landwirtschaftlichen Tagungen wieder von neuem beweisen, ein steigendes Interesse bekundet. Die Gefahr der Blutarmut für weite ländliche Gebiete, besonders im Osten unseres Vaterlandes, ist noch im ständigen Wachsen. Es ist eine brennende Frage, ob der Zustrom ausländischer Wanderarbeiter auf die Dauer uns erhalten bleibt. Dieser Kalamität kann nur abgeholfen werden dadurch, daß wir unermüdlich bestrebt bleiben, die Landbevölkerung zu vermehren, zum mindesten sie vor weiteren Verlusten zu schützen. So nützlich auch die Arbeiteransiedlung an sich ist, so wird ihre Bedeutung doch übertroffen von derjenigen der Bauernansiedlung. Was wir mit der inneren Kolonisation bezwecken, ist vor allem die Schaffung eines lebensfähigen mittleren und kleineren bäuerlichen Besitzes, besonders überall dort, wo der Großgrundbesitz in einem volkswirtschaftlich ungesunden Maße überwiegt. Das Endziel der inneren Kolonisation ist darin zu erblicken, das Landvolk so stark zu erhalten, daß es dauernd imstande ist, einen jährlichen Menschenüberschuß abzugeben, ohne an seiner inneren Lebenskraft einzubüßen. Das Land muß in Tat und Wahrheit das große Reservoir bleiben für die Nation. Wir brauchen einen Grundstock von Arbeitskräften, aus dem nicht nur der Bedarf der Landwirtschaft, sondern ebenfalls der der Industrie sowie der Großstadt gedeckt wird. Industrie und Großstadt sollen aber nur von den Zinsen des Landes leben, das Kapital unserer Volkskraft darf nicht angetastet werden; es muß unvermindert erhalten und nach Möglichkeit vermehrt werden. Dr. M.

Reichsspiegel

(vom 20. bis 26. Februar)

Entschlußlosigkeit

Neue politische Organisationen — Der Kampf um Bassermann — Kautsky über den neuen Mittelstand — Einfluß auf die Wähler — Keine Klärung — Heeresergänzung und Deckungsfrage

Während im Reichstage die Fraktionen einander heftig befehden und die rechts stehenden Parteien sich anschicken, dem nationalen Liberalismus den Garaus zu machen, erstehen draußen in den großen Industriezentren des Westens neue politische Organisationen als Folgeerscheinungen der Konsolidierung wirtschaftlicher Unternehmungen und der Festigung des Besitzes. Die dritte Generation der rheinisch-westfälischen Hüttenbesitzer beginnt seit einigen Jahren auf eine Tradition zurückzuschauen, die zwar nicht so reich an historisch bedeutsamen Geschehnissen sein kann wie die pommerscher und brandenburgischer Grundherren, die aber gestützt auf größere Reichtümer heute vielleicht schon wirksamer und kräftiger ist als jene. Zur Tradition gesellen sich Beziehungen, die weit über den Rahmen der Familie hinausführen und mit den Beziehungen stellen sich Pflichten und Rücksichten an die Wiege des künftigen Hüttenbesitzers, die den Selfmademan noch nicht beschwerten. Das alles macht zusammen mit den Anforderungen des industriellen Großbetriebes konservativ; zunächst nicht im Sinne einer Weltanschauung, aber doch in der Auffassung der sozialen Unterschiede und in der Staatsauffassung. Der demokratische Zug, der vor einem Vierteljahrhundert die Ankömmlinge aus Ostelbien noch in Erstaunen versetzte, ist längst verschwunden. Das westdeutsche Bürgertum hat eine eigene Aristokratie geschaffen! Diese Entwicklung hat bislang in der Organisation politischer Parteien keinen rechten Ausdruck gefunden. Im Rheinland und in Westfalen gruppierte das Bürgertum sich nach Konfessionen: wer nicht als Katholik wirklich liberal dachte, schloß sich dem Zentrum an; die Protestanten aller sozialen Schichten aber fanden sich bei den Nationalliberalen zusammen. Die Einigkeit der Liberalen wurde erstmalig gestört aber bald wieder hergestellt durch das Auftreten der Sozialdemokratie, seit etwa zwanzig Jahren indessen arg beunruhigt durch das Aufkommen des „neuen Mittelstandes", der sich im Jungliberalismus eigene, wenn auch von den Alten abhängige Organisationen schuf. Aber zu tief trennenden Auseinandersetzungen prinzipieller Art ist es

zwischen den beiden Richtungen eigentlich erst seit dem Fortgange des Fürsten Bülow, seit Gründung des Hansabundes, seit dem Eintreten der Jungliberalen für die Sozialdemokratie (um das Zentrum zu schlagen!) gekommen. Einen engeren Zusammenschluß der Liberalen älteren Schlages hat die jüngere Richtung nicht bewirkt. Er wurde auch behindert durch die Stellungnahme der Agrarkonservativen gegen die wirtschaftlichen Wünsche der Industrie und gegen die Stadtkonservativen überhaupt, sowie durch die Scheu der letzteren vor dem Zentrum. Jetzt aber scheint sich das Bild ändern zu sollen. Bei den Altliberalen des Westens drängen die konservativen Elemente stärker als je und im scharfen Gegensatz zu den Jungliberalen zur Anerkennung, und die durch Schaden klug gewordenen Agrarkonservativen verhalten sich dem Streben nicht mehr ablehnend gegenüber.

Auch als liberal gesinnter Mann wird man die schärfere politische Differenzierung innerhalb des städtischen Bürgertums begrüßen, sofern man das Vaterland über die Partei stellt und momentane Verschiebungen der Machtverhältnisse in Kauf nimmt. Durch das Auftreten konservativer Gründungen am Rhein, wie sie z. B. in Bonn und in Frankfurt stattfanden, kann dem Liberalismus auf die Dauer keine ernste Gefahr erstehen, wohl aber dem Zentrum. Ich kann mir denken, daß viele nationale Katholiken sich zurzeit dem Zentrum angeschlossen haben, weil sie sonst keine konservative Organisation am Ort finden, die ihre Weltanschauung schonte. Männer wie Radowitz, dessen ablehnende Stellung zu Goerres bekannt ist, dürfte es auch heute noch geben. Bilden sich aber leistungsfähige politische Organisationen, die den konservativen Bedürfnissen der Katholiken besser entsprechen als die vorhandenen liberalen, so wird manch ein national gerichteter Katholik dem demokratischen und ultramontanen Zentrum den Rücken kehren. Aus solcher Differenzierung können die beteiligten nationalen Organisationen auf die Dauer nur gewinnen, muß auch der politische Anstand gesunden, da sie die Voraussetzung für Klarheit und Wahrheit in den Beziehungen der Parteiangehörigen zu einander ist. Getrennt marschieren, vereint schlagen!

* * *

Leider sind wir noch weit entfernt von der Erreichung solcher Grundsätze. Das bürgerliche Unternehmertum mit seinen aristokratischen Spitzen aus der Industrie glaubt sich allem widersetzen zu sollen, was sich seinem konservativen Zuge nicht bedingungslos anschließen will. Auch der Kampf um die Neubesetzung des Reichstagspräsidiums hat diesen Hintergrund. Bei dieser Gelegenheit gilt es nicht nur den Sozialdemokraten aus dem Präsidium zu drängen. Die nationalliberale Fraktion soll auch ihre selbständige, von Fall zu Fall den Ausschlag gebende Stellung preisgeben und sich mit Zentrum und Konservativen womöglich zu einem Block der Rechten vereinigen und sei es auf die Gefahr der Spaltung hin. Der Schlag richtet sich gegen die Jungliberalen, die man gern sozialistischer Tendenzen verdächtigt, und als deren Führer Bassermann gilt.

Wie es heißt, sollen auch Kreise, die dem Herrn Reichskanzler nicht ganz fern stehen, die Haltung Bassermanns mißbilligen.

Wer das Streben der Konservativen und Rechtsliberalen gutheißt, übersieht und ignoriert die historische Grundlage des heutigen Kampfes, übersieht auch, welche Aufgabe der nationalliberalen Jugend zugefallen ist. Die Jungliberalen sind die eigentlichen Vertreter des „neuen Mittelstandes", d. h. der Intellektuellen, der Privatangestellten und eines Teiles der Staatsbeamten, die dank dem Lose, das ihnen zugefallen, den Höhenflug der jungen Unternehmer-Aristokratie nicht mitmachen konnten. Die Jungliberalen sind daher, obwohl nationale Idealisten im besten Sinne, ähnlich wie die Sozialdemokraten für das Arbeiterproletariat, Vertreter der großen unorganisierten Gewerkschaft des geistigen Proletariats. Das macht sie aber auch zugleich zur einzigen organisierten Kerntruppe inmitten des neuen Mittelstandes, die es versteht, den Sozialdemokraten Mitläufer abzujagen. Daß unter diesen Voraussetzungen der bürgerliche Staat und die bürgerliche Gesellschaft ein großes Interesse daran hat, die Jungliberalen im Anschluß an eine erprobte nationale Partei im Reichstage zu Worte kommen zu lassen, ergibt sich aus einer Betrachtung, die K. Kautsky im Vorwärts (Nr. 47) anstellt. Dort finden wir über den neuen Mittelstand folgende Angaben:

„Keine Bevölkerungsschicht nimmt in der modernen Gesellschaft so rasch zu, wie diese. Seit 1882 betrug in Landwirtschaft, Industrie und Handel die Zahl der männlichen Erwerbstätigen:

Jahr	Selbständige		Angestellte		Arbeiter	
	Absolute Zahl	Proz. d. Erwerbstätigen der drei Berufsarten	Absolute Zahl	Prozent der Erwerbstätigen	Absolute Zahl	Prozent der Erwerbstätigen
1882	4 183 469	34.17	295 957	2.42	7 763 058	63.41
1895	4 405 039	31.33	582 407	4.14	9 071 858	64.53
1907	4 438 123	26.13	1 130 839	6.66	11 413 892	67.21

Während die Zahl der Selbständigen in dem betrachteten Zeitraum von 25 Jahren fast gleich blieb, vermehrten sich die männlichen Lohnarbeiter um ungefähr die Hälfte, die Zahl der Angestellten dagegen vervierfachte sich.

Am raschesten nahm ihre Zahl in der Industrie zu, am langsamsten in der Landwirtschaft. Man zählte männliche Angestellte in:

Jahr	Landwirtschaft		Handel		Industrie	
	Absolute Zahl	Proz. d. Erwerbstätigen des Berufs	Absolute Zahl	Proz. der Erwerbstätigen des Berufs	Absolute Zahl	Proz. der Erwerbstätigen des Berufs
1882	60 763	1.07	138 387	10.88	96 807	1.84
1895	78 066	1.41	249 920	14.21	254 421	3.76
1907	82 548	1.56	426 220	16.74	622 071	6.80

Sie haben sich in der Industrie also binnen 25 Jahren mehr als versechsfacht.

Besonders stark sind sie in den Großstädten. So zählen sie zum Beispiel in Prozent der Erwerbstätigen in Landwirtschaft, Industrie und Handel des Ortes:

Karlsruhe	17,71
Stuttgart	18,07
Leipzig	17,86
Erfurt	17,12
Schöneberg	20,70

Im Durchschnitt machen die männlichen Angestellten in den Großstädten 13,75 Prozent der Erwerbstätigen der drei großen Erwerbsgruppen aus, soweit diese dort vertreten sind. Man findet sie also dort prozentual doppelt so stark, wie durchschnittlich im Reich (6,66 Prozent).

Ihr Einfluß als Wähler ist stärker, als diese Zahlen ausdrücken, da sie weit weniger Jugendliche unter sich zählen als die Lohnarbeiter. Von 10000 männlichen Lohnarbeitern standen 1907 nur 5889, von 10000 männlichen Angestellten dagegen 7416 im wahlfähigen Alter.

In den Städten bedeuten die Angestellten also heute bereits einen sehr zahlreichen Faktor unter den Wählern und einen, der rasch zunimmt. Von 1895 bis 1907 wuchs ihre Zahl im Reich um rund 50000 im Jahr, sie werden also seitdem um eine Viertelmillion zugenommen haben und rund $1^1/_2$ Millionen ausmachen. Dazu kamen 1907 noch 705882 männliche Intellektuelle im Staats- und Gemeindedienst und freien Berufsarten, die heute sicher mehr als 800000 zählen, von denen über 600000 im wahlfähigen Alter stehen werden. Können wir die Gesamtzahl der männlichen Erwerbstätigen dieser Schichten heute auf $2^1/_4$ Millionen veranschlagen, so werden unter ihnen vielleicht $1^3/_4$ Millionen Wähler sein, die fast ganz in den Städten konzentriert sind. In manchem städtischen Wahlkreis wird ihre Haltung entscheidend für die Wahl der Kandidaten: Ein sehr erheblicher politischer Faktor, der vor 25 Jahren noch ganz bedeutungslos war — wenigstens der Zahl nach."

Wollen die weiter rechts stehenden Liberalen wirklich darauf verzichten, diesen „erheblichen politischen Faktor" für einen friedlichen, gesunden Fortschritt zu nutzen? Sie würden es tun, wenn sie die Fraktion der Nationalliberalen zur Spaltung zwängen. Aber dann seien sie sich auch dessen bewußt, daß die lachenden Erben nicht etwa die rechtsstehenden Städter sein könnten, sondern ausschließlich die Sozialdemokraten.

* * *

Die Klärung, die wir vor acht Tagen glaubten bezüglich der Haltung der Regierung anzeigen zu dürfen, ist wieder verflogen. Der Herr Reichskanzler, der sich in seiner Rede über die Stellung der Regierung zu den Parteien vor den Vorhang gewagt hatte, ist wieder dahinter verschwunden, nachdem er noch alles, was wir und andere aus seinen Worten hoffnungsfroh herausgehört hatten, als für die Richtung seiner Politik unerheblich zurückgewiesen hatte. Was nun hinter dem Vorhang geschieht, entzieht sich unseren Blicken. Es ist schwer, für diesen Rückfall einen ausreichenden Grund zu finden. Man müßte ihn geradezu in der Psyche der gegenwärtigen Regierung suchen. Sie greift nicht lenkend ein und zwingt widerstrebende Elemente nicht, sich ihrem Willen zu beugen! Sie sieht dem häßlichen Spiel zu und — wartet ab.

Die Regierung hätte es gerade in der gegenwärtigen Situation so außerordentlich leicht, die Führung wenigstens in einer Frage zu übernehmen. Heer

und Flotte bedürfen der verschiedensten Ergänzungen, das wird von allen militärischen und politischen Sachverständigen als notwendig anerkannt. Die Stimmung im Lande ist dafür geradezu glänzend auch im Hinblick auf die Deckungsfrage. Das Märchen von dem Zurückweichen vor englischer Drohung hat wenigstens das eine Gute, daß nun die Nation durch den systematischen Ausbau seiner Wehr zu Wasser zu zeigen strebt, wie unabhängig von England sie ihre Wege wählt. Und nun? G. Cl.

Kolonialles

Die amtlichen Jahresberichte über die Entwicklung unserer Kolonien im Jahre 1910, herausgegeben vom Reichskolonialamt, verlegt bei E. S. Mittler u. Sohn, sind neulich erschienen. Wie erinnerlich, werden sie seit dem verflossenen Jahre nicht mehr als Reichstagsdrucksachen der Öffentlichkeit übergeben, sondern der Reichstag geht im Sparen mit gutem Beispiel voran und gibt der Kolonialverwaltung gleichzeitig dadurch Gelegenheit, ihren Etat zu verbessern, denn diese erhält für die Berichte vom Verleger ein ansehnliches Honorar. Aus den amtlichen Berichten ist damit ein literarisches Erzeugnis geworden. Im verflossenen Jahre merkte man davon verzweifelt wenig, wie damals auch an dieser Stelle gerügt wurde; es war ein mechanischer Abklatsch der Berichte mit sehr wenig organischem Zusammenhang und mangelhafter Statistik, so daß der Publizist und Politiker, der auf den Band als Quelle angewiesen war, manchmal geradezu in Verlegenheit kam.

Der vorliegende neue Bericht ist bedeutend brauchbarer, die im letzten Jahre gerügten Mängel sind im wesentlichen beseitigt. Man kann ihn daher diesmal auch dem Kolonialfreund, falls diesem der Preis von 10 Mark nicht zu hoch ist, wohl zur Anschaffung empfehlen. Bedauerlich ist nur, daß nicht auch der Bericht über unsere Kolonie Kiautschou in dem Band enthalten, ja daß er überhaupt nicht mehr der Öffentlichkeit zugängig ist.

Was den materiellen Inhalt der Jahresberichte anbelangt, nämlich die Entwicklung der Kolonien im Jahre 1910, so ergibt sich ein im ganzen recht erfreuliches Bild. Da unsere Kolonialpolitik im Hinblick auf die Ergebnisse der Reichstagswahlen vor einer kleinen Krisis insofern steht, als im neuen Reichstag eine unbedingte Mehrheit für Forderungen auf kolonialem Gebiete nicht mehr vorhanden ist, kann es vielleicht nichts schaden, wenn wir hier die Stetigkeit der Entwicklung der Kolonien während der letzten zehn Jahre betonen und durch eine statistische Übersicht des Außenhandels erhärten.

	1901	1902	1903	1904	1905
	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
Einfuhr	38 156 000	42 903 000	41 808 000	46 469 000	71 372 000
Ausfuhr	19 388 000	22 119 000	25 563 000	24 744 000	27 836 000
Gesamthandel . .	57 544 000	65 022 000	67 371 000	71 213 000	99 208 000

	1906	1907	1908	1909	1910
	Mark	Mark	Mark	Mark	Mark
Einfuhr	121 898 000	88 745 000	91 857 000	107 412 000	129 657 000
Ausfuhr	31 164 000	41 163 000	46 450 000	69 613 000	100 842 000
Gesamthandel . .	153 062 000	129 908 000	138 307 000	177 025 000	230 499 000

Die Aufwärtsbewegung von rund 53 Millionen Mark erstreckte sich im Jahre 1910 auf Ostafrika, Kamerun und Südwestafrika und teilweise die Südsee, während in Togo bei im allgemeinen günstiger Wirtschaftslage ein vorübergehender Stillstand eingetreten ist. Über die einzelnen Kolonien nur ein paar kurze Angaben. Der Außenhandel Ostafrikas belief sich 1910 auf rund 60 Millionen Mark gegen 47 Millionen Mark im Jahre 1909. Bei der Einfuhr dieser Kolonie ist bemerkenswert, daß der Wert der reinen Handelsgüter um fast 5 Millionen, von rund 24 auf 29 Millionen sich erhöht hat. Eine steigende Rolle spielt bei der Ausfuhr Ostafrikas und Kameruns der Kautschuk, dort der Plantagenkautschuk, hier der wildgewachsene. Von 20 Millionen Mark Ausfuhr Ostafrikas entfallen über 6 Millionen Mark auf Kautschuk, darunter 3,3 Millionen Plantagenkautschuk. In Kamerun ist die Ziffer für Kautschuk von $7^1/_2$ Millionen auf 11 Millionen hinaufgeschwellt und hat sich in wenigen Jahren verdoppelt. In Südwestafrika ist die Einfuhr von 34,7 Millionen Mark auf 44,3 Millionen gestiegen, die Ausfuhr von rund 57 Millionen auf 79 Millionen Mark. Bei der Ausfuhr spielten natürlich die Diamanten mit fast 27 Millionen Mark eine ausschlaggebende Rolle — ob dies im Jahre 1911 wieder der Fall ist, kann schon heute bezweifelt werden, da eine Reihe von Diamantenfeldern aus mangelnder Rentabilität den Betrieb eingestellt haben.

(Über den Diamantenzoll werden die Grenzboten in einer der nächsten Hefte einen längeren Artikel veröffentlichen. Die Schriftltg.)

Die eben erwähnte Angelegenheit des südwestafrikanischen Diamantenzolls ist außerordentlich wichtig für die ganze Wirtschaftslage der Kolonie. Es herrscht im Lande schon seit mehreren Jahren ein starker Geldmangel, der nachgerade die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu hemmen beginnt. Die Verhältnisse schreien schon lange nach einer Kreditorganisation für die Landwirtschaft. Das Kreditbedürfnis ist bereits von Dernburg, der doch von solchen Dingen etwas verstand, anerkannt und Abhilfe versprochen worden; geschehen ist aber nichts. Erst in neuster Zeit ist die Angelegenheit im Schoße der Kolonialverwaltung aus dem Stadium der Erwägungen in das der ernsten Erwägungen befördert worden, indem sie auf die Tagesordnung der ersten Sitzung der Ständigen wirtschaftlichen Kommission gesetzt wurde, deren Protokoll jüngst veröffentlicht worden ist. Die Verhandlungen, die an einen sicherlich außerordentlich interessanten Vortrag des volkswirtschaftlichen Referenten anknüpften, sind ohne greifbares Ergebnis erlaufen. Man erkennt wohl, was nicht neu war, daß Abhilfe geschafft werden müsse, aber das Wie liegt nach wie vor im Dunkel. Das Großkapital hat jedenfalls deutlich

abgewinkt. Der springende Punkt ist, wie wir schon in einem früheren Aufsatz betont haben, der, daß eine rein private Organisation, die der Kolonialverwaltung natürlich am angenehmsten gewesen wäre, wegen des zu hohen Zinsfußes und der zu langen Beleihungsgrenzen versagt, daß es also ohne Staatshilfe nicht geht. In welcher Form diese gewährt werden könnte, haben wir in jenem Aufsatz angedeutet. Eine Organisation auf genossenschaftlichem Grundsatz wäre am besten. Wenn eingewandt wird, daß der hypothekarischen Sicherstellung die bereits an erster Stelle eingetragenen Restkaufgelder und Ansiedlungsbeihilfen im Wege stünden, so liegt doch der Gedanke nahe, daß diese von der neuen Kreditorganisation übernommen und vom Fiskus mit eingebracht werden. Wir meinen, man sollte nicht allzulange hin und her theoretisieren und nach den Erfahrungen fremder Kolonien schielen. Auch darf die Organisation nicht zu sehr in die heimische Genossenschaftsschablone gezwängt werden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse der Kolonie liegen unsern Erachtens klar genug, um eine individuelle Behandlung zuzulassen. Es handelt sich zudem vorläufig um keine Riesensummen, und wenn im Anfang ein paar Lehrgelder bezahlt werden müssen, so ist das auch kein Unglück. Freilich, die beste Zeit ist vorbei, die hatten wir zu Dernburgs Zeiten, als der Kolonie unerwartet die Diamantenfunde in den Schoß fielen. Und wenn der Gouverneur von Südwest so fix zugegriffen hätte, wie der von Ostafrika, als es jüngst galt, schnell noch die ostafrikanische Zentralbahn mit dem alten Reichstag unter Dach zu bringen, so wäre die finanzielle Grundlage für die Kreditorganisation höchst wahrscheinlich schon vorhanden. Der neue Reichstag wird wohl um so unlustiger sein, je mehr der Etat von Südwest durch die Betriebseinstellungen auf den Diamantenfeldern an Klarheit eingebüßt hat. Wir halten die im Etat für 1912 veranschlagte Einnahme aus dem Diamantenzoll in Höhe von 7267000 Mark für eine Verlegenheitsschätzung, die schon um deswillen nicht erreicht werden dürfte, weil sich der zugrunde gelegte Ausfuhrzoll von $33^1/_3$ Prozent nicht aufrecht erhalten läßt. Im übrigen bringt der Kolonialetat für 1912 keine Überraschungen. Bei Betrachtung der kleinen Summen, die als Ertrag der Eingeborenenbesteuerung veranschlagt sind, fällt nur nach wie vor auf, daß man der Erschließung eigener Einnahmen für die Kolonien auf diesem Wege offenbar noch recht zaghaft gegenübersteht. Dabei wird diese Aufgabe in Anbetracht der politischen Lage brennend. Wie will Kamerun seinen Gebietszuwachs erschließen und organisieren und Togo seine Inlandbahn nach dem hohen Norden weiterbauen, wenn keine Einnahmen zur Verzinsung der Anleihen nachgewiesen werden können? Bezüglich Ostafrika hat ja der neue Staatssekretär den erfreulichen Entschluß gefaßt, endlich die ungerechte und unzulängliche Hüttensteuer, die nur Familienväter belastet, durch die Kopfsteuer für alle arbeitsfähigen Eingeborenen zu ersetzen. Eine baldige, wenn auch vorsichtige Übertragung dieser Steuerform auf Kamerun und Togo erscheint sehr angebracht. Außerdem wäre eine

erweiterte Heranziehung der Verbrauchs- und Luxusartikel der Eingeborenen zu empfehlen, besonders eine stärkere Belastung des Salzes, das bei den Schwarzen ein begehrter Luxusartikel ist. Dabei ist in Erwägung zu ziehen, daß dadurch zugleich ein sanfter aber notwendiger Druck auf die Arbeitswilligkeit des Negers ausgeübt wird.

Über die verschiedenen Gouverneurswechsel ist nicht viel zu sagen. Geheimrat Haber ist für Ostafrika, Ebermaier für Kamerun der gegebene Mann. Letzterer besonders aus dem Grunde, weil er bisher der Verkehrskundige der Kolonialverwaltung war, eine Eigenschaft, die für Kamerun in den nächsten Jahren besonders wichtig ist. Hoffentlich findet der neue Kameruner Gouverneur bei der Großfinanz und den kolonialen Eisenbahnunternehmern, mit denen er seit Jahren zusammenarbeitet, gegebenenfalls Freunde in der Not! Togo soll einen fürstlichen Gouverneur erhalten, den als Afrikaforscher bekannten Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg. Das ist ein Novum, aber kein schlechter Gedanke, namentlich für später, wenn die Kolonien noch mehr in sich gefestigt sind. Gegen demokratische Allüren, die sich draußen unwillkürlich auslösen könnten, wäre es ein gutes Gegengewicht, wenn deutsche Fürsten an der Spitze der kolonialen Gemeinwesen ständen.

Eine angenehme Überraschung hat uns der neue Staatssekretär Dr. Solf durch sein neuestes Verbot von Mischehen auf Samoa bereitet. Damit hat er noch vor Torschluß einer Besserung der verfahrenen Rassenverhältnisse auf

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

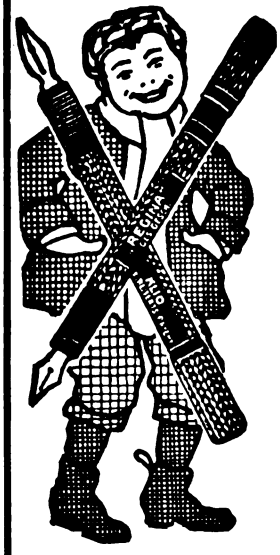
Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Samoa, die ihm viele Angriffe eingetragen hatten, die Wege geebnet. Vielleicht waren ihm früher die Hände gebunden, erst durch die Verhältnisse, dann durch die sattsam bekannten Rassenanschauungen Dernburgs. Er hatte also mit gegenwärtigem Erlaß sofort die Gelegenheit zur Abhilfe ergriffen, nachdem er die Macht in Händen hat. Jedenfalls freut es uns, daß aus einem Saulus ein Paulus geworden ist. Aber Gouverneur auf Samoa zu sein, ist jetzt keine Lustbarkeit — da werden Weiber zu Hyänen.

In den übrigen Kolonien sind Mischehen schon längst verboten, aber man weiß noch nicht recht, was man mit den Mischlingen anfangen soll. Dr. Solf will neue Erhebungen über die einschlägigen Verhältnisse anstellen lassen. Wenn er damit eine generelle Regelung der staatsrechtlichen Stellung der Mischlinge, eine reinliche Scheidung von weiß und farbig ermöglicht, so erwirbt er sich ein dauerndes Verdienst.

Rudolf Wagner

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38/37.



Ich lache

weil jedes System Füllfederhalter das beste sein soll???

Probieren Sie entweder

„Klio" E. Reiserts Patent, bei der Sie Ihre gewohnte Feder u. Tinte verwend. können, zu **Mk. 3.**— und **6.**— pro Stück.
Mit neuester Selbstfüllvorrichtung **Mk. 2.**— pro Stück **mehr**
oder

„Regina", ges. gesch. Sicherheits-Goldfüllhalter mit 14karätiger Goldfeder mit Iridiumspitze, immer schreibfertig, **Mk. 10.**—, auch m. grösseren Goldfedern **Mk. 14.50, 19.**— u. **25.**— pr. Stück.

„Klio" und „Regina" können in jeder Lage in der Tasche getragen werden.
Ueberall erhältlich. Kataloge gratis und franko.

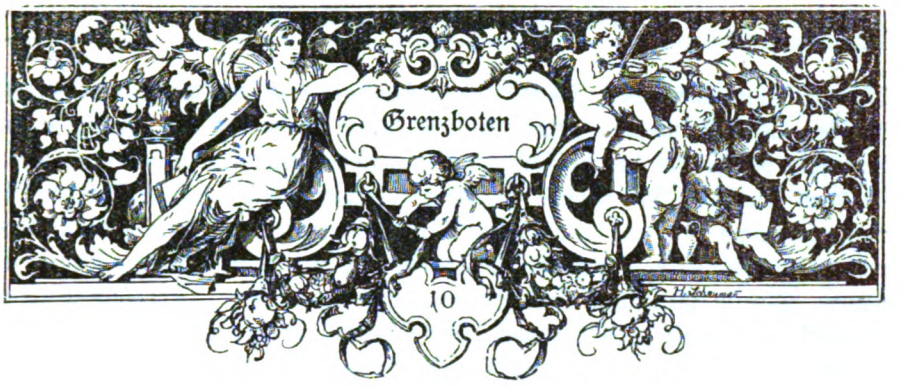
Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef (Sieg) 141

Grösste und leistungsfähigste Füllfeder-Spezialfabrik des Kontinents.

Es sind verschiedene ähnlich lautende minderwertige Nachahmungen im Handel, achten Sie daher auf die jedem Halter eingebrannte Marke „Klio", E. Reiserts Patent, bezw. „Regina", ges. gesch.

Einige Anerkennungen: Herr Kisch, Thaler Blechwarenfabrik Kisch & Co., Thale a. H., schreibt: „Als ich dieser Tage Ihre Inserate las, wurde ich daran erinnert, dass ich **meinen stetigen Freund**, welchen ich ständig in der Tasche **habe, nun bereits 5 bis 6 Jahre besitze.** Ich gebrauche meinen **„Klio"-Füllfederhalter tagtäglich,** und **ist mir** derselbe ein **treuer Begleiter und lieber Freund geworden.** Ich war früher im Besitze eines anderen Systems, jedoch habe ich schon längst die Vorteile Ihres Systems erkannt usw. usw."

Herr Dr. Deichmann, Löwen-Apotheke in Leer, schreibt: **„Seit mehreren Jahren** gebrauche ich **ständig Ihren „Regina"-Füllfederhalter,** und drängt es mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich mit dem Halter **durchaus zufrieden bin** und ich nur jedem empfehlen kann, bei Anschaffung eines Füllfederhalters an Ihr System zu denken. Der Halter arbeitet **noch heute, nach vier Jahren, ebenso wie am ersten Tage, wohl das beste Zeichen für die Güte Ihres Fabrikates."**



Die Bewegung des Panislamismus und Pantürkismus in Rußland

Von H. Toepfer-Charlottenburg

Die Völker des Oſtens ſind erwacht. Erwacht ſind die zweihundert Millionen Muſelmanen der ganzen Welt des Islam und mit ihnen die dreißig Millionen, über die der Zar in Sibirien, Turkeſtan, Chiwa und Buchara, in den Wolga- und Kamagegenden, in den Kalmücken- und Kirgiſenſteppen und in Kaukaſien gebietet. Die ruſſiſche Preſſe hat einen ſchwachen Troſt für dieſe Tatſache nur darin zu finden gewußt, daß alle chriſtlichen Staaten mit muſelmaniſcher Bevölkerung, vor allem England, vor der gleichen Aufgabe ſtehen, ſich mit ihr abfinden zu müſſen.

Nach Profeſſor Maſchanoff iſt in einem jeden Reiche, in dem der Islam nicht herrſcht, der Muſelman unfähig, ein vollwertiger, den Staat mit ſeinen Forderungen bedingungslos anerkennender Untertan zu ſein; weit mehr iſt er ein fremdes Reis auf fremdem Stamme, ein Element, das den Staat auf allen Wegen des Fortſchrittes hemmt. Der Islam und die von ihm beherrſchte Gedankenwelt ſind eben unverträglich mit der Stellung und den Aufgaben des Bürgers eines chriſtlichen Staates, denn er zwingt den Muſelmanen zum Panislamismus als religiös-politiſchem Glaubensbekenntnis. Hierauf beruht die ihre ziffernmäßige Stärke*) weit übertreffende Bedeutung der mohammedaniſchen Bevölkerung, die bei ihrer Zuſammendrängung im mittelaſiatiſchen Lande eine nicht zu unterſchätzende Gefahr für den ruſſiſchen Staat in ſich birgt. Dieſe Gefahr iſt um ſo größer, als ſie nicht entfernt richtig gewürdigt wird, als die Glaubenslehren und Charaktereigenſchaften, Gewohnheiten und die Literatur nur ungenügend, eigentlich gar nicht bekannt ſind. Die beſten und zuverläſſigſten Werke, wie das zwanzig-

*) Die mohammedaniſche Bevölkerung Rußlands beträgt etwa ein Siebentel der Geſamtbevölkerung.

bändige Sammelwerk über „Die kaukasischen Gebirgsbewohner", die zweiundvierzigbändige Quellensammlung „Zur Kenntnis der Stämme des Kaukasus", ruhen innerhalb der Wände der Bibliotheken und Archive; außerhalb Kaukasiens kennt sie kaum jemand. Der frühere Generalgouverneur des Turkestan, Duchowskoi, mußte im Jahre 1898 auf die auffällige Tatsache hinweisen, daß kaum eine Militärperson sich der Mühe unterzieht, die Fremdvölker und ihre Sprachen kennen zu lernen. Das ist inzwischen zwar ein wenig besser geworden. In Taschkent selber ist zuerst ein Kursus zur Erlernung orientalischer Sprachen beim Oberkommando eingerichtet und im vergangenen Herbst zu einer staatlichen Einrichtung wie auch in Tiflis, Wladiwostok und Irkutsk ausgestaltet worden. Aber das alles dient der Sache doch nur in bescheidenem Umfange.

Um so mehr Beachtung verdient nach L. Jewdokimoff*) das Material, das gründliche Kenner des Islam und der Völkerkunde des heutigen Rußland herbeigeschafft haben, Männer, die als Lehrer mitten in der Bewegung stehen oder als Vertreter der rechtgläubigen Geistlichkeit in der inneren Mission wirken. Indessen sind Schriften, wie die von Professor Maschanoff über „Die heutige Lage der muselmanischen Tataren", vom Rektor der geistlichen Schule in Kasan über „Die Bewegung unter den russischen Muselmanen", von Tscherewanski „Die Welt des Islam und ihr Erwachen", in Petersburg nicht einmal vorrätig. Und so scheint das harte Urteil berechtigt, daß heute noch wie im Jahre 1898 nicht nur in der Allgemeinheit, sondern auch in regierenden Kreisen das Verständnis für die geistigen Regungen der muselmanischen Bevölkerung nicht genügend entwickelt ist.

Angesichts der Bedrohung der Einheit und Stärke des Staatswesens und der Kraft des russischen Staatsgedankens durch die sonstigen völkischen und religiösen Bestrebungen im Reiche erachten patriotisch denkende Männer es für die höchste Zeit, den russischen Nationalismus aufzurufen gegen die vom Islam ausgehende Gefahr. Nachdem aber das Vorgehen der Italiener die Welt des Islams in eine weithin brandende Bewegung versetzt hat, dürfte es von Wert sein, dem von jenen beigebrachten Material**) Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Panislamismus ist eine Bewegung auf religiös-politischer Grundlage, die heutzutage alle Völker, die sich zum Islam bekennen, ergriffen hat. Der innere Kern dieser Bewegung ist nicht nur die Ausbreitung des Islam, sondern die Vereinigung aller Muselmanen der Welt unter dem Zepter des Khalifen als Oberhauptes der Rechtgläubigen, des türkischen Sultans, des Padischah. Damit hält gleichen Schritt der Pantürkismus, die Verbreitung des Gedankens der Vereinheitlichung der Sprache unter allen muselmanischen Völkern, ihre Beglückung mit der türkischen Sprache, Literatur und Kultur, nach Vambéry „Das moralische

*) Wojenny Sbornik 12/1911.

**) Namentlich in der Nowoje Wremja, den Okrainy Rossii, den unter geistlicher Leitung stehenden Zeitungen und periodischen Schriften und in L. Jewdokimoffs Aufsätzen im Invalid 225/1911 und Wojenny Sbornik 12/1911. Die letztgenannte Quelle ist in den folgenden Ausführungen vorwiegend benutzt.

Band" der ganzen Welt des Islam. Die Einheit der Sprache ist die Vorbedingung für die Vereinheitlichung des Staatsgedankens, für die Herbeiführung politischer Einheit des muselmanischen Gesamtvolkes, das nur „in der gemeinsamen Religion oder genauer gesagt dort, wo der Islam herrscht, sein Vaterland sieht."

Jeder wahre Muselman ist Träger des Gedankens der Ausbreitung des Islam nicht nur aus Überzeugung, sondern auch auf Geheiß des Koran. Hierin ist die besondere werbende Kraft des Islam und seiner Tendenzen begründet, die die Gedanken des Panislamismus und Pantürkismus in sich vereinigen.

Die panislamitische Bewegung ist wohl organisiert; Komitees leiten die Agitation, Kongresse in den Staaten und Weltkongresse stellen allgemeine Gesichtspunkte auf. Das Komitee für „Einigkeit und Fortschritt" hat den Panislamismus und den türkischen Nationalismus in sein Programm aufgenommen und „sieht zwangsweise Türkisierung der Christen mittels Aufnötigung der Sprache und des Heeresdienstes in seinem Programm vor".

Neuerdings macht sich im Islam eine Strömung für die politische Vereinigung der Sunniten und Schiiten bemerkbar, die unverkennbar ihre Spitze gegen die russische und englische Politik in Persien richtet. Ende 1910 haben sich einige höhere Vertreter der Geistlichkeit beider Richtungen für diese Vereinigung ausgesprochen und die Verteidigung der Grenzen und der Unabhängigkeit beider Reiche (der Türkei und Persiens) als ihr Ziel hingestellt. Kenner des Muselmanentums sehen in der Einigung des Islams eine Bedrohung der christlichen Welt, die in die politischen Beziehungen der Staaten ein neues Moment hineinträgt. Die „unversöhnliche Feindschaft zwischen Sunniten und Schiiten" muß nunmehr aus allen politischen und militärischen Erwägungen der in Gegensatz zu islamitischen Mächten geratenden Staaten ausgeschaltet werden. Ferner muß zur Kenntnis genommen werden, daß die Hoffnung auf Verschmelzung von Muselmanen mit Christen in einem Staatswesen in den meisten Fällen trügerisch ist. Rußland gilt nach einer Äußerung der in Kairo erscheinenden arabischen Zeitung Al Muajed als Hauptfeind des ottomanischen Reiches und, nächst England, auch als Hauptfeind des Islamismus. Dieser Ansicht entspricht das Verhalten der Muselmanen des russischen Reiches.

Den vorherrschenden Volksstamm mohammedanischen Glaubens in Rußland bilden die Tataren. Sie sind am meisten kulturell entwickelt, aufnahmefähig, unternehmend und dabei glaubensstark im Islam. Professor Vambéry rühmt ihnen ein überraschend ausgeprägtes Nationalbewußtsein, politischen Takt und Festigkeit, Tatkraft und Patriotismus (in spezifisch tatarischem Sinne) nach. Dazu findet er, daß sie die Sache des Pantürkismus glücklich fördern, indem sie aus ihrer Sprache alle persischen und arabischen Worte ausmerzen und durch türkische Worte (osmanischen Dialekts) ersetzen.

Die wichtigsten Stätten tatarisch-muselmanischer Bildung in Rußland sind Kasan (der Schmuck des Ostens), Bachtschissarai, Tiflis, Baku, Orenburg, Troizk,

Ufa, Taschkent, Ssamarkand und Jembajewskija jurty (Gouvernement Tobolsk). Hier sind die muselmanischen Bücher- und Zeitungsverläge, in Kasan auch Bücherverläge vereinigt; hier werden die in arabischer und türkischer Sprache im Auslande erscheinenden, hauptsächlich aus Konstantinopel, Kairo und Kabul stammenden Zeitungen und Schriften vertrieben und findet der in Paris in russischer Sprache gedruckte Musulmanin, den man stark antimilitaristischer Tendenzen beschuldigt, seine Hauptabnehmer.

Gegen die rechtgläubige Kirche verhalten sich die Tataren, was bei der durch den Staat gestützten Macht und Autorität dieser Kirche nicht wunderbar ist, durchaus feindlich. Mitunter äußert sich ihr Haß in Scheußlichkeiten gegen russische Lehrer und Beamte, die unglückliche Opfer religiöser Unduldsamkeit werden. Neben der Abneigung gegen die Kirche geht Widerwillen gegen alles Russische, gegen das gesprochene und geschriebene russische Wort einher. Es kommt vor, daß vortrefflich russisch sprechende, im Ausland gebildete Tataren in öffentlicher Versammlung erklären, der „moskowitischen Sprache" nicht mächtig zu sein, und französisch reden*). Dieser Widerwille geht sogar so weit, daß bei vielen russischen Tataren als Glaubensabtrünniger gilt, wer seine Kinder Russisch lehren und — russische Stiefel tragen läßt**). Es wird auch öffentlich erklärt, daß die Erlernung des russischen ABC dem mohammedanischen Kult nachteilig sei.

Selbst der Verkehr mit Russen wird als Sünde erklärt. In Zaritzyn wurde im Jahre 1902 von der Stadtverwaltung die Zuweisung von Land für acht Häuserviertel verlangt, um sie für Bewohner christlicher Konfessionen, natürlich für Russen, zu sperren. Eine Versammlung von mohammedanischen Angehörigen von zweiundzwanzig Gemeindebezirken (Wolosti) brachte es im Jahre 1906 fertig, zu verlangen, daß die Gemeindebezirke muselmanische Namen erhalten und Ortschaften mit muselmanischer Bevölkerung nicht an russische Gemeindebezirke angeschlossen werden sollten, da die Interessen und Lebensbedingungen beider Bevölkerungsgruppen völlig von einander verschieden seien.

Besonders auffällig ist das ablehnende Verhalten der tatarischen Intelligenz gegen die vom Staate gebotenen Bildungsmittel der höheren Bildungsanstalten. Die Zahl der muselmanischen Studenten ist stets verschwindend gering, selbst in Kasan, einem der Zentren des Tatarentums. In den letzten fünfzehn Jahren hat nicht ein Student der dortigen Universität Vorlesungen über Geschichte und Literatur des Orients besucht, obgleich gerade diese Universität die einzige ist, auf der über diese Gegenstände gelesen wird. Höhere Bildung in europäischem Sinne wird vornehmlich in Paris und Holland gesucht. Aber auch die niederen russischen Schulen werden von den Tataren gemieden; dafür werden offene und geheime Mektebs und Medressen***) besucht. Diese Schulen werden geradezu zur

*) Okrainy Rossii 43/1911.

**) Rechtgläubiger Heilsbote 14 1908.

***) Mekteb — Elementarschule, Medresse — Gelehrtenschule.

Vertiefung der Kluft zwischen der mohammedanischen und russischen Bevölkerung benutzt, und die russische Literatur wird künstlich von ihnen ferngehalten. Auf Antrag eines stimmberechtigten Muselmanen strich der Kreistag von Malmyšh (Gouv. Wjatka) den Kredit für die Lieferung von russischen Lehrbüchern und belletristischen Schriften an diese Art Schulen, da ihre Benutzung für die Muselmanen eine den Lehren des Schariat widersprechende Sünde sei.

Das entlegenste muselmanische Dorf hat eine oder mehrere Mektebs. Ihre Eröffnung ist völlig unbeschränkt, denn bei jeder Moschee kann eine Schule eingerichtet werden. Die Erlaubnis zum Bau von Moscheen aber wird leicht erworben, und zudem gibt es noch Privatmoscheen, die sich der offiziellen Feststellung zu entziehen verstehen. Der Besuch eines Mekteb ist für die Kinder beiderlei Geschlechts unerläßlich. Es sind konfessionelle Schulen mit ausgesprochen nationalistischer Richtung, in denen die Jugend bis zum Fanatismus islamisiert und nicht nur in völkischer, sondern auch in politischer Beziehung zu einer dem Staatsgedanken feindlichen Sinnesart erzogen wird. Neben den mehr oder weniger berufenen Lehrern wirkt eine große Anzahl muselmanischer Agitatoren, häufig türkischer Staatsangehörigkeit, als Wanderlehrer im Sinne der Förderung des Panislamismus und Pantürkismus. Viele von ihnen sind „Hadschis"; diese vom „Lichte Mohammeds erleuchteten Männer" erfreuen sich größten Ansehens bei Jung und Alt, weil sie unter dem Schutze des Padischah, des Stellvertreters Mohammeds, geweilt haben. Die muselmanische Presse bemüht sich, diese Zustände gesetzlich festzulegen. Sie macht Stimmung dafür, daß die Ausbildung der Lehrer für die Volksschule der Kontrolle der Aufsichtsbehörden völlig entzogen wird, und daß nur solche Volksschullehrer angestellt werden, die in der Krym oder in den mittelasiatischen Glaubenszentren oder gar in der Türkei ausgebildet sind.

Man muß sich angesichts dieser Verhältnisse die Frage vorlegen, warum der Staat das Erziehungs- und Bildungswesen nicht in festere Hand nimmt. Eine Antwort, die an Offenheit nichts zu wünschen übrig läßt, gibt die Bemerkung eines muselmanischen Schriftstellers: „Zum Glück für die muselmanische Schule in Rußland zeichnen sich die überwachenden Zensoren nicht gerade durch Kenntnis der einheimischen Sprachen aus".*) Aber es fehlt auch nicht an einsichtigen Beamten, die die bestehenden Gefahren wohl erkennen. In dem Berichte des Vorsitzenden der besonderen Kommission für die Fragen der Schulbildung bei den Fremdvölkern heißt es: „In letzter Zeit haben sich den aus dem konfessionellen Charakter entstandenen Mängeln der Schulen noch Auswüchse des tatarischen Nationalismus zugesellt, der sich zum Ziele gesetzt hat, alle mohammedanischen Völkerschaften Rußlands zu irgend welchen politischen Zwecken zu tatarisieren."

Dieser Zweck ist möglicherweise die Aufrichtung eines autonomen Reiches Turkistan in den Grenzen der Gouvernements Kasan, Simbirsk, Ufa und Orenburg. Nach dem Organ der Missionsgesellschaft 9, 1909, wird das Gerücht

*) Musulmanin 25, 1910.

verbreitet und geglaubt, daß die Aufrichtung dieses Reiches eine der Bedingungen des Friedens von Portsmouth sei und daß der jetzige Sultan bei der Umgürtung mit dem Schwerte des Propheten*) seine Beihülfe zugeschworen habe.

Dem Ziele der Befreiung aller Muselmanen in Rußland streben einige muselmanische Wohltätigkeitsgesellschaften offen zu; aber auch geheime Gesellschaften bestehen, wie die tatarische Gesellschaft Heirat in Baku, die energisch auf die möglichst weitgehende Abschließung des vorwiegend durch Mohammedaner bewohnten Teils des Kaukasus hinarbeitet. Alle diese Erscheinungen gewinnen an Bedeutung durch eine Agitation, die durch die Beschlüsse der Mohammedanertage in Kasan, Ufa, Nishni, Tobolsk und Petersburg ihre Weisungen erhält. Diese zielen aber auf nichts anderes als auf die „Bildung eines Staates im Staate" hin. Die allmohammedanischen Kongresse und die ausländischen mohammedanischen Zeitungen schüren das Feuer, und die auf das einfachere Volk noch eindringlicher wirkenden Erzählungen der Mekkapilger tun nichts anderes, als diesem Volke die falschesten Begriffe über die Macht und Bedeutung des Kalifats beizubringen.

Die Tatarisierung hat unter den mohammedanischen Völkerschaften zweifellos aufreizend gewirkt und große Fortschritte auf dem Wege zu dem erstrebten Erfolg gemacht. Die Kirgisenhorden sind den Tataren geistig und materiell botmäßig geworden. Schon ist unter ihnen die Losung verbreitet: „alle Russen zu schanden hauen". Die Zeitung Kasakstan der großen Horde bläst in dies Horn.

Die Völkerschaften der Wolgagegenden mit eigenen Sprachen wie die Tscheremissen und die Bewohner des Permschen Landes, die Tschuwaschen und die Baschkiren, haben wie die Kirgisen ihren Sprachschatz durch Aufnahme tatarischer Worte mindestens verdoppelt und mit der Sprache die Gedanken des tatarischen Muselmanentums, seine Lebensweise, seine Sitten und Gebräuche angenommen, selbst im Äußeren einiges der tatarischen Tracht entlehnt.

Wenn nun der Muselman in Rußland von frühester Jugend an dazu erzogen wird, die Welt vom Standpunkte des Panislamismus zu betrachten und im russischen Staate seinen Feind zu sehen, so ist wohl begreiflich, daß die Erfüllung der militärischen Wehrpflicht und Dienstpflicht in keinem besonderen Ansehen steht. Die Tataren bezeichnen die Wehrpflicht geradezu als eine der Ursachen für die Auswanderung aus Rußland. Professor Maschanoff bezeugt denn auch, daß der Heeresdienst, der die Angehörigen einer Kompagnie, einer Schwadron sonst einander näher bringt, nicht den geringsten Einfluß auf die Tataren ausübt: „Sie fühlen sich ganz augenscheinlich völlig fremd unter den Russen." Es muß indessen hierbei hervorgehoben werden, daß durchaus nicht alle russischen Fremdvölker muselmanischen Glaubens von gleichem Geiste erfüllt sind. Die Turkmenen in Transkaspien, die allerdings in Glaubenssachen sehr lau sind, werden als durchaus zuverlässige und tüchtige Soldaten angesehen, und

*) Der Krönung eines christlichen Herrschers entsprechende politisch-religiöse Zeremonie, die in der heiligen, den Christen völlig verschlossenen Moschee Ejub Khan am Goldenen Horn nach der Thronbesteigung zu geschehen hat.

einzelne kaukasische Stämme haben während des japanischen Feldzuges das Soldatenmaterial zu einer freiwilligen Reiterbrigade gestellt. Endlich wird darauf hingewiesen, daß der Sohn des Schamyl als russischer General zu einem ebenso überzeugten Anhänger des Zaren geworden sei wie viele seiner Glaubensgenossen. Es scheint aber, daß die heutige Generation weniger als je gesonnen ist, diesem Beispiele der Älteren zu folgen, und daß darum die Frage von der höchsten Bedeutung ist, wie sie sich im Falle eines kriegerischen Zusammenstoßes Rußlands mit der Türkei verhalten würde. Bekannt ist ja, daß ein Teil der mohammedanischen Bewohner des westlichen Kaukasus zu Beginn des letzten russisch-türkischen Krieges seine Wohnsitze verlassen hat und bereit war, für seinen Glauben zu leiden und zu kämpfen.

In den mittelasiatischen Ländern bildet der Panislamismus geradezu eine Trennung zwischen den Muselmanen und den russischen Ansiedlern, die doch das Land russifizieren sollen. Den 96 Prozent Sunniten stehen nur 2 Prozent Russen (im ganzen hundertzehn bis hundertzwanzigtausend) und 2 Prozent Armenier, Juden und Schiiten gegenüber. Dies Verhältnis wird dadurch nicht günstiger, daß, vorwiegend im Gebiet Transkaspien, das Sektantentum in fortschreitender Ausdehnung begriffen ist und gerade Sekten mit rationalistischen Lehrmeinungen und staatsfeindlichen Gesinnungen großen Zulauf haben. Der Bischof von Turkestan meint deshalb, daß die Nachrichten über die Zunahme der panislamitischen Agitation im Turkestan die der russischen Herrschaft von seiten der mohammedanischen Bevölkerung drohende Gefahr lange nicht ernsthaft genug darstellen.

Ebenso wenig günstig und förderlich für den Bestand der russischen Herrschaft ist die im Turkestan und auch im Kaukasus vertretene religiöse Abart des Islam, der Derwischismus. Die Ischans, d. h. die Häupter dieser einen geheimen religiösen Orden bildenden Bewegung, ordnen sich dem Haupt der türkischen Geistlichkeit, dem Scheich-ul-Islam, unter. Ihre Lehre verlangt „Vernichtung der Ungläubigen bis auf den letzten Mann". Die Macht eines solchen Ordens kennzeichnen die Taten Schamyls, der eine Art Theokratie unter seinen Bergvölkern hergestellt und den Kaukasus fünfunddreißig Jahre lang in Spannung erhalten hat. In jeder Stadt des Turkestan sind ein oder mehrere Ischans vertreten, die in ihren Jüngern (Müriden) über unbedingt ergebene Anhänger verfügen und deren politische Gesinnung entscheidend beeinflussen. Auch Duktschi, der Führer der Aufstandsbewegung in Andischan im Jahre 1898, war ein Ischan.

Von großer Bedeutung ist die Haltung der muselmanischen Presse. Sie hat sich in den letzten Jahren schnell entwickelt und gewinnt mit der Literatur überhaupt an Verbreitung und Einfluß. Von den dreißig bis vierzig muselmanischen Zeitungen, die jetzt in Rußland in orientalischer Sprache erscheinen, arbeiten die meisten im Sinne der Partei der Kadetten und der muselmanischen Fraktion der Duma. Doch sind unter ihnen alle Parteischattierungen von der

äußersten Rechten bis zur Linken vertreten. Natürlich werden die muselmanischen Sonderwünsche scharf betont; besonders wird für die Lösung der Schulfrage in panislamitischem Sinne stark gearbeitet. Eine neue Erscheinung ist der Druck von Zeitungen und Büchern in tatarischer Sprache mit russischen Lettern, ein Mittel, die Angehörigen der russischen Fremdvölker, die die tatarische Sprache verstehen, aber sie nicht schreiben und lesen können, wohl aber die russische Schrift beherrschen, in tatarisch-muselmanischem Sinne, im Sinne des Panislamismus und Pantürkismus zu bearbeiten. Das Mittel ist besonders für die Rückführung der Nachkömmlinge der zwangsweise getauften Tataren zu dem Glauben ihrer Ahnen bestimmt.

Die gesamte Literatur und Presse in tatarischer, türkischer und arabischer Sprache in Rußland wird durch namhafte Spenden aus dem Inland und Ausland unterstützt. An Büchern, Broschüren und Flugblättern in diesen Hauptsprachen sind im Jahre 1910 immerhin etwa zweihundert in einer Gesamtauflage von über 2300000 erschienen. Schließlich werden auch bildliche Darstellungen für die Propaganda benutzt. Die Verherrlichung des islamitischen Kults, der Schönheiten Stambuls, der Pracht seiner Moscheen, der Macht des Sultans dienen als Gegenstand. Die Bilder des Padischah, des Thronfolgers und der Staatsmänner und Offiziere des jungtürkischen Reiches bis zu Enver Bey sind weit verbreitet, obwohl es bis vor kurzem als anstößig galt, sich abbilden zu lassen.

Alles in allem kann man sich dem Eindruck nicht entziehen, daß die geistige Arbeit unter der mohammedanischen Bevölkerung Rußlands die Verwirklichung der muselmanischen Ideale auf offenen und versteckten Wegen im Auge hat, und daß die Presse ohne Scheu zur Mittätigkeit auffordert.

Die experimentelle Ästhetik

Von Prof. Dr. Oswald Külpe-Bonn

Es ist wohl kein Zufall, daß Gustav Theodor Fechner (1801 bis 1887), einer der reichsten und produktivsten Geister des neunzehnten Jahrhunderts, nicht nur der Begründer einer experimentellen Psychologie, sondern zugleich auch der Vater der experimentellen Ästhetik geworden ist. Seiner ganzen Anlage nach hatte er enge natürliche Beziehungen zur Ästhetik. Ein ursprüngliches Formgefühl, das in seinen Schriften einen erfreulichen Ausdruck gefunden hat, eine lebendige Phantasie, die ihn auch in der Philosophie zu den höchsten Höhen trug, eine geschulte ästhetische Urteilskraft, die er namentlich der bildenden Kunst gegenüber bewährte, und dazu die

Neigung zum Experimentieren, zu einer induktiven Untersuchung aller Gegenstände, wie sie ihm als Naturforscher vertraut und geläufig war — alles das befähigte ihn, eine Wissenschaft ins Leben zu rufen, die eine eigentümliche Vereinigung naturwissenschaftlicher Methodik und ästhetischer Aufgaben in sich schloß.

Freilich ist es Fechner mit diesem Gebiete schlechter gegangen, als mit der experimentellen Psychologie. Hier erlebte er selbst noch die Freude, seine Saat aufgehen zu sehen. Männer, wie Wilhelm Wundt und Georg Elias Müller, wie Carl Stumpf und Hermann Ebbinghaus traten das wissenschaftliche Erbe an, das er mit genialem Forscherblick und hingebender Arbeit geschaffen und gefördert hatte. In der experimentellen Ästhetik dagegen blieb er ganz ohne Nachfolge. Den Eindruck, den er von dem Schicksal seiner Untersuchungen auf diesem Gebiete hatte, hat er anschaulich in folgenden Worten geschildert: „Jemand sieht ein bisher unbebautes Feld und meint, es könne etwas tragen. Er gräbt ein Stück davon mühsam um, sät guten Samen darein und bietet von dem Ertrage den Landsleuten ein Körbchen voll zur Probe dar. Der eine, der dazu kommt, wirft den Inhalt aus dem Körbchen heraus und sagt: seht, es ist nichts darin; ein anderer kehrt das Körbchen gar um. Vorher hatte man ihn schon wegen seiner Bemühungen ausgelacht, und man beweist hiernach mit dieser Behandlung des Ertrages, daß man recht hatte." Aber auch noch wesentlich später ist die kritische Haltung der Zeitgenossen keine günstigere geworden. So erklärte Eduard v. Hartmann, daß die Ergebnisse der experimentellen Untersuchungen und der umständlichen mathematischen Berechnungen derselben ästhetisch so gut wie wertlos seien und an die von kreißenden Bergen geborene Maus erinnern. Selbst die heutige Ästhetik verhält sich noch zumeist ablehnend oder gleichgültig gegen Fechners Methoden und Ergebnisse.

Dieses Verhalten hat verschiedene Gründe. Zunächst ist bei Fechner unverkennbar eine gewisse Unfruchtbarkeit seiner experimentellen Befunde für die eigentliche Ästhetik bestehen geblieben. Bei der Aufstellung seiner Prinzipien dienen sie nicht als empirische Grundlage. Die ästhetischen Versuche werden mehr nebenbei erwähnt. Sie scheinen nur dazu beigetragen zu haben, die Scheidung eines direkten und eines assoziativen Faktors stützen zu helfen, d. h. die Trennung der Einflüsse sinnlicher Natur, der Farben und Töne, Formen und Rhythmen, von denjenigen der Erinnerung und des Wissens um die Bedeutung dieser Tatbestände. Aber diese Scheidung war schon englischen Ästhetikern des achtzehnten Jahrhunderts bekannt gewesen, und Fechner selbst ist nicht erst durch seine Versuche auf sie gekommen. So erscheint die experimentelle Ästhetik bei ihm fast wie ein Nebenergebnis, das aus anderer Quelle geflossen, mit anderer Absicht gewonnen, zur Begründung und Durchführung der Ästhetik selbst nichts beizutragen vermag.

Ferner waren die Versuche von Fechner nicht recht geeignet, zu einem ästhetischen Verhalten höheren Grades in Beziehung gesetzt zu werden. Wenn man Rechtecke, Ellipsen und andere einfache räumliche Formen einer größeren

Anzahl von Versuchspersonen vorlegt und sie bloß darüber urteilen läßt, welche von diesen Figuren unter einer Reihe einander ähnlicher Gestalten den gefälligsten Eindruck gemacht habe, so ist weder eine ästhetische Beurteilung bei jeder dieser Personen ohne weiteres vorauszusetzen, noch auch dem Ergebnis irgendeine tiefere gesetzmäßige Bedeutung beizulegen. Fechner hat die Urteile der verschiedenen Versuchspersonen auf die einzelnen Figuren verteilt und diejenige für die ästhetisch bevorzugte erklärt, die den meisten Personen am besten gefiel. So bekam er zugleich eine Kurve, welche die Grade der Wohlgefälligkeit der einzelnen von den Versuchspersonen beurteilten Raumgestalten durch die Zahl der abgegebenen Urteile ausdrückte. Eine solche Kurve mußte, da sie einer Wahrscheinlichkeitsbetrachtung unterworfen wurde, auf voller Gleichwertigkeit der in sie aufgenommenen ästhetischen Beurteilungen beruhen. Diese war jedoch in keiner Weise sichergestellt worden. Die Auswahl der Versuchspersonen, die Schulung derselben, die besondere Aufgabe, der sie sich zu unterziehen hatten, all das war bei den Fechnerschen Versuchen ohne Kontrolle oder Berücksichtigung geblieben. So konnte denn das Resultat keine größere ästhetische Bedeutung beanspruchen, die Methode der Untersuchung keine Aussichten auf neue Leistungen eröffnen. Und so mußten die Anfänge der experimentellen Ästhetik jene Würdigung zu verdienen scheinen und ertragen, die ihr allenthalben aus den Kreisen der Fachleute entgegenschallte: ein nutzloses Spiel zu sein, das die Mühe nicht lohnte, die darauf verwendet wurde. Weder psychologisch, noch ästhetisch war auf diesem Wege eine Erkenntnis zu gewinnen. Insbesondere waren auch die Motive, von denen die einzelnen Urteile abgehangen hatten, nicht festgestellt worden, und so wußte man nicht, inwiefern die Verschiedenheit der Urteile mehr zufällig oder durch konstante Neigungen oder Abneigungen begründet gewesen war.

Der Grund für die Geringschätzung, welche die zünftigen Ästhetiker dem Fechnerschen Verfahren entgegenbrachten, lag aber auch in der Natur der Sache. Notwendige Bedingung für die ästhetische Verwertbarkeit derartiger Experimente mußte ja ein ästhetisches Verhalten der herangezogenen Versuchspersonen sein. Wie konnte nun aber erwartet werden, daß einfache Figuren, wie Rechtecke oder Ellipsen, in einer Versuchsperson eine Verfassung anregen würden, die derjenigen gliche, in welche man Kunstwerken gegenüber ohne weiteres zu geraten pflegt! Unwillkürlich konnte sicherlich niemand ästhetisch gestimmt werden, wenn er so elementare, primitive Aufgaben vorgelegt erhielt. Sobald aber an der grundlegenden Voraussetzung für die ästhetische Bedeutung der genannten Experimente gezweifelt werden konnte, mußte selbstverständlich auch ein allgemeines Bedenken gegenüber dem ganzen Verfahren und seinen Ergebnissen Platz greifen. Experimentiert werden konnte, wie es schien, nur mit einfachen Gegenständen, und diese waren viel zu reizlos, um einen ästhetischen Zustand anzuregen. So wenig Handlungen der Barmherzigkeit an Steinen, Stimmungen der Verehrung an Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens ausgelöst werden, so wenig ist eine ästhetische Ergriffenheit angesichts von Visitenkarten denkbar.

Dazu kam endlich eine Opposition des Gemüts. Es herrscht eine allgemeine begreifliche Abneigung dagegen, in den Wertgebieten der menschlichen Kultur ein experimentelles Verfahren anwenden zu lassen. Wir beobachten das nicht nur in der Ästhetik, sondern auch in der Ethik und in der Religionswissenschaft. Wer möchte seine innerste Stellung zu den Fragen der Sittlichkeit und Tugend, des religiösen Glaubens, der Bekehrung und Versöhnung in experimentellen Untersuchungen darlegen? Bedeutet es nicht eine Entweihung dieser idealen Erlebnisse, wenn sie durch geeignete Reize im Versuch erzeugt und verändert werden? Schon allein das Bewußtsein, von einem Versuchsleiter für seine wissenschaftlichen Zwecke benutzt zu werden, die Aussagen über Kunstobjekte ihm zur Analyse und rechnerischen Bewertung zu überlassen und sich mit seinem Empfinden und Urteil vor einer Allgemeinheit bloßzustellen, scheint dem ästhetischen Verhalten seine Würde und Intimität, seine Tiefe und Ursprünglichkeit rauben zu müssen.

Alle diese Erwägungen haben der experimentellen Ästhetik sicherlich viel mehr schaden müssen, als der experimentellen Psychologie, die sich in ihren Anfängen wenigstens auf einfachere Probleme beschränken, in einer Vorhalle verweilen konnte. So ist es gekommen, daß vom Jahre 1876, wo Fechners Vorschule der Ästhetik in zwei Bänden erschien und weiteren Kreisen die Methoden und Resultate seiner experimentellen Forschungen nahebrachte, bis zum Jahre 1894 eine große Kluft besteht, in der kein Versuch experimenteller Ästhetik aufkam. Erst durch die Arbeiten des Wundtschen psychologischen Instituts ist darin ein Wandel eingetreten, und gegenwärtig befindet sich die experimentelle Ästhetik, wie es scheint, im Fahrwasser eines nach der Breite und nach der Tiefe zunehmenden Stromes stetiger und fruchtbarer Entwicklung.

Wenn wir es versuchen, die charakteristischen Merkmale dieser Entwicklung aufzuweisen, so fällt uns zunächst dabei die große Ausdehnung des Gebietes in die Augen, welches sich der experimentellen Forschung erschlossen hat. Während Fechner sich auf Raumformen beschränkte und nach einer einfachen Gesetzmäßigkeit gefälliger Verhältnisse für zwei Ausdehnungen oder Entfernungen suchte, hat sich die experimentelle Ästhetik seitdem auch den Farben und ihren Kombinationen, dem Rhythmus, dem Raumproblem im engeren Sinne, d. h. der Anordnung von Gegenständen im Raum, ferner der komischen Wirkung, der Musik, Poesie und bildenden Kunst zugewandt. Freilich sind wir hier vielfach noch nicht über bloße Anfänge hinausgekommen, aber die Mannigfaltigkeit derselben und ihre methodische Bedeutung sind doch schon so groß, daß man ein weiteres Wachsen experimenteller Arbeiten voraussehen kann und wünschen darf. Es ist eine alte Wahrheit, daß der rechte Weg der erste Schritt zum Erfolge ist. Wenn man die heutige Ausbildung der experimentellen Methoden übersieht, so wird man sich als unvoreingenommener und verständnisvoller Beurteiler sagen müssen, daß die Vielseitigkeit und Feinheit der bisher zur Geltung gekommenen Methoden in der experimentellen Ästhetik die besten Hoffnungen für ihre Entwicklung erwecken.

Fechner hatte sich auf zwei experimentelle Methoden beschränkt. Er nannte sie die Methode der Wahl und die der Herstellung. Jene bestand in dem Heraussuchen einer wohlgefälligsten Form aus einer ganzen Anzahl geometrisch abgestufter Grade derselben. So kann z. B. bei einer Visitenkarte nach dem wohlgefälligsten Verhältnis der Längs- und der Schmalseiten gefragt werden. Wenn einer Versuchsperson eine Anzahl solcher Karten vorgelegt wird, in der die kleinste Schmalseite den Anfang macht und die größte zu einem vollen Quadrat mit der Längsseite sich ergänzend den Abschluß bildet, so mußte nach Fechners Methode der Wahl diejenige Karte gewählt werden, die innerhalb dieser Reihe das gefälligste Seitenverhältnis aufwies. Die Maximalzahl der Urteile vereinigte sich hierbei auf das sogenannte Verhältnis des goldenen Schnittes, wonach die kleinere Seite sich zu der größeren verhält, wie diese zur Summe beider. Bei diesem Verfahren wurde aus der ganzen Reihe jeweils nur ein Objekt gewählt. Die übrigen Objekte kamen eigentlich nur in so weit in Betracht, als sie das erforderliche Relief für das gefälligste bildeten und möglicherweise von anderen Versuchspersonen gewählt werden konnten. Um dieser mangelhaften Ausnutzung abzuhelfen und zugleich den Verschiedenheiten in Grad und Art der ästhetischen Beurteilung Rechnung zu tragen, hat man Fechners Methode der Wahl nicht unwesentlich umgestaltet. Man hat z. B. nicht nur das gefälligste, sondern auch das mißfälligste Objekt und andere Grade in der Skala der ästhetischen Werte bestimmen lassen. Dann hat man auch eine sogenannte Reihenmethode aufgestellt, nach der die ganze geometrisch abgestufte Reihe in eine ästhetische Wertreihe umzuwandeln ist. Man ist auch dazu übergegangen, nur je zwei solcher Objekte miteinander vergleichen zu lassen und lediglich relative ästhetische Urteile von der Versuchsperson zu verlangen. Diese Methode der paarweisen Vergleichung fordert freilich mehr Zeit als die einfachere Methode der Wahl oder die Reihenmethode. Aber sie ermöglicht zugleich eine sicherere Abstufung der Wertgrade des ästhetischen Urteils, indem die Zahl der Vorzugsurteile bei einer und derselben Versuchsperson ein einfaches Maß für den Wert desjenigen Objekts abgibt, auf welches sie sich vereinigt haben.

Die Fechnersche Methode der Herstellung bestand in einer Erzeugung des gefälligsten Objektes durch die urteilende Versuchsperson. Man denke sich etwa an einem Kreuzmodell den Kreuzarm verschiebbar. Man kann dann von einer Versuchsperson diejenige Stellung des Armes selbst durch Verschieben anbringen lassen, welche ihr den wohlgefälligsten Gesamteindruck des Kreuzes erweckt. Auch diesem Verfahren sind in der späteren Entwicklung mannigfache neue Anwendungen und Verfeinerungen zuteil geworden. Die wichtigste von ihnen dürfte wohl darin bestehen, daß man zwischen der Methode der Herstellung und dem aktiven ästhetischen Verhalten, dem künstlerischen Schaffen, eine engere Beziehung hat aufweisen können. Es ist das Zusammenwirken von Auge und Hand unter dem Einfluß des persönlichen Geschmacks auch hier wie beim Zeichnen oder

Malen zu beobachten. Man ist auch nicht an gegebene Gestalten, wie bei den Bestandteilen eines Kreuzmodells, gebunden, sondern kann beliebig weit in der Herstellung gehen, die ganze Gestalt selbst erzeugen lassen. Dann wird die Verwandtschaft mit dem skizzierenden und seine Skizzen wiederholter Verarbeitung unterziehenden Künstler noch deutlicher. So wird die Methode der Herstellung dazu berufen sein, uns in das Geheimnis des künstlerischen Schaffens einen tieferen psychologisch-ästhetischen Einblick gewinnen zu lassen.

Noch nach einer anderen Richtung ist die experimentelle Ästhetik methodisch bereichert worden. Die experimentelle Psychologie hatte uns längst mit dem Verfahren bekannt gemacht, durch eine Variation in der Zeitdauer eines Reizes die Gesetzmäßigkeit seiner Wirkung genauer festzustellen. So hatte man beispielsweise untersucht, bei welcher Dauer der Exposition einer Farbe ein Farbeneindruck auftritt. Dasselbe Verfahren schien nun auch geeignet, die Bedeutung der einzelnen Phasen eines zeitlich sich ausdehnenden Phänomens, wie des ästhetischen Verhaltens, erkennbar zu machen. Diese Methode der Zeitvariation hatte zugleich den Vorteil, auf komplexere ästhetische Gegenstände anwendbar zu sein. Man denke sich beispielsweise das die Armut darstellende Fresko des Giotto in der Unterkirche von Assisi in einer bildlichen Wiedergabe etwa mit Hilfe eines Projektionsapparats nur für zwei Sekunden einem ästhetisch vorbereiteten Beobachter vorgeführt. Nehmen wir an, daß er noch nicht mit dem Bilde bekannt sei, so wird er bei der kurzen Dauer desselben nur einen flüchtigen Gesamteindruck erhalten, der wesentlich verschieden von demjenigen ist, der sich bei längerer Betrachtung einzustellen pflegt. Die Farben, die Helligkeitsunterschiede, die Gesamtform, eine Mannigfaltigkeit menschlicher Gestalten werden erkennbar gewesen sein; was das alles zu bedeuten hat, wird dagegen sich der Auffassung dessen noch nicht erschlossen haben, der sich den flüchtigen Eindruck nicht durch entgegenkommende Erinnerungen, durch ein Wissen um den dargestellten Gegenstand u. a. m. zu ergänzen und zu bereichern vermag. Ebenso wird es in solchem Falle an einer verständnisvollen Teilnahme für die Situation und ihren allegorischen Gehalt, an einer Beseelung und an Mitgefühl mit dem Erlebnis der Hauptfigur, des heiligen Franciscus, dem die Armut als Braut durch Christus angetraut wird, fehlen. Solche Versuche haben uns zunächst gelehrt, welche grundlegende Bedeutung der Auffassung für die ästhetische Wirkung zukommt. Ohne Verständnis des dargestellten Gegenstandes kommt auch kein tieferes ästhetisches Verhalten, vor allem kein adäquates, durch das Kunstwerk gefordertes Verhalten zustande. Die erste Phase besteht somit in der Klärung des Eindrucks, in seiner sachlichen Bestimmung, in seiner Auffassung und Deutung.

Aber auch für die ästhetischen Theorien ist die Methode der Zeitvariation als entscheidende Instanz zu verwenden. Durch eine Abstufung der Zeiten ist man z. B. zu dem interessanten Ergebnis gekommen, daß ästhetische Urteile über solche Objekte bei zwei und drei Sekunden Expositionsdauer möglich sind, obwohl die Wirkungen eines Miterlebens der dargestellten Zustände sich noch nicht entfaltet hatten,

auf die manche Ästhetiker jeden ästhetischen Eindruck zurückzuführen versuchen. Sympathische Einfühlung, ein Mitempfinden von dargestellten Haltungen, Stellungen, Bewegungen, von Affekten und Stimmungen u. dgl. m., das ist nach der Ansicht eines hervorragenden Ästhetikers unserer Tage (Th. Lipps) die notwendige Voraussetzung für alle ästhetischen Wirkungen. Durch die Methode der Zeitvariation konnte nun festgestellt werden, daß diese Ansicht unrichtig ist, daß sie jedenfalls nicht als allgemeingültig betrachtet werden darf. Die bloße Form, die Komposition, die Farbe und andere unmittelbar anschaulich gegebene Bestandteile des ästhetischen Gegenstandes können bereits bei einer auf wenige Sekunden reduzierten Einwirkungsdauer ästhetisch gewertet werden, ohne daß eine sympathische Einfühlung, für deren Entwicklung erfahrungsgemäß eine längere Zeit erforderlich ist, die Grundlage gebildet hätte.

Mit der Ausdehnung der Anwendungsgebiete und der Verfeinerung der Methoden der experimentellen Ästhetik ist nun auch eine Annäherung an die Aufgaben und Probleme der ohne experimentelle Hilfsmittel gepflegten Ästhetik eingetreten. Es geht nicht mehr an, den heutigen Tatbestand der experimentellen Forschung ebenso als gleichgültig und wertlos für die eigentliche Ästhetik beiseite zu schieben, wie das den Fechnerschen Anfängen gegenüber geschehen ist. Sicherlich sind wir auch heute noch weit entfernt von dem Ziele, das der experimentellen Ästhetik vorschwebt, aber sie leistet bereits beachtenswerte Beiträge zur Lösung der Aufgabe einer allgemeinen Ästhetik. So hat sie es neuerdings auch versucht, das Gebiet der individuellen Entwicklung eines ästhetischen Verhaltens in ihren Kreis zu ziehen. Bei der heutigen regen Bewegung in der Frage der künstlerischen Erziehung der Jugend ist es von großer Wichtigkeit zu wissen, welche ästhetischen Fähigkeiten und Neigungen bei Kindern bestehen und wie sie sich naturgemäß äußern und entwickeln. Mit dem bloßen Aufhängen von Bildern in Schulsälen, mit einem entsprechenden Hinweise auf ästhetisch bildende Lektüre, auf gute Musik, auf Galerien und Ausstellungen ist es wahrlich nicht getan. Es muß die Einsicht in das hier Erreichbare durch wirkliche Tatsachenkenntnis gefördert und gestützt werden. Wenn wir z. B. erfahren, daß Kinder in den ersten Schuljahren von einem ihrem Auffassungskreise angepaßten Bilde nichts weiter als zusammenhanglose Einzelheiten sehen, beachten und beurteilen, daß ferner der Sinn für künstlerische Form, Komposition und Leistung verhältnismäßig spät auftritt und das stoffliche Interesse, das zunächst allein vorhanden ist, ergänzt oder ersetzt, so sind solche durch die experimentellen Untersuchungen festgestellten Tatsachen offenbar die notwendige Voraussetzung und die wertvolle Grundlage für die Bemühungen um eine ästhetische Erziehung der Jugend.

Wenn wir uns zum Schluß noch der Frage zuwenden, welche Aufgaben und Aussichten für die experimentelle Ästhetik bestehen, so werden wir zunächst den großen Vorteil zu rühmen haben, den sie der gewöhnlichen psychologischen Ästhetik gegenüber besitzt. Die in dieser auftretenden Behauptungen sind meist keiner

eigentlichen Kontrolle zugänglich, weil die Bedingungen und Umstände, unter denen die angeführten Urteile sich gebildet haben, nicht genau festgestellt und mitgeteilt werden. Wenn jemand z. B. erklärt, daß ein Hebbelsches Drama niederdrückend auf ihn wirke, so erfahre ich damit nichts über die besonderen Voraussetzungen, welche in dem urteilenden Subjekt jene niederdrückende Wirkung haben entstehen lassen. Ebensowenig ist mit dieser Erklärung zugleich eine über das urteilende Individuum hinausführende Einsicht gewonnen. Der Ästhetiker, der wesentlich eigene Erfahrungen verwertet, darf nicht ohne weiteres die allgemeine Geltung derselben behaupten. Darum ist eine Nachprüfung solcher Urteile unausführbar, und darum müssen die von den Ästhetikern in solcher Weise aufgestellten oder angenommenen Gesetzmäßigkeiten zunächst als individuelle Tatbestände angesehen werden. Es ist kein Zweifel, daß die experimentelle Ästhetik hierin einen Wandel zu schaffen vermag. Sie kann uns auf den Boden gesicherter, an einen bestimmten und genau formulierbaren Bedingungskomplex gebundener Erscheinungen stellen. Bei Anwendung des experimentellen Verfahrens läßt sich jederzeit erklären, welche Versuchspersonen die ästhetischen Eindrücke empfingen und beurteilten, in welchem Zustande sie sich befanden, als gewisse Gegenstände ihnen dargeboten wurden, und welcher Art diese Gegenstände selbst waren. Comte hat in seinem Gesetz der drei Stadien das dritte und letzte Stadium in der Entwicklung einer Wissenschaft das positive genannt. Dieses positive Stadium ist dadurch ausgezeichnet, daß es sich streng an die Phänomene hält, an die Tatsachen, daß es von der Spekulation über deren tieferen Sinn absieht und die Gesetze der Erscheinungen zu ermitteln sucht. Zu diesem positiven Stadium gehört aber auch sicherlich die Nachkonstruierbarkeit aller Ergebnisse aus den Bedingungen heraus, welche zu ihnen geführt haben. Eine solche Nachkonstruierbarkeit ist bei experimentellen Forschungen prinzipiell möglich, bei den Behauptungen auf Grund gelegentlicher Beobachtungen oder gar Erinnerungen an solche dagegen ausgeschlossen. Dieser bedeutende methodische Vorteil der experimentellen Ästhetik verdient festgehalten und weiter ausgebeutet zu werden.

Dazu kommt aber ferner die genauere Analyse, welche uns ein experimentelles Verfahren in bezug auf die untersuchten Gegenstände gestattet. Der Gegenstand der Ästhetik ist das ästhetische Verhalten, eine eigentümliche psychophysische Gesamtverfassung, die unter dem beherrschenden Gesichtspunkt eines rein qualitativ gerichteten Interesses steht. Wir wollen bei einer Musik, die wir hören, nicht physikalische Forschung treiben, keine Beziehung auf die Naturwirklichkeit durchführen, ebensowenig die Psychologie der Tonwahrnehmung zur Anwendung bringen. Wir wollen bloß den qualitativen Bestand des Gegenstandes erfassen, die Töne, ihre Harmonie, ihre Melodie auf uns wirken lassen, den Aufbau des Werkes verstehen, seinen inneren Gehalt uns zu eigen machen. Bei diesem Verhalten sind von maßgebender Bedeutung sein Objekt, der Zustand, in den wir angesichts eines ästhetischen Objektes geraten, und die Aufgabe, welche wir uns selbst stellen, der Gesichtspunkt, unter dem wir das ästhetische

Objekt betrachten und würdigen. Die experimentelle Ästhetik vermag nun jeden dieser Faktoren für sich zu variieren und dadurch über den relativen Einfluß derselben größere Klarheit zu gewinnen.

Indem sie solche Variationen vornimmt, wird es ihr zugleich möglich, Gesetze der ästhetischen Wirkung zu finden. Ein jedes Gesetz ist ein Bedingungszusammenhang: gewisse elementare Bedingungen haben bestimmte Folgen, so daß bei der Wiederkehr jener Bedingungen auch gleiche Folgen eintreten müssen. Aber der Eintritt derselben Folge ist auf Grund verschiedener Bedingungen möglich, und die Gesamtheit der dafür maßgebenden Momente ändert sich und kehrt im Naturlauf kaum jemals wieder. Es versteht sich danach von selbst, daß ein Gesetz nicht ohne weiteres in der Wirklichkeit zur Geltung kommen kann. Wenn wir z. B. die Sixtinische Madonna betrachten, so wirkt nicht bloß ein bestimmtes Raumverhältnis in der Anordnung der Figuren auf uns, sondern außerdem noch eine Mannigfaltigkeit von Farben und Helligkeiten, der Sinn des Ganzen und seine Verkörperung in den einzelnen Gestalten. Daß die Beleuchtung, die Umgebung, die Disposition des Beschauers, seine Erfahrung und Kenntnis, seine Stimmung und Urteilskraft ebenfalls die ästhetische Wirkung beeinflussen und sich von Fall zu Fall ändern können, braucht nur erwähnt zu werden. Man darf bei einer solchen Fülle mehr oder weniger wesentlicher Bedingungen einer ästhetischen Gesamtwirkung nicht erwarten, daß ein bestimmter Bedingungszusammenhang sich immer wieder zur Geltung bringen werde, sondern wird von einer ganzen Menge einander teils unterstützender, teils hemmender Gesetzmäßigkeiten zu reden haben. Genau so verhält es sich ja auch in der Naturwissenschaft, wo die Komplikationen vielfach allerdings bedeutend geringer sind, als auf dem Gebiete der ästhetischen Wirkung. Im Prinzip ist es aber durch die experimentelle Ästhetik möglich geworden, gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen Einzelfaktoren und deren Wirkungen aufzufinden. Damit ist dem Ideal einer wissenschaftlichen Ästhetik zweifellos mehr gedient, als durch noch so feinsinnige Einzelbeobachtungen und Urteile, die von ästhetisch hochgebildeten Autoren mitgeteilt werden.

Die Ästhetik hat bisher zumeist auch unter dem Verhängnis gelitten, der individuellen Neigung und Abneigung, der persönlichen Veranlagung und Disposition des Ästhetikers allzuviel Spielraum gelassen zu haben. Die Einseitigkeit der Theorien ist eine notwendige Folge davon gewesen. Die Maßstäbe, die man an die ästhetischen Objekte heranbrachte, waren verschieden und darum auch das Ergebnis, welches für die ästhetische Wissenschaft auf Grund ihrer Anwendung behauptet wurde. Auf die große Mannigfaltigkeit individueller Urteile und Auffassungen hat erst die experimentelle Ästhetik die gebührende Aufmerksamkeit gelenkt. In einer vor kurzem erschienenen Untersuchung, in der hundert Objekte der bildenden Kunst neun Versuchspersonen zur Beurteilung vorgelegt wurden, ist nur in einem einzigen Falle eine völlige Übereinstimmung der Geschmacksurteile dieser Personen konstatiert worden. Dabei gehörten sie

sämtlich einem ungefähr gleichen Niveau ästhetischer Bildung an. Solche Tatsachen geben zu denken und müssen veranlassen, die Grundlagen des ästhetischen Lehrgebäudes zu revidieren und umzugestalten. Wir werden nicht mehr einfach zu dekretieren haben, was gefällt und in welchem Grade das geschieht, sondern müssen mit individuellen Voraussetzungen für die ästhetische Auffassung und Beurteilung von Gegenständen ausdrücklich rechnen.

Der allgemeinen Gültigkeit der ästhetischen Wissenschaft erwächst daraus gar keine Schwierigkeit, insofern die Verschiedenheit der ästhetischen Urteile durch eine entsprechende Verschiedenheit der ästhetischen Subjekte als zureichend erklärt gelten kann. Nur auf diesem Wege wird sich auch eine tragfähige Grundlage für die ästhetischen Theorien und Prinzipien schaffen lassen. Wenn man heute die gangbarsten ästhetischen Werke über bestimmte Probleme, wie z. B. die Einfühlung oder den direkten Faktor oder das Wesen des Tragischen und des Komischen befragt, so wird man alsbald tiefgehende Unterschiede in der Behandlung und in der Beantwortung derartiger Fragen wahrnehmen. Das hat sicherlich seinen Grund nicht bloß in der individuellen Verschiedenheit der Ästhetiker selbst, sondern auch darin, daß verschiedene oder verschieden aufgefaßte Gegenstände beurteilt werden und daß das Verhalten, welches man ihnen gegenüber einschlägt, nicht überall das gleiche ist. Es ist eines der wichtigsten Ergebnisse der experimentellen Untersuchung, daß die ästhetische Wirkung nicht vom Reiz, vom objektiven Tatbestande, sondern von dessen Auffassung abhängt. Verstimmungen, Verzeichnungen, Disharmonien stören den Genuß nicht, wenn sie nicht gemerkt werden. Zusammenhänge, Beziehungen, Feinheiten der Farbengebung oder Komposition aber können gleichfalls unwirksam bleiben, sofern sie dem Betrachter entgehen. Darum bedeutet die objektive Gleichheit der Gegenstände noch nicht, daß sie die gleiche ästhetische Wirksamkeit ausgeübt haben. Erst auf dem Boden einer experimentellen Ästhetik wird es möglich sein, solche Unterschiede der Auffassung nicht wegzuschaffen, sondern genau zu bestimmen und in ihrer Wirksamkeit abzuschätzen. Damit wird dann auch erst die Aussicht sich eröffnen, eine ästhetische Theorie zu entwickeln, welche sich von voreiliger Verallgemeinerung ebensosehr fernhält, wie von prinzipienloser Einzelbeschreibung.

Wir wollen mit dieser Hervorhebung der Lichtseiten eines experimentellen Verfahrens nicht bestreiten, daß es auch eine andere empirische Methode gibt, die zu sicheren und wohlbegründeten Ergebnissen führen kann, nämlich die vergleichende. Fechner hatte von ihr als einer Methode der Verwendung gesprochen, weil sie darauf beruht, die anerkannt ästhetisch wirksamen, in Verwendung stehenden Objekte auf ihre Bestandteile zu analysieren und nach einem gesetzmäßigen Verhältnis zwischen ihnen zu suchen. So kann man beispielsweise fragen, ob das Metrum eines Gedichts eine nachweisbare Beziehung zu dessen Sinn hat, ob die Tonarten mit Rücksicht auf den Ausdruck einer musikalischen Komposition gewählt werden, welche Rolle die Symmetrie in der bildenden Kunst spielt u. dgl. m. Auch von dieser Methode gilt, daß sie jederzeit nachgeprüft werden kann und

von rein individuellen Zufälligkeiten des Findens und Meinens unabhängig iſt. Sie ſollte überall dort ergänzend eintreten, wo die experimentelle Methode wegen der allzugroßen Komplikation des Gegenſtandes ihre Grenzen findet. Wagners Muſikdramen bieten eine Fundgrube für Beobachtungen dieſer Art dar. Statt über das Alter von König Marke im Triſtan oder über den metaphyſiſchen Gehalt des Ringes der Nibelungen zu ſtreiten, könnte man die intimen Beziehungen zwiſchen Ton und Wort ſtudieren, wie ſie bei einem ſolchen Meiſter des Ausdrucks ausgebildet worden ſind.

Die Saat, die Fechner geſtreut hat, iſt aufgegangen und hat bereits mancherlei Frucht getragen. Vorläufig liegt jedoch immer noch die Bedeutung der experimentellen Äſthetik nicht ſowohl in einzelnen Früchten, als vielmehr in der Bearbeitung des Bodens und in der Behandlung der Saat, welche in ihm zur Reife gelangen ſoll. Wir haben darum auch abſichtlich auf eine genauere Schilderung einzelner Ergebniſſe verzichtet, die man mit Hilfe des experimentellen Verfahrens gewonnen hat. Es iſt uns mehr darum zu tun geweſen, die Bedeutung und Tragweite dieſes Verfahrens aufzuzeigen und darin das Weſen und die Zukunft der experimentellen Äſthetik ausgedrückt zu finden.

Flugweſen

Von Hauptmann de le Roi-Berlin

B. Deutſches Flugweſen

Deutſchland iſt mit ſeinen Flugleiſtungen erſt ſehr ſpät hervorgetreten. Auf Grund ſeiner hoch entwickelten Technik und Induſtrie und der geiſtigen und praktiſchen Mitarbeit bedeutender Männer hätte es ſeinerzeit mit der nötigen Geldunterſtützung wohl ebenſo wie Frankreich gute Flugzeuge und Leiſtungen erzielen können. Das Kapital hat ſich aber der Flugtechnik nicht in dem Maße zugewandt, wie es wünſchenswert geweſen wäre. In erſter Linie iſt der Grund für die Vernachläſſigung des Flugzeuges wohl darin zu ſuchen, daß die deutſche Motoreninduſtrie mit Beſtellungen der auf dem Weltmarkte ſehr begehrten deutſchen Erzeugniſſe überlaſtet war und teilweiſe noch iſt. Auch heute, nachdem die Motoreninduſtrie etwas mehr Liebe zur Flugtechnik gewinnt, kranken wir daran, daß große Firmen trotz ihrer enormen Jahreseinnahmen für Verſuche in Flugmotorenarbeit ſo gut wie nichts verausgaben. Man baut nach wie vor, wenn auch leichter und zuverläſſiger, Flugmotoren, die dem Automobilmotor konſtruktiv faſt gleichen, bedenkt aber dabei nicht, daß man dadurch den Flugzeugkonſtrukteur zwingt, das Flugzeug nach dem Motor und nicht, wie es umgekehrt ſein ſollte, den Motor nach dem Flugzeug zu bauen.

Diesen außerordentlich wesentlichen Punkt haben die Franzosen schon seit Jahren erkannt. Sie bauen den Motor möglichst kurz und gedrungen, um dem Flugzeug konstruktiv die Möglichkeit zu geben, mit Rücksicht auf Stabilität und Geschwindigkeit die Hauptgewichte, wie Motor, Passagier, Betriebsstoff, möglichst auf einen Punkt zu vereinigen.

Erst nach den wiederholten Flugvorführungen von Zipfel, Latham, Rougier und Wright in Deutschland war der Boden geebnet, der den Flugzeugen eine sympathische Aufnahme in weiten Bevölkerungsschichten zusichern konnte.

Als Zentralpunkt für die gesamten Fliegerinteressen Deutschlands wurde in großzügigster Weise der Flugplatz Johannisthal bei Berlin geschaffen und dadurch der Flugzeugindustrie Tor und Tür geöffnet. Andere Städte Deutschlands, wie München, Leipzig, Hamburg, Köln, Mülhausen, sind diesem Beispiel gefolgt und haben bereits Plätze eingerichtet. Ganz besonders möchte ich darauf hinweisen, daß die Schaffung eines Flugplatzes Grundbedingung für die nationale Förderung und Entwicklung der Flugzeugindustrie ist, denn nur durch das Vorhandensein eines Flugplatzes bietet man Konstrukteuren und Fabriken Gelegenheit, ihre Flugzeuge zu erproben, Prüfungen der verschiedenen Flugzeugsysteme vorzunehmen und durch Aussetzen von Preisen in Wettbewerben die Konkurrenz innerhalb der Flugzeugindustrie rege zu halten. Schließlich ist der Flugplatz für die Ausbildung als Flieger unerläßlich. Die im verflossenen Jahre stattgehabten Wettbewerbe, sei es auf den Flugplätzen, sei es außerhalb derselben in Gestalt des Sachsenfluges, des Zuverlässigkeitsfluges am Oberrhein, des deutschen Rundfluges, des Süddeutschen Fluges, und die Veranstaltung des Vereins für Motorluftschiffahrt in der Nordmark, haben eine um so größere Einwirkung ausgeübt, als dadurch deutsche Erfinder und deutsche Firmen kapitalistisch Unterstützung gefunden haben. So sind im Laufe zweier Jahre die nachgenannten Flugzeugwerke entstanden, die sich schon jetzt nicht allein guten Rufes im Inlande, sondern auch im Auslande erfreuen. Die bedeutendsten derselben seien alphabetisch aufgezählt: Albatros, Aviatik, Deutsche Flugzeugwerke Leipzig, Dorner, Euler, Grade, Harlan, Luft Verkehrsgesellschaft, Rumpler, Wright.

Bis jetzt haben etwa hundertsechzig Deutsche das Flugzeugführer-Patent erworben, von denen etwa fünfunddreißig aktive Offiziere sind. Die größte Förderung hat dem Flugwesen die deutsche Heeresverwaltung gebracht. Interessant ist dabei zu erwähnen, daß man schon vor der rapiden Entwicklung des Flugzeuges in Frankreich militärischerseits mit den Gebrüdern Wright in Unterhandlungen stand, ihre Geldforderungen jedoch, als über das Ziel hinausgehend, zurückweisen mußte. Die Militärverwaltung konnte sich einer namhaften Unterstützung des Flugwesens erst annehmen, als Kapital und Industrie sich dem neuartigen Sport in entsprechendem Maße zuzuwenden begannen, so daß man hoffen durfte, daß die hohen Kosten für die Entwicklung des Flugwesens nicht allein von dem ohnehin schwer belasteten Militäretat zu tragen waren.

Der Umstand, daß das Vorgehen der Heeresverwaltung in dieser Hinsicht die Zustimmung der Presse aller Schattierungen gefunden hat, darf wohl als ein Beweis dafür betrachtet werden, daß die Ausschreibungen der Geldpreise der Heeresverwaltung gelegentlich der vorjährigen Veranstaltungen in Johannisthal und bei den Überlandflügen sowohl dem Bedürfnis als auch der industriellen und personellen Leistungsfähigkeit angepaßt worden sind.

Im Heere besteht in Döberitz eine Lehr- und Versuchsanstalt für Militärflugwesen, die vorläufig den Zentralpunkt des militärischen Flugzeugwesens einnimmt. Dort werden Offiziere aller Waffengattungen zu Flugzeugführern ausgebildet, zu Beginn dieses Jahres hat man auch den obengenannten Fabriken Offiziere zur Flugausbildung zugewiesen.

Die Beteiligung der Militärflugmaschinen an dem vorjährigen Kaisermanöver hat zur Genüge die hohe Bedeutung des Flugzeuges für militärische Zwecke und die vorzüglichen Leistungen der einzelnen Flieger dargetan. Ganz besonders ist es zu begrüßen, daß die Heeresverwaltung den Bau von Flugmaschinen der Industrie überläßt. Sie bleibt dadurch vor Einseitigkeit gesichert, und die Technik wird unbedingt dadurch gefördert.

Für dieses Jahr wird die Heeresverwaltung einen großen militärischen Wettbewerb für Flugmaschinen ausschreiben, der voraussichtlich mit hohen Preisen und mit der Aussicht auf umfangreiche Flugzeugbestellungen verbunden sein wird. Ferner sind in Deutschland etwa zwölf größere Wettfliegen geplant, von denen besonders der Flug Berlin — Wien und der Rundflug um Berlin zu erwähnen sind.

Ebenso wie bei der französischen Marine geht auch bei der deutschen Marine das Flugzeugwesen langsam vorwärts, zurzeit sind im ganzen sechs Offiziere im Fliegen ausgebildet. Man beabsichtigt, in der Kaiserlichen Werft zu Danzig Flugzeuge zu bauen und zum Teil die heimische Industrie zur Lieferung von Wasserflugzeugen heranzuziehen. Bei Putzig wird zurzeit ein Flugplatz eingerichtet.

Was in Deutschland und Frankreich auf dem Gebiete des Flugwesens bis zur Stunde geleistet worden ist, habe ich versucht in großen Zügen, unter Fortlassung technischer Details, zu schildern. Es bleibt zum Schluß nur noch die Frage offen: „Was wird bei uns nun weiter werden?“ Und diese Frage gehört zu einer der ernstesten in unserer politisch sturmbewegten Zeit. Wir wollen und müssen uns darüber klar sein, daß das Flugzeug keine sportliche Spielerei ist, vielmehr zurzeit eine mächtige Waffe in der Hand derer bedeutet, die sie auszubilden und anzuwenden verstehen.

So edel auch der Flugsport an und für sich und so erhaben der Gedanke ist, die Flugmaschine bald zu einem brauchbaren Verkehrsmittel zu machen, so zwingend notwendig ist es für uns, sie zu einer Waffe auszugestalten, die der unserer westlichen Nachbarn ebenbürtig ist.

Was nützt uns in einem künftigen Kriege die größte Tapferkeit, wenn Frankreichs Krieger mit einer vierten Waffe ausgerüstet sind, die auf das Hurra-

gebrüll, das im Sturme wie ein unartikulierter Wutschrei aus verstaubten Kehlen klingt, mit Tausenden von Kilogrammen Sprengstoffen antworten, die Leiber der Stürmer zu unförmigen Massen zermalmend.

17 Millionen Franken werden in Frankreich für das Luftfahrwesen gefordert. Die Begeisterung für die neue Waffe ist groß; so hat ein französischer Gemeinderat angeregt, sämtliche sechsunddreißigtausend Gemeinden Frankreichs aufzufordern, für das Militärflugwesen alljährlich einen ihrer Einwohnerzahl entsprechenden Beitrag zu leisten. Der Gesamtbetrag dieser Spende wird auf 4 Millionen veranschlagt.

Schon mit den jetzt eingesetzten Mitteln wird Frankreich im Ernstfalle eine große Schar von Flugzeugen mit allen modernen Mitteln als Beigabe geschaffen haben, die dazu ersehen sind, zu rekognoszieren, große Heeresmassen aufzusuchen und in Verwirrung zu bringen.

Wir wollen uns darüber klar sein, und das haben zur Genüge der russisch-japanische und der italienisch-türkische Krieg bewiesen, daß es hüben und drüben zu Hunderten Leute gibt, die in einem künftigen Kriege den Mut besitzen, ihre Flugzeuge mit Sprengstoffen voll zu packen, und nur den einen Wunsch haben, mit größter Geschwindigkeit an den Feind, an eine Stadt, Festung, an Kriegsschiffe oder Geschwader heranzukommen, um zugleich mit ihren in Atome zerfetzten Leibern den Gegner zu zermalmen.

Und wie steht es bei uns mit der Begeisterung für die vierte Waffe? und mit der pekuniären Unterstützung?

Man spricht davon, daß in den diesjährigen Heeresetat etwa nur sechs bis acht Millionen für Flugzeuge und Luftschiffe eingesetzt werden. Von seiten einzelner Privatleute sind bisher zur Unterstützung der Flugzeugindustrie mehrere Millionen aufgebracht worden. Es sind aber eben nur Opfer gewesen, denn von Gewinn kann man nur schlecht reden. Es werden sich wohl auch in Deutschland private Mittel nicht mehr finden lassen, um mit ihnen in bisheriger Weise, d. h. mit dauerndem Verluste, weiter arbeiten zu können.

Aufgabe des ganzen deutschen Volkes muß es sein, sich ernstlich mit der für Deutschland ungeheuer wichtigen Frage der Bereitstellung großer Mittel für das Luftfahrwesen zu befassen, um in keiner Weise mehr schlecht gerüstet zu sein.

Eine gründliche Lösung der Frage wird unseren englischen Vettern und Frankreich höchst fatal sein. Zurück können wir nicht mehr, denn Frankreich und England zwingen uns zu Abwehrmaßregeln. Dies ist bewiesen durch die vielen Spionageaffären der letzten Zeit und durch die Haltung Englands während des Marokkostreits.

Baut Schiffe! war der Wiederhall der Marokkoverhandlungen in Deutschland. Ich möchte hinzufügen: Baut Flugzeuge! Das Reich muß umfangreiche Aufträge erteilen und subventionieren, nur dann wird das Opfer an Gut und Blut, das Deutschland in Begeisterung für eine große zukunftreiche Sache gebracht hat, fruchtbringend wirken.

Franz Weilers Martyrium

Die Tragödie eines Kindes

Von Richard Knies

Die Kirche und die Schule ſtehen beiſammen in dem rheinheſſiſchen Dorfe, das gemeint iſt. Es liegt ein freier Platz um Schule und Kirche; früher war das einmal der Friedhof. Unter den Fliederbäumen ſtehen aus vergangenen Jahrhunderten noch etliche verwitterte Grabſteine. Heute klettern die Schulbuben darauf herum, aber nur in den Pauſen zwiſchen den Schulſtunden. Außer der Schulzeit iſt der Spielplatz heiliger Ort. Und Schweigen muß ſein an heiligem Orte. Dafür ſorgt auch ſchon der grimme Pfarrer, der ſein Brevier meiſt in der Kirche betet und nicht geſtört ſein will.

Eben iſt die letzte Nachmittagspauſe und kein ehrfürchtiges Schweigen, ſondern luſtiglautes Lärmen der Schulkinder. Man kennt an kleinen Orten nicht die nach Geſchlechtern getrennten Schulklaſſen; Buben und Mädchen wirbeln durcheinander. Es iſt auch keine Lehrerin da. In die acht Schulklaſſen teilen ſich vier Lehrer. Sie ſtehen während der Pauſe im Gange des Schulhauſes beiſammen, verzehren ihr Veſperbrot und unterhalten ſich. Eigentlich plaudern nur die drei älteren, die zufällig auch in dem gleichen Seminar Kurskollegen geweſen ſind. Der ganz junge Vikar aber langweilt ſich. Er iſt Muſikus, und die älteren Kollegen unterhalten ſich über Gartenbau. Und da ſie vom Miſt und vom Düngen reden, betrachtet er ſeine zarten Hände und gähnt. Muſik und Miſt, denkt er und ſtöhnt in ſein Inneres hinein: O, dieſe Bauern!

Die Schullehrer-Bauern achten kaum auf ihn. Hie und da werfen ſie ihm ein Wort hin, damit der Kollegialität Genüge getan iſt.

Der große glattraſierte Weiler ſagt zum Muſikus:

„Herr Marton, wollen Se mir net nach de Schul helfen Erbſe legen?“

Herr Marton ſchüttelt den Kopf, daß die Künſtlermähne wallt. Eine Locke fällt in die Stirn und deutet auf das blaſierte Lächeln der Augen.

„Ach, ich glaube, ich würde mich recht täppig dabei anſtellen. Den Fiedelbogen führe ich gewandter als ich die Harke handhaben würde.“

„Die Harke,“ äfft ſein Kollege Kaltner nach. Meinen Se dademit de Reche, hä?“

Herr Marton rümpft verächtlich die Nase und denkt: O du Bauer, zieht die Uhr hervor, legt sie mit Würde in die Handhöhle, runzelt die Stirne und sagt:

„Es ist 3 Uhr 10 Minuten und Zeit zum Läuten!"

Dann geht er vor die Haustüre. Rechts an der Wand hängt eine Glocke, die er bedächtig zieht. Er hat den Schwung sorgfältig ausprobiert, den er ihr geben muß, um einen edlen Ton zu erhalten, und meint, die Glocke ist selbst entzückt über die musikalische Behandlung, die ihr seit einigen Wochen durch den neuen Vikar zuteil wird.

Nach dem Läuten begibt er sich pflichtgetreu in seine Klasse.

Die Kinder ordnen sich vor der Tür zu Zweierreihen und gehen klassenweise in die verschiedenen Säle.

Die drei älteren Lehrer bleiben noch beisammen stehen.

Als sich die Tür hinter dem letzten Kinde geschlossen hat, deutet Kaltner mit dem Kopfe nach Martons Klassensaal und sagt:

„Hutsimpel!"

Und Kollege Becker:

„Aff!"

Und Kollege Weiler:

„Hochnäsiger Bub!"

Und dann: ob der Kollege Weiler heute Abend mit zum Skat ginge?

„Nein!"

„Na ja, man weiß ja. Der Herr Hausbesitzer Weiler geht net mehr mit so arme Mietsleut!"

„Seid ihr mir neidisch wegen dem Haisje? 's is wirklich net de Wert drum!"

„Na, werfs net so weit weg. Übrigens: wie gefällt dir dann dein neu Haus? Du bischt jetzt seit Herbscht drin. Das sin dreiviertel Jahr. Da kann mer sich sein Urteil bilde."

„Soll mers vielleicht net gefalle? Das war schon mein Seminaristetraum: später emal so ein eigen Haisje. Das Geld dazu entweder zusammengerackert oder e reich Frau geheirat."

Da hat er in seinem Eifer in ein Wespennest gestochen.

„Na, du hascht ja beides erreicht. Die reich Frau unds eigen Haisje!"

Weiler merkt sofort, daß er gefoppt wird, und die Wut zischt in seine Worte, als er den beiden Kollegen entgegnet:

„Rührt mir das net an, sag ich euch, sonst . . .! 's tut mir leid genug, daß ich euch gegenüber geplaudert hab. Prahlerei wars damals net, daß ich euch von meiner reich Braut verzählt hab. Das hätt' ihr schon dadran merke könne, daß ich euch nachher ganz offe und ohne gefragt worde zu sein, gesagt hab, daß der alte Kerl sein Versprecher net gehalte hat un net de dritte Teil von der in Aussicht gestellte Mitgift rausgerückt hat. Un en Donnerkeil verschmeiß so e Kollegialität wie euere!"

Die beiden anderen lenken ein:

„Na, mer meint, du verstehscht kein Spaß mehr! Sag' kommschte net ein bißje heut Awend?"

„Nein!" sagt Weiler, „ich hab noch sechszig Hefte zu korrigiere un will dann noch en Beet Erbse lege."

Sagt's schroff und geht in seine Klasse. Die Kinder fahren zusammen, so heftig und geräuschvoll reißt er die Tür auf und schnaubt er ins Zimmer.

Das durch die halblaute Unterhaltung der Kinder hervorgerufene Gesumme, das wie das Schwirren vieler Bienen dem Lehrer entgegengeschlagen war, hat wie weggeschnappt aufgehört, und es wird lautlos stille. Trotzdem greift Weiler nach dem spanischen Rohr, haut es so wütend auf den Pultdeckel, daß es sich am Ende spaltet, und schreit dazu:

„Wer spricht da noch?"

Seine Augen zücken drohend über die steil und still dasitzenden Kinder hin und bohren sich in die verschüchterten Blicke des auf dem zweiten Platz in der obersten Bank sitzenden Buben. Er wird unruhig unter dem starren, wutsprühenden Ausdruck des Lehrers. Die Angst wirrt immer verzweifelter aus den melancholischen Augen. Das Kind rutscht auf dem Sitze hin und her, richtet den Kopf nach der Decke, um den wütenden Blicken zu entgehen. Doch plötzlich senkt er ihn wieder und sieht dem Lehrer voller Qual ins Gesicht, als ob ein Bann ihn dazu zwänge. Sekundenlang nur flattern des Kindes Angstblicke vor dem stahlscharfen Augenlicht des Mannes. Dann fährt es mit einem Ruck in die Höhe:

„Vater!?"

Der Ruf liegt zwischen Sprechen und Stöhnen und geht wie ein armer Bettler zu dem Manne am Pult.

„Setzen!! Ich hab nichts gefragt!"

Der Kleine setzt sich wieder nieder. Er hat des Vaters Wut gleich bemerkt. Sicher hat der Vater was mit den andern Lehrern gehabt. Darunter muß er, ganz allein er, nun leiden. Nachher beim Kaffeetrinken vielleicht auch die Mutter.

Die Stimme am Pult schnarrt:

„Das Lesebuch wird aufgeschlagen! Wie Seligenstadt entstand."

Ein Wuscheln, Rascheln, Blättern wird laut, Füße scharren.

Wieder zischt das spanische Rohr durch die Luft und knallt auf den Pultdeckel.

„Mit drei hat wieder alles still zu sein!"

Der kleine Franz Weiler ist so sehr in seine schmerzlichen Gedanken versunken, daß er erst als letzter dazu kommt, sein Buch aufzuschlagen. Der Vater bemerkt es und ruft:

„Was hat das so lang zu dauern bei Dem??"

Und wieder ein unholdes Drohen im Blick.

„Wer kann mir, ohne ins Buch zu gucken, noch einmal erzählen, wie Seligenstadt entstand?"

Ein Dutzend gestreckte Zeigefinger stechen in die Höhe:

„Ch, Herr Lehrer, ch, ch, ch, ch, ch!"

Das spanische Rohr saust auf den Pultdeckel:

„Wer macht da: ich, ich, ich? Runter die Händ! Die Finger werden nur in Kopfhöhe gehoben!"

Die erhobenen fuchtelnden Kinderarme senken sich in die vorgeschriebene pedantische Haltung. Aber nun ist im Sitzfleisch keine Ruhe. Schüler und Schülerinnen, die gerne erzählen wollen, hüpfen auf dem Sitze, als ob sie im Sattel eines galoppierenden Pferdes säßen.

Der Lehrer mustert die Eifrigen:

„Der Mathees Stilger wills erzählen!"

Alle Finger gehen herunter, der Gerufene schnellt in die Höhe und beginnt:

„Karl der Große hatte eine Tochter namens Emma . . ."

Nach einer Weile unterbricht ihn der Lehrer:

„Alois Schäfer! Was hat der Mathees Stilger grad zuletzt gesagt?"

Keine Antwort.

„Der Kerl paßt nicht auf. Raus, Kunde, und hierhin gekniet neben dem Pult. Gesicht an die Wand! — Mathees Stilger weiterfahren!"

Der beendet seine Erzählung.

„Na ja, das war gut auswendig gelernt. Das ist fließend gegangen. Aber wer kann mirs mit seinen eigenen Worten erzählen?"

Es gehen nur wenige Finger in die Höhe.

„Margaretha Erdner!"

„Karl der Große hatte eine Tochter namens Emma . . ."

Weiter kommt das Mädchen nicht.

„Die fängt gleich an, wies im Buch steht. Setz dich hin, mach fort, setz dich hin, daß ich dich nimmer seh! Wer kanns?"

Er mustert wieder. Dann schnickt er den Kopf nach vorn.

Wenn der Lehrer keinen Namen nennt, sondern nur mit dem Kopfe schnickt, so ist damit sein eigen Kind gemeint. Für das hat er nicht einmal die geringe schulmeisterliche Güte, die er seinen anderen Schülern gönnt. Denn der kleine Franz kommt in die Familie seiner Mutter, und diese mitsamt ihrer „Sippschaft" haßt er, weil sie ihn um die erwartete Mitgift betrogen. Betrug nennt er die Vorsicht der Schwiegereltern, sich für die alten Tage eine Rente zurückbehalten zu haben.

Franz schnellt von seinem Sitze auf:

„Karls des Großen Tochter Emma liebte Eginhardt, den Geheimschreiber ihres Vaters, und wollte ihn deshalb heiraten . . ."

Der Vater hört wohl den aus der schärferen Betonung des Wörtchens „deshalb" klagenden Vorwurf seines frühreifen Kindes. Sein Zorn quillt, und der Haß loht ihm aus den Augen.

„Und da, und da . . . und da, und da . . ."

„Und da, und da, untattara!“ höhnt der Vater. „Der Kerl kann auch nix. Setzen!“

Das Gelächter der Schüler rauscht grausam durch den Saal.

Franz setzt sich nieder und heftet voll brennender Scham die Blicke ins Buch.

In das Lachen der Kinder treibt sich wie ein Keil die rauhe Männerstimme: „Ruhe jetzt!“

Noch ein halblautes Kichern und Kickern.

„Wer lacht da noch?? . . . Bücher zu! Gradsetzen! Arme verschränken! Hierher sehen! — Für morgen schreiben wir einen Aufsatz: Wie Seligenstadt entstand. Jeder schreibts mit seinen eigenen Worten. Acht geben, ich erzähls jetzt auf ein paar Arten vor.“

Und Lehrer Weiler erzählt. Jeden Satz variiert er drei-, viermal.

Danach erinnert er noch einmal an sämtliche Schulaufgaben, die für den anderen Tag zu erledigen sind, und kommandiert dann:

„Aufstellen zum Beten!“

Füße scharren und schlorren. Die zurückfahrenden Sitze klappern. Aller Augen hängen an dem großen Kruzifix über dem Katheder. Darunter auf dem Podium steht der Lehrer, legt die linke Hand auf die Brust, fährt mit der rechten an die Stirne und schnarrt:

„Im Namen . . .“

Die Kinder fallen im Chore ein:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

Dann fährt eine einzelne Stimme weiter:

„Wir danken dir, o Gott, für alle Gaben und guten Lehren, die wir heute empfangen haben. Segne dafür unsere lieben Eltern und Lehrer, die du uns in deiner Güte gegeben hast zu unserer Wohlfahrt. Amen. Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste. Amen.“

Bei den Worten: „Segne . . .“ kräuselt sich höhnisch ein Kindermund.

Nach dem Gebete machen sich die Schüler zum Gehen fertig. Sie stellen sich zu Zweien in den Gängen zwischen den Bänken auf. Der Lehrer schließt Katheder und Schrank ab. Neben diesem steht ein zweihenkeliger Korb, vollgehäuft mit Frühstücksbrotresten, die der Lehrer für seine Hühner sammeln läßt.

Er fragt, mit seinem Kopfnicken auf Franz deutend:

„Wer hilft Dem den Korb voll Brot heimtragen?“

Unter den Buben meldet sich einer mit fast wütender Begeisterung. Ein ganz stupid aussehendes Kind. Klein und verwachsen. Es ist der Klassendümmste.

„Ich, Herr Lähre, ich, ich, ich! Herr Lähre, ich helf Eierm Franz so gäärn!“

„Gut, gut! Der Heinrich Erdelmeier hilft Dem tragen!“

Franz und Heinrich warten, bis alle gegangen sind, nehmen dann den Korb auf und entfernen sich auch.

Weiler öffnet die Fenster, schließt die Tür ab, bringt den Schlüssel zum Polizeidiener, der dem Schulhause gegenüber wohnt, und geht die Straße hinauf seinem Hause zu. Seinem Hause. Jawohl: seinem Hause.

Hundert Schritte vor ihm gehen die beiden Buben, zwischen sich den Korb, den sie leise nach vorn und hinten schaukeln. Der dumme Heinrich Erdelmeier hängt mit fanatischer Liebe an Franz. Was sein Verstand nicht erfassen kann, das begreift die Liebe seines Herzens. Das nämlich, daß Franz leidet. Er fragt:

„Gell, Franz, dein Babba kann dich net leide?"

„Heiner, des darf mer net sage!"

„Gell, Franz, er rift der awwer ganet mit deim Name?"

Franz gibt als Antwort ein Seufzen.

Sein Kamerad fragt weiter:

„Franz, kummschte heit Middag e Bißje uff die Gaß spiele mit mer?"

„Heiner, ich muß grase gehe. Mein Babba siehts auch net gern, wann ich mit euch spiel."

„Gell, Franz, weil mer net so fei sin wie Schullehrerskinner? Awwer ich beed als gäärn e bißje spiele mit der. Franz, 's allerliebscht bin ich bei deer!"

Und in seinen stumpfen, dummen Augen geht ein Licht auf. Sie haben den Ausdruck wie die eines treuen Hundes, der den Herrn nicht verlassen will.

„Gell, Franz, du kannscht mich aach gut leide, wann ich aach en dumme Ochs bin?"

„Heiner, 's hat nix ze sage, wann mer auch net so arg gescheidt is. Mei Tante sagt als: Wann mer nur en gut Herz hat. Und nachher schenk ich dir en Griffel mit Goldpapier und en par Klicker."

Der Heiner ist überglücklich. Er meint:

„Franz, die Klicker, wu ich vun deer hab, gilt aaner so viel als wie vun de annere Buwe ehre zwaa!"

Seine Liebe verdoppelt den Wert des Geschenkes vom Freund, um es zu ehren. Und Heinrich ist der Dümmste in der Klasse.

„Franz, ich hab aach werklich net gelacht, wie dein Babba dich vorhin geuzt hot. Eigentlich mischt du aach in de owwerscht Bank z' owwerscht sitze. Du bischt viel gescheidter wies Sattigs Philp!"

Franz antwortet nichts darauf, nur ein Weh zuckt um seinen Mund. Ach, auf dem obersten Platz in der Klasse sitzen zu dürfen! Und vom Vater geliebt zu werden! Und Fleiß und Tüchtigkeit von ihm anerkannt zu sehen! Und deshalb geehrt von den Mitschülern. Geehrt wie von dem einzigen Heinrich Erdelmeier! Und so in liebender Kameradschaft mit ihnen spielen dürfen!

Im Hofe stellen die beiden Buben den Korb unterm Schuppen ab. Franz schnallt den Schulranzen vom Rücken und holt den Griffelkasten daraus hervor, dem er den versprochenen „Griffel mit Goldpapier" entnimmt.

„Da, Heiner, haschten! 's is en Milchgriffel. Mer kann gut demit schreiwe. Schöner als wie mit harte Schiefergriffel. Wart, jetzt geb ich dir auch noch die Klicker. Ich brauch se ja doch net. Ich derf ja doch net mit de annere Buwe spiele."

Franz holt aus dem Hause den Zigarrenkasten, in dem er seine Klicker aufbewahrt. Sie sind noch ganz neu und unbenutzt und glänzen in allen Farben. Er läßt die bunten Steinkügelchen wehmütig im Kasten rollen.

„Heiner, halt bei Kapp auf! All darf ich der se net gäwwe, sonscht schänd't mich mein Babba!"

Wie er sie, einen nach dem anderen, in Heinrichs Mütze fallen läßt, kommt der Vater zum Tor herein. Er sieht die beiden Buben, Franz ihm den Rücken kehrend, beisammen stehen und herrscht: „Was soll das da geben?" und ist mit raschen Schritten bei ihnen.

„Ei, ich — ich, de Heiner, ei, Babba, ich will dem Heiner e par Klicker gäwwe!" stottert Franz.

„Wozu? Weil er der geholfe hat?"

„Ei, nein. Weil, weil. Er hat gesagt, er hätt' mich gern!"

„Dumm Zeug! Nix, nix, nix, des gibt's net. Die teuere Klicker willschte herschenke? Was fällt dir ein?? Her damit!!"

Er reißt dem Franz den Kasten mit den Klickern aus den Händen, stellt ihn auf die Fensterbank und fingert aus der Westentasche etliche Geldmünzen. Davon gibt er Heinrich drei Pfennig. Zuerst wollte er ihm einen Zweier und einen Einer geben, dann entschied er sich zu drei Einern. Denn dem dummen Kinde erscheint eine Geldsumme in Einzelmünzen größer als der gleiche Betrag in großem Geld.

„So, da kann sich der Heinrich Erdelmeier was kaufen, und jetzt geht er heim, Kaffee trinken!"

„Adscheh, Her Lähre, dank aach schään!" sagt Heinrich, schickt dem Franz, der gerade ins Haus geht, einen traurigen Blick nach und schiebt sich zum Tor hinaus.

Auf der Straße lauert er, ob der Lehrer ihm auch nicht nachsieht. Als er nichts bemerkt, wirft er das Geld weg und knurrt:

„Peif der druff, peif der druff! Du, du, du . . .!"

Und streckt dem Lehrer, der ihn nicht sehen kann, die Zunge heraus, so weit es nur gehen will.

An der Straßenecke bleibt der Bub noch einmal stehen, ob der Franz nicht doch noch einmal ans Fenster komme. Die Klicker will er ja nicht mehr, weil Franz sonst Hiebe bekäme. Aber er möchte den Franz gern noch einmal sehen.

Da die großen Gardinen nicht zurückgezogen werden, trollt er sich davon.

(Fortsetzung folgt)

Der Glücksgedanke bei Hermann Hesse

Von Dr. Wilhelm Hartung-Quedlinburg

Der Schriftsteller Hermann Hesse wird heute zweifellos und mit Recht zu den besten in Deutschland gerechnet. Freilich, die eingefleischten Romanleser greifen nicht zu ihm; ihnen scheinen seine Romane zu arm an Handlung zu sein, für sie entbehren sie zu sehr der allein ihr Interesse fesselnden Spannung. Aber trotzdem hat sich eine reichlich große Gemeinde um ihn geschart, stillem Träumen und Sinnieren geneigt, die jedes neue Buch von ihm mit aufrichtiger Freude begrüßt. Denn auch Hesse ist ein solch versonnener Träumer und Lebensphilosoph: er versteht es nicht nur, die ganze, unendliche Natur vor unserem Auge erstehen zu lassen, er vermag nicht nur die Jahreszeiten, die Seen und Berge und Wälder, den Föhn und seine lieben Freunde, die Wolken, in all ihrer Pracht zu schildern wie kein anderer, er weiß nicht nur all den kleinsten und feinsten Regungen der menschlichen Seele nachzugehen und sie zu erklären, er besitzt endlich nicht nur die Fähigkeit, seiner Schilderung den Stempel des Klassizismus aufzudrücken und sie in einer Sprache voller Formenschönheit und gedrungener Prägnanz zu geben, sondern er ist Meister genug, alle diese einzelnen Momente zu verquicken und zu vereinen zur Beantwortung der einen und höchsten Frage, die Menschen aufgeworfen, der Frage nach dem höchsten aller menschlichen Güter, er ist Meister genug, alle seine Schöpfungen in der Frage gipfeln zu lassen: Was ist das Glück, was will, was bedeutet die große Sehnsucht, die sich in eines jeden fühlenden Menschen Brust regt und die immer und immer wiederkehrt und den Menschen nicht zur Ruhe gelangen läßt? Das gerade ist es, was den Hesseschen Schöpfungen ihren wahrsten und innersten Gehalt gibt und was sie — so hoffe ich — nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen wird.

Gleich in seinem ersten größeren Roman, im „Peter Camenzind", schildert uns der Dichter in der Person des Titelhelden einen solchen Menschen, der unermüdlich auf der Suche nach dem Glück ist und sich durch Mißerfolge mancherlei Art nicht abschrecken läßt, immer wieder „aufs neue hinüberzugehen und noch einmal das Land des Glückes zu suchen". In dem kleinen Bergdörflein Nimikon wächst Peter Camenzind sich selbst überlassen auf und legt auf den einsamen Wanderungen seiner frühesten Kinderjahre den ersten Grund

zu seiner schwärmerischen Liebe zur Natur. Ein Brief an den Pater des benachbarten Klosters, den der Knabe für den Vater verfaßt und der seine ungewöhnlichen Fähigkeiten verrät, läßt dem Empfänger seine Ausbildung zum gelehrten Berufe erwünscht erscheinen.

Das erste Ereignis von einschneidender Bedeutung in seinem Leben ist der Tod der Mutter; er ist willens, bei dem vereinsamten Vater daheim zu bleiben, doch ein „unbewußt mächtiger Zwang" treibt ihn „der großen Weite der Welt" entgegen. In Zürich taucht er nun zum erstenmal in den Strudel der Großstadt, gewinnt durch seinen Freund Richard Fühlung mit Künstler- und Schriftstellerkreisen und erlebt selbst mit ein paar kleinen Novellen den ersten literarischen Erfolg, dem sich bald andere anschließen. Die unglückliche Liebe zu der schönen Malerin Erminia Aglietti und der Schmutz und das Laster der französischen Hauptstadt lassen in ihm Selbstmordgedanken wach werden, die nur die Erinnerung an den heldenhaften Todeskampf der Mutter verscheuchen kann. Einem Aufenthalt in Basel macht wieder eine unglückliche Liebe ein Ende; ein kurzer Besuch in der Heimat hilft Peter Camenzind zwar über den ersten Schmerz hinweg, zeigt ihm aber zugleich, daß auch hier seines Bleibens nicht länger ist. Die Schönheit der Heimat seines geliebten Franz von Assisi und der ungezwungene Verkehr dort mit lieben, schlichten Leuten lassen die Liebeswunden völlig verharschen, bis dem Ruhelosen die Liebe seiner Wirtin Annunziata Nardini, die er nicht erwidern kann, auch diesen köstlichen Aufenthalt in Assisi verleidet. Nach Basel zurückgekehrt genießt er das Glück, in dem armen Krüppel Boppi einen trefflichen Freund zu finden, der ihm jedoch bald wieder durch den Tod entrissen wird. Nichts hält ihn mehr in der Stadt zurück; ein Ruf in die Heimat zum erkrankten Vater fesselt ihn schließlich dauernd an die heimatliche Scholle. Dort geht er, ein Bauer unter Bauern, seiner täglichen Handarbeit nach, schafft als Mitglied des Gemeinderates Segensreiches für sein kleines Heimatsdörfchen und genießt in der Erinnerung an all „das Vergangene und doch Unverlorene seines Lebens samt allen den lieben Menschenbildern, von der schlanken Rösi Girtanner bis auf den armen Boppi" ein reiches Glück.

So hat sich denn Peter Camenzinds glühende Sehnsucht nach dem Glück erfüllt. Ein bißchen anders freilich sieht das erreichte Glück aus als das Ideal, das er sich so in Gedanken — und er hat viel über das Wesen des Glückes nachgedacht — davon zurecht gezimmert hatte! Aber auch dieses war ja zu verschiedenen Zeiten seines Lebens ein verschiedenes gewesen. In seiner Jugend hatte er immer das Gefühl gehabt, „das Leben müsse ihm irgend einmal ein besonders lachendes Glück vor die Füße spülen, einen Ruhm, eine Liebe vielleicht, eine Befriedigung seiner Sehnsucht und eine Erhöhung seines Wesens," damals „war er noch der Page gewesen, der von Edeldamen und Ritterschlag und großen Ehren träumt," und erst allmählich kam er zu der Einsicht, „daß das Glück mit der Erfüllung äußerer Wünsche wenig zu tun habe," daß diese

Sehnsucht wohl nichts anderes sei als „das alte, traurige Verlangen, sich an Gottes Brust zu werfen und sein kleines Leben mit dem Unendlichen und Zeitlosen zu verbinden," daß es „nichts Adligeres und nichts Beglückenderes in der Welt gäbe als eine wortelose, stetige, leidenschaftslose Liebe."

Immerhin hatte ihm doch auch die nicht jeder Leidenschaft bare Liebe zu Frauen Stunden reinsten Glückes beschert, so daß er auch hier seine Jagd nach dem Glücke am Ende nicht eine „ungeschickte" zu nennen braucht. Bereits auf der Schule hatte ihn die zwar infolge seiner Schüchternheit gar eigenartige Liebe zur schönen, schlanken Rösi Girtanner selig gemacht, und auch später hat ihm die Frauenliebe, obwohl er darin „zeitlebens ein Knabe geblieben," doch „Bitteres und Süßes" eingebracht.

In gleicher Weise hatte auch die Freundesliebe sein ganzes Wesen geadelt: in Zürich hatte ihn die Freundschaft zu Richard mächtig emporgehoben, die er für „edler und beglückender als den Ruhm und den Wein und die Liebe und die Weisheit" hielt, und in Basel hegte er für den armen, krüppeligen Boppi wirklich solch „leidenschaftslose Liebe", die ihm gar köstlich erschien. Was Wunder, daß er auch am Ende seines Lebens „nichts Köstlicheres als eine ehrliche und tüchtige Freundschaft zwischen Männern" kennt!

Und dann blieb ihm ja in allen Bitternissen und Fährlichkeiten des Lebens ein herrlicher Tröster: der Wein! Wie oft hat er ihn nicht zum Vertrauten seines Liebeskummers gemacht, und wie oft hat ihm nicht dieser vertraute Freund Linderung und Vergessen verschafft! In begeisterten Worten wird ihm der gebührende Dank gezollt: der gelbe Waadtländer, der tiefrote Veltliner, der Neuenburger Sternwein und viele andere Weine sind ihm gute Freunde geworden; sie haben „den Einsiedler und Bauern zum König, Dichter und Weisen gemacht".

So kann denn das Fazit, das Peter Camenzind am Ende seiner Jugend zieht, nur ein glänzendes sein: „Tief und beglückt," heißt es da, „trank ich aus den vollen Bechern der Jugend, litt in der Stille süße Leiden, um schöne, scheu verehrte Frauen und kostete das edelste Jugendglück einer männlich frohen, reinen Freundschaft bis zum Grunde," und an anderer Stelle: „Das war die Geschichte meiner Jugend. Es scheint mir, wenn ich es überdenke, als sei sie kurz wie eine Sommernacht gewesen. Ein wenig Musik, ein wenig Geist, ein wenig Liebe, ein wenig Eitelkeit — aber es war schön, reich und farbig wie ein eleusisches Fest."

Überhaupt allen Gestalten Hesses scheint die früheste Kindheit und Jugend durch solch einen rosigen Schimmer des Glückes verklärt: wie Peter Camenzind geht schon Hermann Lauscher das Herz auf, wenn er seiner Kindheit und ihres ungetrübten Glückes gedenkt: „Alle Stunden meines Lebens, in welchen ein kurzes, weltvergessenes Ruhen mir vergönnt war, alle einsamen Wanderungen, die ich über Schneegebirge gemacht habe, alle Augenblicke, in welchen ein unvermutetes kleines Glück oder eine begierdelose Liebe mir das Gestern und

Morgen entrückte, weiß ich nicht köstlicher zu benennen, als wenn ich sie mit dem grünen Bilde meines frühesten Lebens vergleiche. So ist es mir auch mit allem, was ich als Erholung und höchsten Genuß mein Leben lang liebte und wünschte, alles Schreiten durch fremde Dörfer, alles Sternezählen, alles Liegen im grünen Schatten, alles Reden mit Bäumen, Wolken und Kindern." Und ein noch gewaltigerer Hymnus auf das Glück des Kindesalters ist in die Skizze „Aus Kinderzeiten" verflochten: „Wenn die Stunde es gönnt und mein Herz guter Dinge ist, trete ich traumwandelnd als ein stiller Gast in den seligen Garten meiner Knabenzeit. Das gelingt so selten und ist so köstlich, einmal wieder sich dort hinüberzuschwingen und die klare Morgenluft der ersten Jugend zu atmen und noch einmal, für Augenblicke, die Welt so zu sehen, wie sie aus Gottes Händen kam, und wie wir alle sie in Kinderzeiten gesehen haben, da in uns selber das Wunder der Kraft und der Schönheit sich entfaltete. — Ich bin wahrlich heute und jeden Tag der Welt und meines Lebens froh, aber auch ein Glücklicher kann sich den Glanz nicht völlig bewahren, den sein Auge in Kinderzeiten über der Erde sah."

Auch der arme Hans Giebenrath in „Unterm Rad" erinnert sich am Ende seiner Jugend voller Wehmut eines fröhlichen, heiteren Kindertages, des Vorabends vor dem Sedanfest; doch wußte er nicht, „warum diese Erinnerung so schön und mächtig war, noch warum sie ihn so elend und traurig machte. Er wußte nicht, daß im Kleide dieser Erinnerung seine Kindheit und sein Knabentum noch einmal fröhlich und lachend vor ihm aufstand, um Abschied zu nehmen und den Stachel eines gewesenen und nie wiederkehrenden großen Glückes zurückzulassen." Und eben dieses Knabenglück war wie das Peter Camenzinds durch die reine Freundschaft Hermann Heilners erhöht gewesen.

Hermann Lauscher und Peter Camenzind aber besitzen noch ein weiteres gemeinsames Gut: sie besitzen beide die schöne Fähigkeit, sich mit Hilfe einer unbezwingbaren, in ihrer Ursprünglichkeit an Wilhelm Busch gemahnenden Ironie hinwegzusetzen über alle Miseren des täglichen Lebens, über alle Niederungen des gewohnten Daseins, ihre „ganze schwerblütige Art aufzulösen und als schmucke Seifenblase ins Blaue zu blasen, alles zur Oberfläche zu machen, alles Ungesagte mit raffinierter Bewußtheit sich selber als entdecktes Mysterium zu servieren". So ist es nur natürlich, wenn der harte, weltfremde Bauernbub Peter Camenzind trotz aller Bemühungen kein „homo socialis" werden kann, wenn zwischen ihm mit seiner Schüchternheit und Plumpheit, mit seiner rauhen äußeren Schale und den schlangengleichen, glatten Weltbürgern keine Gemeinschaft zustande kommt, wenn er aber trotzdem innerlich ein Lebenskünstler ist wie kein zweiter und in stillen Träumen zu der reinen Weltliebe und der begierdelosen Resignation gelangt, die allein glücklich macht.

Hatte schon Peter Camenzind erkannt, „daß das Glück mit der Erfüllung äußerer Wünsche wenig zu tun habe", so sollte das auch Helene Lamparts unglücklicher Liebhaber in der „Marmorsäge", der klassischsten der Hesseschen

Novellen, allzu schmerzlich am eigenen Leibe erfahren. Auch ihm fehlte es, wie Walter Kömpffs Vater, an nichts, „was hierorts zum Glück und Wohlsein gehört". „Es war mir," sagt er gelegentlich von sich selbst, „so wohl wie noch nie." — „Diese Fülle und Schönheit (eines herrlichen Sommers) hätte wohl genügt, um mich froh und übermütig zu machen, und doch hatte ich das gar nimmer nötig. Ich war vierundzwanzig Jahre alt, fand die Welt und mich selber wohlbeschaffen und betrieb das Leben noch als eine ergötzliche Liebhaberkunst, vorwiegend nach ästhetischen Gesichtspunkten. Außerdem hatte ich mein Examen bestanden, auf den Herbst eine ungewöhnlich und unverdient gute Anstellung in der Stadt in Aussicht, ein nettes Taschengeld im Sack und zwei Monate Ferien vor mir liegen." Und doch muß dieses „Glück des Märchenprinzen" gerade an dem zerschellen, womit es gekrönt werden soll: an der Frauenliebe! Heiße, leidenschaftliche Liebe entflammt den jungen Menschen zu der schönen Tochter des Besitzers der Marmorsäge und läßt ihn Tage erleben, „an denen er aufatmend und fast erschrocken alles gewonnen glaubt und einen Augenblick vor dem offenen Tor des Glücksgärtleins steht", erwidert doch Helene Lampart diese Liebe ebenso leidenschaftlich. Die Unglückselige ist jedoch bereits einem anderen verlobt und weiß schließlich aus diesem seelischen Konflikt, in den sie geraten, keinen anderen Ausweg, als den Tod in den Fluten zu suchen. Ihre Lehre, man müsse mit dem „auszukommen suchen, was über einen verhängt sei", war freilich für sie beide zu spät gekommen: diese beiden unglücklichen Menschenkinder, in deren Adern noch das heiße, stürmende Blut der Jugend pocht, vermögen sich nicht zu der Höhe menschlichen Entsagens emporzuschwingen, die allein das Schicksal zu meistern imstande ist, weil sie jenseits aller Stürme des Begehrens liegt.

Besser versteht es der „Lateinschüler" Karl Bauer, die Höhen dieser begierdelosen Resignation zu erklimmen: auch er entbrennt in beseligender Liebe zu der blonden Tine, die seine Liebe gleichfalls wohl erwidert, in verständiger Erkenntnis ihrer Zwecklosigkeit jedoch gleichzeitig den über seine Jahre reifen Jüngling vor weiteren Torheiten zu bewahren weiß. Der „entdeckt denn auch bald die alte Wahrheit, daß Geben seliger als Nehmen ist und daß Lieben schöner ist und seliger macht als geliebt werden", eine Beobachtung, die ja schon Peter Camenzind in Neapel hinsichtlich der Annunziata Nardini gemacht hatte.

Immerhin hatten Karl Bauer diese, wenn auch „nur flüchtigen und vereinzelten Blicke eines Zaungastes ins Land der Liebe" genügt, „ihm das Leben ohne den Trost und Glanz der Frauenliebe traurig und wertlos erscheinen zu lassen", und ebenso steht der einsame, melancholische Wanderer aus der „Fußreise im Herbst" nicht an, seine Liebe zu Julie Herschel, obwohl sie ihm nur Trauriges gebracht, auch so noch für eines seiner höchsten Güter zu halten. So müssen wir es wenigstens verstehen, wenn er sich gelegentlich darüber äußert: „Das Beste daran war nicht das Küssen und nicht das abendliche Zusammenpromenieren und Heimlichtun. Das Beste war die Kraft, die mir

aus jener Liebe floß, die frohe Kraft, für sie zu leben, zu streiten, durch Feuer und Wasser zu gehen. Sich wegwerfen können für einen Augenblick, Jahre opfern können für das Lächeln einer Frau, das ist Glück. Und das ist mir unverloren."

In der reizenden Novelle „Heumond", die Hesse in all seiner Liebenswürdigkeit zeigt, tritt Frauenliebe als Quelle menschlichen Glücks mehr zurück hinter etwas anderem, das allerdings alle Hesseschen Schöpfungen mehr oder weniger zum Ausdruck bringen, das aber doch hier am plastischsten in die Erscheinung tritt: zwar verschafft dem das Land der Liebe zum erstenmal und mit schüchternen Schritten betretenden Paul Abderegg die ihm entgegenkommende Zuneigung der schönen Thusnelde auch frohe, beglückende Stunden, doch erwacht in ihm zugleich mit dem „regen Glücksgefühl" über diese Liebe ein erstes, dämmerndes Verständnis für alles Schöne in Kunst und Natur. Vor der Begegnung mit Thusnelde hatte er noch teilnahmlos dem herrlichen Naturschauspiel des Sonnenunterganges zuschauen können, „ohne viele Aufmerksamkeit und ohne viel dabei zu denken." „Er sah es Nacht werden. Aber er konnte nicht fühlen, wie schön es war. Er war zu jung und lebendig, um so etwas hinzunehmen und zu betrachten und sein Genüge daran zu finden." Doch wie hat ihn hier der eine herrliche, in Gesellschaft des geliebten Mädchens zugebrachte Sommerabend reifen lassen! Der Gedanke an es läßt ihn keinen Schlaf finden, und so sitzt er im Hemd auf dem Fensterbrett seines dunklen Schlafgemachs und sieht in die schwarzen, ruhigen Baumkronen hinein, an nichts Bestimmtes denkend und nur das Glück der späten Stunde genießend: „Wie schön die Sterne in der Schwärze standen! Und wie der Vater heute wieder gespielt hatte! Und wie still und märchenhaft der Garten da im Dunkeln lag!"

Wie tief sind nicht die Leute zu bedauern, denen dieser Sinn und diese Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur so ganz und gar abgeht wie dem Hauslehrer Homburger! Das läßt sich nicht mit der Kenntnis all der Propheten und Bringer der neuen Seligkeit, mit der Weisheit eines Nietzsche und Ruskin wett machen! Homburgers Stirn ist umwölkt, seine Augen sind „müde wie vom Durchmessen ungeheurer Räume"; aber vergebens „liegt und wartet vor seinen Fenstern der gestirnte Himmel, die schwebende Wolke, der träumende Park, das schlafend atmende Feld und die ganze Schönheit der Nacht", vergebens wartet sie, „sein Herz mit Sehnsucht und Heimweh zu verwunden, seine Augen kühl zu baden, seiner Seele gebundene Flügel zu lösen."

Greifbarer jedoch als in allen diesen kleineren Novellen und dem im „Peter Camenzind" vergleichbar wird Hesses Ringen nach vollständiger Ergründung des Glücksbegriffes in seinem letzten größeren, den „Peter Camenzind" an Einheit der Komposition übertreffenden Roman „Gertrud", dessen Handlung durch ein fortwährendes, aber keineswegs störendes Spintisieren über das Wesen des Glücks unterbrochen wird. In ihm begegnen wir allerorts früheren, uns vertrauten Gedanken wieder, nur sind sie noch klarer und schöner gefaßt. Hier stellt uns der Dichter in Teiser einen Menschen vor

Augen, der sich, wie Helene Lamparts Liebhaber, ein Glück der Behaglichkeit zurechtgezimmert, einen Menschen, der „kein Verlangen" kennt „nach Unerreichbarem", der „eine zarte, selbstlose Freude an der Kunst hat, von der er nicht mehr verlangt, als sie ihm gibt", und der „außerhalb der Kunst noch genügsamer ist", da er „nur ein paar freundliche Menschen braucht, gelegentlich ein gutes Glas Wein und an freien Tagen einen Ausflug in die Landschaft", und in eben diesem Roman läßt er den Musiker Kuhn zu einer ganz anderen Welt- und Lebensanschauung, zu einem ganz anderen Ideal von Glück gelangen. Dieser hat „wie tausend andere rings in der Welt, seiner Jugendkräfte froh, jubelnde Hände nach allen Kronen des Lebens ausgestreckt"; er hat in der Liebe zur schönen Liddy das Beseligende einer ersten, die Sinne berauschenden Leidenschaft kennen gelernt und doch dabei zugleich erfahren müssen, wie die Stillung äußeren Begehrens nur ein Glück bieten kann, das beim ersten Anprall in tausend Scherben zersplittert: als er ihr gelegentlich einer gemeinsam unternommenen Rodelpartie durch ein tollkühnes Wagnis Bewunderung abringen will, verunglückt er und trägt eine lebenslängliche Lähmung des Beines davon. Das wird für ihn zum Schicksal: bei allem, was der arme Unglückliche unternimmt, tritt ihm das körperliche Gebrechen hindernd in den Weg; mit der äußeren schwindet die innere, seelische Sicherheit, deren Verlust es am Ende verschuldet, daß er aus seinem Leben „kein Lied und keine reine Musik" machen kann. In der Einsamkeit der Berge, in der er Erholung und Sammlung sucht, wird er „wütend und Gott lästernd" von „hoffnungslosen heißen Träumen von Leben und Liebessturm" gepeinigt, er, der sich nun „als ein ärmlicher Dichter und Träumer vorkommt, dessen schönster Traum doch nur ein dünnes Seifenblasenschillern ist", und es dauert lange, bis er sich zu der kraftvollen Überzeugung durchringt, daß kein Leid und Schmerz zu groß ist, „wenn man durch Leid und Läuterung im Schmerz Augenblicke wahren Lebens erlangen kann", Augenblicke, „deren Aufblitzen beglückt und das Gefühl der Zeit samt allen Gedanken an Sinn und Ziel des Ganzen auslöscht", und von denen es scheint, „daß sie das Gefühl der Vereinsamung mit dem Schöpfer bringen, weil man in ihnen alles, auch das sonst Zufällige, als gewollt empfindet." Sie allein befähigen dazu, sich über „das ewige Begehren, die Sehnsucht und Ungenüge" hinwegzuschwingen auf die Höhe jener Resignation, die da sagt: glücklich ist, wer nicht begehrt, wer mit Hintansetzung aller eigenen Wünsche ganz in dem Wirken und Schaffen für andere aufgeht, wie es am Ende auch Peter Camenzind und der große Glückssucher Faust getan, und sich glücklich fühlt, wenn er andere glücklich weiß. Mit dieser Antwort sucht der Vater den quälenden Fragen des jungen Kuhn gerecht zu werden, und auch sein alter Lehrer Lohe kann ihm keinen besseren Rat geben. Freilich kann so, was Erfüllung werden sollte, „nur ein linderndes Auflösen der angewachsenen Dissonanzen werden, ein Versuch, die alte Grundmelodie ein wenig zu läutern und zu steigern".

Immerhin fällt die Summe, die Kuhn am Ende seines Lebens ziehen kann, nicht ungünstig aus. „Wenn ich," sagt er einmal, „von außen her über mein Leben weg schaue, sieht es nicht besonders glücklich aus. Doch darf ich es noch weniger unglücklich heißen, trotz aller Irrtümer. Es ist am Ende auch ganz töricht, so nach Glück und Unglück zu fragen, denn mir scheint, die unglücklichsten Tage meines Lebens gäbe ich schwerer hin als alle heiteren. Wenn es in einem Menschenleben darauf ankommt, das Unabwendbare mit Bewußtsein hinzunehmen, das Gute und Üble recht auszukosten und sich neben dem äußeren ein inneres, eigentlicheres, nicht zufälliges Schicksal zu erobern, so war mein Leben nicht arm und nicht schlecht."

Was ist natürlicher, als daß alle diese Gedanken auch die gesamte Hessesche Lyrik durchdringen und beherrschen! Frauenliebe erscheint auch in ihnen als ein Born reichen Glücks („Lieder"), und selbst wenn sie unglücklich oder ohne Erfolg ist, hat doch noch die Erinnerung an sie Beseligendes genug! Und dann ist ja auch noch der Tröster Wein da, der schon den armen Peter Camenzind über Liebeskummer hinweghalf und es auch hier tut („Einem Kameraden"), der den Dichter zum König trotz aller Armut macht, und ihn der Heimat, „des Sternenhimmels weiten Räumen, dem Land der Träume", zuführt. Erfüllung freilich vermag er dem Trinker nicht zu geben und nicht die Weisheit, die er „nächtelang, die Stirn in heißer Hand, aus den Büchern gesucht"; doch läßt er ihn immerhin einen Trost gewinnen:

„Weisheit, der er lange nachgejagt,
Worte, Lieder fühlt er in sich reifen,
Und er läßt sie still und ungesagt
In die blauen Dämmerungen schweifen." („Der Trinker.")

Sollte aber dieser Trost nicht so viel mehr wert sein als die Erfüllung?

Im Mittelpunkt der Lyrik steht wiederum durchaus die Klage um die entschwundene Jugend, der Hesse in immer neuen, ungehörten Tönen und Nuancen Ausdruck zu geben nicht müde wird. Da trauert er bald um den unwiederbringlichen Verlust seiner frohen, seligen Kinderzeit, da noch keine quälenden Zweifel die bange Seele zerrissen, bald wünscht er wieder mit flehenden Worten seine Jugend herbei mit all ihrer Sehnsucht und ihrem Begehren, das Unergründliche zu ergründen und das kleine Selbst mit dem Ewigen, Unendlichen zu vereinen, an der ihm gerade diese ungestillte Sehnsucht das Köstlichste und Beste erscheint*), diese Sehnsucht, wie sie ähnlich Bernhard Kellermann in seinem „Yester und Li"**) so vortrefflich zu analysieren und psycho-

*) Ich denke an Gedichte wie „Lieder", „Noch ist mein Leben der Erfüllung bar", „Reine Lust", „Venezianische Gondelgespräche IV" und ähnliche.

**) Berlin, S. Fischers Verlag, wo auch Hermann Hesses Romane „Peter Camenzind" und „Unterm Rad" sowie seine Novellenbände „Diesseits" und „Nachbarn" erschienen sind. Hesses „Gedichte" verlegte G. Grote zu Berlin, den Roman „Gertrud" Albert Langen zu München.

logisch zu begründen wußte, und „dieses phantastische Träumen und Ahnen und Sehnsuchthaben" der Jugendzeit, was auch einer der jüngsten Gestalten Hesses, dem „Herrn Piero"*), „schöner und süßer und innerlichst seliger" erscheint als sein ganzes, späteres Leben.

Endlich weiß der Dichter natürlich auch in seiner Lyrik („Zuschauer") mit meisterhafter Prägnanz für jene resignierte Stimmung, wie wir sie schon aus dem „Peter Camenzind" und der „Gertrud" kennen, einen Ausdruck zu finden:

„Ein altes Herzweh in vernarbter Brust,
Üb' ich der fernen Jugend Lieblingslust:
Dem weißen Zug der sommerlichen Wolken
Mit stillen Augen stundenlang zu folgen.

Und alles, was ich sah und tat und litt,
Geht in den hohen Wolkenzügen mit.
Ich seh' nach ewigen Gesetzen segeln,
Was einst mir wild erschien und frei von Regeln.

Und seh' die Züge ohne Lust noch Leid
Hinüberfahren in die Ewigkeit."

Ja, diese sich selbst bescheidende Resignation ist doch das Höchste und Schönste, was es auf Erden gibt; sie allein ermöglicht eine solche Lebensauschauung wie die Kuhns, der da sagt, „die unglücklichsten Tage seines Lebens gäbe er schwerer hin als alle heiteren", und wie sie in dem Gedicht „Dunkelste Stunden" offenbar wird, von denen der Dichter sagt:

„Und doch sind das die Stunden, deren Last
Uns Stille lehrt und innerlichste Rast
Und die zu Weisen uns und Dichtern reifen."

*) In der Novelle „Herr Piero", Westermanns Monatshefte, Jahrg. 1911, S. 890 ff.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

Ein Einbruch englischer und französischer Schreibweise? Seit dem vorigen Sommer konnte man — vielleicht nicht zufällig — sowohl in der Tagespresse wie auch in periodisch erscheinenden Zeitschriften die merkwürdige Erscheinung beobachten, daß sich in der Schreibung bestimmter, dem Lateinischen entstammender Fremdwörter die Endung tion gedruckt findet, wo sie nicht hingehört, weil sie entweder ganz fehlerhaft oder doch wenigstens bei uns nicht üblich ist. Lägen nun nur vereinzelte Druckfehler vor oder vereinzelte Beispiele einer falschen Analogiebildung, so brauchte man kein Wort darüber zu verlieren, aber die Menge der Fälle und die bedenklichen Wiederholungen zwingen uns, nach einem anderen Grunde zu suchen. Hier sollen nur einzelne Belege angeführt werden. Im letzten Augustheft der Preußischen Jahrbücher S. 232 kann man in einem Aufsatze über Kant Reflektion gedruckt sehen; und diese Schreibung wird an anderer Stelle beharrlich wiederholt. Es ist wohl kaum nötig, daran zu erinnern, daß das Wort von dem lateinischen Supinum reflexum abgeleitet ist. Das ist aber nicht das Wesentliche bei der Sache, daß gegen diese Ableitung gefehlt ist, sondern wir sprechen gar nicht Reflektion, sondern Reflexion; und wenn einer mit Vermeidung des x Reflexion schreiben wollte, so wäre dies zwar sonderbar, spräche aber wenigstens unserer Aussprache nicht hohn. Anders liegt die Sache bei den Engländern. Diese schreiben schon seit geraumer Zeit: flection, inflection, reflection statt flexion, inflexion, reflexion; und es hat nichts genützt, daß z. B. Skeat in seinem Etymological Dictionary of the English language die Bemerkung machte: better reflexion. Aber die Engländer haben die Entschuldigung, daß in ihrer Aussprache reflection und reflexion gleich lauten müssen. Sie schreiben auch stets connection statt connexion und haben dafür die gleiche Entschuldigung. Wenn man aber das in letzter Zeit so viel gebrauchte Wort Annexion in Artikeln, die in den Tageszeitungen von Blatt zu Blatt übernommen werden, zu Annektion verunstaltet sieht, so ist dies wirklich schlimm. Als Beleg will ich nur einen Artikel der Leipziger Neusten Nachrichten vom 5. Dezember 1911 anführen über Österreich un die Dardanellenfrage, wo man „die bosnische Annektion" gedruckt sehen kann. Solche Analogien verbreiten sich wie eine Seuche und richten allenthalben eine unheilvolle Verwirrung an, so daß es wohl an der Zeit ist, davor zu warnen.

Nun könnte man zwar leicht sagen, daß die Urheber jener verkehrten Schreibungen an die Formen: annektieren und reflektieren gedacht und davon die Substantiva fälschlich abgeleitet haben. Daß dies in einzelnen Fällen nicht der wirkliche Vorgang gewesen sei, läßt sich natürlich nicht beweisen. Mir scheint aber das Beispiel des Englischen, das jetzt mächtig auf unsere Presse und unser ganzes Denken eingewirkt hat, die natürlichere Erklärung darzubieten. Ganz unzweifelhaft liegt aber französischer Einfluß bei einem anderen Worte vor, wenn auch sonst der Fall anders liegt. Die Franzosen schreiben prétention, wir dagegen schreiben und sprechen Prätension, wie wir auch Intension und Intention differenzieren. Wenn wir nun z. B. im Kunstwart Nr. 23 S. 265 Prätention gedruckt sehen, so könnte man zweifelhaft sein, ob hier der Schreiber oder Korrektor an die Ableitung von praetentum gedacht hat oder ob hier schon eine Einwirkung des Französischen vorliegt. Wenn aber nun in einem Aufsatze: „Die Prinzipien einer neuen deutschen Homerübersetzung" in demselben Augustheft der Preußischen Jahrbücher S. 308 Pretention zu lesen ist, dann ist doch jeder Zweifel ausgeschlossen, daß wir es mit der französischen Schreibweise zu tun haben. So haben wir wohl das Recht, auch in den oben angeführten Fällen an fremdsprachliche Einwirkungen zu denken, die hoffentlich wie jene bangen Zeiten nur vorübergehend waren.

Prof. Dr. Büttner-Gera

Reichsſpiegel

(vom 26. Februar bis 3. März)

Reichsangehörigkeit

Der Reichstag hat die erſte Leſung des Entwurfes eines neuen Reichs- und Staatsangehörigkeitsgeſetzes beendigt und ihn einer Kommiſſion von einundzwanzig Mitgliedern zur weiteren Bearbeitung überwieſen. Soviel Wünſche und Abänderungsvorſchläge auch von den einzelnen Rednern vorgebracht ſind, ſo findet der Grundzug des neuen Geſetzes doch die Zuſtimmung der Vertreter aller Parteien einſchließlich der Sozialdemokratie. Und dieſer Grundzug iſt die möglichſte Erſchwerung des Verluſtes der Reichsangehörigkeit. England geht in ſeinen geſetzlichen Beſtimmungen ſo weit, daß es an die Stelle einer möglichſten Erſchwerung des Verluſtes der Staatsangehörigkeit, wie wir ſie erreichen wollen, die volle Unmöglichkeit ſetzt. Wer die Verhältniſſe der europäiſchen Kolonien im Auslande kennt, der weiß, daß das engliſche Geſetz im großen und ganzen recht daran getan und unzweifelhaft viel dazu beigetragen hat, das Anſehen und den Einfluß des britiſchen Elements im Auslande zu verſtärken. Das Deutſche Reich ſollte an ſich das gleiche Intereſſe haben, denn die Deutſchen, welche vor allem als Kaufleute ſowie auch als Beamte im Auslande ihren Lebenserwerb ſuchen, gehören ebenſo, wie dies bei den Engländern der Fall iſt, zu den beſten Teilen der Nation. Selbſt zu den Zeiten, in dem die jährliche Auswanderung Deutſcher nach Nord- und Südamerika in die Hunderttauſende ging, ſind es nicht die ſchlechteſten geweſen, die das Vaterland verlor, ſondern es waren Angehörige unſerer ſtrebſamſten und intelligenteſten bürgerlichen Kreiſe und unſeres kräftigſten Bauernſtandes. Je weniger von dieſen Ausland-Deutſchen dem Vaterlande verloren gehen und je enger man ihre Intereſſen an die des Heimatlandes knüpft, um ſo mehr wird unſer Anſehen in der Welt ſteigen, wird ſich die Sicherheit für die Aufrechterhaltung unſeres Warenexportes vermehren und wird damit nicht nur der Nationalreichtum des Deutſchen Reiches ſelbſt, ſondern vor allem auch ſein politiſcher Einfluß in der Welt zunehmen. Es iſt daher höchſte Zeit, daß in dem neuen Geſetz mit der alten Beſtimmung aufgeräumt wird, nach der ein Deutſcher durch ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthalt im Auslande, falls er ſich nicht in die Matrikel des zuſtändigen Konſulats eintragen läßt, der Reichsangehörigkeit verloren geht. Dieſe Beſtimmung, die die ſchwerſte ſtaatsbürgerliche Konſequenz an die Nichterfüllung einer rein formalen Forderung knüpfte, hat

die größten Schäden im Laufe der Jahrzehnte zur Folge gehabt und viele grunddeutsche Familien dem Mutterlande entfremdet. Nach Ausscheidung dieses Verlustgrundes nähern wir uns dem an sich idealen Prinzip, daß, wer einmal Deutscher ist, es auch sein Leben lang bleiben soll, vorausgesetzt, daß ihm der Wille hierzu innewohnt. Die Fälle eines freiwilligen Ausscheidens bei den Deutschen im Auslande sind immer seltener geworden. Freiwillig verzichten heutzutage die Deutschen in verhältnismäßig größerer Anzahl eigentlich nur noch in den Vereinigten Staaten von Amerika auf ihre Reichsangehörigkeit. Hierbei muß man berücksichtigen, daß ein großer Teil der nach den Vereinigten Staaten auswandernden Deutschen dies mit der festen Absicht tut, dort ihre zweite Heimat zu finden, und daß auch diejenigen, denen der Gedanke einer einstmaligen Rückkehr in die Heimat stets als wünschenswertes Ziel vor Augen bleibt, bei der durch die amerikanischen politischen Zustände gegebenen engen Verbindung des wirtschaftlichen und politischen Lebens es für angezeigt halten, amerikanische Bürger zu werden. Ähnlich liegen die Verhältnisse vielleicht noch in Brasilien und Argentinien, im übrigen Südamerika dagegen, in Ostasien, im Orient, in den englischen Kolonien und in ganz Europa hat der Deutsche nicht die geringste Veranlassung, irgendwie freiwillig die Reichsangehörigkeit aufzugeben. Und wenn auch die häufigen Klagen über mangelhafte Vertretung der deutschen Interessen durch die Auslandsbehörden des Reiches nicht immer unbegründet sind, so ist das Ansehen des Deutschen Reiches doch viel zu groß, um nicht die Zugehörigkeit zu ihm als einen wertvollen Besitz erscheinen zu lassen, und es kann erwartet werden, daß das freiwillige Aufgeben der Reichsangehörigkeit von Jahr zu Jahr seltener wird. Um so richtiger aber ist es, daß der Entwurf des neuen Gesetzes für den unfreiwilligen Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit Vorsorge getroffen hat. Es ist nämlich die Neuerung in das Gesetz aufgenommen worden, daß derjenige, der in einen ausländischen Staatsangehörigkeitsverband eintritt, die Reichsangehörigkeit nicht verlieren soll, wenn er auf seinen Antrag vorher die Genehmigung zur Beibehaltung derselben erhalten hat. Daß diese Bestimmung manche Bedenken mit sich bringt, liegt auf der Hand. Es drängt sich einem das Wort von der Unmöglichkeit, zwei Herren dienen zu können, auf, und man könnte es vom moralischen Gesichtspunkte aus vielleicht als bedenklich bezeichnen, wenn jemand, wie dies in den Vereinigten Staaten von Amerika beim Erwerb des Bürgerrechtes erforderlich ist, dem deutschen Kaiser durch schriftliche Versicherung an Eidesstatt Respekt und Gehorsam aufkündigt, gleichzeitig dabei doch Deutscher bleiben kann. An diese Fälle hat die Reichsregierung auch wohl gedacht, als sie an dieser Stelle des Gesetzes die Zusatzbestimmung einfügte, daß der Reichskanzler ein für alle Mal Personen, welche die Staatsangehörigkeit in einem bestimmten ausländischen Staate erwerben, die Genehmigung zur Beibehaltung der Reichsangehörigkeit generell versagen kann. Auf der anderen Seite darf man aber nicht vergessen, daß in manchen Ländern die Ausübung einer wirklich gewinn-

bringenden kaufmännischen oder industriellen Tätigkeit ohne den Besitz der Staatsangehörigkeit des betreffenden Landes kaum durchführbar ist. In Rußland ist beispielsweise der Erwerb von Grundbesitz wie die Betätigung in einer Reihe von kaufmännischen und gewerblichen Berufen für den Ausländer grundsätzlich ausgeschlossen. In England kann ein Fremder nicht die Zulassung zur Börse erreichen; damit ist in London dem Ausländer der wichtigste Zweig kaufmännischer und finanzieller Betätigung unmöglich gemacht. In den Ländern Mittel- und Südamerikas werden bei allen staatlichen und kommunalen Lieferungen und Ausschreibungen die Inländer dermaßen bevorzugt, daß auch hier für den deutschen Kaufmann ein dringendes Interesse vorliegt, sich die gleichen Vorteile zu sichern. Bei dieser Sachlage muß es doch als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß durch die neue Gesetzesbestimmung alle diese stellenweise wertvollsten Elemente des im Ausland lebenden Deutschtums dem Vaterlande erhalten bleiben können. Die russische Presse hat sich eingehend mit dieser neuen Gesetzesbestimmung befaßt und auf den Standpunkt gestellt, daß eine derartige doppelte Staatsangehörigkeit unzulässig sei. Erfreulicherweise hat sich die Reichsregierung hierdurch in ihrer Haltung nicht beirren lassen; sie ist vielmehr dem englischen Gesetze gefolgt, das die gleiche Bestimmung bereits seit dem Jahre 1870 kennt. Die im Auslande lebenden Engländer haben von dieser Wohltat des Gesetzes einen ausgiebigen Gebrauch gemacht, und es ist nicht bekannt geworden, daß jemals sich andere Staaten darüber beklagt hätten. Man wird sich daher wohl auch in Rußland mit der Tatsache abfinden müssen, daß, was den Engländern recht ist, ebenso den Deutschen billig sein müßte.

Wenn so das Gesetz in ausreichendem Maße dafür Sorge trägt, den Verlust der Reichsangehörigkeit auf ein Minimum zu beschränken, so bringt es auf der anderen Seite eine Neuerung, welche, so berechtigt sie auch sein mag, dieser Tendenz selbst naturgemäß zuwiderläuft. Es ist dies die Ausbürgerung wegen nicht erfüllter Wehrpflicht. Diese Bestimmung stellt ein gesetzliches Novum in der Welt dar. Die Begründung, welche dem Reichstage seitens der Reichsregierung zu dem Gesetzentwurf zugegangen ist, behauptet, daß in den Vereinigten Staaten eine ähnliche Bestimmung in Kraft sei. Dies beruht aber auf einem Irrtum; das amerikanische Gesetz besagt vielmehr nur, daß die Deserteure der amerikanischen Armee und Marine des amerikanischen Bürgerrechtes verlustig gehen sollen. Dies hat darin seinen Grund, daß ein großer Teil der amerikanischen Soldaten Ausländer sind, und daß daher diese Leute, wenn sie später ihre Eidespflicht verletzen, nicht das erst durch den Eintritt in die amerikanische Wehrmacht erworbene Bürgerrecht noch weiterhin behalten sollen. Bei uns liegen die Verhältnisse schon deswegen ganz anders, weil wir die allgemeine Wehrpflicht haben. Aber gerade hieraus folgt auch die Berechtigung der neuen Gesetzesbestimmung. Die bürgerliche und die Wehrgemeinschaft muß identisch sein, und wenn der Staat das Recht für sich in Anspruch nimmt, den im Inlande

lebenden Bürger, wenn er sich der Wehrpflicht entzieht, mit harten Strafen zu belegen und gewaltsam zum Heeresdienst heranzuziehen, so kann man ihm nicht zumuten, über gleich pflichtvergessene Reichsangehörige, wenn sie im Auslande leben und sich damit seiner strafenden Hand entziehen, trotzdem die schützende Hand zu halten. Es ist dies um so weniger angebracht, weil der Schutz des im Ausland lebenden Deutschen um vieles mehr der gesamten Autorität des Staates bedarf, als es bei der Gewährung der Rechtssicherheit im Innern des Landes der Fall ist. Es ist jedesmal am letzten Ende die gesamte Macht des Heimatstaates, die für die im Auslande lebende einzelne Person in die Wagschale geworfen werden muß, und derartige Fälle können, wie die Geschichte zeigt, zu den schwersten Konsequenzen für die gesamte Nation führen. Und so groß auch unser Interesse daran ist, die Zahl der im Auslande lebenden Deutschen so viel wie möglich zu verstärken, kann dies aus nationalen wie handelspolitischen Gründen durchaus richtige Prinzip doch nicht so weit führen, nun auch denjenigen weiterhin als Deutschen anzuerkennen, der aus dem Umstande, daß er im Auslande lebt, für sich den Vorteil zu ziehen versucht, sich den Pflichten zu entziehen, die jeder im Inlande wohnende Deutsche erfüllen muß.

Diese neue Gesetzesvorschrift hat natürlich eine Änderung über die Bestimmungen der Wehrpflicht bedingt. Der ganze Zweck des Gesetzes, den Verlust der Reichsangehörigkeit zu erschweren, würde hinfällig geworden sein, wenn nicht die Ausübung der Wehrpflicht für die im Ausland lebenden Deutschen durch eine Reihe von zweckmäßigen Vorschriften ganz wesentliche Erleichterungen erfahren hätte. Die erste Aussprache im Reichstage hat erkennen lassen, daß ein Teil der Mitglieder die gewährten Erleichterungen, wie sie bezüglich einer Zurückstellung bis zu einer Dauer von vier Jahren und einer direkten Überweisung zum Landsturm ersten Aufgebotes vorgesehen sind, nicht für ausreichend hält. Man kann hier, wenn man den Zweck des Gesetzes nicht aus dem Auge verlieren will, wohl kaum weit genug gehen und sollte in allen Fällen, in denen eine absichtliche Umgehung der Dienstpflicht durch die zu diesem Zwecke unternommene Ausreise ins Ausland nicht vorliegt, die Heranziehung der Ausland-Deutschen zur Erfüllung der Wehrpflicht möglichst beschränken. Der Vorteil, den Staaten wie England und Amerika in der Konkurrenz ihres ausländischen Handels insofern haben, als ihnen eine allgemeine Wehrpflicht unbekannt ist, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Gewiß verliert der junge Deutsche im Inlande durch die Erfüllung der Dienstpflicht auch seine Stellung, aber ein anderer Deutscher tritt an seinen Platz. Im Auslande ist das anders. Schon die Tatsache, daß der deutsche Kaufmann gerade, wenn er einige Jahre sich in die Verhältnisse des fremden Landes eingearbeitet hat, seine Tätigkeit auf längere Zeit unterbrechen muß, erschwert ihm die Anstellungsmöglichkeit in fremden Handelshäusern. Und wenn er nun gar ein eigenes Geschäft oder Unternehmen leitet, so ist durch eine derartige Unterbrechung in vielen Fällen seine Existenz und das in dem Geschäft

festgelegte Vermögen aufs äußerste gefährdet. Denn im Auslande beruht die Konkurrenzfähigkeit sehr oft fast ausschließlich auf dem persönlichen Vertrauen, das der einzelne Geschäftsmann genießt, und ein geeigneter Ersatzmann ist im fremden Lande natürlich wesentlich schwerer zu finden. Diesen Gedanken spricht ja auch der Entwurf aus. Es ist aber eigentlich nicht einzusehen, warum er die Erleichterungen beschränkt auf die außerhalb Europas lebenden Deutschen. Denn der Grund für eine Befreiung von der Wehrpflicht — und darauf kommt ja die Überweisung zum Landsturm tatsächlich hinaus —, liegt doch am letzten Ende nicht darin, daß der einzelne Deutsche, weil er mehr oder weniger weit vom Heimatlande entfernt ist, hier bevorzugt werden soll, beruht vielmehr auf der Tatsache, daß das Deutsche Reich ein lebhaftes Interesse daran hat, die Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit unseres Handels und somit die Stärkung unseres Ansehens im Auslande nicht dadurch zu gefährden, daß man den im Auslande wohnenden Deutschen zwingt, zu wählen zwischen einer starken Beeinträchtigung seiner kaufmännischen Betätigung oder einem Aufgeben der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich. Und dieses nationale Interesse liegt ebenso in Europa wie außerhalb Europas vor. Es steht zu erwarten, daß in dieser Frage der Reichstag noch ein gewichtiges Wort sprechen und auch vielleicht eine bessere Garantie für eine richtige Auslegung dieser Bestimmungen durch die Einführung einer Appellinstanz schaffen wird.

Denn die hier zur Entscheidung stehende Frage ist eine für unsere Stellung in der Welt so wichtige, daß mit äußerster Vorsicht vorgegangen werden muß und vor allem nicht das erstrebte Endziel aus dem Auge verloren werden darf, die Ausland-Deutschen, die Deutsche bleiben wollen, und die doch allein die Träger unseres wirtschaftlichen und kulturellen Fortschrittes jenseits der Grenzen sein können, dem Deutschtum zu erhalten.

Legationsrat Freiherr v. Richthofen, M. d. R.

Bank und Geld

Die herrschende Depression — Streik der Bergarbeiter in England — Seine wirtschaftliche Bedeutung — Stellung der Regierung — Rückwirkung in Deutschland — Kohlensyndikat und Arbeiterschaft — Reichsbank und Kreditbanken — Fehler in der Kreditgewährung — Deutsche Bank und Fürstentrust — Die Kreditgewährung der Reichsbank — Die Bardeckung der Depositen — Spekulationskredit und Emissionsgeschäft

Der wirtschaftliche Ausblick gestaltet sich von Woche zu Woche unbefriedigender. Eine schwere Depression lastet auf dem Wirtschaftsleben, hemmt jeden Unternehmungsgeist und legt die bange Frage nahe, was denn werden soll, wenn aus den gegenwärtigen Wirrsalen nicht bald ein Ausweg gefunden wird. Neue Sorgen sind zu den schon vorhandenen hinzugetreten. War bisher die Depression nur auf die Börse beschränkt, die sich an die politische Unsicherheit, die Geldteuerung, die Überspekulation und die zu deren Eindämmung geplanten Maßregeln anknüpfte, so ist gegenwärtig in den Lohnbewegungen der Arbeiterschaft der Industrie selbst ein Grund zu tiefster Beunruhigung erwachsen. Der Streik der englischen Bergleute, der mehr als eine Million Arbeiter feiern läßt, ist nach Umfang und Wirkung

die riesenhafteste Arbeitseinstellung, welche die moderne Wirtschaftsgeschichte kennt. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die englische Kohlenproduktion mit zirka 234 Millionen Tonnen nahezu noch doppelt so groß ist wie die deutsche, und daß von dieser Menge etwa 60 Millionen Tonnen im Werte von 700 Millionen Mark der Versorgung des Auslandes dienen. Eine Einstellung der Kohlenförderung auch nur auf kurze Zeit bedeutet eine schwere Erschütterung des gesamten englischen Wirtschaftslebens. Mangel an Kohlen zwingt die gesamte Industrie zur Arbeitseinstellung. Man bedenke, welche Verluste, welche Einbuße an Kaufkraft ein solches auch nur wenige Tage währendes Feiern herbeiführen und welche tiefgreifenden Rückwirkungen ein solcher Streik auch im Auslande hervorrufen muß. Es ist daher zu verstehen, wenn die englische Regierung ohne Zögern den Standpunkt, sich nicht in die Lohnkämpfe zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu mischen, angesichts eines Ereignisses von so ungeheurer Tragweite aufgegeben und den Versuch einer Verständigung gemacht hat. Aber leider hat sie bis zur Stunde noch keinen Erfolg zu verzeichnen. Selbst die Verheißung eines Gesetzes über den Minimallohn — ein für englische Verhältnisse ganz unerhörtes Eingreifen des Staats in den freien Arbeitsvertrag — hat die Arbeiter nicht zum Nachgeben bewogen. Sie wünschen den Minimallohn unbedingt durch das Gesetz festgesetzt zu sehen, und da einem solchen Verlangen selbstverständlich die Rücksicht auf die Verschiedenheit der örtlichen Arbeitsverhältnisse entgegensteht, so setzen sie den Kampf im Vertrauen auf die wohlgefüllten Unterstützungskassen fort. Für uns in Deutschland wird sich die Rückwirkung des Streikes natürlich zunächst in der Kohlenindustrie geltend machen. Denn für die Ein- und Ausfuhr industrieller Erzeugnisse könnte eine solche erst bei einiger Dauer der Arbeitseinstellung in Erscheinung treten. Aber die Einfuhr der englischen Kohle, die auf dem Wasserwege bis tief ins Inland dringt und dem Kohlensyndikat eine so oft schmerzlich empfundene Konkurrenz bereitet, würde sofort unterbunden werden. Das Kohlensyndikat hat also Gelegenheit, sich hier an die Stelle des ausländischen Konkurrenten zu schieben und auch im Auslande vom englischen Absatzgebiet manches an sich zu reißen. Aber einer vollen Ausnutzung dieses wirtschaftlichen Vorteils steht die Rücksicht auf die eigenen Arbeiterverhältnisse im Wege. Auch in unserer Arbeiterschaft gährt es; die Bergleute in Rheinland-Westfalen verlangen schon längst eine Aufbesserung der Löhne, welche der ansteigenden Konjunktur nicht gefolgt sind. Einen Sympathiestreik einzuleiten, haben nun zwar die deutschen Arbeiterorganisationen abgelehnt. Aber sie haben sich ebenso entschieden dagegen ausgesprochen, Überstunden zu leisten. Die Kohlenindustrie befindet sich angesichts dieser Haltung der Arbeiterschaft in einer schwierigen Lage. Das Kohlensyndikat wird zufrieden sein müssen, wenn es ihm gelingt, die englische Kohle vorerst vom deutschen Markte zu verdrängen, und im übrigen werden die Werke sich wohl oder übel dazu bereit finden müssen, Konzessionen in der Lohnfrage zu machen. Sie haben solchen Zugeständnissen ja durch die Preissteigerungen der letzten Zeit schon den Weg geebnet.

Die Verhandlungen des Reichsbankpräsidenten mit den Großbanken über die von ihm für wünschenswert erachteten Änderungen in der Bankpolitik geben andauernd Anlaß zu teilweise erregten Diskussionen. Der Börse ist, als sie sich der Konsequenzen allmählich bewußt wurde, ein wahrer Schreck in die Glieder gefahren, und wie gewöhnlich ist die drohende Gefahr dann durch haltlose und

übertriebene Gerüchte vergrößert und verzerrt worden. Daß die Tagesspekulation aus dem Häuschen gerät, wenn man ihr durch Beschneiden des Spekulationskredites auf die Finger klopft, ist nicht verwunderlich. Die Börse erhebt stets ein Geschrei, wenn durch irgendwelche Maßnahmen in den augenblicklichen Gang der Dinge eingegriffen wird; sie pflegt sich aber ebenso schnell mit den Tatsachen abzufinden. Unverständlicher war es schon, daß auch die Großbanken sich zunächst gebärdeten, als ginge das Vorhaben des Reichsbankpräsidenten darauf hinaus, die gesamte Bankorganisation zu zerstören und lahmzulegen. Da kam es gerade sehr gelegen, daß die Vorgänge im Fürstentrust und die Jahresabschlüsse der Großbanken der Öffentlichkeit vor Augen führten, wie berechtigt die Anschauung des Reichsbankpräsidenten von der übermäßigen und zum Teil leichtherzigen Kreditgewährung durch die Großbanken ist. 12 Millionen opfert die Deutsche Bank und ihr Tochterinstitut, die Bergisch-Märkische, freiwillig, um die Schäden auszugleichen, welche die Abschiebung gefährdeter Engagements auf die Berliner Terrain- und Baugesellschaft, diesen unglücklichen Sprößling „dilettantischer" Finanzkunst, herbeigeführt hat. Die Verwaltung der Terrain- und Baugesellschaft aber erklärt, daß diese Opfer nicht ausreichen und daß wenigstens 15 Millionen abzuschreiben seien, für die die Bergisch-Märkische Bank ihr mindestens moralisch verantwortlich sei. Und anscheinend will man auf seiten der Deutschen Bank sich zu weiteren Opfern bereit finden lassen. Wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? Für die bankmäßige Beurteilung darf es keinen Unterschied machen, ob der Handel schließlich ohne Schaden für die Aktionäre ausgeht. Wenn bei dem solidesten deutschen Bankinstitut solche Vorkommnisse möglich sind, ist die Frage nicht unberechtigt, was andere dann für erlaubt halten mögen. Die Antwort gibt

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

beispielsweise der Jahresabschluß des Schaaffhausenschen Bankvereins, in welchem ein Millionenverlust an einer Forderung gegen die Sieg-Rheinische Hütte zur Abschreibung gebracht wird, nachdem, wie erinnerlich, der Löwenanteil dieses Engagements durch eine geschickte Fusionstaktik abgewälzt worden war. Der Bankverein hat also stark gefährdete Forderungen in Millionenbeträgen als vollwertig in seinen Bilanzen erscheinen lassen, nicht anders, wie auch die Terrain- und Baugesellschaft bei ihrem letzten Abschluß von der Notwendigkeit einer Abschreibung von 15 Millionen nichts hat verlauten lassen. Kann man unter solchen Umständen dem Reichsbankpräsidenten verübeln, wenn er sich bestrebt, die Bilanzaufstellung und die Kreditgewohnheiten der Banken zu reformieren?

Aber freilich: peccatur intro muros et extra. Auch die Reichsbank ist nicht ohne Schuld und Fehl. Bei dem Zusammenbruch der insolventen Bankfirma Sorauer & Förster in Beuthen ist das Institut Hauptbeteiligter mit einer Summe, die nicht weit von einer Million entfernt ist. Und für nahezu die Hälfte hat die Reichsbank, nach Zeitungsberichten hypothekarische Deckung von zweifelhafter Sicherheit, in Händen. Die Reichsbank hat also Wechsel diskontiert gegen hypothekarische Sicherstellung. Wie kommt das Institut dazu? Die Reichsbank soll gute Wechsel mit sicheren Unterschriften diskontieren, um eine liquide Deckung für ihre Noten zu haben. Sie soll aber keine Wechsel diskontieren, die in sich selbst schon so wenig Sicherheit tragen, daß eine Verstärkung derselben durch anderweite Unterlage — und nun gar eine zweitstellige hypothekarische! — erforderlich ist. Solche Wechsel als Notendeckung aufmarschieren zu lassen, geht doch wahrlich nicht an und muß die schärfste Kritik herausfordern. Der Reichsbankpräsident hat

Luft-Verkehrs-Gesellschaft

Hauptbüro:
Berlin W. 8
Unter den Linden 5/6a
(Hotel Bristol).
Telephon: Zentrum, 11878.79.

L. V. G.

Fabrik:
Johannisthal
bei Berlin
Flugplatz.
Telephon: Ober-Schöneweide, 430.

L. V. G.

Eindecker **Doppeldecker**
Hervorragend schnelle Apparate von grösster Stabilität.

Pilotenschule
für Militär- und Zivilpersonen.
Lieferantin der preussischen Heeresverwaltung.

zwar schon vor Jahren versucht, die sogenannten Finanzwechsel aus dem Portefeuille der Reichsbank auszumerzen. Aber jeder Kenner der Verhältnisse weiß, daß diesem löblichen Bestreben durch die Filialleiter entgegengearbeitet wird, die im Werben um Kundschaft nur allzu oft die Reserve vermissen lassen, welche allein der Würde und Stellung einer Zentralnotenbank entspricht. An dieser Haltung der Filialleiter ist die Zentrale durch das Tantiemesystem und die Belohnung von bewiesenem Geschäftseifer nicht unschuldig. Auch hier sollte der Reichsbankpräsident mit fester Hand zugreifen.

In der meines Erachtens wichtigsten Frage hat er mittlerweile einen vollen Erfolg erzielt. Die Banken haben sich grundsätzlich bereit erklärt, bei der Reichsbank eine Barreserve durch Erhöhung der Mindestguthaben zu stellen. Damit ist der Weg beschritten, der in Nr. 45 des vorigen Jahrganges der Grenzboten als der richtige zur Lösung der Schwierigkeiten bezeichnet war. Es war vorauszusehen, daß die Banken einem Wink der Reichsbank keinen Widerstand entgegensetzen würden und daß, ohne alles gesetzliche Eingreifen, auf diesem Wege für eine bessere Notendeckung an den Quartalsterminen gesorgt werden könnte. Dieses prinzipielle Einvernehmen ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Denn dem Beispiel der Großbanken muß die Provinz folgen. Ohne daher das einzelne Institut zu sehr zu belasten, wird es möglich sein, die Barreserve der Reichsbank derart zu stärken, daß die bedenklichen Zuckungen an den Quartalsersten aufhören.

Die Frage der Einschränkung der Spekulationskredite, über welche eine Einigung noch nicht erzielt ist, wird erhebliche Schwierigkeiten kaum bieten. Eine mechanische Regelung darf natürlich als ausgeschlossen gelten; aber welche Hindernisse

Eine Quelle der Kraft für Alle

die sich matt und elend fühlen, die nervös und energielos sind, deren Schaffenskraft durch geistige oder körperliche Ueberarbeitung herabgesetzt ist, oder denen erschöpfende Krankheiten u. schwere Gemütserregungen die Widerstandsfähigkeit nahmen, ist

SANATOGEN

Sanatogen ist von mehr als 15000 Professoren und Aerzten aller Kulturländer glänzend begutachtet. Die unausgesetzt steigende Nachfrage und zahllose begeisterte Zuschriften beweisen, dass Hunderttausende in Sanatogen die Wiederbelebung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit suchen und finden. Wer Sanatogen noch nicht kennt, schreibe nach einer Gratisprobe und Broschüre, die kostenlos versandt werden von Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

ſollten ſich einer freiwilligen Beſchränkung ſeitens der Banken in den Weg ſtellen? Es iſt eine unzweifelhafte Tatſache, daß erſt durch die Depoſitenkaſſen der Großbanken und deren in guten Zeiten kulante Bevorſchuſſung die Spekulation am Kaſſainduſtriemarkt derart in das Kraut geſchoſſen iſt. Hier handelt es ſich zum Teil um ſchwere Papiere, und gerade dieſe bilden mit den ſtarken Kursveränderungen ein ſehr beliebtes Betätigungsfeld der Spekulation auf Kredit. Hier locken oft von einem Tag zum andern erkleckliche Gewinne. Man denke beiſpielsweiſe an die Kursbewegung der Riedelaktien während der letzten Zeit. Hier könnte mit Leichtigkeit von der Bankleitung in der Kreditgewährung gebremſt werden, wie dies ja ſchon bisher ganz rückſichtslos zu geſchehen pflegt, wenn die Unſicherheit der Kursbewegung oder die eigene Gelddispoſition das ihr wünſchenswert erſcheinen laſſen. Das Sträuben der Banken iſt daher wohl hauptſächlich durch die Rückſichtnahme auf ihr Emiſſionsgeſchäft zu erklären. Hier wollen ſie freie Hand haben, denn ſie wiſſen, daß ohne lange Kreditgewährung manche Emiſſion nicht den Weg zum Abnehmer finden, ſondern im Portefeuille der Bank bleiben würde. Aber gerade gegen ſolche Emiſſionen zur Unzeit, die einen Erfolg nur vorſpiegeln und gewiſſermaßen antizipieren, erheben ſich ſchwere Bedenken. Zweifellos geht der Wunſch des Reichsbankpräſidenten dahin, auch ſolche Emiſſionen hintanzuhalten und dadurch der Überproduktion von Effekten zu ſteuern. Die Löſung dieſes Problems wird aber nicht leicht ſein; ſie iſt vielleicht unmöglich. Denn man darf nicht vergeſſen, daß unſere Banken privatwirtſchaftliche Gebilde ſind, deren Erwerbsintereſſen immer in erſter Reihe ſtehen müſſen. Nur mit Mühe und nicht ohne Zwang wird man die Berückſichtigung gemeinwirtſchaftlicher Ziele bei ihnen durchſetzen können.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politiſchen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literariſchen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 36/37.

Ein neues Heilverfahren

In immer weitere Kreiſe der Menſchheit dringt die Erkenntnis, daß das verlorene Gut der Geſundheit weder durch Queckſilber noch durch Arſenik, weder durch Jod noch durch Brom oder irgendwelche andere Arzneigifte wieder zu erlangen iſt. Der geſunde Menſchenverſtand läßt keinen Zweifel darüber, daß alle Gifte dem Körper auf irgendeine Weiſe ſchädlich ſein müſſen und daß daher von ihnen nur in ganz beſonderen Ausnahmefällen Gebrauch gemacht werden ſollte. Dieſe Erkenntnis führt dazu, an die Stelle der Arzneigifte naturgemäße Heilfaktoren zu ſetzen und unſer ureigenſtes Lebenselement, den Sauerſtoff, in konzentrierter Form zu Heilzwecken heranzuziehen. Der erzielte Erfolg war ein überraſchender, und es hat ſich ein eigenes Heilverfahren herausgebildet, das ſich ganz beſonders bei allen Nervenleiden und ſonſtigen Stoffwechſelſtörungen (Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Aderverkalkung uſw.) ausgezeichnet bewährt hat. Wer ſich näher über dieſes neue Heilverfahren informieren will, erhält auf Wunſch koſtenlos eine Broſchüre von dem ärztlich geleiteten **Inſtitut für Sauerſtoffheilverfahren, Berlin W 35, K 8, Lützowſtraſſe 107** zugeſandt.

Einem Teil der Auflage des vorigen Heftes lag ein Verlagsverzeichnis der Firma Karl Curtius in Berlin bei. Dem heutigen Heft iſt beigefügt ein Proſpekt der Firma Lehmann & Aßmy in Spremberg, ſowie ein Proſpekt des Verlags von Karl J. Trübner in Straßburg i. Elſ.

Ungarn, Deutſchland und Deutſchtum

Von Emil Neugeboren-Budapeſt
Mitglied des ungariſchen Abgeordnetenhauſes

Die allgemeine Theſe, die ich meinen Erörterungen voranſtelle, wird wohl von allen Seiten anerkannt werden: in einer Zeit, in der die Stellung der Mächtegruppen zu einander immer ſchroffer wird, bedarf jedes vorhandene Bündnisverhältnis der Feſtigung, innerer Ausgeſtaltung und größter Vertiefung. Wo jeder Tag den vor Jahren oder Jahrzehnten geſchloſſenen Bund zwiſchen Staaten und Völkern in der furchtbarſten Weiſe aktuell machen kann, da iſt es doppelt notwendig, ihn aus der Sphäre rein diplomatiſcher und politiſcher Berechnung auch in die tieferen Regionen des Volksempfindens hinabſteigen und dort heimiſch werden zu laſſen. Wohl iſt die Verwandtſchaft oder Gleichheit der Intereſſen das Ausſchlaggebende bei internationalen Verträgen und Bündniſſen. Aber die Empfindungen, die Völker einander auch außeramtlich entgegenbringen, tragen weſentlich zu der Erkenntnis bei, welcher Grad von Klarheit über die grundlegenden Intereſſen im öffentlichen Bewußtſein herrſcht. Sie ſchaffen die pſychologiſchen Vorbedingungen für die Feſtigkeit und Dauer der getroffenen politiſchen Vereinbarungen. Es liegt nahe genug, hier an das Verhältnis zwiſchen Öſterreich und Italien zu denken, wo die Inkongruenz zwiſchen amtlicher Bündnispolitik und Volksſtimmung leider erſchreckend groß iſt, und wo es einer unausgeſetzten Arbeit der Beſchwichtigung und des Ausgleichens von beiden Seiten her bedarf, die der des Siſyphus verzweifelt ähnlich ſieht. Ich möchte einen weniger ſchwierigen und nicht ſo undankbaren Stoff behandeln: das innere Verhältnis zwiſchen meinem Vaterland Ungarn und dem Deutſchen Reich.

Auch zwiſchen dieſen Gliedern des Dreibundes iſt der Zuſammenhang der Gefühle noch nicht ſo groß, daß er nicht noch geſteigert werden könnte, nicht ſo groß, wie es dem hiſtoriſchen Verhältnis zwiſchen Deutſchtum und Magyarentum

und den beiderseitigen Interessen in der Gegenwart entspräche. Es ist für uns hier in Ungarn schon ein Gemeinplatz, daß das magyarische Volk dringend auf die Freundschaft der Deutschen angewiesen ist, und man spricht auch keine neue Wahrheit aus, wenn man feststellt, daß das deutsche Volk und Reich in dieser Welt so wenig Freunde, will sagen, Interessengenossen hat, daß es die Freundschaft selbst eines so kleinen Volkstums wie des magyarischen nicht so leicht entbehren kann. Die Form des gegenseitigen Verhältnisses ist nicht so eng, daß sie als eine die Individualität beengende Fessel empfunden werden könnte. Die Anforderungen, die man an einander stellt, berühren die Bewegungsfreiheit hüben und drüben nicht so sehr, um sie einzuschränken. Das ist beispielsweise bei dem Verhältnis Ungarns zu Österreich der Fall; daher die nie aufhörenden Reibungen zwischen diesen beiden zu einer staatsrechtlichen Gemeinschaft verbundenen Staaten.

Die Freundschaft zwischen Ungarn und dem Deutschen Reich ist, sagte ich, entwicklungsbedürftig. Sie ist auch entwicklungsfähig, denn alle Vorbedingungen dazu sind gegeben, und keines der Hindernisse, die sich zeigen, ist unüberwindlich. Die große und entscheidende Wendung in der Geschichte Ungarns wurde vor neunhundert Jahren vollzogen, als König Stefan sich mit vollem Bewußtsein von Byzanz ab und nach Westen wandte, um an deutsches Christentum und deutsche Kultur Anschluß zu finden. Seither hat Ungarn unausgesetzt unter deutschem Einfluß gestanden: unter politischem, dessen es sich, auch in der älteren Zeit, oft nur mit Mühe erwehren konnte, und unter kulturellem, dem es sich stets gerne hingab. Der politische Einfluß erfuhr seit der Zeit der engeren Verbindung mit den habsburgischen Erbländern eine Steigerung, die im Magyarentum alle Kräfte des Widerstandes wachrief. Ein Bodensatz jener jahrhundertelangen Kämpfe ist bis zur Stunde in einer gewissen populären Abneigung gegen den „Deutschen" in der magyarischen Volksseele zurückgeblieben. Aber dieser „Deutsche", dem nach dem alten Volkslied der Magyare nicht trauen soll, wenn er von ihm auch eine Schrift, so groß wie ein Husarenmantel, und mit einem Siegel darauf, so groß wie der Mond, bekäme, der „Deutsche", der ein Filou ist und dem „die Schwären alle Eingeweide fressen mögen", er ist in Wirklichkeit der Österreicher der historischen Erinnerung und ist seiner ethnischen Beschaffenheit nach oft alles andere: Kroat, Tscheche, Pole, nur nicht deutsch gewesen. Deutschenhaß, wie man ihn bei den west- und südslawischen Völkerschaften Österreichs findet, kennt der Magyare nicht. Der Deutsche mit seiner Arbeitssamkeit, seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit, seinem hart zugreifenden Wesen, seiner scheinbaren Verstandeskälte und seinem Mangel an weicher, gefälliger Liebenswürdigkeit ist ihm nur zuweilen ungemütlich und unheimlich. Der zu orientalischer Lässigkeit neigende Magyare fühlt die kulturelle Überlegenheit des Deutschtums, und sein Selbsterhaltungsinstinkt lehnt sich dagegen auf. Darum schwingt neben dem Gefühl hoher Achtung für deutsches Wesen immer noch als leiser Unterton der Wunsch mit, sich von der übermächtigen deutschen Kultur frei machen zu können.

Man kokettiert daher gern ein wenig mit der andersgearteten englischen und französischen Kultur, um schließlich immer wieder zur deutschen zurückzukehren, die das Volk und der einzelne nun einmal mit der Muttermilch eingesogen hat, und deren Elemente integrierende Bestandteile der eigenen magyarischen Kultur sind. Es handelt sich also um Gefühlsschwankungen, die die Hauptrichtung des magyarischen Verhaltens gegenüber dem Deutschtum nicht beeinträchtigen. Dies Verhalten ist von der Erkenntnis getragen, daß der Deutsche wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft politisch und kulturell die einzige Stütze und Anlehnung für den Magyaren sein kann und sein wird. So kommt es, daß der gebildete Magyare immer deutsch kann und heute wieder in sichtlich steigendem Maße Gewicht darauf legt, es zu können. Hunderte magyarischer Studierender ziehen alljährlich auf deutsche Hochschulen. Wenn der Magyare reist, ist in neun von zehn Fällen Deutschland das Ziel. Das deutsche Zeitungswesen, der deutsche Buchhandel würden ein großes Absatzgebiet verlieren, wollten die Magyaren plötzlich aufhören, deutsche Blätter und Bücher zu lesen. Allerdings würde dies auch von der magyarischen Wissenschaft und Literatur auf das heftigste verspürt werden. Mit einem Wort: es gibt sicherlich kein nichtdeutsches Volk, das sich in so hohem Maße dem deutschen Einfluß zugänglich zeigt, so eifrig und gelehrig am deutschen Geistesleben Anteil nimmt wie das magyarische.

Mit Bezug auf die Politik gilt hier dasselbe wie für die Kultur. Die Magyaren sind entschiedene Anhänger des Dreibundes, das will — mit Einschränkung — heißen: des Bündnisses mit dem Deutschen Reich. Daß es eine Zeit gegeben hat, wo man in Ungarn den Sieg der Franzosen über die Deutschen herbeisehnte und die lügenhaften ersten Siegesberichte aus Paris jubelnd feierte, das klingt heute ganz unglaublich: es ist eine längst überwundene Verirrung der Volksempfindung, die sich im gegebenen Fall gewiß nicht wiederholen würde. Jedenfalls ist schon in dem Jahrzehnt nach 1870 eine gründliche Sinnesänderung des Magyarentums eingetreten, und der Minister des Äußeren Graf Julius Andrassy, der im Jahre 1879 im Verein mit Bismarck das deutsch-österreich-ungarische Bündnis schloß, war der unbedingten Zustimmung seiner Volksgenossen zu dem großen Werk sicher. Schon vor dreiundzwanzig Jahren, im Februar 1889, konnten zwei Oppositionsführer des ungarischen Abgeordnetenhauses, Graf Albert Apponyi und Ignaz Helfy, erklären, daß es, „abgesehen von einzelnen achtungswerten, aber ganz isolierten Stimmen, keine Parteischattierung in Ungarn gibt, die an dem Bündnis mit Deutschland nicht festhalten und es nicht als den Kardinalpunkt ihrer Politik ansehen würde", und „daß sich in Ungarn eine Regierung nicht ein halbes Jahr halten könnte, die eine von der deutschen Bündnispolitik abweichende Politik befolgen würde". Heute sind auch die „einzelnen achtungswerten, aber ganz isolierten Stimmen" verstummt; die Haltung des Deutschen Reiches in der serbischen Krise im Frühjahr 1909, die den Wert dieses Bundesgenossen mit so überwältigender Klarheit veranschaulichte, hat sie endgültig zum Schweigen

gebracht. Zufällig ist ein Jahr darauf der einzige namhafte ungarische Parlamentarier, der sich als Dreibundgegner bekannte, gestorben.

Der gekennzeichnete Anschluß des Magyarentums an das Deutschtum trägt nun zwar seinen Vorteil in sich: er bewirkte politisch und kulturell eine Kräftigung des ersteren. Trotzdem wird man es begreifen, wenn auf magyarischer Seite auch eine aktive Betätigung der besonderen Freundschaftsgefühle des Deutschtums gewünscht wird. Zwei Punkte sind es vor allem, in denen die deutsche Freundschaft als zu lau empfunden, ja geradezu vermißt wird. Der eine betrifft die in den weiteren Kreisen Deutschlands herrschende, aus mangelndem Interesse entspringende mangelhafte Kenntnis der Stellung Ungarns innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ungarn hat sich nach jahrhundertelangen schweren Kämpfen um sein unzweifelhaft feststehendes altes Recht die Anerkennung seiner selbständigen Staatlichkeit durch das Haus Habsburg und durch Österreich errungen und sein Verhältnis zu diesem Staat auf Grundlage eines klugen Opportunismus mit bewunderungswürdiger Weisheit geregelt. Es sind schon volle fünfundvierzig Jahre her, daß es geschehen ist; trotzdem ist man im Deutschen Reich über die Stellung Ungarns innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie noch vielfach ganz im Unklaren. Noch immer hält man „Österreich" für die Bezeichnung des Ganzen, von dem „Ungarn" ebenso ein Teil, eine Provinz ist wie etwa die Steiermark oder Tirol. Das ist ungefähr ebenso, wie wenn jemand Bayern für eine Provinz von Preußen hält und es Brandenburg oder Pommern gleichstellt. Man komme einmal dem bayerischen Patrioten so — es braucht nicht gerade ein bornierter Partikularist und Preußenfresser aus der Schule des seligen Sigl zu sein! Dabei handelt es sich aber um zwei deutsche, also national gleichartige Staaten, deren Verhältnis so verkannt würde, und Bayern war nie in Gefahr, von Preußen verschlungen zu werden. Man kann es verstehen, daß es den Magyaren in der Seele wurmt, wenn man ihn zu einem mit etwas Autonomie beschenkten Österreicher macht — gerade eben dazu, wogegen er sich vierthalbhundert Jahre lang so energisch und schließlich mit Erfolg gewehrt hat. Ungarn möchte in den Augen seiner Freunde als das gelten, was es ist, nicht als das, was es nie sein wollte und wozu es noch immer argwöhnt, daß man es von gewisser österreichischer Seite hinabdrücken wolle. Kann man ihm diesen Wunsch verargen? Allerdings muß hier der wahrheitsliebende und objektive Beobachter feststellen, daß die letzten zehn Jahre mit ihren nicht zu rechtfertigenden Kämpfen der ungarischen Oppositionsparteien gegen den zu Recht bestehenden Zustand der gemeinsamen Armee nicht nur dem politischen Ansehen Ungarns im Auslande viel geschadet, sondern speziell auch sein Rechtsverhältnis zu Österreich für den Ausländer verdunkelt haben: wer andauernd über drückende Knechtschaft klagt, darf sich nicht wundern, wenn er schließlich wirklich für einen unbotmäßigen Knecht gehalten wird.

Man kann es ferner den Magyaren auch nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn sie etwas besser gekannt und nach ihren wirklichen Leistungen auf

dem Gebiete der materiellen und geistigen Kultur geschätzt werden möchten. Von der naiven Überhebung in dieser Beziehung, die vielleicht vor Jahrzehnten zu finden war, sind sie durch den oft geradezu niederdrückenden Vergleich zwischen dem stürmischen Tempo modernen Fortschrittes und dem Schneckengange der Entwicklung im eigenen Land schon geheilt, aber bei allen Schwächen und Mängeln und aller Rückständigkeit ist das Ungarn von heute denn doch mehr als bloß eine interessante Barbarenlandschaft; es hat das starke und immer stärker werdende Bestreben, den Orient möglichst rasch vollständig abzustreifen und den Abstand zu verringern, der heute noch zwischen ihm und Westeuropa liegt. Und dies wird ihm ohne Zweifel gelingen, sobald es die gegenwärtige Gärungsperiode überstanden haben wird. So viel an Kulturwerten bietet es jedenfalls auch jetzt schon, daß es ernster Beachtung und der freundschaftlichen Unterstützung derer würdig ist, die ihm durch die Bande der internationalen Politik nähergebracht worden sind und im Notfalle Schulter an Schulter mit ihm gegen eine Welt von Feinden kämpfen werden.

* * *

Während dergestalt vom deutschen Publikum mehr Beachtung und Interesse für Ungarn verlangt wird, wünscht man anderseits — und dies ist der zweite und weit heiklere der obenerwähnten beiden Punkte —, daß sich die deutsche öffentliche Meinung um eine gewisse Frage der ungarischen Innerpolitik weit weniger kümmere, als sie es seit einigen Jahren teilweise tut. Ein unverkennbarer Widerspruch, der aber psychologisch nicht schwer zu erklären ist: man liebt es ebensowohl, in seinen Vorzügen beachtet zu werden, als man durch die fremde Kritik eingewurzelter Gepflogenheiten unangenehm berührt zu werden pflegt. Und jene gewisse Frage der Innerpolitik Ungarns, die man im Deutschen Reich recht scharfer Kritik unterzieht, betrifft eine uralte Gewohnheit des Magyarentums: das Magyarisieren. Nationale Amalgamierungsprozesse haben sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern vollzogen, sicherlich bei wenigen in so hohem Grade wie in Ungarn, wo ein kleines Volk, eine entschiedene Minderheit, die Magyaren, im Laufe der Jahrhunderte ganz unglaubliche Massen Fremdnationaler an sich gezogen und vollkommen sich assimiliert hat. Hätte es nicht die Kraft dazu gehabt, so gäbe es heute schon längst keinen Magyaren mehr. Ihm im allgemeinen einen Vorwurf daraus zu machen, hat natürlich keinen Sinn, und Rassentheoretiker, die vielleicht haarscharf nachzuweisen vermöchten, daß es keinen Tropfen ungemischten altmagyarischen Blutes mehr in Ungarn gibt, könnten daraus doch keine Schlußfolgerungen von praktischem Wert ziehen. Gegenstand eines Streites kann überhaupt nur die Frage bilden, ob und wie weit jenem an sich natürlichen Umwandlungsprozeß in der Gegenwart von magyarischer Seite mit solchen künstlichen Mitteln nachgeholfen wird, die einen politischen Zwang und eine kulturelle Bedrängung der Einzuschmelzenden bedeuten. Wenn diese Frage überhaupt aufgeworfen werden kann, so ist es

klar, daß sie sich der Erörterung auch durch das Ausland nicht zu entziehen vermag. Wir leben im Zeitalter vollster Öffentlichkeit, und die politische Kritik, wenigstens die der nichtamtlichen Kreise, macht vor Landesgrenzen nicht Halt. So ist es begreiflich, daß die Nationalitätenpolitik des ungarischen Staates auch in Deutschland kritisch erörtert wird. Und es ist auch begreiflich, daß die Kritik abfällig ist, wenn die öffentliche Meinung in Deutschland Ursache zu haben vermeint, mit der Behandlung von Stammesgenossen in Ungarn unzufrieden zu sein. Ob sie damit recht hat oder nicht, das gehört schon zum Wesen der Frage. Rein formell betrachtet, kann der ungarischen Beschwerde: was habt ihr euch in unsere inneren Verhältnisse einzumischen? von deutscher Seite der Vorwurf entgegengestellt werden: ihr behandelt unsere Stammesgenossen in eurem Lande nicht so, wie es die Rücksicht auf uns, eure engen Bundesgenossen, erfordern würde! Wir hätten es also hier nicht, wie im vorigen Punkt, mit einer einseitigen Klage Ungarns oder der Magyaren zu tun, sondern mit Klage und Widerklage von der einen und von der anderen Seite. Jedenfalls eine bedeutende Verwicklung und Erschwerung der Situation, zu deren objektiver Beurteilung Unbefangenheit und Unparteilichkeit notwendig sind.

Ich möchte hier einige Worte darüber einschalten, warum ein Siebenbürger Sachse, wie der Schreiber dieser Zeilen, eine besondere Eignung, ja beinahe den Beruf dazu hat, in der bezeichneten Streitfrage den Faden zu finden, der zum gegenseitigen Verstehen und in weiterer Folge selbst zum Ausgleich der Gegensätze in der Praxis führen kann. Die Siebenbürger Sachsen sind Deutsche und zwar Deutsche, die mit allen Fasern ihres Wesens an ihrem Volkstum hängen. Zugleich sind sie auch gute Ungarn, die immer mehr zum Bewußtsein ihrer weitgehenden Interessengemeinschaft mit dem staatsgründenden und -erhaltenden Magyarentum kommen. Um dies nicht allzuleichte Zweiseelenproblem immer wieder harmonisch lösen zu können, müssen sie auf das dringendste wünschen, daß auch außerhalb ihres Kreises das Verhältnis zwischen Magyarentum und Deutschtum das möglichst beste sei. Ist dies nicht der Fall, so kommt eine schmerzliche Zerrissenheit in ihre Seelen und — wie auch gegenwärtig — Zwiespalt in ihre Reihen. Die einen von ihnen setzen sich dem Schein aus, in ihrem Deutschtum wankend geworden zu sein, die anderen, dem ungarischen Vaterlande nicht die Treue zu halten. Die Siebenbürger Sachsen sind ferner — und dies kommt nun für unsere spezielle Frage in Betracht — Volksgenossen der übrigen in Ungarn seßhaften Deutschen, und es ist daher nur natürlich, daß sie deren nationale Erhaltung auf das lebhafteste wünschen. Als eine deutsche Bevölkerungsgruppe, die schon seit Jahren ihren modus vivendi mit dem Magyarentum und dem ungarischen Staat gefunden hat, liegt ihnen anderseits der Wunsch nahe, daß sich auf friedlichem Wege ein ähnliches befriedigendes Verhältnis zwischen den übrigen ungarländischen Deutschen und den Magyaren entwickeln möge. Und da nun, wie sie wissen, die Angelegenheit der letzterwähnten Deutschen derzeit ein Moment der Entfremdung zwischen Deutschland und Ungarn bildet — wenngleich diese noch nicht in die amtlichen

Sphären hineinreicht —, so haben sie ein doppeltes Herzensinteresse daran, eine nach allen Seiten hin befriedigende Lösung zu finden.

Ein Herzensinteresse, kein Machtinteresse — dies nachträglich zu betonen, ist von Wichtigkeit. Gälte es, sei es für die Siebenbürger Sachsen, sei es für das Deutschtum im Reiche, hier ein Machtinteresse zu verfechten, so wäre es mit seiner Durchsetzung für absehbare Zeit schwach bestellt. Denn dann müßte ja das Magyarentum das doppelte Machtinteresse an der Niederhaltung des Deutschtums in Ungarn haben und von den Machtmitteln, über die es verfügte, den schonungslosesten Gebrauch machen. Die Siebenbürger Sachsen könnten sie ihnen natürlich nicht entreißen, und das Deutsche Reich würde sich ganz gewiß nicht in eine Politik einlassen, die die Bundesgenossenschaft Ungarns in direkte Feindschaft verwandelte, um sich etwa mit Gewalt eine deutschnationale Etappenstraße nach dem Orient zu schaffen. Es ist ein Glück für die Deutschen in Ungarn, daß die Frage ihrer nationalen Erhaltung nicht diesen Charakter trägt. Eben deshalb aber sind aus der Erörterung der Angelegenheit alle solchen Auffassungen von vornherein auszuschalten, die die Existenz des ungarländischen Deutschtums durch eine irgendwie gedachte Niederwerfung oder auch nur Zurückdrängung des Magyarentums bedingt sein lassen. Davon gar nicht zu reden, daß für die ernste Diskussion der historische Untergrund auf keinen Fall in der ehemaligen Zugehörigkeit eines Teiles von Westungarn zur Ostmark Karls des Großen oder in ähnlichen Reminiszenzen am einstigen germanischen Boden im heutigen Ungarn gesucht werden darf. Aber auch die Spekulation auf die durch eine zu erwartende Demokratisierung des Wahlrechts bewirkte Schwächung der magyarischen Stellung hat kaum einen realen Wert und beruht mehr auf dem Gefühl der Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand als auf richtiger politischer Wahrscheinlichkeitsrechnung: das uneingeschränkte allgemeine Wahlrecht in Ungarn wird weder direkt, durch Bewirkung einer namhaften Zahl deutscher Mandate, noch indirekt, durch Einrichtung eines günstigeren Regierungssystems, die Lage der Deutschungarn stärken. Vielmehr wird es aller Wahrscheinlichkeit nach zur Folge haben, daß hier mehr, dort weniger die deutschen Elemente durch nichtdeutsche überwuchert werden, und daß an der entscheidenden Stelle im Parlament ein Kampf aller gegen alle beginnt, in dem die Deutschen als kleinste Partei kaum gut abschneiden werden. Es wäre darum meines Erachtens durchaus verfehlt, wenn — sofern dies überhaupt praktisch in Betracht käme — die Deutschen sich zugunsten einer Wahlreform für Ungarn ins Zeug legen würden, gegen die sich trotz aller derzeitigen Scheinbegeisterung gewisser oppositioneller magyarischer Kreise der Selbsterhaltungsinstinkt des Magyarentums mit der äußersten Energie und ohne Zweifel mit Erfolg aufbäumen wird.

Wenn der Wunsch der Deutschen im Reich, daß dem ungarländischen Deutschtum voller Lebensraum zur Entfaltung seiner völkischen Kultur gegeben werde, auf Erfüllung rechnen darf, so ist dies nicht gegen den Willen, sondern nur unter freiwilliger, d. h. von richtiger politischer Einsicht geleiteter Zustimmung

des Magyarentums zu denken. Auf den ersten Blick erscheint natürlich diese Möglichkeit als ausgeschlossen und die Erfüllung der großen Worte von der Abschüttelung des magyarischen Joches und der kraftvollen Erringung der Freiheit usw. nur an das Vorhandensein entsprechender „Zivilcourage" bei den Deutschen innerhalb und außerhalb der ungarischen Grenzen gebunden zu sein; es ist ja eben die bekannte Natur der Kraftworte, die Frage nach den realen Chancen eines Unternehmens durch ihr Dröhnen zum Schweigen zu bringen. Siegt aber die ruhige Überlegung, so verliert jener friedliche Modus seine Unwahrscheinlichkeit, ohne daß im übrigen seine Schwierigkeiten verhüllt werden. Wir müssen uns fragen, welches Interesse das Magyarentum daran haben kann, auf die Magyarisierung der in Ungarn lebenden Deutschen auszugehen. Da ist es nicht zu leugnen, daß dies Interesse nicht unbedeutend ist. Zu dem allgemeinen Zweck aller Magyarisierung, der ziffernmäßigen Stärkung des an Zahl kleinen eigenen Volkstums, tritt im Hinblick auf die Deutschen noch der Zweck hinzu, die ganz besonders wertvolle Kulturkraft des deutschen Volkselementes zum Aufbau der eigenen Kultur zu verwenden. Dieser gewinnbringende Abbau aus dem Schachte des deutschen Volkstums ist durch die Jahrzehnte hindurch mit der Selbstverständlichkeit eines Naturprozesses und ohne jede Störung vorgenommen worden. Es liegt auf der Hand, daß man auf ihn nicht ohne weiteres verzichten kann und will. Daher ist die scharfe und in ihren Mitteln keineswegs wählerische Reaktion zu begreifen, die sich vor einem Jahrzehnt sofort auf die damals beginnende deutsche Bewegung in Südungarn bemerkbar machte und sich vor allem in der gerichtlichen und administrativen Verfolgung einiger Journalisten ausdrückte. Seither ist diese Methode der Niederhaltung einer unliebsamen Erscheinung schon längst eingestellt worden, offenbar weil man ihre Unzweckmäßigkeit erkannt hat. Die deutsche Bewegung, konkret gesprochen: die Bewegung, die auf freiere Geltung der deutschen Muttersprache in den autonomen Verwaltungskörperschaften der von Deutschen bewohnten und geleiteten Ortschaften des sogenannten Banats und der Bácska sowie in den dortigen Volksschulen abzielt, ist in diesem Jahrzehnt entschieden erstarkt und wird sich mit normalen Mitteln kaum zurückdämmen lassen. Es bleibt sonach nur die Wahl, ob eben gewaltsame Mittel angewendet oder ob der Bewegung ihr Lauf gelassen werden soll. Gegen das erstere spricht die Erwägung, daß dadurch eine durchaus ordnungsliebende, besonnene und friedfertige Bevölkerungsgruppe in eine Stimmung gebracht und zu einer Haltung gedrängt werden könnte, die weder vom Standpunkt des Staates noch von dem des Magyarentums aus gesehen wünschenswert und vorteilhaft wäre: ist beim langsamen und bedächtigen deutschen Bauern einmal die Milch der frommen Denkart in gärend Drachengift verwandelt, so ist er nicht so leicht oder überhaupt nicht mehr zur Rückkehr zu seiner früheren Passivität zu bringen. Die deutsche Bevölkerung der bezeichneten Landstriche würde in diesem Kampfe ihre Benutzbarkeit als Pfropfreis auf den magyarischen Kulturbaum doch verlieren, allerdings — und dies muß auch bedacht werden —

ohne daß viel Aussicht wäre, daß sie unter den scharfen Fängen der Staatsgewalt zu einer einheitlichen deutschen Kulturgemeinschaft zu erstarken vermöchte. Die zweite der erwähnten Möglichkeiten, das ruhige Gewährenlassen der deutschen Bewegung erscheint als das durchaus raisonnablere. Das Wesen der Bewegung schließt nichts in sich, was dem inneren Bestand des Staates auch nur im entferntesten gefährlich sein könnte. Föderalistische Bestrebungen sind aus dem einfachen Grunde ausgeschlossen, weil das Deutschtum nirgends so geschlossen und ungemischt bei einander wohnt, daß es ein größeres nationales Gebiet für sich zu bilden imstande wäre, und von Irredentismus zu sprechen wäre angesichts der geographischen Lage einfach absurd. Wird den Deutschen in Süd- und Westungarn dort, wo sie es wünschen — daß es ihnen direkt angetragen werde, kann man füglich nicht erwarten —, alles das zugestanden, wogegen unter objektiv staatlichem Gesichtswinkel nichts eingewendet werden kann, so ist in der unverbrüchlichen Loyalität sowie in der ruhigen Besonnenheit und nationalen Denkweise des Deutschen der produzierenden Stände die volle Gewähr dafür gegeben, daß die Bewegung von Übertreibungen, Auswüchsen, Ausartungen, von Erregung, Leidenschaft, Haß und Aufreizung bewahrt bleibt und sich darauf beschränkt, für die deutsche Bevölkerung ein Recht in Anspruch zu nehmen, das in der Verfassung Ungarns sowie in guter altmagyarischer Tradition begründet ist: das Recht auf freien Lebensraum für die Entfaltung der Kulturindividualität auch der Nichtmagyaren.

Es erscheint mir durchaus nicht unmöglich, daß die Erwägung der Nachteile, die sich aus einer feindseligen Behandlung der nationalen Bestrebungen unter den Deutschen Süd- und Westungarns ergeben würden, das Magyarentum allmählich dazu veranlaßt, lieber auf die oben gekennzeichnete Exploitierung des deutschen Kulturelementes zu magyarischen Kulturzwecken zu verzichten, als die Deutschen direkt ins magyarenfeindliche Lager zu treiben. Zwischen diesen beiden Extremen, von denen das erstere unter dem Gesichtspunkt des erwachten deutschen Selbstgefühles unhaltbar ist und allen Anzeichen nach immer mehr an Realisierbarkeit verliert, während das letztere nachgerade einzutreten droht, liegt ein breiter, schöner, gangbarer Weg, der die berechtigten Interessen beider Parteien sichert. Die Auffassung, die über das Verhältnis der ungarländischen Deutschen zum ungarischen Staat platzgreifen müßte, wenn eine befriedigende Lösung dieser Frage erfolgen soll, braucht nicht erst sozusagen künstlich konstruiert zu werden. Das Paradigma ist schon längst vorhanden und in lebendiger Funktion, nach dem dies Verhältnis behandelt werden kann: das Beispiel der Siebenbürger Sachsen, die, wie ich schon oben erwähnt habe, ihren modus vivendi mit dem ungarischen Staat gefunden und in die Praxis umgesetzt haben. Sie fühlen sich wohl dabei, und es ist mir nicht bekannt, daß irgendein ernster ungarischer Staatsmann gegen dessen Fortdauer seine Stimme erhoben hätte. Im Gegenteil nimmt die sachsenfreundliche Strömung im Magyarentum sichtlich zu, und wir sind heute so weit, daß der ungarische Staat nach den verschiedensten Richtungen hin alles mögliche tut, um sächsische Interessen zu fördern und den Sachsen in

ihrem Daseinskampf zur Seite zu stehen. Auf die besonders in reichsdeutschen Kreisen sehr beliebte Einwendung, dies geschehe lediglich, um die Sachsen zu ködern, kann ich hier nicht näher eingehen; ich muß mich vielmehr auf die Feststellung beschränken, daß der erwähnte Einwurf von ebensoviel Unkenntnis und schablonenhafter Beurteilung der politischen Verhältnisse in Ungarn als beschämender Unterschätzung der Urteilskraft der sächsischen Volksvertreter zeugt. Die Sachsen werden einfach deshalb gut behandelt, weil das Magyarentum und der ungarische Staat ein Interesse daran haben, daß die Sachsen erhalten bleiben und zwar so wie sie sind, als Deutsche, da sie nun einmal mit aller denkbaren Deutlichkeit gezeigt haben, daß sie mehr als politische Bundesgenossen der Magyaren und treue Staatsbürger nicht sein und ihre Nationalität auf keinen Fall aufgeben wollen. Gelangt im Laufe der Zeit auch die große Masse der außersiebenbürgischen Deutschen Ungarns zu einer ähnlich starken Ausprägung ihres Willens zum Volkstum, so sind für das Verhalten des Magyarentums dieselben Vorbedingungen gegeben, wie jetzt schon gegenüber den Sachsen, und es werden ohne Zweifel, wenngleich nach anfänglichem Widerstreben, dort dieselben praktischen Schlußfolgerungen daraus gezogen werden wie hier.

Damit wird dann die Frage des Deutschtums in Ungarn gelöst sein. Dem ungarischen Staat und dem magyarischen Volk wird diese Art der Lösung keinerlei Nachteil bringen, der nicht durch das Verhalten der ungarländischen Deutschen vollauf ausgeglichen würde, in denen das kleine und auf Bundesgenossenschaft dringend angewiesene Magyarentum die zuverlässigsten Freunde und Stützen im eigenen Lande erwürbe. Deutsche Bürger Ungarns, die sich wohl fühlen, weil sie ihre Ansprüche auf Geltung ihrer Muttersprache und Kultureigenart gewürdigt sehen, werden niemals für jene föderalistischen Bestrebungen zu haben sein, die der Magyare mit vollem Recht als den Todfeind seines Volkstums ansieht und von den nationalen Aspirationen der übrigen, größeren nichtmagyarischen Volksstämme im Lande befürchtet. Denn der Föderalismus wäre der nationale Tod ebenso der Siebenbürger Sachsen wie alles Deutschtums im Lande. Die von keinem unerfüllten Wunsch nach freier Entfaltungsmöglichkeit mehr gedrückten Deutschen Ungarns wären ferner zugleich auch der natürlichste und festeste Kitt zwischen Ungarn und Deutschland. Die Siebenbürger Sachsen für sich allein vermögen dies heute noch nicht zu sein, obwohl es für sie eine Mission sein könnte. Wollten sie sie jetzt auf sich nehmen, so fänden sie nicht nur keinen Glauben bei den Deutschen im Reich, sondern setzten sich auch noch obendrein dem Verdacht aus, gegen ihre Überzeugung „Söldlinge der Magyaren" zu sein. Haben sie doch auch bisher schon einen schweren Stand denjenigen Stammesgenossen im Reich gegenüber, die ihnen den sinnlosen und ungerechten Vorwurf machen, die südungarischen Schwaben „preiszugeben". Erst das „saxonisierte", das heißt auf demselben Fuß wie heute die Sachsen behandelte Gesamt-Deutschtum Ungarns kann den hohen Beruf erfüllen, ein Bindeglied zwischen seinem Vaterland und dem Stammland seines Volkstums zu bilden.

Die deutſche Malerei der Gegenwart

Ein Überblick über ihre Grundlagen, Führer und Strömungen

Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt-Magdeburg

Muſtert man die Werke der gegenwärtigen Malerei in Deutſchland, wie ſie ſich jedes Jahr in zahlloſen großen und kleineren, offiziellen, nichtoffiziellen und privaten Ausſtellungen darbieten, ſo ſcheint ein unentwirrbares Chaos von widerſtreitenden und unkontrollierbaren Richtungen und perſönlichen Ausdrucksweiſen in ihnen zu herrſchen. Den Laien verwirrt das, und er glaubt wohl, keine Zeit habe ſo viele künſtleriſche Perſönlichkeiten oder ſo viel Willkür in den künſtleriſchen Ausdrucksweiſen hervorgebracht wie die unſerige, während doch ein Blick auf die Kunſtgeſchichte ein ſauber nach Orten, Zeiten und Meiſtern eingeteiltes, wohl überſehbares Feld darbietet, in dem man alle Sterne, von der erſten bis zur ſechſten oder gar achten Klaſſe, manierlich und ohne Zögern an ihrem ihnen zugemeſſenen Platze rubrizieren kann.

Selbſtverſtändlich beſagt eine ſolche kunſthiſtoriſche Einordnung gar nichts. Wem nicht das Geheimnis eines Straßburger Münſters oder eines Selbſtbildniſſes von Rembrandt als tiefbewegendes Erlebnis perſönlichen Empfindens aufgegangen iſt, der klammert ſich gern an die Daten der Geſchichte, an das Milieu, in dem das Kunſtwerk entſtanden iſt, an den Inhalt, den es darſtellt, kurz, an die unkünſtleriſchen, an die mit dem Verſtande aufzunehmenden Dinge allein. Aber es trägt anderſeits auch zum ehrlichen Verſtändnis bei, die Umgebung, die Zeit zu kennen, in der Kunſtwerke entſtanden. So iſt es z. B. nicht gleichgültig zu wiſſen, daß Rembrandt ein Niederdeutſcher, ein Proteſtant, Rubens aber ein katholiſcher Vlame der Barockzeit war. Es regt zum Vergleichen und intimeren Genießen an. Und in dieſem Geiſte iſt die Forderung nicht unberechtigt, gewiſſe Leitlinien in dem Chaos unſerer modernen Malerei kennen zu lernen; ja, ſie iſt weit berechtigter als gegenüber der alten Kunſt. Denn die lebenden Künſtler ſind die Deuter unſeres eigenen Lebenswillens, und wer ſie recht empfinden und die Echten von den Unechten ſcheiden kann, der hat mehr gewonnen als ein Mittel der „Rubrizierung“, er hat ſeine Zeit aus dem Innerſten verſtehen gelernt. Denn inſoweit, als der Dichter und der Künſtler ihre Zeit weit beſſer, tiefer,

ursprünglicher verstehen und deuten als die Männer der Wissenschaft und der Technik — das gilt auch für unsere Zeit! —, ist es dankbarer und verleiht unvergleichlich viel höhere Befriedigung, unsere eigene Zeit im Spiegel der Kunst als der Technik etwa zu betrachten.

Wer die letzten hundert Jahre deutscher Malerei genau kennen gelernt hat, so wie sie sich etwa auf der Jahrhundertausstellung in Berlin 1906 zeigten, wird am leichtesten zum Verständnis der heutigen Kunst gelangen. Denn auch die eigenwillige Persönlichkeit haftet mit ihren Wurzeln in der Vergangenheit, und alles Gesunde und Lebendige ist stolz auf seine Tradition. Karl Scheffler hat erst jüngst in zwei geistvollen Büchern*) den richtigen Weg zum Verständnis dieser Entwicklung bis in die Gegenwart gewiesen. Zwei Richtungslinien sind es gewesen, die seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Malerei beherrschen: die zeichnerische, die von Carstens ausgeht und über die religiöse Kunst der Nazarener in die Historienmalerei der Kaulbach, Piloty, Anton von Werner und in die Genremalerei der Düsseldorfer ausmündet, und die malerische, „Wirklichkeitskunst", die, anfangs kaum beachtet neben der stolzen Ideendarstellung, überall an Boden gewinnt, bereits um 1840 in dem jungen Menzel den ersten genialen Meister erzeugt und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in zwei Künstlern ersten Ranges gipfelt: in Leibl und Liebermann. Und um diese Entwicklungen und Namen kann man im wesentlichen noch heute unsere lebende Kunst gruppieren. Wir sehen, wie der Funke des zeichnerischen Genies von Carstens über seine, außer Genelli, unfähigen Nachfolger überspringt auf Feuerbach und sein herrliches Lebenswerk bestimmt, wie aber zugleich bei ihm ebenso wie bei Hans von Marées das Malerische in hohem Grade ausschlaggebend wird für ihre Kunst. Das Ideenreich Böcklins ist nur eine andere Form, eine modernere, farbigere Gestaltung alter romantischer Träume, wie sie uns bei Carstens, Runge, Caspar David Friedrich in unerschlossener Knospe entgegentreten. Von Böcklin aus versteht man dann die zeichnerischen Gedankenkünstler unserer Tage: Klinger, Greiner, Unger, Hans Thoma, Welti; wie man auch von den Nachfolgern des Carstens: Cornelius, Kaulbach, Piloty aus unsere ganze Historienmalerei, von ihnen und von Spitzweg aus unsere Genremalerei verstehen lernt. Eine tiefe Kluft trennt diese Kunst, die bis heute fast rein zeichnerisch geblieben ist, von der Wirklichkeitskunst, die ihre Ahnen in Chodowiecki, Schadow, Krüger und in den französischen Impressionisten sieht; von ihnen kommen Menzel und Liebermann ebenso wie Leibl und Trübner her. Was lebenskräftig in unserer Kunst ist, hängt irgendwie mit diesen vier Meistern zusammen. Es kommt dazu eine malerische Landschaftsgruppe, die auf den Engländer Constable, auf Schleich und Stäbli zurückgeht; und endlich wird uns auch das neueste Glied in der Entwicklung kurz beschäftigen: die neue Wege suchenden sogenannten Expressionisten, deren Größter Ferdinand Hodler ist.

*) Karl Scheffler: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig, Insel-Verlag 1911, und: Die Nationalgalerie. Berlin, Bruno Cassirer 1912.

Ein Abbild dessen, was Hans von Marées, der unverstanden gestorbene, gewollt und erreicht hat, bieten uns noch heute die anmutigen Idyllen Ludwig von Hofmanns. Schöne Menschen in schöner Landschaft ist das Programm beider (banal ausgedrückt); aber während Marées es in grüblerisch tiefer Monumentalität erfaßt, verwandelt es sich unter den Händen Hofmanns in liebliche Idyllen. Seine unbekleideten Menschen leben in einem selig unirdischen Arkadien; und mit den zarten Pastellfarben dieser Träume bereichert er unser Glücksempfinden fast mit jedem neuen Werk, das er schafft. Hofmann hat nicht viele Maler neben sich, die mit so viel Recht den Titel des „Idealen" tragen. Und was von der Nachfolge Marées in direktem Sinne uns blieb, ist wenig bisher: außer seinem einzigen Schüler K. von Pidoll, der inzwischen gestorben, die altertümelnden Malereien und Radierungen von Fritz Boehle. Doch lebt in diesem Künstler weniger der Geist Marées als eine starke Manier, deutsche und italienische Renaissancemeister, Dürer, Mantegna und ebenso gut Böcklin zu einer linearen Kunst von harter Männlichkeit zu verschmelzen, deren Reiz gar nicht in der Farbe, viel mehr in einer gewollten Herbigkeit der Konturen liegt.

Während die edle Klassizität Feuerbachs kaum mehr in unserer heutigen Kunst zu spüren ist, nur Fragmente von ihr in Klinger und Greiner fortleben und eine im tiefsten Wesen unkünstlerische Karrikatur bei Zeichnern wie Stassen und Fidus aus ihr geworden ist, klingt Böcklins gewaltige Eigenwilligkeit bedeutsam, doch nicht immer segensreich nach. Sie wirkt vor allem in Klinger und Greiner und all denen, die ihnen folgen. Es ist ein dem Malerischen Entgegengesetztes, was diese eint: das Vorherrschen einer Idee, eines hohen religiösen oder mythischen Gedankens, der vor allem nach Verdeutlichung strebt; und dieser Deutlichkeit des Gedankens wird unbedenklich das eigentliche Lebenselement des Gemäldes, die Farbe, geopfert. Man sieht es klar bei so markanten und geistig bedeutenden Schöpfungen wie Klingers „Christus im Olymp", „Urteil des Paris" und „Homer" (in der Leipziger Universität), bei Otto Greiners „Odysseus und die Sirenen". Unklar spürt hier wohl jeder einen Riß; es ist ein Gegensatz nicht nur zwischen der scharfen Zeichnung und der kalten abweisenden Farbe, sondern auch zwischen der Absicht, etwas menschlich Großes zu schildern, und dem peinlichen Naturalismus, mit dem beliebige Modelle als Götter und Heroen fungieren müssen. Christus z. B. hat es leicht, über die Heidengötter zu siegen; denn das sind nicht die idealen Gestalten, die wir von den antiken Statuen her kennen, sondern armselige und zum Teil abstoßende Aktfiguren, die man eher zur Darstellung menschlichen Elends oder Verbrechertums verwendet zu sehen erwartet. Wenn Böcklin zerzauste Gestalten malte, so waren es Räuber oder Kentauren oder dergleichen menschliches und göttliches Gelichter. Und Feuerbach hat uns gezeigt, wie man Helden groß und heldisch und doch ergreifend wahr darstellen kann. In Klingers Zeus, in Greiners Sirenen rächt sich eine realistisch gesinnte Zeitrichtung dafür, daß man sie mit Gewalt idealistisch machen will. Solche Gestalten läßt man sich willig in Liebermanns Altmännerhaus, in Uhdes Bauern-

volk gefallen, weil sie dort wahr sind. Götter aber darf man mit einigem Recht als übermenschliche Gestalten erwarten. Das hat Sascha Schneider, der eng zu Klinger gehört, sicherlich empfunden. Er versuchte seinen Christus, seine Engel und selbst die Bösen mit einer heroischen Größe auszustatten. Aber er besaß nicht die Kraft, sie mit Leben zu erfüllen, und sie blieben Schemen in seinen Kartons. Wo er aber zu malen, kriegerisch-symbolische Szenen darzustellen unternimmt, da wird er unmotiviert und unerfreulich, hart und bunt in der Farbe. Das ist das Schicksal aller dieser Dresdner und Leipziger Künstler, wie Hans Unger, Oskar Zwintscher, G. Lührig u. a., die rein zeichnerisch begabt sind und dabei die Sehnsucht nach der Farbe haben; sie prägen die Plastik aller dargestellten Dinge mit äußerster Schärfe bis in die letzten Winkel ihrer Bilder aus und tuschen sie dann mit grellen und leuchtenden Farben an, die Buntheit mit dem Malerischen verwechselnd. Es entstehen so plakatartig auffallende Bilder, oft mit schönen Lokalfarben; aber es fehlt ihnen die Notwendigkeit in ihrem Kolorismus, und sie wirken stets luftlos, so als ob ihnen die Epidermis, die eigentlich lebendarstellende Haut, abgezogen sei. Dafür ist dann ihr stoffliches Interesse groß: interessante und schöne Menschen, seltene Blumen und reizende Landschaften, exotische Tiere und mystische Symbole werden ihren Bildern stets Liebhaber werben. In monumentalerem Maßstabe ist es ja auch bei Klinger das Stoffliche, was seine Werke bedeutend macht; denn die klassischen Ideen, die er in ihnen niederlegt, haben sehr viel mit unserer gymnasialen Bildung, aber sehr wenig mit Malerei oder Plastik zu tun. Es sind literarische Ideen.

Auch Hans Thoma ist dem verführerischen Beispiel des großen Schweizers unterlegen. Er begann in der Nähe Leibls und unter dem Einfluß des großen Franzosen Courbet mit wundervoll malerischen Bildern, deren Motive einfach und aus der Natur seiner Schwarzwälder Heimat und ihrer Menschen geholt waren. Diese Werke werden wohl immer lebendig bleiben als Zeugnisse deutscher „bodenständiger" Malerei aus dem Leiblkreise. Aber er fand mit ihnen, wie einst Menzel mit seinen Frühwerken, kein aufnahmefähiges Publikum und wandte sich immer mehr den interessanten Stoffen von Märchen, Rittern, Nixen und Meerwesen zu, ohne zugleich seine malerischen Mittel diesen Dingen entsprechend zu steigern. Ja, er verlernte vor dem Beispiel Böcklins fast ganz sein ursprüngliches farbiges Empfinden. Das reine und poetische Gemüt aber kann dieses in der Malerei nicht ersetzen, und seine heutigen gemütvollen Bilder vermögen nicht zu bestehen, wenn man sie mit denen aus seiner Jugend vergleicht. Das Volk der Deutschen aber, das mehr Sinn hat für poetische Erzählung als für malerische Qualität, stellt irrtümlich den heutigen Thoma über den von 1860.

Es gibt dann auch Maler, die Böcklin auf direktem Wege nachgeahmt und seine Schwächen übertrieben haben. Zu solchen zählen z. B. Rüdisühli und Sandreuter, und man läßt sich gar zu leicht von ihnen blenden, weil sie eine gewisse farbige und gegenständliche Erinnerung an Böcklinsche Motive erwecken.

die man liebt. Aber sie bedeuten künstlerisch nichts, weil sie nur das aus Böcklin kopieren, was theatralisch und effektvoll ist. Eine schlechte Kopie aber ist noch viel weniger wert als ein schlechtes selbständiges Bild.

Einer der bekanntesten deutschen Künstler ist bisher noch nicht genannt worden: Lenbach. Er ist in gewissem Sinne das Schicksal der Münchner Malerei geworden; oder besser: er ist ihr persönlichster und temperamentvollster Typus, wie er sich seit Cornelius und Kaulbach herausgebildet hatte. In seiner Jugend (in Italien!) war er von einer mit Thoma und Leibl verwandten kraftvollen Selbständigkeit in der malerischen Wiedergabe der Natur; der berühmte „Hirtenjunge" der Schackgalerie und viele unbekanntere Gemälde zeugen dafür. Aber das Studium der alten Meister, vor allem Tintorettos und Rembrandts, brachten ihn völlig von seinem ursprünglichen Wege ab, und er wurde der geistvolle und hochgefeierte Porträtist der europäischen Berühmtheiten, die er in der Art jener alten Meister gemalt hat. Der „schummerige Atelierton" und die „braune Sauce" sind die allbekannten Rezepte, die er der Münchner Malerei hinterließ, eine geistvoll spielende Freude an der Pinseltechnik, die malerische Qualitäten besitzt, aber nicht frei ist von koketter Absichtlichkeit. Sie tritt in Reinkultur auf bei Hugo von Habermann, der nicht müde wird, kapriziöse Frauengestalten mit einer elegant geschlängelten Pinselführung in braunen Tönen zu umschreiben, die bisweilen bis zum Rosa hinauf und bis zum Schwarz hinabklettern. Hier ist eine Kunst, der das Malen so sehr Selbstzweck wird, daß darüber sogar der Zweck des Malens, das Bild, vergessen wird.

Direkte Schule von Lenbachs Porträtkunst findet sich, um nur die hervorragendsten zu nennen, bei Leo Samberger und Fritz August von Kaulbach, dem Neffen des berühmten Wilhelm Kaulbach. Samberger kennt nur die eine der vielen Gesten bei Lenbach: das Düster-Prächtige einer pathetischen Auffassung, die am liebsten Profile und schwarz in schwarz darstellt. Man glaubt immer derselben Person zu begegnen. Ist es bei Samberger der bärtige Mann, so ist es bei Kaulbach die schöne Frau und das liebreizende Kind. Auch dieses Erbe Lenbachs wird von Kaulbach mit einer liebevollen Ausschließlichkeit gepflegt, die ihn zu dem geschätztesten Bildnismaler für Damen gemacht hat. In seinen Spuren finden wir manches angenehme, sozusagen gesellschaftsfähige Talent, sogar außerhalb Münchens, wie Sabine Lepsius in Berlin, von einem ebenso liebenswürdigen Temperamente wie die Münchener Fortsetzer der Lenbachschen Tradition. Es ist der feinere und mit süddeutscher Sinnlichkeit gesättigte Akademismus Münchens, der vor allem in der Luitpoldgruppe seine Vertreter hat: die Brüder Georg und Raffael Schuster-Woldan und Karl Marr, die in der Darstellung weiblicher Reize oft bezaubern, mitunter auch banal werden können. Wie denn überhaupt an der Verherrlichung femininer Schönheit nur eine haarfeine Grenze gegen das Banale steht: Beliebte Allerweltsmaler von dem Zuschnitt Kaspar Ritters und Hirzl-Deroncos sind warnende Beispiele dafür, in welche unkünstlerischen Plattheiten solches Lobpreisen auslaufen kann.

Einen künstlerisch viel nachhaltigeren Einfluß hat ein anderer echter Münchner bis in unsere Tage ausgeübt; er ist allerdings einer der Älteren, aber er steht in der großen europäischen Traditionslinie: es ist Karl Spitzweg, den man als Maler heiteren Biedermeier-Genres kennt und liebt. Er hat Einflüsse von der Barbizonschule (Diaz) und den Holländern aufs glücklichste mit seinem romantisch fabulierenden Naturell verschmolzen und eine qualitativ sehr hochstehende Malerei als erster in München gepflegt. Da er aber „nur" Genremaler in einer die große Historie schätzenden Zeit war, so blieb sein unmittelbarer Einfluß sehr bescheiden. Erst die neuere Münchner Genrekunst im engen und weiteren Sinne hat ihn wieder zu Ehren gebracht, oft vielleicht mehr unbewußt. Aber man kann sich Wilhelm Busch, dessen Anfänge der Malerei galten, und Oberländer kaum ohne tiefe Kenntnis von Spitzweg vorstellen. In ihm wurzelt ihr Humor, nur das malerische Element haben sie nicht übernommen, und so zielt auch ihre Nachfolge einseitig aufs Zeichnerische und schließlich Manieristische. In Eugen Kirchners kolorierten Witzchen erkennt man unschwer Oberländer wieder; Th. Th. Heine, der Simplizissimuszeichner, verschärft seine Art zum Sarkasmus und Julius Diaz zur Anekdote: beide bleiben auch als Maler Konturisten, denen die Farbe nur zum Unterstreichen ihrer Manier dient, und sind als Zeichner in ihrem echten Element. Von ähnlichem Geiste erfüllt ist Strathmann in Berlin, der ganz im Ornamentalen aufgeht. Diesen Künstlern ist der Mangel an malerischem Empfinden zum zeichnerischen Manierismus geworden: um nicht in akademische Korrektheit zu verfallen, griffen sie zu gesuchten Stilisierungen in der Linie und zum witzigen Einfall im Stoff.

Eine unmittelbare Vergröberung des Spitzwegschen Genres bedeutete die Fliegende Blätter-Kunst (im Goldrahmen natürlich) der Defregger, Grützner und Harburger. Hier spielen noch andere Einflüsse mit, wie bei den Düsseldorfern Knaus und Vautier: gemeinsam mit ihrem künstlerischen Ahn ist ihnen eigentlich nur, daß ihre Bilder eine anekdotische Pointe haben, die den naiven, d. h. in diesem Falle künstlerisch nicht geschulten Betrachter zur Neugier, zum Interesse am Inhalt, zum Lachen oder zur Rührung zwingt. Höhere Malerei wollen sie gar nicht mehr geben.

Doch gibt es eine ganze Gruppe neuerer Künstler in München, die es verstehen, das gegenständlich Anmutende mit einer liebenswürdigen malerischen Kultur zu umkleiden und darin wirklich Spitzweg näher kommen als andere. Hengeler und sein Schüler Zumbusch rechnen so gut dazu wie Amandus Faure und Fr. Fehr, wenn auch diese nur in weiterem Sinne, da sie einen stärkeren Nachdruck auf rein malerische Form legen (freilich eine etwas dunkeltonige Form, die nicht in der Linie unserer Entwicklung liegt); stärker wieder Interieurmaler, „mit Staffage", wie Claus Meyer und der liebenswürdige Borchardt. Bei ihnen mag unmittelbar freilich die große Interieurkunst der Holländer Vermeer van Delft und Pieter de Hooch eingewirkt haben. Albert Welti endlich, einer unserer originellsten Köpfe, hat sein bestes Teil, die buntfarbige, die ganze

Welt umspannende Phantasie und Symbolik wohl am meisten der Anregung Böcklins zu verdanken.

Auch die heutige Landschaftsmalerei, soweit sie nicht eigenwillige Wege wandelt und neuere Errungenschaften mit Konzessionen an den allgemeinen Geschmack für harmonische Ausgleichung verbindet, geht auf Münchner Ahnen zurück. Es war namentlich Eduard Schleich, der durch seinen Anschluß an Constable und die Maler von Barbizon die Verbindung der süddeutschen Landschaftsmalerei mit der allgemein europäischen Kunst herstellte, und wie er taten Stäbli u. a. In seinem Geiste, wenn auch nicht von ihm beeinflußt, haben sich namentlich drei Gruppen von Landschaftern entwickelt, deren Gemeinsames man nicht anders als mit dem bereits etwas abgegriffenen Worte „Heimatkunst" umschreiben kann. Denn Heimatkunst, künstlerische Verherrlichung eines bestimmten Gebietes in deutschen Gauen, ist in der Tat das Gemeinsame der München-Dachauer, Karlsruher und Worpsweder; und gemeinsam ist ihnen auch die Abneigung gegen die radikale Ausprägung neuerer Stilformen, vor allem des Impressionismus, von dessen Resultaten sie nur so viel entnehmen, als sie für ihre Zwecke brauchen. Die reine impressionistische Tendenz der Farbenzerlegung und Lichtbeobachtung paßt allerdings nicht für ihre Absicht, die Schönheit einer spezifischen Landschaft in heimatlich anmutender Weise zu schildern. So verschieden nun auch die Bilder dieser Maler aussehen, künstlerisch bedeuten sie ungefähr das gleiche, nimmt man etwa die stilisierten grau-grünen Moorbilder von Dill, die stärker bewegten Probleme des Hochgebirges bei Baer und die überzierlichen Biedermeierfiguren Vogelers aus. So kann man von den Münchnern als typisch nennen: Franz Hoch, R. Kaiser, Lehmann; von den Karlsruhern Volkmann, Schönleber, Grethe; von den Worpswedern Vinnen und Overbeck; wozu dann noch viele einzelne im Lande kommen, die ein bestimmtes Stück des deutschen Landes lieben und malen: J. Alberts, der Schilderer der Halligen, Th. Hagen in Weimar, Bantzer, dessen hessische Bauerngemälde zum besten dieser Art zählen, Otto H. Engel u. a. m.

Ihnen stehen die Landschaftsmaler gegenüber, die sich einen persönlichen Stil gebildet haben und eine klare Form der bloßen Naturempfindung vorziehen. Es zeigt sich bei ihnen freilich, daß gerade um der entschiedenen Form willen auch die Empfindung der Natur stärker, weil persönlicher ausgedrückt ist, so daß wir Ursache haben, ihre Werke meist höher zu werten als die der Heimatkünstler. Auch hier läßt sich eine kleine Gruppe Münchner Maler von Lier und Stäbli aus erklären. Toni Stadler, Emil Lugo und Karl Haider stehen selbständig nebeneinander, in verschiedenem Maße die Linie, die plastische Struktur der Landschaft betonend und den Charakter der Natur erhöhend. Während Lugos viel zu wenig bekannte Gemälde die friedsame Stille sommerlicher Idyllen atmen, gibt Karl Haider in seinen Berg- und Waldbildern eine stärkere Essenz deutscher Landschaft als die Heimatkünstler. In seiner harten linearen Form ist er ein letzter Nachkomme der nazarenischen Landschafter, ein moderner

Olivier. Pietzsch, den Maler des Isartals, kann man als seinen einzigen Schüler bezeichnen.

Die Schwaben Reiniger und Pleuer nähern sich mit malerischen Tendenzen mehr der süddeutschen Heimatkunst. Doch ragt namentlich Pleuer über sie hinaus durch den Ernst und die Kraft in seiner Darstellung, mit der er das Leben der Bahnhöfe für die Malerei erobert hat.

Die persönlichste Erscheinung unter unseren Landschaftern ist sicherlich Leistikow. Nicht, daß er die Schönheit eines bis dahin verachteten Landes, der Mark Brandenburg, entdeckt hat, macht seine Bedeutung aus (Blechen hatte lange vor ihm märkischen Wald und Sand gemalt), sondern daß er sich einen eigenen Stil dafür gesucht hat, halb realistisch, halb streng in der Form wie Haider. Die Poesie seiner starken, auf einheitliche Töne gebrachten Farben, die Rhythmik seiner großen reinen Linien heben ihn weit über allen Naturalismus bei Impressionisten wie bei Heimatkünstlern heraus. Seine Bedeutung tritt klar hervor, wenn man ihn mit einem Landschafter wie Eugen Bracht vergleicht, dessen Pathos und dessen Lichteffekte fast so theaterhaft sind, wie es die Figurenbilder Wilhelm Kaulbachs waren.

Der Geist des seinerzeit so berühmten Kaulbach (gemeint ist der Historienmaler und Illustrator) geht in manchen eigentümlichen Erscheinungen auch noch heute um. Zwar ist die große Schule der Geschichtsmalerei, wie sie von Cornelius ausging und in Kaulbach und Piloty gipfelte, nicht verschwunden, aber doch in andere Bahnen gelenkt worden, auf denen sie künstlerisch reinere Werke hervorbringt als zur Zeit der Pilotyschen Theatereffekte. Schon der Nachfolger Pilotys, Wilhelm von Diez, legte starkes Gewicht auf einen soliden malerischen Realismus, so daß seine Bilder oft mehr wie gute Malerei denn als Geschichtsillustrationen wirken. Und bei den Malern, die direkt oder mittelbar als seine Schüler zu bezeichnen sind — er war ein sehr guter Lehrer —, denkt man wesentlich nur an die gute, aus dem Impressionismus resultierende malerische Form: bei R. Haugs grünlich-grautönigen Bildern aus dem Befreiungskriege, bei Angelo Janks frisch bewegten Reiterbildern, bei Julius Exters Phantasieszenen voll derben realistischen Einschlags. Exter hat freilich nicht gehalten, was er versprach, seine Art ist ins Rohe und Flüchtige umgeschlagen; und der ihm sonst nah verwandte Diezschüler Slevogt zeigt den Weg, den ein solches Talent in günstigerer Umgebung aufwärts beschreiten kann.

Aber die Kaulbachsche Schule hat doch auch direkter nachgewirkt, in Wien und München. Hier erzeugte sie auf dem Wege über Piloty und Böcklin einen Dekorateur großen Stiles in Franz Stuck, dessen inhaltlich auffallende und aufregende Gemälde von modernen Bestrebungen so weit entfernt sind, als sie sich dem Theaterpathos Kaulbachs nähern. Ein Zusatz starknerviger Brutalität vermehrt ihre stoffliche Wirkung (man denke an den „Krieg", „Sünde", „Das böse Gewissen"); aber es sind außer der Böcklinschen Phantastik nur primitive und rohe Dekorationsmittel, die einen so durchschlagenden Effekt erzielen. In

Wien wurde aus der Kaulbachschen Art die sinnlichere und ganz in Farben schwelgende Kulissenmalerei Makarts. Nun bedeutet es freilich, äußerlich betrachtet, einen recht weiten Sprung von ihm bis zu den Wiener Modernen, deren begabtester Klimt, deren technisch Geschicktester Orlik ist (dieser in Berlin). Aber obwohl Klimts Farben ganz hell und seine Technik sehr originell und ornamental sind, im Grunde ist es doch nur wieder die alte Wiener Dekorationslust Makarts, die aus seinen Frauenbildnissen ebensowohl wie aus seinen allegorischen Wandbildern leuchtet, technisch aufgefrischt, aber dem Sinne nach keineswegs Ausdruck unserer vorwärts drängenden Zeit, sondern ein kunstgewerblich geschmackvolles Symbol müder Dekadenz.

Der einzige echte Historienmaler im alten Corneliusstil, der heute noch lebt und viel bewundert wird, ist Eduard von Gebhardt; denn Arthur Kampf und seine Genossen kommen von Menzel und nicht von den Nazarenern her. Das Nazarenische in Gebhardts Christusbildern ist einmal natürlich die religiöse (etwas ins sektenhafte gezogene) Grundstimmung, vor allem dann aber die rein zeichnerische Form seiner Gemälde, die meist aus einer bloßen Aneinanderreihung zahlreicher sehr geschickter Einzelstudien bestehen. Freilich lebt auch in Sohn-Rethel, Schmurr und anderen Düsseldorfern das Zeichnerische seiner Art weiter, aber nicht auf das Historienbild angewendet und in einer liebenswürdigen Bescheidenheit.

(Schluß folgt)

Die Jugend und die Sozialdemokratie

Von Walther F. Claßen-Hamburg

Um die Wende des Jahrhunderts hat sich in der deutschen Sozialdemokratie eine große Wandlung vollzogen. Die Hoffnung auf die große, revolutionäre Umwandlung wurde aufgegeben. Überall begann eifrige Mitarbeit in den Parlamenten. Die Sozialdemokratie war auf dem Wege, praktische Reformpartei zu werden. Sprach man damals zu einem älteren, verständigen Arbeiter von der erwarteten Revolution oder dem Zukunftsstaate, so konnte er sehr wild werden. Denn er war beleidigt, weil man ihm den Glauben an solchen Unsinn zumutete. Ja, ich habe mehrfach in großen Versammlungen gehört, wie Männer aufstanden und erklärten, daß sie Sozialdemokraten seien, aber sie hielten Kolonialpolitik und eine starke Flotte für durchaus nötig.

Damals lebte in unserer Sozialdemokratie viel großer Idealismus, und gerade in den Zeiten schwerster Verfolgungen ist dieser Idealismus am größten gewesen.

Vergleichen wir die heranwachsende sozialdemokratische Generation mit der nun rasch zurücktretenden, so fällt der Gegensatz auf. Die Alten waren ihrem Glauben nach Materialisten geworden, „die Verhältnisse machen den Menschen". Aber im Leben zeigten sie, daß sie selbst durch eine tüchtige Erziehung ehrliche und selbständige Menschen waren. In ihren Familien hielten sie auf gute Zucht. Dem Gegner gegenüber waren sie im persönlichen Verkehr offen und ritterlich. Sie konnten auch einmal mutig gegen die Mehrheit stehen.

Dem neuen Geschlecht ist der Materialismus zum Charakter geworden. Es wird wirklich das vom Wind der Agitatoren vorwärtsgetriebene unselbständige Massenvolk. Nachdem unserem Volke erst vom Bürgertum, dann aus der eigenen Mitte gepredigt worden ist, daß es nichts Unbedingtes und Heiliges gibt, beginnt nun die sittliche Selbständigkeit des Charakters zu schwinden.

Die sittliche Freiheit des einzelnen ist verhaßt! Kein selbständiges Gewissen ist erlaubt, sondern der Parteiwille muß jeden Willen meistern, entschuldigt alles, verantwortet alles. Da bin ich zum erstenmal im tiefsten Herzen erschrocken vor der Sozialdemokratie, als ich erlebte, daß derselbe Mensch, der freundlich und ritterlich mir begegnet war, wenige Wochen später, offenbar durch eine ihn vorwärtstreibende Mehrheit gezwungen, mich nicht nur angriff, — das war sein gutes Recht —, sondern plötzlich einen leidenschaftlichen, rohen Ton anschlug und Dinge sagte, von denen er wußte, daß sie nicht wahr waren. Wohl tadelten einige andere Sozialdemokraten mit großer Entschlossenheit solche Demagogie. Aber haben diese den nötigen Einfluß?

Man muß eines bedenken: Demokratie lebt schnell. Die alten Führer bleiben zwar noch lange auf dem Plan. Aber ihre Zeitgenossen sind schon fast alle verschwunden. Schon das zweite Geschlecht, diejenigen, welche als Jünglinge dem Manne Bebel begeistert lauschten, gehören heute zu den Alten. Mit fünfundvierzig Jahren neigt sich oft schon das Leben eines industriellen Arbeiters einem schnellen Ende zu — Unfall, Krankheit, Siechtum. Und die dies kritische Alter überstehen, bleiben gern zu Haus, sehr oft verbittert gegen die Partei, manchmal noch treu, aber doch in beschaulicher Ruhe. Wer sie besucht, kann vielleicht echte Lebensweisheit hören. Eines kann man von solchen Alten lernen: Sie sind gute Deutsche, aber sie haben innerlich die Versöhnung mit dem neuen Deutschen Reiche nicht gefunden. Die Zeit des Sozialistengesetzes hat ihnen zu bittere Erinnerungen hinterlassen. So konnten sie auch ihren Kindern keine imperialistische Tradition vererben.

Da die ohnehin nicht zahlreichen Alten also die Volksversammlung meist nicht lieben, so herrschen hier die Jungen. Wie sind nun diese?

Viele begabte Arbeitersöhne setzen, dank der trefflichen Erziehung, die gerade die alten Sozialdemokraten ihren Kindern gegeben haben, ihre Kraft in ihrem Berufe ein, kommen in diesem vorwärts und erleben in ganzer Schärfe den sonderbaren Konflikt, daß der, der ein außerordentlich tüchtiger Arbeiter ist, um dessentwillen noch gar nichts gilt. Beruf ist aber die stärkste Macht in diesen

jungen Männern. Darin gehen sie auf, wie ein tüchtiger junger Mensch soll. Und beginnen sie nach einigen Jahren sich auch wieder weiterhin in der Welt umzusehen, so merken sie, daß jetzt im Lichte ihrer Lebenserfahrung die Welt sich ganz anders ansieht, als es in den Zeitungen zu lesen steht. Wohl gibt es auch jüngere hochbegabte Männer der zweiten sozialdemokratischen Generation, welche in edlem Idealismus das Beste leisten möchten. Aber diese dringen nur zu schwer durch. Die breite Talentlosigkeit der Distriktsversammlung schreit und höhnt sie nieder. Es ist eine ganz ähnliche Erscheinung, wenn Heine, Bernstein, Göhre und andere tüchtige, kluge Männer aufs äußerste kämpfen müssen, um ihren Einfluß geltend zu machen. Der Revisionismus muß siegen. Aber er siegt noch immer nicht. Es hemmt ihn am wenigsten vielleicht der Widerstand der Alten. Wir alle, und so auch die gebildetsten Sozialdemokraten, verstehen noch immer zu wenig die Naturgeschichte des Volkes. Mit dem Volke selbst, das sozialdemokratisch wird, geht eine Veränderung vor sich.

Vor Jahren habe ich manchen Nachmittag bei solch einem Alten der Partei gesessen. Er war übrigens noch ein guter Vierziger. Ich denke noch heute mit Verehrung an diesen Mann. Der sagte mir: „Unsere Führer sind alle Söhne und Enkel von abgewirtschafteten Kleinbauern oder von untergegangenen Handwerksmeistern. Aus Fabrikarbeitern kommen solche Menschen nicht."

Heute aber haben wir massenhaft die nivellierten Menschen, welche nichts zu verantworten haben. Man täusche sich doch nicht: wir haben eine Oberschicht hochgelernter Arbeiter. Diese sind durchweg organisiert, sozialdemokratisch gesonnen. Sie erwerben durch die Sozialdemokratie auch ein ganz Teil Bildung und Denkfähigkeit. Daran ist kein Zweifel. In ihnen fließt noch oft das Blut der alten Handwerker- oder Landmannsfamilien, oder sie sind vom Stamm holsteinischer und hannoverscher Landarbeiter, beste germanische Rasse mit unbestreitbarem Talent zur Selbstverwaltung. Aber das ist nur eine dünne Oberschicht. Die Masse sinkt und sinkt. Ich weiß, daß hundert Volksfreunde und Volksbildungsmänner mich um dieses Wortes willen angreifen werden. Aber es ist doch so. Wie entsetzlich geistig arm ist diese Masse! Der holsteinische Tagelöhner kennt alle Arten Arbeit in Feld, Garten und Wald, Tiere und Nutzpflanzen. Seine Kirche hat ihn zwar grenzenlos vernachlässigt, aber die alte Dorfschule hat ihn gründlich unterrichtet. Er denkt in seiner Weise mancherlei. Nun der junge, stadtgeborene, ungelernte Arbeiter! Er liest die Zeitung, — d. h. was liest er daraus? Die Tagesnotizen, die kleinen in Gift getauchten Berichte! Die doktrinären Leitartikel der sozialdemokratischen Zeitung versteht er nicht. Er liest auch Räubergeschichten. Sein Gesichtskreis ist unglaublich gering.

Und die Arbeitermutter alten Schlages, die zehn Kinder kleidet, wäscht, speist und manchmal sogar erzieht —? Mehr und mehr sehe ich jene Mutter auftreten, die blaß und früh müde noch etwas von der Eleganz der Verkäuferin zeigt, aber eine verblassende Eleganz. In der einen Hand trägt sie die Tasche, Einkäufe zu machen, mit der anderen schleppt sie ein schwatzendes Kind,

das von Zeit zu Zeit gescholten wird. Wehe uns, wenn erst diese Kinder groß sind.

Die jetzige Generation der Jugend hat noch eine leidliche Portion Leidenschaft in den Gliedern, aber erstaunlich geringe Urteilskraft. Man frage nur tüchtige Lehrer im Arbeiterquartier, das dreißig Jahre alt ist. Reizbar und grenzenlos unsozial im Privatleben ist diese Jugend. Und all dies Übel —, es hat seine Ursache eben doch in der jammervollen geistigen Armut dieser Menschen. Freilich, jetzt wirken auch die furchtbaren Kasernenstraßen, in denen dieses Geschlecht aufwächst: keine Sonne, keinen reinen Himmel, keinen Erdboden unter den Füßen kennt dies Geschlecht. In solcher Umgebung, in solcher Enge der Wohnungen wird jede Tradition in der Familie erstickt.

Das ist nun der Boden, aus dem die Masse der sozialdemokratischen Jugend emporwächst. Das ist eine andere Art Volk als jenes, welches vor dreißig Jahren die Arbeiterpartei gründete. Es ist schwer zu entscheiden, ob dies Massenvolk für Speise und Kleidung heute mehr Geld zur Verfügung hat als vor dreißig Jahren. Wahrscheinlich ist das so. Aber die furchtbare Zusammendrängung, die Einförmigkeit des Daseins, das hastige Tempo der Arbeit und vor allem die Abnahme der Familienkraft hebt die gewonnenen Vorteile wieder auf.

Diese Veränderung in der Natur des Volkes sieht die Sozialdemokratie selbst noch nicht. Ihr Gedanke, die neugeborenen Massen selbst zu bilden und zu erziehen, ist ein großer Gedanke, aus deutschem Idealismus geboren.

Man hätte erwarten können, daß die Arbeiterschaft von selbst sozialdemokratisch wird, denn es heißt: „In seiner politischen Orientierung ist jeder Mensch von seinen wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig. Man braucht nur den Samen des Sozialismus unter die Lohnarbeiter auszustreuen, und sie werden Sozialdemokraten.“ Dann müssen diese neuen Sozialdemokraten erzogen werden. Allerdings kennt man zunächst nur ein Bildungsideal, das einzig den Verstand aufklären und so den Charakter bilden will. Dieser Aufklärungsidealismus, der Herz und Willen vernachlässigt, ist keine spezifisch sozialdemokratische Sünde. Den hat die Sozialdemokratie von anderen gelernt. Selbst in unseren Lehrerbildungsseminaren spukt noch zuweilen dieser Geist. Aber die erhoffte Bildungsarbeit kann überhaupt nicht recht ins Leben treten. Denn die neue Volksart will Sensation; in ihr pulst das rasche Großstadtblut. Die wollen nicht erkennen und denken. Man will belehren, und vermag schließlich in der Masse doch nur den Haß zu reizen.*) Und das kann man selbst mit dem konsequenten Materialismus noch leisten, welcher nicht nur als ökonomische Theorie, sondern als allgemeine Weltanschauung vorgetragen wird. Eigentlich pädagogische und ethische Sorgen gestattet ja eine Weltanschauung nicht, nach welcher das Individuum einzig ein Produkt der Verhältnisse ist.

*) Siehe Dr. Heinz Marx: „Die sozialistische Jugendbewegung“. Hamburg, Verlag „Kinderschutz und Jugendwohl“.

So hat eine Erziehungsarbeit in der Sozialdemokratie eingesetzt, welche in Wahrheit gar keine Erziehung ist, sondern eine Rekrutenwerbung. Das ist ein Abfall vom kühnen Glauben der Väter. Man meint mit allen Mitteln des Drills, der Absperrung, der Drohung, den Menschen von klein auf zum Sozialdemokraten machen zu müssen. Denn dies ist der Zweck der sozialdemokratischen Jugendbewegung. Jeder Vortrag, jede Ansprache, ja sogar die Novelle wird benutzt, die Jugend unter die Parteiherrschaft zu bringen. Diese Jugendbewegung ist aber geschaffen worden nicht von den Alten, sondern von den Jungen. Diejenigen, die in der sozialistischen Jugendbewegung auftraten, waren ganz junge Menschen, kaum zwanzig Jahre alt. Diese riefen das jüngste Geschlecht in den Kampf. Und dieses Geschlecht fühlt sich schon als Erbe. Es ist stolz auf die gewaltigen Erfolge der Partei, die riesenhafte Entfaltung der Organisationen, die gewaltigen, oft gewonnenen Streiks, die Sicherheit der Disziplin, kraft derer ein jeder in der Werkstatt die hohen regelmäßigen und außerordentlichen Abgaben zahlt — stolz endlich auf die großen Kapitalien, welche sich im Besitze der Gewerkschaften und der Partei befinden. In Wirklichkeit sind diese Jungen nur selten Erben. Sie sind das neue Massenvolk, zusammengeflutet aus allen Gauen des Vaterlandes. So kommt es denn, daß gewandte, oberflächliche, leidenschaftliche Großstadtjünglinge mit einem — man möchte fast sagen — ungermanischen Temperament die sozialistische Jugendbewegung als Feld für ihren Tatendrang benutzen können.

Diese Jugendbewegung hat heute schon eine Geschichte. Zuerst trat sie mit vielem Geschrei und wenig Erfolg auf. Einige Ältere haben wohl noch zu lenken versucht. Lange hat das aber nicht gewirkt. Im Herbst 1907 entfaltete die junge Bewegung in öffentlichen Versammlungen eine große Regsamkeit. Ein etwa zwanzigjähriger Berliner fuhr als Propagandaredner durch die Welt. Damals war es für den Kritiker möglich, in den Versammlungen aufmerksames Gehör, manchmal fast Sympathie zu gewinnen. In diesem Kampfe mußte der Kritiker folgenden Gedankengang entwickeln: wir haben gar nichts dagegen, daß auch Sozialdemokraten sich der Jugend annehmen. Aber sie sollen es tun aus Liebe zur Jugend, nicht um die Jugend für politische Ziele zu drillen. Diese Versammlungen von 1907 waren recht unerfreuliche Erscheinungen. Große Tanzsäle, halb voll von Jungen, fast keine älteren Männer, am Vorstandstisch einige etwas ältere Jünglinge; zwei gewaltige Polizisten als Aufsicht; kleine fünfzehnjährige Piepmätze und grobe Schlosserlehrlinge wechselten als Redner mit eingepauktem, zum Teil vorgelesenen Phrasen, ab. Anarchisten, die auch auftreten wollten, wurden vom Präsidium gewaltig angedonnert, ihnen der Schriftenverkauf verboten. Die Gewerkschaften redeten jetzt ein ernstes Wort in die Sache hinein. Die Bewegung wurde straff organisiert, in jedem Stadtteil Wirtschaftslokale gewonnen und unzählige kleine Filialen, die durch genaue Organisationen zusammengehalten werden, gegründet. Jede solche Filiale ist ein Hauptquartier leidenschaftlicher, sozialdemokratischer

Propaganda. Der natürliche Eifer der Jungen wird benutzt, alle Lehrlinge und Arbeitsburschen mit Zettelangeboten zu verfolgen, sie anzusprechen, sie in den Werkstätten und in der Schule zu bearbeiten, und wenn sie Widerstand leisten, zu verhöhnen.

Andere Vereine zu zerstören ist jedes Mittel recht. Eines Abends finde ich vor unserem Versammlungsgebäude eine Gruppe Jungen. Ich spreche mit ihnen und frage, ob sie wohl zum sozialistischen Jugendbund gehören und hier Propaganda machen wollen. Nein, sie langweilten sich aber Sonntags und wollten unseren Verein kennen lernen. Ich lud sie darauf ein; sie kamen am Sonntag und entpuppten sich als Agitatoren. Am nächsten Sonntag gelang es beizeiten, einen Einschleicher zu ertappen und wegzuschicken mit der Bestellung, solches Spiel werde auf Deutsch gemeiner Betrug genannt. Am selben Sonntag waren sämtliche Zugangsstraßen zu unserem Saale mit Doppelposten besetzt. In einem erkannte ich meine Freunde vom vorigen Sonntag. Ich begann ein gemütliches Gespräch und machte ihnen die Lüge zum Vorwurf. Sie gaben zu, auch ihre Oberen hätten das gerügt. Darauf begann der eine wortreich einen Vortrag über Erziehung. (Er war etwa fünfzehn Jahre alt.) Ich sagte, er rede, was er nicht verstehe. Darauf er: „O, wir sind aufgeklärt, ich verstehe das sehr wohl." Dann raffte sich der kleine Mann plötzlich noch einmal zusammen und sagte: „Im Kampfe sei die Lüge doch eine sehr gute Waffe." Darauf wurde ich grob und sagte, sie seien dumme Jungen und sollten sich schämen. In den folgenden Wochen wurden wir noch öfter belagert, und ich hatte als einzige Waffe den Hohn: sie möchten die Sozialdemokratie nicht so blamieren, indem sie als dumme Jungen auf der Straße agitieren gingen. Dieser Angriff, der sich ähnlich bei anderen Vereinen auch abgespielt hat, war lange vorbereitet. In der Arbeiterjugend, dem durch ganz Deutschland verbreiteten Blatte, wurde zuerst gehetzt gegen die bösen Bürgerlichen, die sich zur Verknechtung der Volksjugend verschworen hätten. Dann folgten in den Distriktsversammlungen der Partei Hetzreden. Und dann wurden die Jungen losgeschickt.

Diese Jugendbewegung ist gründlich unsittlich. Wenn sie in ihrer jetzigen Gestalt siegt, muß sie die deutsche Arbeiterpartei in eine völlig unfruchtbare Zukunft hineintreiben. Taub werden diese Menschen dem Rufe: Ihr müßt euch aus euerer wirtschaftspolitischen Unfruchtbarkeit aufraffen; mit den erworbenen Kapitalien treibt Bodenerwerb rings um die städtischen Kommunen! Blind werden sie für die Verwüstungen, welche heute vielmonatliche Arbeitskämpfe in allem Geschäftsleben ausrichten, für den Schaden anderer Arbeiterkategorien, die infolgedessen auch arbeitslos werden; blind für die Gefahr, daß bei diesem steten Kampfleben namentlich im Baugewerbe, gerade die bestgelohnten anfangen, die Familiengründung zu fürchten und der Kraft der Nation der allerbitterste Schaden getan wird.

Nun, die Sozialdemokratie wird selbst an dieser abgerichteten Jugend ihre Freude erleben, eine furchtbare Freude, die noch manchen redlichen Mann ver-

bittert in seine Wohnung zurücktreiben wird, um zu grollen über —, nun über die Unsittlichkeit des Menschengeschlechtes. Oder aber die Sozialdemokratie erkennt, daß auch sie das Erbe der Väter übernehmen und sich durch harte geistige Arbeit erwerben muß. Sittliche Kultur, Weltanschauung, Wissenschaft — alles, was man bei der Erziehung bedarf —, es hat nichts zu tun mit dem ökonomischen System. Doch es ist auf diesen Blättern nicht der Ort, die Sozialdemokraten zu belehren, sondern zum Schluß frage ich mit ganzem Ernste: Welche Schuld haben denn wir, die wir jenes Erbe der Väter zu besitzen, vielleicht zu verteidigen glauben, an der traurigen Verarmung unseres jungen Geschlechtes?

Ohne Zweifel trifft auch unsere Schule ein Vorwurf dafür, daß die junge Generation derartig widerstandslos der Phrase gegenübersteht. Durch die Volksschullehrerschaft geht ein Suchen nach neuen pädagogischen Methoden. Man möchte mehr leisten, aber die Kinder sollen nicht so sehr angestrengt werden. Man scheut sich fest zuzugreifen. Man vergißt das alte Wort: vor die Tugend setzten die Götter den Schweiß. Die Schulbehörden stellen sich meist nicht führend an die Spitze; sie lassen sich eher hie und da zu einem Zugeständnis bewegen. Die Schule gerät in einen Zustand innerer Unsicherheit. Während den Kindern vieles mehr gelehrt wird als früher, wissen und können sie oft weniger. Auf der anderen Seite fühlen die Behörden sich verpflichtet, recht konservativ zu sein, namentlich im Religionsunterricht. Dadurch wird in die Lehrerschaft eine gefährliche innere Spannung gebracht: innerlich nach Neuerungen strebend, oft skeptisch durch und durch, soll sie im Religionsunterricht starr in den alten Bahnen beharren.

Der Religionsunterricht unserer Volksschule ist unpsychologisch durch und durch. Wir wollen Christen sein wie unsere Väter. Aber so wenig jemand nach der griechischen Grammatik des Melanchthon heute unterrichten würde, so unmöglich ist es, Religionsunterricht in der Methode des sechzehnten Jahrhunderts zu geben; und doch wird es versucht. Nur wenige fromme und tiefe Gedanken und das klare Bild einiger frommer Heldengestalten braucht der Mensch ins Leben mitzunehmen, damit entweder die von der Familie geweckte Gesinnung sich zu breiterem Lebensverständnis entfalte oder auch der innerlich leere Mensch später, durch herbe Erfahrungen angepackt, in sich noch etwas finde, womit er sich doch das Leben ausdeuten und einen neuen Idealismus aufbauen könne.

Der erschütternde Zusammenbruch religiöser Sitte und Lebensauffassung in unserem Volke sollte uns doch endlich die Augen darüber öffnen, daß die Methode unseres Religionsunterrichtes verkehrt sei. Was wir aber als ganzes Volk verlieren, vermag nur der ganz zu erkennen, der das Versagen der sittlichen Kräfte rings um sich, Tag für Tag, erlebt. „Wir Alten hatten doch noch etwas," sagte mir neulich ein Kutscher auf der Straße, „wenn wir auch die Religion weggeworfen hatten, es saß doch noch etwas in uns, am Guten festzuhalten. Aber nun die Jungen werden schlimmer, denn sie haben gar nichts mehr."

Religion ist nicht dazu da, irgend etwas zu erzeugen, weder Staatstreue noch unmittelbar irgend eine Tugend. Religion ist der höchste ethische Wert an sich selbst; Religion ist das innerste Leben der Seele, ohne welches das Menschendasein, — sei es im Besitz aller Erkenntnis, sei es mit der Schaufel des Erdarbeiters in der Hand, — sinnlos und wertlos ist. Nur aus solchem inneren Leben entstehen auf die Dauer Charakter und Pflichttreue. Aus diesem inneren Leben aber entspringt notwendig immer aufs neue der Glaube an einen göttlichen Willen, der in den geheimnisvollen Tiefen alles Lebens wirkt. Dieser Glaube, in welcher Gestalt auch immer, ist bei unserem jungen großstädtischen Geschlecht durchweg zum Spott geworden. Und darum zeigen sich so viele dieser Jünglinge haltlos gegenüber der Phrase und gegenüber der Not und der Sorge. Es muß nun aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gesagt werden: städtischer und ländlicher Religionsunterricht versagen in gleicher Weise. Eher noch erwacht im jungen Städter die Sehnsucht wieder. Der vom Lande in die Stadt gezogene hält sich entweder voller Angst innerlich getrennt von allem geistigen Leben seiner Umgebung, oder (und das ist bei den Männern das gewöhnliche) es bricht alles in ihm schnell zusammen, und er verwandelt sich in einen wütenden Glaubensfeind. Mich dünkt, unsere älteren Holsteiner hatten noch etwas mehr Widerstandskraft. Die jetzt aus den östlicheren Provinzen kommen, erliegen noch viel schneller, und ihre Söhne, auch nicht mehr so straff erzogen, wie die Jungen der ersten stadtbewanderten Generation, werden ein weiches Material für die aufklärerische Phrase. Übrigens verhalten sich auch die östlichen Stämme verschieden. Mir scheinen Märker und ostpreußische Litthauer aus bäuerlichen Distrikten etwas härter, mecklenburgische Gutstagelöhner völlig unselbständig. Geradezu rabiat werden aus dem Osten stammende Katholiken, wenn sie von der inneren Gärung erst einmal ergriffen sind.

Ein bitter-ernstes „Wach auf!“ aber ruft diese Zeit der evangelischen Kirche zu, namentlich dort, wo sie auf alt-lutherischem Boden steht: was für Interessen bewegen denn eigentlich unsere kirchlichen Behörden und Parteiführer? Ich darf es wohl sagen: ich bin viele Jahre, einzig durch die Kraft des Geistes Jesu getrieben, unserem Volke nachgegangen und habe die Seelen befragt, wovon und wie sie leben. Blicke ich nun zurück in die Welt, von der ich doch einst ausgegangen bin, da sehe ich Irrlehrenprozesse, Agendensorgen, vielleicht ein neues Gesangbuch, Disputationen, ob ein Geistlicher sich sozial betätigen solle oder nicht, die Frage des Einzelkelches —, das alles ist ja gut gemeint, wird auch dabei Ernst und Geist aufgeboten —, aber das eine, was not ist, das sehe ich nicht. Wo ist die Sorge, die in den Worten des Evangeliums lebt: „Ihn jammerte des Volks, denn sie waren verachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben.“ Da gilt es: dieses Wort Hunderten und Tausenden wie einen Feuerbrand in die Seele zu werfen. Die Kraft der erziehenden Liebe, die ausgeht von dem Geiste Jesu, muß unter uns ein neues Rittertum erwecken, Menschen, ja Menschen, um unser in allem Reichtum ver-

armendes Volk zu erziehen, ihm den Weg zu weisen zu tiefem, reichem Leben — nicht nur in der Stadt, auch auf dem Lande, im Westen wie im Osten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Waldesrande lagerte eine Jungenschar, wandermüde. Zwei junge Männer, die Führer, lagen auf ihren Mänteln, nach deutscher Weise in ernstes Gespräch vertieft: Vaterland, Politik, Gott, Heimat, Familie —, deutsche Männer wissen klug zu reden. Da geschah eine Unruhe unter den Jungen. Einige waren ausgeruht und begannen mit ihren Stöcken nach einer Flasche zu werfen. Da springt einer der Führer auf: „Halt, unser Volk langweilt sich, komm, wir müssen ein Spiel machen!"

Das ist die Sache: nicht Kongresse, Dispute, Doktorarbeiten erziehen unser junges Volk, sondern die Tat pflichttreuer Liebe.

Franz Weilers Martyrium

Die Tragödie eines Kindes

Von Richard Knies

II.

Franz und sein Vater sitzen am Küchentisch. Die Mutter stellt zwei Tassen, Kaffee- und Milchkanne darauf, legt einen runden Laib Schwarzbrot dazu und ein Messer.

„Na, trinkt Die heut kein Kaffee?" fragt Weiler.

Die Frau sieht ihren Mann mit forschenden Augen an. Wenn er sie mit „Die" anredet, ist ihm eine Laus über die Leber gelaufen. Was mag er haben? Es fällt ihr nichts ein, womit sie ihn beleidigt haben könnte.

„Ich hab' mit den annern drei Buwe schon getrunke. Die waren schon um drei Uhr aus der Schul' daheim. Da haww ich gleich Kaffee mit en getrunke un hab se fortgeschickt zum Jud, en Sack voll Kleie hole!"

Franz hat unterdessen Kaffee eingeschenkt.

Weiler schneidet zwei Stücke Brot vom Laib, hält das zuletzt abgeschnittene auf der linken Hand, stößt mit der rechten den Messerstiel auf den Tisch und herrscht seine Frau an:

„Na, und . . .??"

„Ja so," sagt diese, nimmt vom Küchenschrank ein Schüsselchen mit Latwerg und schiebt es Weilern hin.

„Na, gibt's kein Butter?" fragt er, und dabei liegt ein Ton in seiner Stimme wie bei einem unzufrieden knurrenden Hund.

„Ja, liewer Mann, die is auf einmal ganz entsetzlich teuer geworde un kost jetzt en ganz Mark pro Pfund. Da muß sich unsereins halt en bißje einschränke."

„Mit de Zinse von den versprochenen zwanzigtausend Mark könnt mer viel Butter krieje!"

Die Frau sagt gequält:

„Och, Mann, jetzt kujonierste mich schon suffzehn Jahr damit. Geb doch endlich mal Ruh! Wann die zwei alte Leut' mal net mehr da sind, kriegste's ja doch!"

„Die machen awwer noch keine Anstalte, als ob se de Welt abscheh sage wollten!"

Die Frau steht mit vorgebeugtem Kopfe und starrt, als ob sie nicht recht verstanden hätte. Aber dann überrinnt ein dunkles Rot der Empörung ihr Gesicht und weicht wieder und nimmt alle Farbe mit fort.

In ihrer Erregung faßt sie das Schüsselchen mit Latwerg und schleudert es neben dem Manne auf den Fußboden. Alsdann verläßt sie die Küche.

Franz sitzt zitternd vor seiner Tasse. In seinem Hirn wirren die Gedanken; aber aus dem Durcheinander der Angstgefühle steigt klar und inbrünstig der sehnsüchtige Wunsch: Wenn der Vater und die Mutter nur endlich einmal lieb zu einander wären. So, wie Eginhard und Emma es waren.

Als das Kind seine Tasse zurückschiebt, fragt sein Vater:

„Na, ißt du nix mehr?"

„Babba, Hunger haww ich jetzt kein mehr!"

Franz steht auf, stellt seine Tasse auf den Wasserstein, nimmt den Kohlenlöffel vom Herde und will den auf dem Boden liegenden Latwerg aufschöpfen. Aber der Vater hält ihn ab:

„Das bleibt liege. Räum emal de Tisch ab, mach die Platt sauwer un hol mer die Aufsatzhefte un die rot Dinte! Nachher schreibschte dein Aufsatz un gehscht grase. Später legen mer noch e Land Erbse."

Währenddem Franz den Tisch in Ordnung bringt und die gewünschten Sachen herbeiholt, starrt Weiler halb nachdenklich, halb gleichgültig, die Arme über der Brust verschränkt, durchs Küchenfenster ins Blaue. Plötzlich fährt er auf, seufzt: „Djajachchch!", entschnürt den Pack Aufsatzhefte und macht sich ans Korrigieren.

Franz holt sich ein Schemelstühlchen, stellt es vor die Wasserbank, die er als Schreibtisch benutzt, und girpst mit dem Griffel eifrig auf der Schiefertafel.

Die Katze, die in der warmen Herdecke behaglich geschlafen hat, wird von einer ihr auf der Nase krabbelnden Mücke geweckt. Mieze nießt, klafft das Maul weit auseinander zum Gähnen, steht auf, macht einen riesigen Buckel, stellt die Vorderpfoten voraus, streckt sich und geht mit sammtnen Schritten auf Franz zu. Mit einem Satze ist sie auf der Wasserbank, setzt sich neben Franzens Tafel, ihren Schwanz um die zierlichen Vorderpfoten ringelnd. Sie schaut dem

emsig schreibenden Buben zu. Nach einer Weile pfötelt sie sachte an die Griffelspitze.

„Net, Minzje, sonscht gibts Kriwweskrawwes statt Buchstawe!"

Aber Mieze möchte mit der Griffelspitze spielen. Da packt Franz sie beim Pelz im Genick und setzt sie auf seinen Schoß.

Dann schreibt er wieder von Eginhardt und Emma und denkt, der Vater wäre wohl, wenn er Eginhardt gewesen wäre, da oben in den Wäldern am Main nicht mehr lieb zu Emma gewesen. Denn nach ihrer Verstoßung vom kaiserlichen Vater war ja doch Emma nicht mehr reich und hatte auch keine zwanzigtausend Mark.

Das Kind schielt hinüber nach dem Vater. Ein böses Leuchten ist in diesen Kinderaugen. Der Bub hat aus dem kindlichen Gerechtigkeitsgefühl heraus eine instinktive Abneigung gegen den Vater. Denn er fühlt, daß der Vater an der Mutter Unrecht tut. Und der Vater fühlt wieder, daß der Kleine ihn richtig beurteilt. Darum ist ein immerwährender, aber schlafender Haß gegen sein Kind in ihm. Doch auch der schlafende Haß wirkt schon. Wenn der Sohn selbst einmal ein Mann ist, wird dieser Haß furchtbar erwachen und sich in der Sohnesseele einen gleichstarken aufrufen. Denn Haß sucht Haß in dem, gegen den er sich richtet, wie Liebe die Liebe ersehnt.

Franzens Abneigung gegen den Vater wird noch verstärkt durch den Umstand, daß er auch der zärtlichen Mutterliebe entbehrt. Er weiß, daß auch daran der Vater schuld ist.

Die Mutter leidet unter der Brutalität der ihr vom Gatten zuteil werdenden seelischen Behandlung und ist darum mürrisch auch gegen die eigenen Kinder. Sie können ihr das Glück nicht ersetzen, das sie vom Manne vergebens erwartet. Das Muttersein ist ihr ein Zwang und keine heilige Freude. Sie gibt ihren Kindern keine Zärtlichkeit, und Franz mit der zarten Seele vermißt sie im Gegensatz zu seinen schon gröber besaiteten Geschwistern am meisten und empfindet die Entbehrung als eine, das kindliche Herz allzu sehr verwundende Sehnsucht. Oh, und daß er so selten seinen Vornamen von den Eltern zu hören bekommt! Geschweige denn einen Kosenamen! Die Mutter herrscht ihn meist mit „Du" an. Das liebste Wort, das aus des Vaters Munde kommt, ist: „Großer". Aber dann ist er noch gut gelaunt. „Bandit" ist auch noch zum Anhören, aber „Hund" — das tut weh . . .

Warum wohl den anderen Kindern die Uneinigkeit der Eltern nicht so schwer lastend in die Seele fällt? Warum liest man nur von seinen Augen ab, daß er manchmal den Vater, manchmal die Mutter nicht leiden kann? Franz möchte alles in tiefster Seele verbergen und nach außen nicht merken lassen, was in ihm vorgeht. Und er weiß nicht, daß das über kindliche Kräfte geht. . .

Als er seine Arbeit beendet hat, zeigt er sie seinem Vater:

„Guck emal, is es gut?"

Weiler sieht flüchtig über die Tafel und sagt:

„Ja, mach, daß de jetzt grase gehscht! Un bleib mer net zu lang!"

Lehrer auf dem Lande sind oft halbe Bauern, sie halten reichlich Nutzvieh. Auch Weiler. In den Ställen hinterm Hause hat er zwei Schweine, zwei Geißen, etliche zwanzig Kaninchen und an die fünfzig Hühner mit vier Göckeln. Für das Federvieh muß das Futter allerdings gekauft werden. Aber das Geschäft rentiert sich; denn zuweilen gehen die Eierpreise enorm in die Höhe, und in der nahen Stadt Worms sind frische Landeier gesucht. Ebenso erfordern die Schweine einen Zuschuß für Kleien und Kartoffeln. Für die Ziegen muß Franz, der Älteste, das Futter suchen. Man nennt das: Grasen gehn. Alltäglich sichelt er sich an Rainen, Feldwegen, Ödungen und in den Wingerten eine Last zusammen. Was nicht für die täglichen Imse verbraucht wird, trocknet man zu Winterheu.

Franz räumt sein Schulzeug beiseite, wechselt die bessere Schuljacke mit einem grobleinenen Kittel und geht in den Hof. Aus dem Schuppen holt er ein großes, viereckiges, sackleinenes Tuch, das an den Ecken mit Stricken zum Schnüren versehen ist, wickelt Sichel und Wetzstein hinein und macht sich auf den Weg, hinauf auf den Kirschberg. Dort sind die Wingerte. Es wuchert jetzt noch viel Härdärm darin. Der Vater sagt: richtig heißt die Pflanze „Hühnerdarm". Die Geißen fressen das gern.

Der Bub breitet auf dem Wege vor einem Weinberg sein Tuch aus und macht sich an die Arbeit. Zeile um Zeile geht er ab, sammelt einen Arm voll Futter und häuft es auf das Tuch.

In der Nähe steht eine unterkellerte Feldscheune. Dort beladen zwei Bauersleute einen Wagen mit Dickwurz, die sie im Keller überwintert haben. Der eine sagt zum anderen:

„Is do unne net dem Schullähre Weiler sein Klaane?"

Der Angeredete beschattet mit der schwieligen, schwarzrissigen Hand die Augen und bestätigt:

„Jo, des is er!"

„'s is en aarme Kerl!"

„Mer sellt net maane, daß des Kind schun so gedrickt sei könnt, weil die Alde sich imwers Kreiz sin!"

„Der is weit vor. Zu weit for sei Älder. Guck em nor in die Augen."

Sie mögen den Zwölfjährigen gern und haben Mitleid mit ihm.

„Franz! Kumm emol her, Bu!"

Franz folgt der Aufforderung.

„Gun Tag beisamme!"

„Dag, Knäächt! Na, duschte grase?"

„Ei ja, unser Heu is all. 's is nemehr de Wert drum, neues ze kaufe. Jetz gibts ja bal wieder Futter im Imwerfluß. Vorläufig muß mer sich helfe, so gut's geht," entgegnet Franz in dem den Lehrerskindern auf dem Lande

eigenen Gemisch, das ganz ihrem die Mitte zwischen grober Bäurischkeit und ungelenker Höfischkeit haltenden Benehmen entspricht.

Die Bauern werfen dem Kinde vier Dickwurz hin:

„Da, Franz, stopps dezu, daß de dei Lascht bal beisamme hoscht!"

Franz packt die Rüben bei den Schwänzen, je zwei in eine Hand:

„Ich dank euch auch schön, un wann ich euch mal was dun kann..."

Er weiß selbst nicht, welchen Gegendienst er den Bauern erweisen könnte. Aber man bedankt sich eben auf dem Lande in der Weise, daß man eine Gegenleistung in Aussicht stellt.

„Jojo!" geben die Bauern zurück und schaffen weiter.

Franz schleppt die Rüben eine Wingertszeile hinunter, packt sie zwischen sein Futter, hackt die Sichel ein, schnürt das Tuch zusammen, hebt die Last auf den Kopf, die weitausladende mit beiden Händen im Gleichgewicht haltend, und macht sich auf den Heimweg.

Schon von weitem sieht er seinen Vater im Hausgarten, denn hinter des Lehrers Anwesen breitet sich das weite Feld. Der Garten liegt fünfzehn Treppenstufen höher als der Hof. Seine Bodenmasse wird durch eine starke Mauer gehalten, auf deren niedriger Brüstung noch ein Zaun aus weitmaschigem Drahtgeflechte befestigt ist.

Jetzt sieht Franz, wie sich der Vater zu seinen Lieblingen niederbeugt, zu den Tulpen, die das in der Mitte des rechtwinkligen Gartens sich wölbende Blumenrondell gelb-rot-weiß-leuchtend sprenkeln.

Franz beeilt sich, heimzukommen. Er soll ja dem Vater noch helfen. Heute soll er nicht mehr bös und ärgerlich über ihn werden. Vielleicht ist er dann auch einmal so lieb und gut zu ihm, wie es eben die Bauersleute waren.

Aus einem Beete reißt nun der Lehrer die welken Strünke von Wintergemüse, klopft sie wider den Spaten, damit der an den Wurzeln haftende Boden abfalle. Dann wirft er die Dorschen auf den von weißen Kalksteinen eingefaßten, mit grauschwarzen Schlacken bedeckten Weg.

Gerade als er den letzten Krautstrunk ausreißt, kommt Franz mit seiner Futterlast zum Tore herein. Weiler sticht in den Boden, nimmt einen Spaten voll heraus und läßt ihn prüfend durch die Hand rinnen. Er ist magerkörnig. Gemüse mergelt den Boden aus; Erbsen tun es ebenfalls. Also ist es gut, wenn man düngt.

Er sieht, wie der Bub seine Last abwirft, die Sichel aus dem Grase reißt und in kurzgezücktem Hieb mit der Spitze in die Stalltür hackt, und ruft ihm zu:

„Franz, Franz, bring mer emal e paar Körb voll Mist erauf! Aber gut verfaulte unte eraus!"

Franz steht und horcht. Sein Gesicht strahlt. Ein wunderbares Leuchten geht aus den melancholischen Augen. So lacht der Himmel nicht, wenn nach wochenlanger Herbstbewölkung die Sonne hervorbricht. So strahlt nur eine

Menschenseele, wenn in die Schlucht des Leids, darin sie schauert, ein morgenrotes Glück auf sie niederschwebt.

Warum ist Franz so glücklich?

Sein Vater hat ihn beim Vornamen gerufen. Endlich, endlich wieder einmal! Wann war's zum letztenmal? Darauf besinnt man sich nicht, so lange ist es schon her!

Darum steht Franz in stillem Glück, als des Vaters Stimme seinen Namen aus dem Garten trägt. Darum springt er zu seiner Mutter, die eben mit einem Arm voll Kleidern zum Ausklopfen und Ausbürsten aus der Haustür in den Hof tritt, und ruft voller Freude:

„Mama, eben hat de Babba ja Franz zu mir gesagt!"

In die Mutter zieht ein Widerschein von dem Sonnenglanz. Die Fältchen um ihren Mund, die ihrem Gesicht einen verbissenen Zug geben, glätten sich ein wenig, und sie sagt freundlich:

„Jetzt guck mal da, wie froh der Bub is, weil sein Vater ‚Franz' gerufe hat."

Sie denkt nichts weiter dabei, sonst wäre ihr diese Erkenntnis zugleich eine Selbstanklage.

Aber das Kindesherz schluchzt vor Glück. Nun hat die Mutter gar noch „Bub" gesagt! Das ist ein so liebes weiches Wort, in dessen Klang eine tröstliche Melodie fließt, in dem ganz kleinen Wörtchen: Bub!

Da ruft der Vater wieder von oben:

„Franz, hörschte!? Du sollscht mir Mist bringe."

„Ja, Vater, ja gleich!" antwortet Franz, schwingt seine Last über sich und trägt sie mit stemmenden Armen in eine kühle Ecke des Schuppens. Dort breitet er das Futter auseinander, damit es nicht heiß wird und stickig schmeckt, denn die Geißen sind im Fressen ein empfindliches, heikliges Viehzeug.

Dann wühlt er unter den Gartengeräten eine Mistgabel hervor, spießt einen halbhohen, unten konisch zugeflochtenen, zweihenkeligen Korb daran auf, schleudert ihn fröhlich hinunter in die nur halb gefüllte Dunggrube, und er selbst springt nach.

„Also gut verfaulte Mist," murmelt er vor sich hin, deckt die oberste, von der Sonne ausgedörrte Schicht hinweg und gabelt den tiefer unten sitzenden, zusammengepreßten, feuchten schwarzen Dung, der hie und da von silbrigem Schimmel überzogen ist, aufhäufend in den Korb. Nachdem er bis zum Rande gefüllt ist, schwingt er ihn auf die fußhoch über die Hofebene ragende Mauerbrüstung der Grube, klettert hinauf, nimmt den Korb auf die linke Achsel, den Arm wie eine Stütze in die Hüfte stemmend, und trägt ihn die Treppe hinauf in den Garten.

Auf dem Beete deutet der Vater ihm mit der Schippe auf den Boden und sagt:

„Dahin!"

Franz läßt den Korb umgestülpt zur Erde fallen.

„Wieviel kommen dann drauf?“

„Vier sin genug! Allons, eil dich e Bißje un hol noch drei. Ich tu den aweil spreite.“

„Wart, ich hol dir e Gawwel, Vater!“

„Laß nur, ich nehm die Schipp!“

Er sticht einen Spaten Mist auf und streut ihn in schüttelnder Bewegung auseinander.

Der Bub geht wieder hinunter in den Hof. Schon auf der Treppe hört er die ärgerliche Stimme der Mutter, und es legt sich ein Schatten in seine Freude.

Die Mutter schimpft, weil der Vater bei schmutzigem Wetter die Hosen nicht besser aufkrempelt und sie bis hoch hinauf bespritzt.

„Was liegt dem dran. Ich bin ja gut für sei Dienstmagd. Für was anners hat der mich ja doch net geheirat. Widerwärtiger, ekliger Kerl der!“

Ein Zorn springt in das Kind. Sie schimpft den Vater. Mit einem Male läßt es unbewußt von der für sein Alter erstaunlichen, kühl abwägenden Beobachtung, die das größere Unrecht auf seiten des Vaters erkennt. Des Vaters Wohltat liegt noch zu nahe. Sie deckt alles Vergangene zu. Die Dankbarkeit quillt in Franz. Er wird es dem Vater sagen, was die Mutter geschimpft hat.

Als er den zweiten Korb mit Mist oben hat, zögert er doch und schweigt. Auch beim dritten. Denn hat die Mutter nicht auch „Bub“ zu ihm gesagt? Aber sie hätte es sicher nicht getan, wenn nicht der Vater zuvor „Franz“ gerufen hätte.

Immer wieder quirlen bei diesen Erwägungen Zweifel in ihm auf. Aber sie steigen nicht so hoch, um seine Erkenntnis zu klären. Die übervolle Kindesseele muß sich öffnen, muß die Wucht ihrer Gefühle ausströmen, denn diese ist zu groß, um den Knaben zur Einsicht gelangen zu lassen, daß Schweigen hier das beste wäre.

Als Franz zum viertenmal hinauf in den Garten kommt und den im goldenen Licht der scheidenden Sonne still und emsig schaffenden Mann sieht, für den er eine große Dankbarkeit wegen einer kleinen Wohltat im Herzen hat, da überwältigt ihn das Gefühl.

„Babba,“ wendet er sich an den Vater, „die Mutter hat gesagt, du wärst en eklige, widerwärtige Kerl.“

Da sieht er, wie die Wut des Vaters Gesicht verzerrt, und nun erkennt er zu spät das Verkehrte seines Handelns.

Der zornige Mann stößt den Spaten in den Boden und eilt auf die Treppe zu. Das Kind ahnt, was das bedeutet, wirft seinen Korb ab und rennt dem Vater nach. Kurz vor der Treppe holt er ihn ein, springt an seiner Seite empor und umklammert mit beiden Händen seinen Arm. Die Füße um-

schließen wie eine Kletterstange des Alten Bein, und die wehgebrochene Kinderstimme wimmert:

„Babba, net, Babba, net! 's gibt wieder Streit zwische euch! Babba, net! 's gibt Streit!"

Und danach erst:

„Babba, liewer Babba, net! Sie schlägt mich!"

Der aufgebrachte Mann schüttelt das Kind ab, hastet in Sätzen die Treppe hinab zu der bürstenden Frau, knufft der ihm den Rücken Zukehrenden mit der Faust an den Arm und zischt:

„Was haschst du miserabeles Mensch gesagt, du verfluchtes?"

Seine wütenden Blicke bohren in sie, der Atem geht heiß über die Lippen wie die Stichflamme aus dem Mund einer Lötlampe, die geballte Faust zuckt zurück.

Die Frau sagt spöttisch gelassen, indem sie einen Schritt auf ihn zumacht:

„Nur drauf! Na, nur drauf!"

Er packt sie bei der Brust, zerrt sie zu sich her und schleudert sie wider den hölzernen Pumpenstock, an dem die Kleider zum Reinigen aufgehängt sind.

Dann geht er wieder in den Garten.

Hier liegt einer an der Mauer auf den Knien und drückt das Gesicht auf die Brüstung.

Er hat alles gesehen.

Als der Vater oben ist, richtet der Bub sich auf die Knie und wendet seine wehen braunen Blicke auf ihn.

Der Vater sieht ihn an, seine Siedewut ist verkühlt. Er fragt ruhigen Tones

„Gell, jetzt haschte Angscht vor deiner nowele Mutter?"

Der Kleine haucht nur:

„Babba, Babba!"

„Allo, komm, du hilfscht mir noch e bißje, daß mer fertig werrn, eh's dunkel werd. Die werd sich hüte, daß se dir was macht!"

Das sagt er nicht, weil er sein Kind schützen will, sondern weil er seine Frau haßt und Anlaß sucht, sie zu knuten.

Franz stellt sich ganz auf und folgt seinem Vater.

„Was soll ich helfe?"

„Hol dir die Mistgawwel un mach den übrige Mist auseinanner. Ich fang aweil owwe an, zu grawe."

Der Bub geht zitternd in den Hof. Die Mutter steht am Brunnen, feuchtet eine Kompresse, legt sie seitlich von dem Haarnest auf den Hinterkopf, der ihr heftig an den Pumpenstock gefahren war, und bindet noch ein handbreit gefaltetes Tuch darüber.

Franz sieht es und möchte abbitten. Er räuspert sich, aber die Mutter wendet sich nicht um.

Da zieht er die Gabel aus dem Mist, schultert sie und geht wieder in den Garten.

Müde beginnt er seine Arbeit. Sie will ihm nicht recht von der Hand. Die Arme sind ihm wie zerschlagen. Die Hände zittern, die Knie auch. Das Gesicht ist bleich. Zuweilen schaudert es ihm den Rücken hinunter. Dann klappern auch die Zähne.

Nach einer Weile ist er fertig.

„Babba, ich bin so weit!"

„Na, ruh dich e bißje aus! Nachher hilfschte mer Erbse lege."

Das Kind setzt sich im Schneidersitz auf den beschlackten Weg. Es starrt vor sich hin. Die Seele versucht emporzuklettern an den Wänden des Schachtes, aufgeführt aus Qualen, Zweifeln, Angst, ungelösten Rätseln und verdurstender Sehnsucht. Es gelingt ihr nicht.

Nur eines hofft die verzweifelte Kindesseele noch. Aber sie kann selbst nicht an einen Erfolg glauben, weil sie sich verachtet fühlt. Der Bub nimmt sich vor, nachher sehr fleißig zu sein, dem Vater zu sagen, was er schon litt und noch leidet und fürchtet, noch leiden zu müssen. Er wird ihn bitten, von jetzt ab doch gut zur Mutter zu sein.

Franz sieht hinüber nach ihm. Er schafft so fleißig. Ein Schweißtröpfchen hängt an seiner Nasenspitze und fällt herab auf die dunkle Erde, die der blinkende Spaten umwirft.

Wenn er ein Stück umgegraben hat, das ungefähr spatenstiellang ist, nimmt er den Rechen und zerharkt die Schollen und Schöllchen. Stoßen die eisernen Zinken an ein Steinchen, so gibt es einen leisen Klang.

Nach einer Viertelstunde ist die Arbeit beendet. Der Vater mißt mit dem am Rechenstiel eingekerbten Maß die Beetbreite ab und schlurft Fuß vor Fuß die Pfädchen ein, zeichnet mit dem Rechenstiel die Gräben vor, in die die Erbsen gelegt werden sollen. Dann furchelt er mit einer kleinen Hacke den einen Graben auf, Franz den anderen, und danach lassen sie die Erbsen hineinrollen.

„Mer hätt se vleicht doch besser e paar Stund in Wasser einweiche solle!" meint der Vater.

Das Kind ist während der Arbeit ruhiger geworden und antwortet wie ein alter Bauer, indem es nach der untergehenden, in einem roten Dunstkreis schwimmenden Sonne schaut:

„Och, mach dir kei Gedanke, Babba! Die Sonn zieht Wasser. Da gibt's Rege, un die Erbse keimen auch ohne eingeweicht."

Unterdessen holt der Vater aus einer Gartenecke gedörntes Reisig. Man muß das Beet damit überdecken, bis die Erbsen daumenhoch aus der Erde gewachsen sind, zum Schutze gegen die Tauben, die die süß keimenden gar gerne fressen.

Als der Mann sich niederbeugt, um das Reisig auszulegen, bückt sich auch das Kind, um die leere Erbsendüte aufzuheben. Da sinkt es ganz auf die Knie, umklammert inbrünstig des Vaters Bein und schluchzt mit zuckendem Munde:

„Babba! Babba!"

Sonst nichts. Es bringt nichts weiter über die Lippen. Aber in seinem Auge weint die Seele: meine Welt bricht zusammen!

Drei Jahre lang hat der Mann Pädagogik studiert und Psychologie, und zwanzig Jahre lang hat er Schule gehalten und Kinder erzogen und Erfahrungen des Lebens sammeln können. Und nun schüttelt er unwillig das Bein, so daß der Kleine es loslassen muß, und sagt voller Widerwille:

„Geh mir weg! Fängst du auch schon an, Theater zu spiele wie das alte Mensch?!"

Für seine grobklotzige Seele ist die Affäre längst abgetan. Sie ist schon zum Vergangenen gesunken.

Franz stellt sich auf. In seinem Kopf wirbelt es, wie wenn der Wind abgefallenes Herbstlaub durcheinanderbläst. Er wankt vor, geht wieder zurück. Er weiß nicht, wohin. Sein Vater lebt, seine Mutter ist noch da. Und er ist trotzdem eine Waise. Eine unsagbare Verlassenheit überfällt ihn. Zwei dicke Tränen rollen ihm so ätzend über die Wangen, als seien sie eine giftige Säure. Das bittere Wasser der Tränen fällt auf die Erde. Ihr salziges Weh sickert zerfressend durch die dornengekrönte Kindesseele.

Der Bub geht in den Hof. Die Mutter sieht vom Küchenfenster aus mit einem bösen Blicke auf ihn. Da wagt er nicht hineinzugehen, nimmt einen Besen, kehrt den verzettelten Mist zusammen und schippt ihn in die Grube.

Dann erst geht er mit dem Vater, der unterdessen seine Arbeit ebenfalls beendet hat, ins Haus, in die Küche.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Es gibt im Bereich unſerer neuhochdeutſchen Literatur wenig ältere und noch weniger neuere Denkmäler in wirklicher Proſa. Romane und Erzählungen, Geſchichten, ſelbſt Berichte, ſchildernde und beſchreibende ſo gut wie chronikenhafte, ſind nach Stil und Ausdruck der Poeſie anheimgefallen, der ſie zum Teil durch ihren Stoff ſchon angehören. Der isländiſchen Saga haben wir, wie jede andere Kulturſprache, nichts gleichwertiges, ja ähnliches an die Seite zu ſetzen. Auch die reine Proſa, die biographiſche und gelehrte, die moraliſche und geiſtliche, ſelbſt die politiſche, kurz jede ſachliche Darſtellung in deutſcher Sprache rechnet ſichs heute zur Zier, nicht als Recht, vielmehr als Pflicht an, der poetiſchen Technik ſich zu nähern, ſei es im Gebrauch beſonderer Wörter und Wortgebäude, künſtlicher Wortfolge und Satzfügung oder allgemein gehobener Diktion, ſei es durch eingeſtreute Bilder, Vergleiche, oder durch den alles verhüllenden Schleier poetiſcher Stimmung. Man fürchtet ins Trockene zu fallen, ins Platte, wenn die klare Dispoſition der Sache nicht mit dem entlehnten Schmuck beklebt oder verkleidet wird. Rein ſachliche Darſtellung iſt unbeliebt, am eheſten vielleicht (wir denken an Bismarcks Reden) in der politiſchen Rhetorik geübt, viel weniger ſchon in der gerichtlichen oder gar der kirchlichen Beredſamkeit. Iſt uns auch dies als ein Erbteil der Antike geblieben?

Karl Stieler (1842 bis 1885), der „harmoniſche Menſch im helleniſchen Sinne", der zartſinnige Lyriker und urwüchſige Dialektdichter, beſteht nicht minder rühmlich als deutſcher Proſaiſt. Auch er vermiſcht gelegentlich gern den Grenzſtrich zwiſchen Poeſie und Proſa, aber die Mittel der poetiſchen Technik, die ihm reichlich zu Gebote ſtehen, ſtellt er ſtets in den Dienſt eines poetiſchen Stoffes. Und mit Vorliebe verſchwiſtert er die beiden Formen, wenn er Proben ſeiner Dialektpoeſie reichlich genug in ſeine Aufſätze ſtellt, wo er den ſcharf zugeſpitzten Ausdruck ſeiner Verſe in der Proſa nicht umſchreiben mag.

Stielers Aufſätze, bisher in verſchiedenen Büchern verſtreut, ſind nicht leicht erreichbar. Neuerdings haben wir eine Auswahl ſeiner Schriften in einem ſchmucken Bande erhalten, den der um Stieler verdiente Biograph A. Dreyer beſorgt und mit Vorwort und Anmerkungen verſehen hat: **„Bilder aus Bayern"**, im Verlage von Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart erſchienen. Der Titel gibt zugleich den Geſichtspunkt, nach dem die Auswahl erfolgte. Nur die „Kulturbilder aus Bayern" (1885) ſind vollſtändig aufgenommen, die anderen Sammlungen durch mehr oder weniger reichliche Proben vertreten.

Das Stoffgebiet der Stielerſchen Schriften engt ſich dadurch etwas ein; das Volk und das Volksleben des bayeriſchen Hochlandes ſteht im Mittelpunkte: Sitte und Brauch, Feſte, Kirchweih und Jahrmarkt, Verkehr, Mundart, Politik, die innere (Wahlen) und die äußere (1870/71) mit ihren Rückwirkungen, Anekdotiſches, Landſchafts- und Stimmungsbilder — alles wertvolle Beiträge für die Kunde des bayeriſchen Volks. Plaſtiſche Szenen ſind mit knappen Strichen gezeichnet, manche Betrachtung ſtimmt zu nachdenklichem Sinnen, wie der ſchöne Aufſatz vom Zeitgeiſt auf dem Lande. Wie Stieler ſeine Proſa meiſtert, hätte nicht deutlicher gezeigt werden können

als in dem prächtigen, wunderbar eindringlichen und klaren Aufsatz „Waldverwüstung und Waldschutz in Bayern“ (1875), der in die Sammlung leider nicht aufgenommen ist. Die Textbehandlung möchte einheitlicher sein. Wir haben gegen die Einführung der modernen Rechtschreibung nichts einzuwenden. Wenn aber die Fassung des ältesten Textes nicht bewahrt werden soll, darf nicht gegen die Vorlage z. B. bayrisch mit baierisch, wechseln. Auch andere Änderungen bedürften der Rechtfertigung (S. 74 ist zersetzend in zerstörend verändert). Nähere Angaben über Quellen und Erstdrucke sind noch zu wünschen. Das alles kann noch nachgeholt werden; denn hoffentlich beschert uns der rührige Verlag auch noch einmal mit Stielers sämtlichen Werken auch alle seine Prosaschriften.

Dr. Karl Polheim-Graz

Das bekränzte Jahr. Gedichte von **Max Mell.** Berlin-Charlottenburg, Axel Juncker Verlag.

Unter den jungen österreichischen Autoren, die seit Hofmannsthal hervorgetreten sind, gebührt keinem der Name eines Dichters so ganz und so rein wie Max Mell. Schon, als die „Lateinischen Erzählungen“ des blutjungen Studenten erschienen, war das klar. Es folgten noch zwei Novellenbände: „Die drei Grazien des Traumes“ (im Inselverlag zu Leipzig) und „Jägerhaussage“ (bei Gebrüder Paetel zu Berlin), in welch letzterer der ganze Umfang dieser Begabung sich erst enthüllte. Hatten die beiden früheren Bücher eine außerordentliche, kaum mehr überbietbare formale Reife erwiesen, so gab sich jetzt eine — um so überraschender kommende — Kenntnis und Beherrschung des Lebens kund, zog sich der große Kreis einer Kraft, den unzählige Möglichkeiten dichterischer Erfindung und Betrachtung erfüllen können. Während all der Jahre konnte man in Zeitschriften auch Gedichten von Max Mell begegnen, Versen, von denen man mit höchstem Entzücken oder in tiefster Ergriffenheit schied. Sie einmal als Buch gesammelt zu besitzen, mag manchem eine Sehnsucht gewesen sein. Nun ist dieser Wunsch erfüllt: das Buch liegt vor, und es darf gleich — als eine Bestätigung der früheren Einzeleindrücke — gesagt werden, daß es von einer seltenen Schönheit ist.

Die Gedichte von Max Mell haben — das soll an der Spitze ihrer Würdigung stehen — den meisten unserer Zeit dies voraus, daß man sie braucht, daß sie einem helfen können. Das Lob, das man ihnen bringt, umgreift nicht nur Bewunderung: wie hier Stücke Leben, Gefühle, Bilder, Träume festgehalten, aus Fernen herbeigeholt sind, die uns anderen ewig verschlossen bleiben; nicht nur die Beglückung durch Musik und diesen eigenartigen, oft herben, eckigen Rythmus; nicht nur die adelige Distanz von der Welt und dem eigenen Herzen —: es ist in dieser Lyrik ein wahrhaftiger, großer Schicksalsspiegel, der uns alle angeht. Das heißt aber: daß dies Gedichte von derselben Art sind, wie die große deutsche Tradition, von der Art Goethes, Mörikes, Hebbels; Gedichte, die noch weite Konturen haben, deren Raum die Phantasie des Lesers durchschwingen mag, wenn das Gefühl, das in ihnen fiebert, sie anglüht und bewegt. Die Kunst Max Mells ist keine beschreibende, sie ist noch die ahnungsvolle, träumende. Gefühl ist ihr Tiefstes. Aber den vielleicht am stärksten anziehenden Reiz dieser Verse bildet eine unverkennbare Schulung der Form und eine geradezu sachliche Treue und Treffsicherheit des Vergleichs, der alles, auch hie und da die äußere Glätte, geopfert wird. Gewiß hat Mell von Hofmannsthal gelernt, aber er hat auch die Linie der alten österreichischen Lyrik, die von Grillparzer zu Ferdinand von Saar geht, nicht ganz verlassen: das Reiche und das Schlichte vermählen sich in ihm. Der Grundzug seines Wesens scheint auch Melancholie: eine im Tiefsten tragische Ansicht der Welt zu sein. Und zudem besitzt dieser junge Mensch eine Seele von einem Stoff, wie ihn nur die allerseltensten Menschen — auch unter den Dichtern — besitzen, und wenn wir uns über das kaum Begreifliche, Überraschende mancher seiner Wendungen verwundern, sollen wir bedenken, welch ein feuriges und lauteres inneres Leben von der Kunst dieser Verse gespiegelt wird. Hier ist vor allem der Liebesgedichte Erwähnung zu tun: der „kleinen Kerze“, der beiden Sonette, der „Reinheit aller Gefühle“:

voll tiefster Innigkeit, voll Wohllaut. Und wie ist seine Welt doch groß, wie immer mit Göttlichem erfüllt (die „Stadt auf dem Hügel", die „Landschaft") oder bezogen auf Göttliches („Erlösungen"); wie wird sie ganz Gedicht im „Schlaflied auf einen kleinen Faun", im „Todesengel", in den vier Balladen der Jahreszeiten, den bedeutendsten Stücken des Buches! Manchen mögen die Gedichte aus dem täglichen und gegenwärtigen Leben wie das „Abendessen", das „Vierhändigspielen", „Abends zur Harfe", das „Herz ist wieder wach" oder die entfernteren: „Die Alpennacht", die „Mutter der drei Kinder", die sanfte Elegie der Susette Gontard, der prachtvolle „Milde Herbst von Anno 45" tiefer ergreifen. Kaum eines aber, das keine Schönheit in sich hat, das man überschlägt, von dem einem nicht wenigstens Zeilen im Sinne bleiben. Und so hat man wieder das reine Gefühl wahrhafter Kunst, wie damals in unserer Jugend, als wir zum erstenmal einen Dichter lasen. Denn so sahen wir ja den Dichter: als einen, der gleich diesem das Jahr mit Liedern bekränzte, wofür man ihm hinwieder ein schönes Laub zum Kranz wand und als Sinnbild verlieh.

Dr. Felix Braun-Wien

Stefan Zweig: Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. Leipzig, 1911, Inselverlag.

Stefan Zweigs neues Prosawerk, das zweite des bekannten Wiener Dichters, ist ein in sich geschlossenes Kunstwerk. Schon dadurch unterscheidet es sich von einer Menge anderer Sammelbände. In unserer Zeit literarischer Überproduktion ist nämlich ein Typus von Novellenbänden immer häufiger geworden, die nicht künstlerisch aufbauendem Willen, sondern nur der Buchbinderarbeit ihre Gestalt zu verdanken scheinen: Werke, die stofflich Wesensfremdes aneinander reihen, durch nichts anderes Gemeinsames zusammengehalten werden als durch den Namen ihres Autors und, bei besonders starken Talenten, durch jene immanente Verwandtschaft, die sich aus der Persönlichkeit des Schaffenden ergibt. Stil — sofern er nicht Manier werden soll — bildet und formt sich aus der Materie des Dargestellten. Wenn also zu der Einheit des Bildners noch eine stoffliche Verbindung der Einzelwerke tritt, muß sich von selbst das Ganze zu stärkerer Geschlossenheit vereinen. Diese künstlerische Rundung hat Zweigs neues Buch. Die „vier Geschichten aus Kinderland" sind einem gemeinsamen Grundproblem entwachsen; der Titel nennt es: „Erstes Erlebnis". Das erste Wachwerden dämmernder Erkenntnis, der erste Zusammenstoß mit jener noch fremden Macht, die Kampf und Verschwisterung zugleich ist, das erste Aufflammen sexueller Leidenschaft ist in diesen Novellen tendenzlos und in künstlerischer Reinheit geschildert. Nicht Variationen desselben Themas sind die vier Geschichten, aber vier verschiedene Wege, auf denen psychologischer Scharfsinn dem Verständnis eines der wichtigsten Probleme unseres Seins nachspürt. Stefan Zweigs Prosa hat — denkt man an sein erstes Novellenbuch „Die Liebe der Erica Ewald" — an Festigkeit, an Männlichkeit gewonnen. Seine Lyrik, das Hauptelement seiner dichterischen Kraft, gibt dieser Prosa ihren besonderen Reiz: musikalischen, rhythmischen Klang und eine seltene Farbigkeit, die mit den ersten Zeilen gedämpft einsetzen, die Stimmung des Buches geben und festhalten. Seine Art des Erzählens ist durchaus episch und doch frei von jener artistischen Nachahmung Kleistscher Prosa, mit der heute mancher den „Novellenstil" wiederzufinden versucht; eine eigene Stimme, voll Wärme und Lebendigkeit, klingt in den Worten. Sie ist aller Modulationen fähig und eindringlich. Darum tönt sie auch über das letzte Wort hinaus wie der verschwebende Schall einer Glocke, dem man noch horcht, wenn er nur mehr Erinnerung ist und die Glocke schweigt. Daß aber die Stimmung des Buches im Leser anhält, auch wenn die Geschichten zu Ende sind, daß man den Band hinlegt und darüber nachsinnt — ist hoher Ruhm für ein Dichterwerk. V. F.

Biographien und Briefwechsel

Arthur Schopenhauers Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt und herausgegeben von Max Brahn, Leipzig. Inselverlag 1911. XXVIII und 389 S. In Leinen 3 M., in Leder 5 M. Mit der zunehmenden Feinheit der Selbst-

analyse und der Hinlenkung der Aufmerksamkeit von der Außenseite des Lebens auf sein Inneres, wie sie seit einigen Jahrhunderten in der europäischen Kultur zutage treten, ist auch die Fülle der Dokumente, die uns über die Persönlichkeit großer Denker orientieren, in dauerndem Wachstum begriffen. Das persönliche Sein der Denker des Altertums müssen wir im wesentlichen aus ihren Werken rekonstruieren, von den Geistern der letzten Jahrhunderte besitzen wir, je näher sie der Gegenwart stehen, um so mehr noch viel anderes authentisches Material, insbesondere ihre Briefwechsel.

Es ist ein Verdienst einer Anzahl führender Verleger, diese Dokumente jetzt in ausgewählten Stücken in größerem Umfange einem weiteren Publikum vorzulegen. So erst, in solcher Auswahl, können sie sich ihr Recht auf wirksames echtes Leben erkämpfen.

Zu denen, über deren Wesen ihre Briefe fast allein schon vollständiges Zeugnis geben, gehört der Philosoph des Pessimismus, Arthur Schopenhauer. In Reclams Universalbibliothek lag seit geraumer Zeit eine Sammlung von ihnen vor. Seitdem sind neue Dokumente an den Tag gekommen, so vor allem die Tagebücher der Schwester des Philosophen, Adele Schopenhauer (erschienen im Inselverlag 1909). In der Geschichte seiner Wirkung als Philosoph legt der Herausgeber der obigen Briefsammlung jetzt selbst neue Stücke vor aus Akten der Leipziger philosophischen Fakultät über eine akademische Preisaufgabe.

In der Benutzung des neuen Materials liegt ein besonderer Vorzug der vorstehend angezeigten Briefauswahl des Philosophen. Mit Geschick sind mannigfache Dokumente anderer Art zwischen die Briefe eingeordnet. So gibt das Ganze, eingeleitet von einer dem Philosophen sehr günstigen Einführung des Herausgebers, ein deutliches Bild von dem Charakter und der Lebensart des Denkers. Der Grundzug seiner Natur ist derselbe wie der eines jeden anderen Philosophen, dessen Name historischer Bestand geworden ist: eine alle anderen Charaktermomente hinter sich lassende Tendenz zur Wahrheit und der Wille ihr jedes Opfer zu bringen. Daneben stehen, in einer vom Vater ererbten ursprünglichen Naturanlage begründet, zur Weltverurteilung drängende tiefe grundsätzliche Verstimmungen des Gemüts, die durch den Schicksalsweg des Lebens gefördert worden sind: in der Jugend ein qualvolles Mitleiden mit allen Geschöpfen, in höheren Jahren eine mit egoistischer rücksichtsloser Kälte verbundene mißtrauische gereizte Ablehnung des Weltlaufs und der Menschen.

Privatdozent Dr. Oesterreich-Tübingen

Vom Aufgang neuer Zeit (Erlebnis und Bekenntnis Band I). Drei Selbstbiographien aus dem Jahrhundert der Glaubenskämpfe. München, Martin Mörikes Verlag 1911. In Pappband 2 M., geb. 3 M.

Die heutigen Verleger pflegen gute Spürnasen zu haben für Lesebedürfnisse, die noch unausgesprochen in der Luft liegen. Von den Verstiegenheiten und tendenziösen Konstruktionen vieler modernen Romane wendet sich ein immer größerer Kreis ernster Leser ab; da kommt ihnen die gesunde Lesenahrung alter Selbstbiographien mit ihrer subjektiv-realistischen Darstellung gerade recht. Neuausgaben solcher alten „Romane ohne Pointe" sind daher zeitgemäß. Man kann diese Erscheinung für eine Mode halten und sie deshalb doch erfreulich finden. Wir haben hinter dem etwas gesuchten Titel eine billige, einfach, aber geschmackvoll ausgestattete Modernisierung der bekannten Selbstbiographien von Thomas und Felix Platter, letztere zum Teil nach dem Manuskript ergänzt, und eine Übersetzung der Lebensbeschreibung des Theodor Agrippa d'Aubigné. Während die Platterschen Erzählungen unmittelbar ansprechen, eignen sich die Gasconnaden des bissigen Humanisten und Condottiere aus Südfrankreich viel weniger für eine Volksausgabe, zumal ihr Zusammenhang nur durch die Einschaltung von Abschnitten aus des Verfassers „Histoire universelle" ganz verständlich werden könnte. B.

Justiz und Verwaltung

Der im Verlag der Kaiserlich-Königlichen Hof- und Staatsdruckerei zu Wien erschienenen **Österreichischen Statistik** über die Verhältnisse der Strafanstalten und Gerichtsgefängnisse im Jahre 1909 entnehmen wir folgende Angaben:

Von den im Jahre 1908 eingelieferten Sträflingen waren der Muttersprache nach

	Deutsche	Nordslawen	Südslawen	Magyaren	Italiener
Männer . .	2179	1707	457	62	143
Frauen . .	226	208	37	5	5
zusammen .	2405 = 47,6 %	1915 = 37,9 %	494 = 9,8 %	67 = 1,3 %	148 = 2,9 %

Von den im Jahre 1909 eingelieferten Sträflingen waren der Muttersprache nach

	Deutsche	Nordslawen	Südslawen	Magyaren	Italiener
Männer .	2119	1934	382	58	183
Frauen . .	210	246	27	6	5
zusammen .	2329 = 44,7 %	2180 = 41,9 %	409 = 7,9 %	64 = 1,2 %	188 = 3,6 %

Dem Glaubensbekenntnis nach waren im Jahre 1908 von den eingelieferten Sträflingen Römisch-katholische 85,5 Proz., Griechisch-katholische 7,4 Proz., Griechisch-orientalische 1,9 Proz., Evangelische 2,0 Proz, Israelitische 2,9 Proz., andere Glaubensgenossen 0,3 Proz.

Von den im Jahre 1909 eingelieferten Sträflingen waren Römisch-katholische 84,4 Proz. Griechisch-katholische 8 Proz., Griechisch-orientalische 2 Proz., Evangelische 2,1 Proz., Israelitische 3,2 Proz., andere Glaubensgenossen 0,3 Proz.

Von den im Jahre 1908 eingelieferten Sträflingen waren unehelich geboren:
Männer 640 = 14 %, Frauen 106 = 21,9 %.
Dieselben Zahlen aus dem Jahre 1909 lauten: „ 715 = 15,2 „ „ 112 = 22,6 „
Analphabeten waren im Jahre 1908: „ 841 = 18,4 „ „ 134 = 27,8 „
„ „ „ 1909: „ 796 = 16,9 „ „ 136 = 27,4 „

Auf einzelne Strafanstalten verteilen sich die Analphabeten wie folgt:

Lemberg	Männer	57,2 %	im	Jahre	1908,	Männer	41,9 %	im	Jahre	1909
„	Frauen	77,2 „	„	„	„	Frauen	74,2 „	„	„	„
Stanislau	Männer	73,1 „	„	„	„	Männer	62,1 „	„	„	„
Wisnicz	„	31,4 „	„	„	„	„	42,0 „	„	„	„
Capodistria	„	33,8 „	„	„	„	„	23,9 „	„	„	„
Gradiska	„	18,4 „	„	„	„	„	24,8 „	„	„	„
Repy	Frauen	26,1 „	„	„	„	Frauen	18,6 „	„	„	„
Wallachisch Meseritsch .	„	35,7 „	„	„	„	„	29,3 „	„	„	„
Bigaun	„	28,3 „	„	„	„	„	27,9 „	„	„	„

Es wurden verurteilt wegen Verbrechens 1. gegen das Eigentum:
im Jahre 1908 Männer 3079 = 65,6 %, Frauen 382 = 77,2 %,
„ „ 1909 „ 3196 = 65 „ „ 418 = 81,7 „
2. gegen die Sittlichkeit:
im Jahre 1908 Männer 304 = 6,5 %, Frauen 6 = 1,2 %,
„ „ 1909 „ 300 = 6,1 „ „ 1 = 0,2 „
Nie vorbestraft waren:
im Jahre 1908 Männer 557 = 12,2 %, Frauen 122 = 25,3 %,
„ „ 1909 „ 637 = 13,5 „ „ 110 = 22,2 „

Heinrich Reuß-Hamburg

Reichsspiegel

(vom 4. bis 11. März)

Innere Verworrenheit

Das Reichstagspräsidium — Unverminderte Feindschaft zwischen Konservativen und Liberalen — Konservativer Verein in Hamburg — Vorsprung der Sozialdemokraten — Der Ausstand im Ruhrgebiet — Auflösungserscheinungen bei den bürgerlichen Parteien — Schäden unparteiisch-nationaler Vereine — Haltung der Regierung — Freiherr v. Hertling und Herr v. Bethmann Hollweg — Wehrfragen und Deckungsfragen

Der Wahlkampf für den neuen Reichstag hat nun auch im Wallotbau selbst seinen Abschluß gefunden durch die endgültige Wahl des Reichstagspräsidiums. Die drei Herren, ein Nationalliberaler, zwei Fortschrittler, die fortab den Reichstag in seinen inneren Angelegenheiten leiten und nach außen vertreten sollen, haben eine ungemein schwere Bürde auf sich genommen. Ihr Unternehmen ist um so schwieriger, als ein guter Ausgang nicht so sehr von dem Willen der Präsidenten abhängt, als von dem Verhalten derjenigen, die ihnen diese Bürde aufgepackt haben. Das neue Reichstagspräsidium wird nicht gestützt durch das Vertrauen einer geschlossenen Mehrheit, sondern durch das Mißtrauen und die Mißgunst aller nur möglichen Mehrheiten gegeneinander. Die beiden Mehrheiten, auf die es im vorliegenden Falle ankam, forderten: hie reines Rechtspräsidium! hie reines Linkspräsidium! Gewählt wurde schließlich der Fortschrittler Kaempf mit einer Stimme Mehrheit gegen den Zentrumsmann Spahn in der Hauptsache von Nationalliberalen, Freisinnigen und Sozialdemokraten; er ist also gewissermaßen Vertrauensmann der Linksmehrheit. Den Nationalliberalen Paasche wählten Konservative, Zentrum, Nationalliberale gegen den Sozialdemokraten Scheidemann, er ist also sozusagen Vertrauensmann der Rechten. Schließlich ward der Fortschrittler Dove gewählt gegen den Sozialdemokraten von den Konservativen, dem Zentrum, den Nationalliberalen, wobei ein Teil seiner eigenen Parteigenossen gegen ihn stimmte! Also der Angehörige des Linksliberalismus, das Mitglied des Hansabundes, empfängt sein Amt aus den Händen der klerikal-agrarischen Rechten! Man sieht aus diesen Angaben, daß sich jeder einer argen Täuschung hingeben würde, der aus der Zusammensetzung des Präsidiums den Schluß zöge, daß die beiden liberalen Fraktionen des Reichstages aus eigener Kraft irgendeine Macht darstellten. Tatsächlich sind sie in den Vordergrund geschoben durch ihre Gegner von rechts. Man wird nicht ohne weiteres anzunehmen brauchen, daß dies geschah, um den Liberalen die Möglichkeit zu geben, sich vor dem Lande wieder „auszupauken".

Herr v. Bethmann kann unter den einmal gegebenen Vorbedingungen mit diesem Ergebnis der Präsidentenwahl zufrieden sein, um so mehr, als es dem recht geschickten Eingreifen seines Unterstaatssekretärs zuzuschreiben ist, dessen Überredungskunst es noch in letzter Stunde gelang, die Konservativen zur Teilnahme an der Wahl des zweiten Vizepräsidenten zu bewegen und damit die Wahl eines sozialdemokratischen zweiten Vizepräsidenten zu verhindern. Leider darf man nicht ohne weiteres damit rechnen, daß das unschöne Bild der Präsidentenwahl, das sich vor uns entrollt hat, nicht wiederkehren würde. Dem Präsidium in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung — bedroht durch die zurückgesetzten Sozialdemokraten und abhängig vom Wohlwollen der Konservativen — dürfte keine lange Lebensdauer beschieden sein. Wir wollen uns freuen, wenn die Wogen der Erregung noch mit dem Etat durchschifft werden. Was nach dem Etat kommt, wissen weder die Fraktionen noch die Regierung. Nicht gerade beruhigend wirkt ein weiteres Gefahrenmoment: Die Sozialdemokraten haben gegen die Wahl des Abgeordneten Kaempf im ersten Berliner Wahlkreise Protest eingelegt; sollte die Wahl dieses Abgeordneten für ungültig erklärt werden, so müßte Kaempf auch von seinem Präsidentenposten zurücktreten und der Kampf um diesen höchsten Posten, den der Reichstag zu vergeben hat, würde von neuem mit allen seinen häßlichen, die Parteien und das Parlament diskreditierenden Nebenerscheinungen entbrennen.

Der Streit um die Präsidentensitze hat nicht dazu beigetragen, die bürgerlichen Parteien einander näher zu bringen. Auch bei der letzten Präsidentenwahl hat es sich gezeigt, daß die Gegensätze zwischen den Konservativen und Liberalen nicht um einen Grad milder geworden sind, als während des Wahlkampfes. Die Kommentare der Presse bestätigen den im Reichstag gewonnenen Eindruck.

Damit aber bleibt die Sorge um die Zukunft der bürgerlichen Parteien nach wie vor bestehen, und sie kann durch die planvolle Arbeit konservativer Männer in den Städten nicht vermindert werden. Noch bedeutet die Organisation konservativer Vereine, wie sie jüngst auch in Hamburg stattgefunden, eher eine, allerdings unvermeidliche und vorübergehende Schwächung des Bürgertums, aus der erst allmählich die Genesung heraufkommen kann. Die Größe der Gefahr ist bedingt durch den außerordentlichen Vorsprung, den die sozialdemokratische Partei durch die feine, den Bedürfnissen breiter Wählermassen angepaßte Organisation vor allen bürgerlichen Parteien gewonnen. Noch ist es das Zentrum, das hinter den Sozialdemokraten am wenigsten zurücksteht, was uns wiederum einiges Verständnis dafür abnötigt, wenn Herr v. Bethmann sich so offenkundig auf diese dimensional und organisch stärkste bürgerliche Partei stützt. Aber die sozialdemokratische Partei steht unübertroffen da. Trotz der Ausweisung Scheidemanns aus dem Präsidium haben die bürgerlichen Parteien keine Veranlassung, einen Sieg zu feiern. Was die Sozialdemokraten durch den Verlust des Sitzes im Präsidium an Einfluß im Parlament einbüßen, gewinnen sie zehnfach zurück durch den also erworbenen Agitationsstoff. Man dürfte schon

in den nächsten Tagen Gelegenheit haben, zu beobachten, wie die sozialdemokratische Parteileitung den neugewonnenen Agitationsstoff ausnutzen wird.

Am Montag, dem 11. März, sind zweihunderttausend organisierte Bergarbeiter in Westfalen in den Ausstand getreten, der sich immer deutlicher als ein Sympathiestreik für die englischen Arbeiter kennzeichnet. Die wirtschaftlichen Fragen, die seitens der Streikenden in den Vordergrund geschoben werden, erscheinen um so weniger stichhaltig, als die aufsteigende Konjunktur auch eine Steigerung der Löhne automatisch in Aussicht stellte. Der Streik im Ruhrgebiet trägt somit alle Merkmale einer politischen Machtprobe an sich. Man hat den Eindruck, als ständen die Führer der roten Internationale ähnlich wie zu Zeiten der russischen Revolution wieder einmal vollständig im Banne der Kladderadatsch-Theorie, als glaubten sie ihrem Ziele heute näher zu sein als je, weil der ganze Erdball auf seiner Oberfläche eine Unruhe zeigt, wie schon seit einem halben Jahrhundert nicht. Der Krieg um Tripolitanien muß scheinbar diese Auffassung ebenso stützen wie die Revolution in China und die Verbitterung der nationalen Parteien in Deutschland. Die Artikel des Vorwärts atmen Siegeszuversicht.

Nun gilt es für den bürgerlichen Staat kaltblütig und unbekümmert um das Drängen der Reichsverbändler die Maßnahmen zu treffen, um der roten Partei eine Niederlage zu bereiten. Auf die Arbeitswilligen wird die Erklärung der Regierung, die ihnen vollkommensten Schutz verspricht, den denkbar besten Einfluß ausüben. Ebenso ist es warm zu begrüßen, daß die Regierung die vorhandenen Gesetze als ausreichend bezeichnet, um Ruhe und Sicherheit im Streikgebiet zu gewährleisten. Wir brauchen in der Tat keine Ausnahmegesetze, auch kein Arbeitswilligengesetz, wie es neuerdings aus der Mitte des Herrenhauses vorgeschlagen wird. Was wir dagegen brauchen, das ist eine bessere Organisation der bürgerlichen Parteien, ein größeres Interesse dieser Parteien auch für die kulturellen Lebensbedingungen der Arbeiterfamilien. Wo die bürgerlichen Parteien mit großer Aussicht auf vollen Erfolg mit ihrer Tätigkeit einsetzen könnten, zeigen die Ausführungen Claßens in seinem weiter oben (S. 515) gedruckten Aufsatz über die Arbeiterjugend. Claßen zeigt, wie ausgehöhlt der Sozialismus ist und wie viel Raum er geschaffen hat für eine ernsthaft menschenfreundliche Kulturarbeit in der Arbeiterjugend (s. auch Heft 1: „Wie gewinnen wir die Arbeiterjugend").

Fragt sich nur, ob das heutige Bürgertum mit seinen politischen Organisationen dieser Aufgabe gewachsen ist. Was der Augenschein lehrt, ist nicht sehr vertrauenerweckend.

Die bürgerlichen Parteien machen mit Ausnahme des Zentrums den Eindruck, als seien sie der Auflösung verfallen. Was sie zusammenhält, das sind wirtschaftliche Gesichtspunkte. Somit ist das eingetreten, was in den Grenzboten schon seit Jahren als notwendige Folge der ausschließlichen Herrschaft ökonomischer Interessen bezeichnet wird: die wirtschaftlichen

Vereine und Verbände haben die politischen Parteien des Bürgertums ruiniert; konservativ und liberal sind Begriffe geworden, die mit dem Wesen der so bezeichneten politischen Gruppen kaum noch etwas gemein haben, und hinter dem Wort „national" verbergen sich neuerdings vielfach Auffassungen und Bestrebungen, die auf eine tiefgreifende Krisis des nationalen Ideals schließen lassen.

Nicht ohne Einfluß auf die politischen Parteien ist auch das Aufkommen sogenannter unparteiisch-nationaler Vereine. Alldeutscher Verband, wie auch im gewissen Sinne Flotten-, Ostmarken- und Wehr-Verein, müssen, um selbst bestehen zu können, den politischen Parteien Kräfte, vor allen Dingen moralische Kräfte entziehen. Selbstverständlich absichtslos. So segensreich die Aufklärungsarbeit des Flotten- und Ostmarken-Vereins war, so wertvoll in mancher Hinsicht die Arbeit der Alldeutschen im Auslande ist, so nachteilig wirkt die in diesen Organisationen liegende Spezialisierung auf die Entwicklung der politischen Parteien. Ich bin überzeugt, daß z. B. die Ostmarkenpolitik angesichts der ausgezeichneten Aufklärungsarbeit des Ostmarkenvereins nicht so rettungslos in den Sumpf geraten konnte, wenn statt eines unabhängigen, unpolitischen Ostmarkenvereins oder wenigstens neben ihm jede der politischen Parteien ein spezielles Organ für Polenfrage und Innenkolonisation hätte; ich glaube, daß ein Gegensatz zwischen Flotten- und Wehrverein, wie er sich immer mehr herausbildet, unmöglich wäre, wenn jede politische Partei ihrer Organisation eine entsprechende Fachabteilung angeschlossen hätte. Jetzt hat es fast den Anschein, als sollte der Wehrverein — durchaus gegen die Absichten seiner Leitung — mehr ein Anhängsel der agrarischen konservativen Partei werden, während man den Flottenverein gern zu einem Propaganda-Organ der Industrie stempeln möchte. Die hier angedeutete Entwicklung darf so nicht weiter gehen: den politischen Parteien müssen die Materien aus der nationalen Politik wieder stärker zugeführt werden, damit die gemeinsamen Interessen größere Bedeutung für sie erhalten. Bei dem jetzigen Zustande glaubt man sich den nationalen Dingen in den Parteien nicht mit der Intensität widmen zu müssen, die sie tatsächlich beanspruchen, weil man sie bei den Spezialvereinen in guter Hut weiß. Die Partei, die solchen Gesichtspunkten bei der Ergänzung ihrer Organisation am besten Rechnung trüge, würde auch bei den nächsten Wahlen die meisten Fortschritte zu verzeichnen haben.

Zum Schluß noch einen Blick auf die Haltung der Regierung. Sie wird von allen Seiten nicht ohne Mißtrauen und Bangen betrachtet. Die Zurückhaltung, die der Herr Reichskanzler sich seit seinem Antritt auferlegt hat und an der er immer noch festhält, wirkt lähmend und hindert die Verständigung zwischen den Parteien. Herr v. Bethmann ist in den fast drei Jahren seiner Amtstätigkeit als Reichskanzler nicht einen Schritt vorangekommen, und was dank seinem zähen Festhalten an Gutem zustande gekommen, verliert sich in dem Meer von Unmut, das ihn umgibt. Sein Prinzip, sich Vertrauen zu erwerben durch Beschäftigung, durch Erziehung der Fraktionen und Parteien zur Pflicht, hat Schiffbruch gelitten. Die gemeinsame Arbeit wurde geleistet auf

den verschiedensten Gebieten, aber eine Annäherung der Parteien hat nicht stattgefunden.

Woran die Politik des fünften Kanzlers leidet, wird uns peinlich deutlich an dem Auftreten des neuen bayerischen Ministerpräsidenten, des greisen Freiherrn v. Hertling. Man vergleiche seinen Antritt in der bayerischen Kammer mit dem des deutschen Reichskanzlers vor zweieinhalb Jahren. Freiherr v. Hertling hat nicht erst Anfragen und Interpellationen abgewartet, um der Kammer und dem Lande zu sagen, was er will und auf welchem Boden die Regierung steht. Er hat entgegen allem Brauch bei Eröffnung der Kammer das Wort ergriffen und gesagt, was er will. Freilich hatte er es leichter als der deutsche Reichskanzler, weil er von vornherein auf eine Mehrheit in der Kammer rechnen kann, die seinen Zielen zustrebt. Zwar betonte er in seiner Rede ausdrücklich, daß er nicht durch das Vertrauen dieser Kammermehrheit auf seinen Posten gelangt sei, sondern ausschließlich durch das Vertrauen seines Monarchen — aber er betonte es in dem Bewußtsein, daß dies Bekenntnis seiner Stellung nur nützlich sein würde. Das Zentrum begnügt sich mit Siegen, die ihren Wert in sich haben. Herr v. Bethmann traf seinerzeit eine weit schwierigere Lage an. Er hatte keine Mehrheit im alten Reichstage, es sei denn, daß er vom ersten Tage der Übernahme der Regierungsgeschäfte an seinen Vorgänger desavouiert hätte und sich auf Konservative und Zentrum stützte, was übrigens die logische

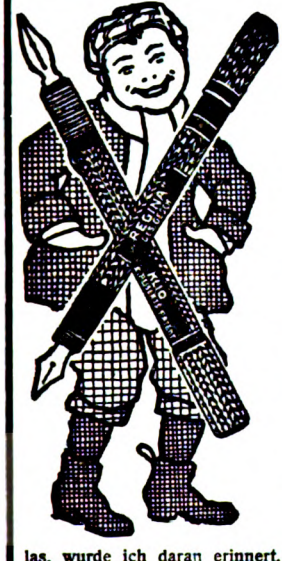
Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Konſequenz des Miniſterwechſels ohne gleichzeitig erfolgende Reichstagsauflöſung geweſen wäre. Dies zu tun, hinderte ihn die an ſich richtige Erkenntnis, daß es mit den alten Gepflogenheiten im Reiche nicht mehr weiter ginge. Die Folgerung aus dieſer Erkenntnis aber, das Land zu befragen und das Land zur Wahl einer liberalen Mehrheit zu veranlaſſen, wagte er nicht zu ziehen. Und darin liegt das ganze Unglück mit unſerer politiſchen Verärgerung, die durch eine Reichstagsauflöſung im Sommer 1909 nicht tiefer geführt werden konnte, als es durch die „friedliche" Politik geſchehen. Gab damals das Reich ähnlich wie jetzt in Bayern eine Antwort zugunſten der Konſervativen, ſo hätte die Regierung ſich bei ihrer ferneren Haltung mit gutem Recht darauf berufen können, daß das Volk nicht anders als konſervativ regiert werden wollte. Gab es eine Mehrheit, die dem Bülow-Block entſprach, ſo wären die Geſetze, die in den letzten zwei Jahren unter Dach gebracht wurden, ſicher nicht zu kurz gekommen. Und die Verärgerung, die nur den Sozialdemokraten zugute gekommen iſt, wäre vermieden.

Jetzt ſind wir wieder an einer Etappe angelangt, wo die Regierung richtunggebend eingreifen kann: Wehrfrage und Deckungsfrage ſtehen auf der Tagesordnung! Verfaſſungsfragen werden von allen Seiten an ſie gerichtet. In der Deckungsfrage iſt augenſcheinlich der Rückzug angetreten. Freiherr



Ich lache

weil jedes System Füllfederhalter das beste sein soll???

Probieren Sie entweder

„Klio" **E. Reiserts Patent,** bei der Sie Ihre gewohnte Feder u. Tinte verwend. können, zu **Mk. 3.**— und **6.**— pro Stück.
Mit neuester Selbstfüllvorrichtung **Mk. 2.**— pro Stück **mehr**
oder
„Regina", **ges. gesch. Sicherheits-Goldfüllhalter** mit 14 karätiger Goldfeder mit Iridiumspitze, immer schreibfertig, **Mk. 10.—**, auch m. grösseren Goldfedern **Mk. 14.50, 19.**— u. **25.**— pr. Stück.

„Klio" und „Regina" können in jeder Lage in der Tasche getragen werden.
Ueberall erhältlich. Kataloge gratis und franko.

Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef (Sieg) 141

Grösste und leistungsfähigste Füllfeder-Spezialfabrik des Kontinents.

Es sind verschiedene ähnlich lautende minderwertige Nachahmungen im Handel, achten Sie daher auf die jedem Halter eingebrannte Marke „Klio", E. Reiserts Patent, bezw. „Regina", ges. gesch.

Einige Anerkennungen: Herr Kisch, Thaler Blechwarenfabrik Kisch & Co., Thale a. H., schreibt: „Als ich dieser Tage Ihre Inserate las, wurde ich daran erinnert, dass ich **meinen stetigen Freund**, welchen ich ständig in der Tasche habe, **nun bereits 5 bis 6 Jahre besitze.** Ich gebrauche meinen **„Klio"-Füllfederhalter tagtäglich**, und ist mir derselbe ein **treuer Begleiter und lieber Freund geworden.** Ich war früher im Besitze eines anderen Systems, jedoch habe ich schon längst die Vorteile Ihres Systems erkannt usw. usw."

Herr Dr. Deichmann, Löwen-Apotheke in Leer, schreibt: **„Seit mehreren Jahren** gebrauche ich **ständig Ihren „Regina"-Füllfederhalter**, und drängt es mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich mit dem Halter **durchaus zufrieden bin** und ich nur jedem empfehlen kann, bei Anschaffung eines Füllfederhalters an Ihr System zu denken. Der Halter arbeitet **noch heute, nach vier Jahren, ebenso wie am ersten Tage, wohl das beste Zeichen für die Güte Ihres Fabrikates.**"

v. Hertling führte in seiner Rede in der Bayerischen Kammer unter anderem unter Hinweis auf die Erbschaftssteuer aus, Bayern werde sich im Bundesrate nicht für eine Steuerform einsetzen, die keine Aussicht auf Annahme habe. Mit anderen Worten: Preußen will im Bundesrate die Erbanfallsteuer als Deckung für die Wehrforderungen ablehnen, infolgedessen hat Bayern kein Interesse daran, sich dafür einzusetzen. — In der Wehrfrage tut man Herrn v. Bethmann augenscheinlich unrecht, wenn behauptet wird, er habe die seitens der Kriegs- und Marinebehörden als notwendig anerkannten Forderungen mit Rücksicht auf die Unterhandlungen mit England sich beschneiden lassen: soweit es sich um Flottenforderungen handelt, können die Leser der Grenzboten aus unserm Leitartikel in Heft 6 feststellen, wohin die Wünsche der Regierung schon vor Wochen gezielt haben, und ein Vergleich mit der Zentrumspresse, die ausgezeichnet orientiert ist, wird ergeben, daß von den damals umrissenen Forderungen nicht abgegangen wurde. G. Cl.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Politik und Massenmoral

von

Dr. Arthur Christensen

[224 S.] gr. 8°. 1912. Geheftet M. 3.—, in Leinwand geb. M. 3.60.

Das Buch gibt eine geistvolle, aber durchaus wissenschaftliche, d. h. sachlich und unparteiisch gehaltene Analyse der Massenmoral als der Grundlage der äußeren und inneren Politik, die sie nach der Anschauung des Verfassers „in allem Wandel der äußeren Verhältnisse immer ist. Die Massenmoral wieder erscheint bestimmt durch die Seelenregungen, für die alle die Masse aus machenden Individuen empfänglich sind und die deshalb immer primitive bleiben. Darum herrschen in der zwischenstaatlichen Politik Raubtrieb und Machttrieb, durch diplomatische Heuchelei dürftig maskiert." Ebenso bestimmend ist die Massenmoral für die innere Politik, deren unerfreuliche Begleiterscheinungen darum im Zeitalter des Parlamentarismus keine anderen sind wie im Zeitalter des Absolutismus. Das Buch, das so den ganzen Umfang der politischen Probleme der Gegenwart behandelt (so die der öffentlichen Meinung, der Parteityrannei und Berufspolitik, des Weltfriedens u. a.), dürfte von Interesse für jeden politisch interessierten Gebildeten sein, darüber hinaus aber auch dem Historiker wertvolle Anregungen bieten wie als Beitrag zu der Frage der staatsbürgerlichen Erziehung gelten können.

Der Weg zur Eroberung der Oſtmark

Von Otto Lehmann-Rußbüldt in Berlin

In ſeiner Programmrede zur Polenpolitik vom 13. Januar 1902 und auch ein Jahr ſpäter, am 19. Januar 1903, hat Fürſt Bülow „die Oſtmarkenfrage nach wie vor für die wichtigſte Frage unſerer innerpreußiſchen Politik“ erklärt. Wenn ein Staatsmann, der nahezu ein Jahrzehnt die Geſchicke des Deutſchen Reichs verantwortlich geleitet hat, einen ſolchen Superlativ gebraucht, ſo erſcheint — mag er in der Sache ſelbſt recht haben oder nicht — ein erhöhtes Intereſſe für die Oſtmarkenfrage gerechtfertigt.

Das Deutſchtum kann beſtenfalls nur davon reden, daß es das Vordringen des Polentums wenigſtens aufgehalten habe. Das iſt kein Geheimnis. Auf alle Einwürfe, die gegen die Polenpolitik ſtändig erhoben werden, wird ſtets dasſelbe Argument vorgebracht, das auch Fürſt Bülow am 23. Januar 1904 im preußiſchen Abgeordnetenhaus geltend machte: „Der Abg. Richter hat gemeint, daß unſere Polenpolitik das Gegenteil des gewollten Zweckes erreicht habe. Darauf erwidere ich, daß von polniſcher Seite unſere Oſtmarkenpolitik, insbeſondere das Anſiedlungsgeſetz nicht mit ſolcher Lebhaftigkeit bekämpft werden würde, wenn unſere Maßnahmen eine ſchartige Waffe geweſen wären. Ich glaube, daß ohne die Maßnahmen, die wir dem Polentum gegenüber getroffen haben, dieſes noch größere Erfolge erzielt und noch weitere Fortſchritte gemacht haben würde.“

Das war im Jahre 1904.

Inzwiſchen ſind jährlich fünfzig deutſche Dörfer in den Oſtmarken mit insgeſamt 120000 Anſiedlern ins Daſein gerufen worden. Selbſt die Gegner jeder Polenpolitik müſſen das Anſiedlungswerk als kulturell höchſt wertvoll gelten laſſen. Trotzdem iſt das Endergebnis ſo allgemein und aus den verſchiedenſten

Lagern als deprimierend anerkannt, daß man sogar die Bescheidenheit, die aus dem zitierten Bülowschen Urteil spricht, als Optimismus ansehen darf.

Geheimrat Witting „erwartet die Entscheidung einzig und allein vom Bodenkampf" im Osten. Im Bodenkampf sind die Deutschen unterlegen. Professor Bernhard hat zahlenmäßig nachgewiesen, wie das Vordringen der großpolnischen Bewegung in Oberschlesien darauf zurückzuführen sei, daß die polnischen Volksbanken bei Spareinlagen höhere Zinsen und billigere Kreditbedingungen gewähren als die deutschen Kleinbanken. Auch die erhöhte Vermehrungsfähigkeit der Polen gegenüber den Deutschen des Ostens gibt man als „Ursache" der Fortschritte des Polentums an. Das mögen alles mitwirkende Ursachen sein. Aber das „Ding an sich" in allen diesen unstreitig richtig erkannten Ursachen wird zu wenig in die Rechnung eingestellt.

Als 1902 die neue Polenpolitik Bülows einsetzte, war es mir klar, daß sie ohne ein Ferment nationaler Begeisterung auf der Seite des Deutschtums keinen Erfolg haben könne! Fürst Bülow streifte diesen Umstand in seiner Rede vom 24. Januar 1904. Er sagte: „Der Mangel an Kleinarbeit und insbesondere an Kleinarbeit in den täglichen Vorgängen des Lebens für nationale Zwecke ist leider vielfach in unseren östlichen Provinzen eine betrübende Begleiterscheinung des Kampfes, der dort geführt wird." Das ist nicht nur eine betrübende Begleiterscheinung. Im Februar 1904 hat die Rheinisch-Westfälische Zeitung die richtigen Worte gefunden: „Nicht der Mangel an dem erforderlichen Menschenmaterial trägt die Schuld daran, daß das Deutschtum in Posen gegenüber den Polen nicht nur keine Fortschritte macht, sondern relativ sich sogar im Rückgang befindet, sondern der völlige Mangel nationaler Begeisterung für die deutsche Sache. Und dieser erklärt sich daraus, daß nicht wie auf polnischer Seite das Volk, sondern lediglich die Regierung an der Förderung dieser nationalen Bestrebungen arbeitet. „... Bevor hierin kein Wandel eintritt, bevor nicht der Kampf gegen das Polentum in den Ostmarken aus einem von den Verwaltungsbehörden geführten Federkrieg ein begeisterter Volkskrieg wird, wird die Regierung nicht zur Offensive gegen die Polen schreiten können."

Diese als so notwendig erachtete mangelnde nationale Kleinarbeit ist auch heute noch nicht da — trotz der Ansiedlungsbewegung, trotz der sehr anerkennenswerten Leistungen des Ostmarkenvereins und trotz der Gründung des Deutschen Bauernbundes. Eine solche nationale Gegenbewegung wird sich auch nicht durch die nötige Einsicht, daß sie notwendig sei, schaffen lassen; denn vor allen Dingen fehlt es an dem Reservoir, um die hierzu notwendigen Massen heranzuholen.

Es hört sich recht imposant an, daß die Ansiedlungskommission jährlich fünfzehntausend deutsche Seelen im Osten ansetzt. Aber auf alle Ergebnisse der Polenpolitik ist allein anwendbar die nüchterne Formel des Fürsten Bülow: „Ohne unsere Maßnahmen würde das Polentum noch weitere Fortschritte gemacht haben."

So vorzüglich die Arbeit der Ansiedlungskommission auch sein mag, sie findet ihre natürlichen Grenzen. Ihre ganze Organisation läßt es im allgemeinen nicht zu, Ansiedler anzunehmen, die nicht mindestens 2500 Mark Ersparnisse vorzulegen haben. Es gibt auch Landarbeiterstellen, wo nur 500 Mark Anzahlung notwendig sind, aber gerade darüber hinaus versagt das Ansiedlungswerk. Zwar ist die Nachfrage nach Ansiedlerstellen weitaus größer als das mögliche Angebot. Trotzdem ist die Nachfrage aber nicht eine solche, daß sie mit der elementaren Gewalt einer kleinen Völkerwanderung auf die Ostmark einstürmt, mit derselben elementaren Gewalt, die umgekehrt eine ausgedehnte polnische Volksstamminsel mitten im deutschesten Lande, in Westfalen, geschaffen hat. Im Gegenteil, Fürst Bülow sagte: „Trotz der Tüchtigkeit der Ansiedlungskommission sind weit mehr Grundstücke aus deutschen Händen in die der Polen übergegangen, als umgekehrt."

Daß aber eine solche deutsch-nationale Bewegung einmal möglich war, beweist die Geschichte der Rückeroberung des Ostens durch das Deutschtum im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Karl Lamprecht hat die germanisierende Rückeroberung des Ostens, der Wiege des neuen Deutschen Reiches, geschildert.

Diese Rückeroberung ist auf dem halben Wege stecken geblieben. Es gilt, sie mit modernen Mitteln zu vollenden.

* * *

Die bisherige Ansiedlungspolitik hat diese Aufgabe nicht erfüllt. Der gute Wille der Ansiedlungskommission soll nicht in Abrede gestellt werden. Ich habe selbst beobachtet und darüber berichtet, wie ein Beamter der Posener Zentrale so ganz und gar nicht „preußisch-bureaukratisch" mit den Ansiedlungsbewerbern verkehrte. Die Grenzen des Ansiedlungswerks liegen in seinem Grundplan. Man will hauptsächlich deutsche Bauerndörfer schaffen. Hierzu fehlt es an Areal, um der Gesamtaktion den genügend großen Radius zu geben. Und selbst wenn die Enteignung angewandt würde, so würde immer wieder die natürliche Spannung zwischen der kräftigeren polnischen Ansiedlungstätigkeit und der deutschen die Verhältnisse zu Ungunsten der letzteren verstärken.

Jeder Pole ist Soldat seiner Idee. Auch für den wirtschaftlich-nationalen Kampf gilt Napoleons Wort, daß der moralische Faktor im Kriege dreimal gewichtiger ist als der materielle. In Nationalitätsfragen wird aber der Stamm, der an der Krippe der Macht sitzt, im allgemeinen immer lässiger sein, diesen Platz zu verteidigen, als seine Bedränger, diesen Platz zu erobern. Daher wird man auch mit einem Appell an das deutsche Gewissen, sich so für das Deutschtum einzusetzen, wie es das Polentum für seine Ziele tut, schwerlich mehr erreichen als bisher.

So muß man versuchen, eine andere mit Leidenschaft von weiten Volkskreisen erfaßte Bewegung auszunutzen. Der Grundsatz muß festgehalten werden, daß seelische Kräfte nur durch seelische Kräfte bekämpft werden können. Eine

Verwaltung, die den Ehrgeiz besitzt, Staatskunst zu treiben und nicht bloß die Maschine der Bureaukratie in Ordnung zu halten, kann die Initiative besitzen, solche Bewegung zu entdecken, sie zu verwerten, aber sie vermag einer solchen Bewegung nicht zu entraten. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

Der freikonservative Abg. Freiherr v. Zedlitz hat einmal von dem „ungeheuren Bildungshunger der jungen Arbeiter" gesprochen. Nicht nur der Bildungshunger verlangt nach Nahrung, sondern überhaupt alle jene Instinkte, aus deren Betätigung das hervorgeht, was allein den Reichtum eines Volkes bildet: gesunde, fröhliche und wehrhafte Menschen.

Hierin liegt für eine wirkliche Staatskunst ein Weg und ein Ziel: Es gälte, die immer mehr in die Städte drängenden Massen und die in Städten selbst nach Boden und Luft hungernden Massen abzuziehen und alle ihre Triebkräfte darauf zu richten, daß sie auf den weiten Flächen der Ostmark diesen Hunger nach einem eigenen Heim, nach sozialer Selbständigkeit befriedigen können. Man macht den in den Großstädten und Industriebezirken zusammengepferchten Massen oft mit so viel Selbstgefälligkeit den Vorwurf, sie besäßen kein Heimgefühl. Wie ungerecht sind solche Vorwürfe. Man sehe sich nur einmal die Laubenkolonien bei Berlin an, die jetzt auch bei anderen Städten entstehen, man beobachte, wie sich die Instinkte der Massen regen, um Feldwirtschaft und Viehzucht im Kleinen zu treiben. Sogar eine rührig beschickte Ausstellung haben die Laubenkolonisten im vorigen Jahre veranstaltet.

Unsere Verwaltungsbehörden haben nur sehr schwach entwickelte innere Wahrnehmungsorgane dafür, wie es im „Volke" aussieht. Man behandelt die Massen bestenfalls als unmündige Kinder, denen man jeden Schritt vorschreiben und beim Gehen noch ein Bein vor das andere setzen muß. Man neigt dann auch bald dazu, diese Unmündigen sogar als Bösewichte anzusehen, und gibt sich gern das Recht, sie als böswillige Verderbte zu behandeln, zu „bestrafen". Und doch stecken oft in den Heißspornen die besten Kulturelemente, und in ihrer Sehnsucht nach bürgerlich-friedfertigem Leben begehen sie den allerdings sehr menschlichen Fehler, ihre sozialen Antipoden mehr verantwortlich für die allgemeine Misere zu machen, als sie es im letzten Grunde genommen sind.

Einst zogen die Hohenzollern intelligente und charaktervolle, um ihres Glaubens willen vertriebene Waldenser, Hugenotten, Salzburger in das durch Kriege verwüstete Deutschland.

Wie einflußreich diese Zuwanderungen rein quantitativ waren, zeigt der Umstand, daß unter dem Großen Kurfürsten eine Zeitlang jeder dritte Einwohner Berlins ein refugié war. Qualitativ läßt sich dieser Einfluß in keine Formel bringen. Aber es steht fest, daß die drei Fürsten, die die Geschichte als die Schöpfer Preußens legitimiert hat, auf die um ihres Glaubens willen vertriebenen Flüchtlinge einen sehr großen Wert gelegt haben.

Die inneren Konflikte und Spannungen der Völker haben sich seitdem verschoben. Es sind heute die Gegensätze zwischen Kapitalismus und Wertung

der Arbeitskraft, zwischen Industrie und Landwirtschaft mit all ihren Begleiterscheinungen, die zu scheinbar unlösbaren Konflikten führen. Es gab früher scheinbar auch keinen Ausweg zwischen dem Verlangen nach Gewissens- und Bekenntnisfreiheit und der inneren Forderung einer scharf umgrenzten religiösen Weltanschauung. So ist auch heute die soziale Frage die moderne Sphinx, die den verschlingen wird, der ihr Rätsel nicht löst. Die Lösung des orthodoxen Marxismus: der Kommunismus, muß notwendig dahin führen, wohin die Lösung früherer Glaubenskämpfe, die Inquisition, die Völker führte, nämlich in die Barbarei und zuletzt in den Tod der Kultur.

Dies alles kann nur gestreift werden, um zuletzt zu der Feststellung zu kommen, daß alle Einrichtungen sich auf Willensmächte lebendiger Menschen zurückführen und auch von solchen ausgehen müssen. Wir haben heute keine Salzburger und Hugenotten anzusetzen, um die Menschenkräfte deutscher Landschaften aufzufrischen, wir brauchen es auch gar nicht, da heute das Problem nicht das ist: woher nehmen wir Menschenkräfte, sondern: wie verteilen wir den Überschuß der Städte und Industriegegenden, die diese an Menschenkräften bergen?

Es handelt sich um eine Riesenaufgabe: dem Industriearbeiter wieder ein eigen Heim zu geben, die Großstädte aus Steinwüsten in Gartenstädte, ja in Gartenprovinzen zu verwandeln, trotzdem aber alle die Vorteile beizubehalten, die die moderne Entwicklung gezeitigt hat. Das sind Ziele, die von Millionen heute mit der Sehnsucht vorgestellt werden, die früher sich in religiösen Bewegungen kundtat. Hier sind Kräfte aufgespeichert, die je nach der Richtung, die sie nehmen werden, revolutionäre Katastrophen oder Phasen neuer sozialer Kultur verursachen müssen.

Die Ostmark ist der Boden, wo die Probe aufs Exempel gemacht werden kann. Hier sind die weiten Flächen, wo Hunderttausende aus den Städten und volkreichen Industriegegenden das finden können, was ihr Herz begehrt. Es würde damit ein großer Teil der Unzufriedenheit behoben werden, die nicht aus der materiellen Lage der Volksmassen allein bedingt wird, sondern dem Gefühl der Heimatlosigkeit, dem Gefühl ein „Proletarier" zu sein, entspringt. Erfahrungen, die mit den Ansiedlern in dieser Richtung gemacht wurden, sprechen für diese Behauptung.

Würde man derartig eine gewaltig elementare Kraft, wie sie gerade in den „unruhigsten Elementen" am intensivsten aufgespeichert ist, gewissermaßen auffangen und verwenden, um menschenreiche deutsche Kolonien in den Ostmarken zu schaffen, viel volksreichere als das bisher möglich war, so würde man den homogenen Charakter des Polentums schon bedeutend vermindern. Hat man so den guten Willen sich zu verständigen und geht man davon aus, daß durch soziale Organisationen der Satz aufgehoben wird, der Vorteil des einen bedinge notwendig den Nachteil des andern, da ja vielmehr der Vorteil des einen durch den Vorteil des andern am besten gewährleistet ist, so wird man auch die

Brücke zu einer praktischen Verständigung finden. Diese Brücke ist das Genossenschaftswesen.

In der Genossenschaft bleiben die Individuen verantwortlich, sie wissen, daß ihre Tätigkeit maßgebend bleibt für ihr Wohlergehen. Sie verfallen nicht in jene Erschlaffung, die der Kommunismus notwendig erzeugen muß und die sich heute schon bei Krankenversicherungen usw. bemerkbar macht. Die Genossenschaft muß den Einzelnen stark machen, ohne ihn seines Charakters und seiner Selbstverantwortlichkeit zu entkleiden.

Das Genossenschaftswesen ist das Instrument sozialer Organisation, in dem sich selbst die Antipoden sozialer Reformbestrebungen von den Konservativen bis zu den Anarchisten vollkommen einig sind.

Es ermöglicht, bei demselben Areal im Osten viel mehr Deutsche anzusiedeln als bisher. Während selbst bei Hohensalza zu einer spannfähigen Bauernwirtschaft dreißig bis vierzig Morgen nötig sind, gehören in den Gegenden Westpreußens mit leichterem Boden sechzig bis achtzig Morgen dazu. Wird aber statt des extensiven Körner- und Kartoffelbaues mehr intensivere Gemüse-, Garten- und Kleinviehkultur betrieben, mit genossenschaftlicher Produktion und genossenschaftlichem Vertrieb, so lassen sich auf demselben Areal dreimal soviel Kolonisten unterbringen, namentlich wenn man es verstände, auch Industrien dazwischen zu setzen, die mit periodischer Betriebszeit arbeiten, und wenn weiter eine Ergänzung der Betriebszeiten in Landwirtschaft und Industrie einzurichten wäre.

Die deutsche Malerei der Gegenwart

Ein Überblick über ihre Grundlagen, Führer und Strömungen

Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt-Magdeburg

II.

Zwei große Künstler sind es gewesen, die einer Auffassung in Deutschland Bahn gebrochen haben, nach welcher nicht der Gegenstand das Bild interessant und wertvoll macht, nicht der darin niedergelegte Geist von literarischer Herkunft, sondern einzig und allein die gute Malerei. Leibl im Süden und Liebermann im Norden sind die Angelpunkte, um die sich unsere ganze neuere Malerei dreht. Wie hoch man ihr Wirken heute schätzt, erkennt man schon daraus, daß die Vaterstadt Leibls, Köln, jüngst die letzte Sammlung von einigen seiner Gemälde, die noch zu haben war, für mehr als eine Million angekauft hat. Und das von demselben Leibl, über dessen „Dummheit und Denkfaulheit" Böcklin so „furchtbar gelacht" hat, wie Floerke berichtet, weil er nicht begriff, wie man an

einem Bilde vier Jahre lang malen könne! Dieses Gemälde ist allerdings „Die drei Bäuerinnen in der Kirche“ und eines der köstlichsten Werke der Malerei. Es enthält keine heroischen Kentaurenkämpfe oder Meernixen, es ist inhaltlich total „langweilig“; sein unschätzbarer Wert beruht darin, daß ein großer Künstler hier die Natur bis ins letzte hinein lebendig nachgefühlt und ein Gewebe von farbigen Flächen daraus gemacht hat, das als Malwerk schlechthin vollkommen ist. Um seine Schönheit zu empfinden, braucht man nur zu fühlen, was Kunst von der Natur unterscheidet. Erklären läßt es sich nicht, weil das Wesen des Malerischen, ganz wie das eigentlich Musikalische, mit den Sinnen allein erfaßt, aber mit Worten nicht beschrieben werden kann.

Um Leibl bildete sich in den siebziger Jahren ein Kreis gleichstrebender Maler, die zum großen Teil noch heute wirken, aber nicht alle die hohe Qualität jener gemeinsamen Jahre bewahrt haben. So sind namentlich Hagemeister und Theodor Alt bald von ihrer damaligen Höhe herabgesunken. Auch Hans Thoma gehört in weiterem Sinne zu ihren Gesinnungsgenossen; wie er seine Anschauungen — nicht zum Vorteil seiner Malerei — gewandelt hat, haben wir schon betrachtet. Karl Schuch, dessen wunderbare Stilleben oft Leibls Feinheit erreichen, ist gestorben. Der intimste Genosse des großen Kölners war Sperl, der mehr zur Feinmalerei neigte und in Landschaften und Interieurs gleichermaßen eine träumerische Stille liebte. Der bedeutendste aus dem Kreise aber ist Wilhelm Trübner. In jungen Jahren schon erreichte er eine Meisterschaft, die den besten Holländern ebenbürtig genannt werden kann. Seine Bildnisse, seine Landschaften sind in gewissem Sinne harmonischer und daseinsfreudiger als die von Leibl; sie sind leichter und glücklicher entstanden als Leibls schwerblütig tiefe Arbeiten, und ein Glücksgefühl strömt von ihrer lockeren, flockigen Oberfläche aus, das echt süddeutsch ist. Aber auch Trübner fand, wie alle Großen seiner Zeit, keine Resonanz in Deutschland. Er bemühte sich mit anekdotenhaften Pointen und mit Kentaurenbildern um die Gunst des deutschen Volkes; aber die waren zu gut gemalt, als daß man ihn mit den beliebten Genre- und Historienmalern hätte verwechseln können. Und endlich reifte dann in den neunziger Jahren sein heutiger Stil, der mit breiterer, wuchtiger Pinseltechnik die Natur zu großen vereinfachten Flächen zusammenzwingt, sei es Landschaft, Bildnis, Stilleben oder was er malt. Diese „gemauerte“ Technik ist für den heutigen Trübner charakteristisch, und sie verbindet echt malerischen Geist mit einem großen Gefühl für dekorative Fernwirkung. Die stille Feinheit seiner Jugendbilder, ihren unendlichen Charme erreichen diese Bilder nicht; aber ihr stärkerer Klang entspricht dem Bedürfnis unserer Zeit und ist ein Ausdruck des Fortschreitens ihres Meisters.*)

*) Eine vortreffliche Einführung in das Wesen und die Bedeutung der Kunst Trübners bietet Georg Fuchs in einer bei Georg Müller in München erschienenen reich illustrierten Monographie. Die Schriftltg.

In weiterem Sinne gehört auch das Frühwerk Albert von Kellers in diesen Kreis. Es liegt ein hohes malerisches Empfinden und ein feiner Geschmack in seinen Figurenbildern; aber die Neigung zur Eleganz und zum Erzählerischen gewannen später bei ihm mehr Raum als gut war. Und so sind als die eigentlichen Fortsetzer des Leiblschen Geistes in Trübnerscher Auslegung wesentlich Heinrich Zügel und seine Schüler und die halb von ihm, halb von Trübner und Manet herkommenden Maler der „Münchner Scholle" anzusehen.

Zügel hat sich in ähnlicher Weise wie Trübner vom fein Detaillierten zu immer größerer impressionistischer Breite entwickelt. Nur war sein Stoffgebiet von vornherein auf Haustiere beschränkt. Erst bevorzugte er Schafe, in deren dickem Vließ das Sonnenlicht sich hundertfach verfing und spaltete, und die er in schönen Zusammenhang mit der Landschaft brachte; später malte er Rinder, oder vielmehr er benutzte ihr glänzendes und scheckiges Fell, um das Spiel des Lichtes, seine farbigen Reflexe und die Abtönungen der Schatten darauf zu studieren. So wurde aus einer schönen Malerei in vielen Fällen lediglich die Anwendung einer glänzenden Malmethode, und die Kehrseite des konsequenten Impressionismus zeigt sich oft an diesen erstaunlich beobachteten Studien; das allzu zerstreute und von bunten Reflexen zersetzte Licht als Objekt des Bildes zerstört die Form, nicht nur des Gegenstandes (des Rindes, des Schafes), sondern auch den geschlossenen Bildeindruck selbst. Als Lehrmethode ist diese Kunst freilich ausgezeichnet, und es gibt eine sehr große Anzahl von Künstlern, welche die Schulung Zügels durchgemacht haben. Zu eigener Bedeutung im Geiste Zügels haben es nur einige bringen können; Schramm-Zittau übertrug vor allem mit Glück die Methode des Meisters auf Geflügel, Hühner und Enten in lebhafter Bewegung.

Die Münchner Scholle umfaßt eine Anzahl Künstler, deren Programm nicht etwa (wie der Name vermuten lassen könnte) Heimatkunst ist, sondern wuchtig breites Malen. Nur einige, wie Georgi und Erich Erler, erfüllen dabei das Programm, das in dem Namen „Scholle" liegt: sie malen Land und Leute mit deutlicher Absicht auf „Erdgeruch". Ganz besonders derb ist Feldbauer dabei. Aber schon R. M. Eichler neigt weit mehr zum Naturssymbolismus, und er ist typisch für das Illustrationsmäßige in der Absicht der ganzen Gruppe, das ihren Bildern — und den im Format unmäßigsten am meisten — so oft nur das Ansehen vergrößerter Illustrationen aus der „Jugend" verleiht. Hierin ist Fritz Erler der Begabteste. Aber seine mühelos arbeitende Phantasie und die Verlockung frühzeitiger monumentaler Aufträge verführten ihn dazu, seiner dekorativen Ader allzuviel Recht einzuräumen. Seine Wandbilder haben das bühnenmäßig Überraschende und Effektvolle von (guten) Theaterkulissen; sie sind auch stofflich stets interessant, und so erklärt sich seine wachsende Popularität. Aber ebenso zweifellos ist es, daß am meisten Qualität in seinen Bildnissen steckt. In ihnen zeigt sich die beste Seite der Schollleute: der breite, sichere Pinselstrich. Es macht Leo

Putz zu dem erfolgreichsten unter ihnen, daß er sich ausschließlich auf solche Trübnerartig breite Malerei beschränkt hat. Eine Zeitlang schien es, als könnte aus Putz mehr als ein flotter Münchner Skizzist mehr oder weniger bekleideter Modelle werden, denn seine Phantasie war kaum geringer als die Fritz Erlers und urwüchsiger, weniger symbolisch und ganz aus der sinnlichen Welt. Aber es scheint bei glücklichen Anläufen geblieben zu sein; auch ihm ist die leichte Schaffensmöglichkeit und die Münchner Atmosphäre gefährlich geworden. Verwandtes, aber mit reiferer Beschränkung auf mondäne Frauengrazie, erstrebten A. Münzer und mit einem Zug zum Stilleben und Interieur W. Püttner.

Was Leibl für München, das bedeutet Max Liebermann für Berlin und Norddeutschland überhaupt. Dieser so viel und leidenschaftlich angefeindete Künstler galt und gilt immer noch häufig als Revolutionär; er ist es auch, wenn Revolution den tatkräftigen Protest gegen alles Mittelmäßige und akademisch Erstarrte in der Kunst bedeutet. Es war ein Protest der Tat und nicht des Wortes. Allerdings, was in Süddeutschland Leibl in bäuerlicher Einsamkeit und Stille vollbrachte, in einem Lande, das längst malerisch und sinnlich empfand und malte, dazu bedurfte es in dem härteren geistigen Klima Norddeutschlands öffentlichen und lauten Kampfes. Die Münchner Sezession, in der sich die impressionistischen Neuerer zusammenfanden, wurde zwar früher gegründet als die Berliner. Aber diese hatte sogleich von Anbeginn die größere Bedeutung, weil ihre Mitglieder entschlossener und folgerichtiger den Impressionismus betonten und jede starke neue Begabung aufnahmen, und weil sie in Liebermann einen künstlerisch wie kunstpolitisch gleich energischen Führer hatten. Es ist nicht möglich und nicht nötig, Liebermanns Führerschaft in der Sezession zu schildern, notwendig aber, seine historische Stellung kurz zu betrachten, weil sie das Geheimnis seines Einflusses und seiner Bedeutung enthält.

Die Anschauungsweise des norddeutschen Realismus geht bis ins achtzehnte Jahrhundert, auf Chodowiecki zurück. Sie kehrt wieder mit höherem Schwung bei Gottfried Schadow, mit kluger Nüchternheit bei dem echtberliner Krüger; und auf diesem baut unmittelbar Menzel wieder auf. Nicht von dem Wirklichkeitsregistrator Menzel ist hier die Rede, sondern von dem genialen Maler seiner Jugend, der schon in den achtzehnhundertvierziger Jahren einen völlig impressionistischen, malerischen Stil selbständig ausgebildet hat. Die Tradition der ehrlichen Wirklichkeitskunst nahm Liebermann wieder auf, und es zeugt sowohl für das außerordentliche Genie des jüngeren Menzel als für die innerliche Reife der Liebermannschen Malerei, daß Liebermann erst nach jahrzehntelanger Entwicklung auf dem Standpunkt ganz lockerer Malweise anlangte, mit der Menzel fast begann. Liebermann hat sich die breite, gelassene Handschrift, die seine späteren Bilder so einfach und eindringlich macht, selbst geschaffen und damit das von Menzel verlassene Werk wieder aufgenommen. Jetzt, wo er

diesen herben Impressionismus der deutschen Malerei erobert hat und viele Künstler auf seinem Werk fußen, ist es nicht schwer, Impressionist zu sein — so wenig, daß die Bewegung zum größten Teile bereits ins Breite gegangen, verflacht und überholt ist. Unvergänglich aber ist der Ruhm Liebermanns, eine bedeutungsvolle Epoche der deutschen Malerei eingeleitet zu haben. Er bleibt wohl für immer ihr größter Künstler, dem es gegeben ist, auf allen Gebieten das Bedeutende zu leisten: in Landschaft, Porträt, Figurenbild, ja auch in der Historie, obgleich hier der konsequente Naturalismus in wichtigen Dingen versagt, ja versagen muß. Es gilt von ihm Ähnliches wie von Klingers großen Bildern.

Wie hoch das Verdienst Liebermanns und seine ethische Strenge zu werten sind, das erkennt man, wenn man neben seine Werke jene Akademiker stellt, die aus demselben Menzel eine ganz andere Folgerung als er gezogen und damit den Geschmack des neuen Reiches nach 1870 ausgedrückt haben. Es sind die Maler mit dem Blick für alles inhaltlich Wesentliche, aber malerisch Nichtssagende, die wie Anton von Werner und seine Gesinnungsgenossen entweder patriotische Historiendarstellung betrieben oder wie Knaus und Meyerheim das breite Publikum mit Genrebildern entzückten. Denn diese kannten nicht den Menzel der Frühzeit, sie hielten sich an den späten Zeichner, dessen peinliche Detailtreue ihrer Auffassung von Kunst als „Nachahmung der Natur" entsprach. Schon heute weiß man auch in weiteren Kreisen, daß diese Auffassung irrig war, und daß alles, was die Werner und Knaus gemacht haben, so wenig Kunst ist wie die Photographie. Ja, eine Photographie kann, wenn sie mit Geschmack und Verstand gemacht wird, zum Kunstgewerbe zählen; jene Bilder aber sind nicht einmal Kunstgewerbe.

Im weiteren Sinne und cum grano salis kann man auch einen Vielkönner wie Arthur Kampf und den nüchternen Armeleutemaler Baluschek zu dieser Art Menzelschule rechnen. Sie stehen selbstverständlich künstlerisch höher, aber viel größer ist ihr Ehrgeiz nicht. Als Akademiker mit modernem (impressionistischem) Einschlag hat Kampf eine besondere Bedeutung. Aber es gibt unter seinen sehr zahlreichen Werken kaum vieles, das aus der Freude am rein Malerischen geboren ist; die Tendenz, die Historie überwiegt.

Liebermann hat selbstverständlich Schule gemacht. Direkt oder indirekt hängt der ganze deutsche Impressionismus mit seiner starken Kunst zusammen. Denn wie sehr der französische Impressionismus dem deutschen auch an innerlicher Kultur überlegen ist, die stärkeren Persönlichkeiten in Deutschland sind viel unabhängiger von ihm als es scheint.

Mitstrebende, von Liebermann Befreundete, sind in erster Linie Max Slevogt und Lovis Corinth. Beide zog es mit richtigem Gefühl für die Gefährlichkeit der künstlerischen Atmosphäre Münchens von dort nach Berlin, wo sie in Liebermanns Nähe ihren positiven Reichtum entwickeln konnten. Slevogt ist der stärkere Phantasiemensch mit dem beweglicheren Temperamente.

Aber seine oft kühnen, stets selbständigen Absichten förderten selten die Qualität seiner Malerei; während Liebermann nichts als gute Bilder malte, gibt es kaum ein einwandfreies, bis ins Letzte einheitliches Gemälde von Slevogt. Der Grund dazu scheint vor allem in der geringen Sorgfalt oder in der mangelnden Begabung für das Räumliche zu liegen. Farbig und dramatisch sind seine Bilder reizvoll; und das skizzenhaft Geniale seiner Natur offenbart sich am schönsten in Lithographien und Illustrationen.

Bei Corinth wiederum überwiegt die Note einer spezifischen Ölmalerei Geist und Temperament. Das Sonderbare ist, daß sich der Maler des fetten Fleisches unausgesetzt zu religiösen und mythologischen Stoffen hingezogen fühlt. Die Verbindung solcher dick auftragenden Fleischliebhaberei mit tragischen Stoffen ist selten erquicklich; an Stelle der asketischen Dürftigkeit Liebermanns erleben wir hier das Schauspiel einer Brutalisierung des Geistes durch das Fleisch. Da aber nun einmal der Gehalt, wenn er in ein Malwerk gelegt wird, auch nicht willkürlich ausgeschaltet werden kann, so ist es schon erlaubt zu gestehen, daß die gute Malerei Corinths nur in seinen Studien und unhistorischen Bildern zu genießen ist, und auch da nur in Auswahl — immer aber mit Respekt vor seinem großen Talente und dessen Urwüchsigkeit.

Als Schüler der Bewegung kann man Talente von der zurückhaltenden Art etwa Kardorffs zählen. Sie hätten ohne Liebermann und Corinth wohl nicht ihren Weg so unbedenklich gefunden. Aber sie gaben der impressionistischen Bewegung Fülle und Gewicht. Denn es sind eine Anzahl nicht unbedeutender Talente, die in diesem Sinne zur Gefolgschaft Liebermanns gehören. In Berlin selbst vor allem Leo von König, dessen geschlossene, auf farbige und innerlich geistvolle Lösungen ausgehende Komposition allen anderen überlegen ist und ihn in eine Reihe mit Beckmann bringt. Theo von Brockhusen schwankt bereits zwischen den Einflüssen Liebermanns, van Goghs und Röslers; vielleicht leitet ihn seine Begabung zu eigener Form. Philipp Franck ist bereits so etwas wie Liebermannscher Epigone, während Ulrich Hübners Fluß- und Schiffbilder eine stärkere Eigenbeobachtung verraten. Ohne starken französischen Zusatz (Renoir und Carrière) ist wieder Dora Hitz nicht zu denken. Otto H. Engel gehört mit Dettmann und Bischoff-Culm zu einer kleinen Gruppe. In dieser äußert sich der Impressionismus aber bereits in einer akademischen Manier, nicht viel anders, aber weniger sinnenfreudig als bei Putz und Eichler. Eine sympathischere und strengere Kolonie hat der Impressionismus am Rhein: in Frankfurt der Landschafter J. Nußbaum, in Düsseldorf-Köln die Gründer des „Sonderbundes" Clarenbach und Westendorp — Deusser, einer der temperamentvollsten und glücklichsten Schüler Liebermanns, hat sich freilich zu den Expressionisten bekehrt. In Dresden ist Gotthard Kuehl zu den Führern des Impressionismus zu rechnen, wenn auch seine Blütezeit schon vorüber zu sein scheint; und in Süddeutschland sind es zwei der bekanntesten deutschen Künstler, die ein persönliches Element in das allgemeine Niveau bringen: Kalckreuth und Uhde.

Fritz von Uhde ist der Bedeutendere von ihnen, nicht nur um seiner religiösen Themen willen: diese gehören zwar untrennbar zu seiner ganzen Natur, die sich inbrünstig mystisch auszudrücken strebt, aber sie könnten fast aus dem Bilde dieses feinen Künstlers verschwinden, ohne es sonderlich zu verändern. Uhdes Bedeutung liegt ähnlich wie bei dem Berliner Meister selbst in der Treue und Energie, mit der er das Prinzip der Luftmalerei abgewandelt hat. Das protestantisch-religiöse Gefühl seiner Christusbilder deckt sich bisweilen in den besten mit dem Hymnus, den seine Farbe auf das Licht singt; aber es scheidet sich öfter von seiner realistischen Ausdrucksweise, und niemals erreicht er, auch in seinen profanen Gemälden, die entschiedenere, weil kühlere Wahrheit Liebermanns. Leopold Graf Kalckreuth beschränkt sich freilich darauf, das Sichtbare der Dinge zu malen, und wo er gute Stunden hat, kann er hinreißend liebenswürdig sein: so in seinen frühen kühltonig-grauen Bildnissen, in seinen späten Heidelandschaften. Aber er ist seines Talentes nicht recht sicher und vergreift sich mitunter in wesentlichen Dingen; so fehlt seiner künstlerischen Persönlichkeit zwar das Einseitige, aber mit dem individuellen Stil auch die Entschiedenheit.

Der Nachwuchs des entschiedenen Impressionismus in Süddeutschland ist nicht groß; er beschränkt sich fast auf die Sonnen- und Wassermaler Groeber und Landenberger. Man kann überhaupt die Bemerkung machen, daß den alten Führern des Impressionismus kein gleichwertiger Nachwuchs mit selbständigem Rückgrat zur Seite steht. Denn die begabtesten unter den Jüngeren wollen überhaupt nichts mehr von dieser Kunstform wissen, oder sie stehen, wie Beckmann, in entschiedener Opposition zu den impressionistischen Führern.

Max Beckmann zeigt, gerade weil er unter den jüngeren Deutschen wohl dies stärkste Kunstwollen besitzt, und weil er bei den Mitteln des Impressionismus stehen bleiben will, den beginnenden Zerfall des Auflösungsprinzips. Über Corinths und Liebermanns Figurenkompositionen drängt er ungestüm hinaus. Er ersetzt wieder das Zufallsmäßige und Unorganische der naturalistischen Komposition durch geschlossenen Elemente; wenigstens scheint seine Entwicklung auf die größere Bestimmtheit der Figur hinzuarbeiten. Das Bemerkenswerteste aber ist, daß bei seinen religiösen wie mythologischen oder realistischen Kompositionen das ideale Moment siegreich durchbricht. Nicht mehr die belanglose Statistenfigur, das Modell spielt auf seiner Bühne, sondern es handelt sich hier um wahre Gestalten, um innerlich erlebte, wenn man will „erdichtete" dramatische Personen und um das Drama menschlicher Charaktere selber. Vielleicht ist das ein Wiederaufnehmen von Problemen Feuerbachs und Hans von Marées. Und nun in der Form ein heftiges Ringen um die Verschmelzung zweier fast unvereinbarer Welten: der großen Barockbewegung von Rubens und Rembrandts mystisches Licht und Kolorit! Erschwert diese Häufung von Hindernissen schon außerordentlich das Werk, so kommt als Seltsamstes, erschütternd und das Verständnis des Künstlers aufs äußerste erschwerend, hinzu, daß diese Absichten mit der Form der zerlegten und trüb gemachten Farbe und des unscharfen

Konturs erreicht werden wollen. Es ist kein Wunder, wenn das ungewöhnliche Wollen Beckmanns zwar erkannt, aber nicht verstanden und gewürdigt wird. Mag die Zukunft ihm eine andere Lösung bringen, als er sie jetzt erstrebt; klar ist das eine, daß er innerlich dem naturalistischen Impressionismus (selbst in seinen kraftvollen Landschaften) völlig entwachsen ist und einer neuen unbekannten Idealkunst zustrebt. Dieses Neue, dessen Form noch nicht geklärt ist, verhindert, daß seine großen Bilder in der Nachbarschaft der andern Sezessionisten ihre richtige Wirkung ausüben können.

Einige jüngere Künstler in seiner Nähe verfolgen ähnliche Gedanken, besonders Waldemar Rösler in seinen biblischen Szenen, etwas ferner Leo von König.

Eine besondere Gruppe der Impressionisten bilden die sogenannten Neo-Impressionisten, die dem Prinzip der Farbenauflösung bis in seine letzte Folgerung nachgehen und mit starkfarbigen Tupfen lichte Wirkungen erreichen: letzten Endes eine Umkehrung des Impressionismus in eine dekorative und stillebenhafte Geschmackskunst. Paul Baum und Kurt Herrmann, vorläufig wohl auch Ophey gehören ihm von Deutschen an.

Einen radikalen Bruch mit dem herrschenden Impressionismus vollzog aber erst eine kleine Gruppe begabter Maler, die nach französischem Beispiel „Expressionisten" genannt werden, weil sie nicht mehr den momentanen „Eindruck" eines beliebigen Naturausschnittes geben wollten, sondern eine farbige Idealisierung, eine Umprägung des Natureindrucks zu einer rein optischen Bildeinheit mit möglichst starkem „Ausdruck". Der Bruch mit der Tradition war allerdings nur in Deutschland so heftig und unerwartet. In Frankreich, dem führenden Lande der Malerei, war der neue Grundsatz folgerecht aus dem impressionistischen herausentwickelt worden. Die letzten großen Maler Cézanne, Gauguin und van Gogh waren dort zu ganz anderen, einfacheren Lösungen gekommen, die Flächen und Konturen nicht auflösten, sondern stärker zusammenfaßten. Auf ihnen bauten Matisse und seine Schüler weiter. Die Deutschen aber hatten fast die ganze Entwicklung seit Monet nicht mitgemacht, bis endlich das Empfinden der Zeit in einigen Malern, am frühesten wohl bei Nolde und Rohlfs, durchbrach und sie sogleich zu den letzten Ausläufern der Richtung führte. Noch handelt es sich um eine junge Bewegung in den ersten Anfängen bei uns. Aber alle hoffnungsvollen Talente strömen ihnen zu: Pechstein, Nauen, Deußer, Bolz und manche, deren Namen man sich bald wird merken müssen. Es handelt sich hier nicht um eine Modeströmung, sondern um einen Ausdruck unseres Zeitwollens, der sich wieder zur reinen, ausdrucksvollen Form und Farbe sammeln will, nicht um ein willkürliches Ausschalten aller bisher geltenden Kunstgesetze, sondern um eine Rückkehr zu den starken Wirkungen des rein Künstlerischen, die in allen großen Kunstepochen bestimmend waren, und um eine lebendige Fortentwicklung unserer Malerei, die mit dem Impressionismus nicht mehr recht vorwärts kommt.

Der große Pendel scheint wieder zu einer neuen Wendung auszuholen; auf die naturalistische soll eine idealistische Strömung folgen. Es ist sicherlich für viele schwer, in dem scheinbar regellosen Farbenhaufen etwas Idealistisches zu entdecken. Und doch ist es so: die starke Konzentration der Stimmung, die poetische Vorstellungskraft der starken und schönen Farben stehen in unbedingtem Gegensatz zu dem wahllosen Naturalismus der früheren, noch nicht überwundenen Epoche. Allerdings sind Franzosen wie Manguin, Puy, Flandrin, van Dongen in dem sinnlichen Reiz schönfarbiger Flächen kultivierter als unsere jungen Deutschen, die sich häufig in formelhaften Abkürzungen der Töne und Verzeichnungen nicht genug tun können (man denke an Nolde und Pechstein und ihre Anhänger). Aber es bricht hier doch schon oft, wie bei Otto Müller, Genin und Boettcher, ein hohes Schönheitsempfinden durch, und die größere Herbigkeit der Deutschen, der Ernst, mit dem sie den neuen Aufgaben nachgehen, bürgt für eine tiefe und fruchtbringende Auffassung bei ihnen. Dazu kommt, daß bei uns, nicht aber in Frankreich, diese malerische Bewegung aufs glücklichste mit der architektonisch-raumkünstlerischen zusammengeht. Gute Gemälde der Jüngsten bilden schon heute den festlichsten und heitersten Schmuck moderner Wohnräume, und wohin ihre Kunst in Verbindung mit der Architektur führt, erkennt man an den Fresken Ferdinand Hodlers.

Hodler ist auf anderen Wegen zu seinem heutigen Monumentalstil gelangt, aber man kann dennoch in ihm den Größten und Eigenwilligsten der Expressionisten erkennen. Denn seine Kunst ist ganz Ausdruck, innerlichste Seelendarstellung, und zugleich ganz dekorativ, von einem ungeheuren Rhythmus der Linie erfüllt. Durch die Betonung psychischer Erlebnisse und die immer mehr gesteigerte Verstärkung, Vereinfachung ihrer Ausdrucksformen, gelangte er zu der wuchtigen Teilung der Bildfläche, zu einem von Giotto und Signorelli zugleich geschulten Rhythmus der Körperbewegungen, der mit innerer Notwendigkeit zum Monumentalen führte. Seine Fresken in Zürich, Jena usf. stehen an Größe der Charaktere und an dekorativer Schönheit nicht nur hoch über Erler und Besnard, sondern sie stehen auch über Puvis de Chavannes und Marées. Sie sind neuzeitlicher empfunden. Ihre Linie ist ebenso bestimmt wie ihre Farbe hell. Und beides, das Hell-Dekorative wie die Fülle des Ausdrucks, stellt sie den Bestrebungen der „Jüngsten" an die Seite.

Zu den engeren Gesinnungsgenossen Hodlers gehören die Schweizer Amiet und Giacometti, die über den Neo-Impressionismus hinausgelangt sind zu einer expressionistisch freien Auffassung.

Noch eine Gruppe gliedert sich an die Erscheinungen Hodlers und Marées an, die ausschließlich monumentale Ziele verfolgt und den Menschen, vor allem den nackten, in den Mittelpunkt ihrer Kunst stellt. Der Anreger dieser Maler, deren Form in weiterem Sinne die Fortführung des Marées'schen Werkes bedeuten kann, ist Schmidt-Reutte gewesen. Er selbst gelangte kaum zu abgeschlossenen Werken und ist über großen Aktkompositionen gestorben. Aber seine Kunst, mit

männlichen Akten in geschlossenen Massen die Bildfläche zu füllen und die einfache Größe von Körperlinien wirken zu lassen, fiel auf fruchtbaren Boden. Auch diese Bewegung ist zu jung noch, um bleibende Resultate erreicht zu haben. Brühlmann empfing auch von Hölzel bedeutende Anregungen; aber er konnte in Monumentalkompositionen der Pfullinger Hallen und Einzelakten nur Versprechungen geben und ist jung gestorben. Hermann Hettner, der auch theoretisch hervortrat, erscheint in kühnen und starkfarbigen Aktkompositionen noch nicht abgeklärt, und mancher Gleichstrebende mit ihm. Nur Egger-Linaz hat eine gewisse Reife in schwerer harter Form gefunden. Karl Hofer wie K. Tuch schwanken noch zwischen diesen und malerischen Einflüssen von Cézanne und Gauguin; sie scheinen darauf zu deuten, daß vielleicht einmal beide verheißungsvolle Strömungen zusammenfließen.

Namen von jungen, oft noch wenig bekannten Künstlern, mußten zum Schlusse für Prinzipien genannt werden, denen nach aller Wahrscheinlichkeit die Zukunft unserer Malerei gehört. Etwas wunderbar Hoffnungsvolles ist es um diese Bestrebungen zu neuer Schönheit. Um ihretwillen nehmen die jungen Künstler freudig Mißverständnis und Not auf sich; denn sie fühlen es: die Zukunft gehört ihnen. Möge jeder, der es gut meint mit unserer Kunst, an das Schicksal Feuerbachs denken und, als mindestes, unterlassen, einen Stein gegen sie aufzuheben! Und besser noch: ihnen helfen.

Ein Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. R. Sommer-Gießen

In der Sitzung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft am 3. Januar 1912 ist, wie aus dem Aufsatz von Adolf Harnack (6. Jahrgang Nr. 5 der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, vom Februar 1912) hervorgeht, zunächst eine Einigung in folgendem Punkte erzielt worden:

„Daß ein großes, reich ausgestattetes Institut für Entwicklungs- und Vererbungslehre das dringendste Bedürfnis ist, davon haben sich wohl alle überzeugt; nur das kann zweifelhaft sein, wieviel sich zweckmäßig ihm angliedern läßt —, und welche Aufgaben die Pflege in besonderen Instituten erheischen. Daß es mit einem Institut nicht getan ist, ist auch gewiß geworden. Es wird die Aufgabe der Gesellschaft in den nächsten Monaten sein, auf Grund des

reichen Materials, das ihr zur Verfügung steht, und unter stetiger Beratung der Fachmänner die Fragen vollends zu klären und dann alsbald zur Bearbeitung der Pläne zu schreiten."

Obgleich dieses geplante Institut wohl in erster Linie naturwissenschaftlich-biologisch sein wird, wie dies auch in dem Aufsatz von Adolf Harnack zum Vorschein kommt, muß doch in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß die biologische Auffassung besonders im letzten Jahrzehnt auch auf das Gebiet der Familienforschung und Vererbungslehre beim Menschen übergegangen ist*), und daß zur Ergänzung der entwicklungsgeschichtlichen Studien im Gebiet der Keimzellenlehre eine wissenschaftliche Untersuchung der Vererbungsverhältnisse in den menschlichen Familien von fundamentaler Bedeutung für das Staatsleben ist. Während die genealogische Behandlung menschlicher Abstammung lange Zeit lediglich eine Spezialbeschäftigung innerhalb einzelner Familien war, sind neuerdings immer mehr die Beziehungen zur Vererbungslehre im allgemeinen in den Vordergrund getreten. Dabei hat die Psychiatrie eine sehr wesentliche Arbeit geleistet, indem sie das Auftreten von Geisteskrankheiten und Neurosen innerhalb der Gruppen von Blutsverwandten untersuchte, indem sie ferner, abgesehen von der bloßen quantitativen Bestimmung der Fälle von geistigen Störungen in den Familien, zu einer qualitativen Untersuchung der Krankheitsformen überging, ferner auch die Geistig-Normalen auf die Frage familiärer Belastung untersuchte und schließlich auf dem Boden der beobachtenden Psychologie immer mehr zu einer systematischen Erforschung der inneren Anlage gelangte.

Dabei stellten sich immer engere Beziehungen zwischen den Erscheinungen im Gebiet der psychiatrischen Vererbungslehre und den allgemeinen biologischen Vorgängen bei Menschen und Tieren heraus, so daß man schon jetzt eine wirkliche biologische Behandlung des ganzen Gebietes ohne genaueste Untersuchung der Abstammungs- und Entwicklungsverhältnisse menschlicher Familien nicht durchführen kann. Es hat sich infolgedessen im Gebiet der Vererbungslehre beim Menschen neuerdings eine immer engere Arbeitsgemeinschaft zwischen Genealogen, Psychiatern, Naturwissenschaftern und zum Teil auch Historikern vollzogen, wie sie bei dem ersten Kurs über Familienforschung und Vererbungslehre, der in Gießen im Jahre 1908 stattfand, hervorgetreten und zum Teil veranlaßt worden ist. Dem gleichen Zwecke soll der vom 9. bis 13. April d. Js. in Gießen stattfindende zweite Kurs mit Kongreß dienen, dessen Thema im Sinne meiner schon früher vorhandenen Bestrebungen in der Richtung der Regenerationslehre erweitert worden ist**).

Im Hinblick auf den Plan der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, ein Institut für Entwicklungs- und Vererbungslehre zu schaffen, frägt es sich nun, wie weit dabei die Vererbungslehre beim Menschen im Sinne einer systematischen Familien-

*) Vgl. Sommer: „Familienforschung und Vererbungslehre", 1904, Verlag von A. Barth in Leipzig.

**) Programme können vom Verfasser bezogen werden.

forschung vom biologischen Standpunkt berücksichtigt und organisatorisch durchgeführt werden kann. Ich habe nun für das Gebiet der Vererbungslehre und Familienforschung beim Menschen einen ähnlichen Plan schon früher entwickelt und zwar im Zusammenhang eines Vorschlages zur Einrichtung einer psychiatrischen Abteilung des Reichsgesundheitsamtes (vgl. Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift, XII. Jahrgang, Nr. 31 vom 29. Oktober 1910). Danach sollte diese psychiatrische Abteilung vier Unterabteilungen umfassen, über die an der genannten Stelle folgendes ausgeführt wurde:

„Das deutsche Irrenwesen ist infolge der Zusammensetzung des Reiches aus Bundesstaaten und infolge der in diesen sehr verschiedenen Gesetzgebung, durch welche z. B. in dem größten Staat Preußen die Provinzen die Irrenfürsorge übernommen haben, völlig dezentralisiert, so daß eine zentralistische Organisation der praktischen Irrenpflege völlig ausgeschlossen ist. Aus diesem Grunde erscheint auch das Zustandekommen eines deutschen Reichsirrengesetzes in absehbarer Zeit noch zweifelhaft. Anderseits hat die deutsche Psychiatrie, wie sich dies gerade bei dem Berliner Kongreß 1910 gezeigt hat, eine ganze Menge von gemeinsamen sozialen Interessen, deren Organ eine psychiatrische Abteilung des Reichsgesundheitsamtes werden könnte.

Die Entwicklung der Psychiatrie führt nach meiner Einsicht mit Notwendigkeit zu einer solchen Forderung. Zu der Anstaltsstatistik und der Behandlung des Anstaltswesens ist allmählich von seiten der klinischen Psychiatrie die Ursachenforschung getreten, die ganz in das soziale Gebiet führt.

Ferner hat das Studium der Vererbungserscheinungen und der endogenen Geisteskrankheiten immer mehr Beziehungen zu dem ganzen Leben und den Sitten des Volkes aufgedeckt, so daß die psychische Hygiene sich in der Richtung eines Studiums der Eugenik, d. h. der gesunden Anlage des Gesamtvolkes erweitert hat.

Ferner hat die Psychiatrie bei der Ausbildung ihres forensischen Teiles sehr wichtige Beziehungen zu dem Rechtsleben, besonders zur Strafrechtspflege erhalten.

Kurz in jeder Beziehung nimmt die Psychiatrie immer deutlicher die Formen einer sozialen Wissenschaft an, die mit Notwendigkeit neben der dezentralisierten Irrenpflege ein gemeinsames Zentrum der Forschung und Organisation verlangt. Ein solches ist in zwei Formen denkbar. Entweder als selbständiges psychiatrisch-sozial-wissenschaftliches Institut, oder, was sich vielleicht mehr empfiehlt, in der hier behandelten Weise als psychiatrische Abteilung des Reichsgesundheitsamtes.

In letzterer Form würde von vornherein klar zum Ausdruck kommen, daß es sich im Grunde um das Problem der Volksgesundheit in psychiatrischer Beziehung handelt, nachdem die Aufgabe der Fürsorge für die körperliche Gesundheit schon in der Organisation des bestehenden Reichsgesundheitsamtes ausgedrückt ist.

Die Organisation dieser Einrichtung denke ich mir folgendermaßen. Entsprechend den verschiedenen Teilen der sozialen Psychiatrie müßte dieses Institut aus vier Abteilungen bezw. Unterabteilungen bestehen. Aus:

1. einer Abteilung für Statistik und Anstaltswesen,
2. einer klinischen Abteilung, die besonders die Untersuchungsmethoden und die Ursachenforschung zu pflegen hätte,
3. einer Abteilung für forensische Psychiatrie, die sich zugleich mit den vielen in die Tagespresse gelangenden, zum Teil irrtümlichen Mitteilungen über psychiatrische Begutachtungsfälle zu beschäftigen hätte,
4. einer Abteilung für Vererbungslehre und psychische Hygiene im weitesten Sinne.

Zu 4. In bezug auf die Abteilung für Vererbungslehre und psychische Hygiene hat das Deutsche Reich sehr wichtige Aufgaben zu erfüllen, die in anderen Staaten, besonders in England, in Form der eugenischen Bestrebungen schon längst behandelt werden.

Sicher ist die psychische Hygiene ein ebenso wichtiges Moment in der Biologie des Volkes, als das Streben nach körperlicher Gesundheit.

Für alle vier Abteilungen wäre die Anlage eine Sammlung von größter Bedeutung

Als Voraussetzung auch hierfür erscheint mir bei der Zusammensetzung der Berliner Ausstellung von 1910 die Schaffung eines Reichsinstitutes für Psychiatrie, entweder in Form einer selbständigen Anstalt oder einer psychiatrischen Abteilung des Reichsgesundheitsamtes.

Es ist möglich, daß der entwickelte Plan Manchen als eine Utopie erscheinen wird. Ich kann mich aber vom geschichtlichen Standpunkt aus damit trösten, daß auch das erste große Programm der neuen Psychiatrie, das von Reil in den „Rhapsodien über den Wahnsinn" entwickelt wurde, seinerzeit als unlösbar erschien, während die Entwicklung des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart in außerordentlicher Weise sogar darüber hinaus gegangen ist."

Es ist ersichtlich, daß die vierte der genannten Abteilungen im wesentlichen das enthält, was auch für den Plan der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vom Standpunkt der Familienforschung beim Menschen in Betracht zu ziehen ist.

Mein Vorschlag einer psychiatrischen Abteilung des Reichsgesundheitsamtes ist in der Petitionskommission des Deutschen Reichstages behandelt worden und nach einem Referat von Herrn Dr. Höffel und einer Äußerung des Herrn Geh. Oberregierungsrates Freiherrn v. Stein dem Reichskanzler als Material überwiesen worden. Zu den dort geführten Verhandlungen habe ich in einem zweiten Aufsatz in der Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift*) Stellung genommen. Die Hindernisse, die der Ausführung des Planes in der vorgeschlagenen Form noch im Wege stehen, sind folgende:

1. Das Reichsgesundheitsamt hat bisher zur Erreichung seiner Aufgaben keinerlei klinische Institute eingerichtet, während es schon jetzt über eine Reihe von gut eingerichteten biologischen und sonstigen Laboratorien verfügt. Ich sehe darin kein prinzipielles Hindernis, da das Reichsgesundheitsamt sich seine Institute bisher nach dem fortschreitenden Bedürfnis geschaffen hat und es nicht einzusehen ist, weshalb nicht in diesem Rahmen auch kleine klinische Institute geschaffen werden sollen, wenn solche für bestimmte Aufgaben des Reichsgesundheitsamtes notwendig sind. Es handelt sich hier nach meiner Ansicht lediglich um die Frage der Exekutive, deren besondere Formen von der Art des Zweckes abhängig sind. Ich sehe jedoch ein, daß die vorläufige Abwesenheit von klinischen Instituten bei dem Reichsgesundheitsamt der baldigen Durchführung meines Planes hinderlich sein muß.

2. Ein Vorgehen in der vorgeschlagenen Richtung erweckt, wie dies besonders in der Rede des Herrn Dr. Höffel hervortrat, Bedenken wegen der Konsequenzen, indem man fürchtet, daß andere Fächer der praktischen Medizin (z. B. Säuglingsfürsorge, Krüppelfürsorge, Gewerbekrankheiten, Geschlechtskrankheiten usw.) mit ähnlichen Anforderungen auftreten könnten.

3. Vom Standpunkt der Reichsorganisation ist die völlige Dezentralisation des Irrenwesens in einigen der größten Bundesstaaten (Preußen und Bayern)

*) Vgl. VIII. Jahrg. Nr. 4. 22. April 1911: „Zur Frage einer psychiatrischen Abteilung des Reichsgesundheitsamtes."

dem Plan nicht günstig, weil man, wie das besonders in der Rede des Herrn Geh. Oberregierungsrates Freiherrn v. Stein hervortrat, durch eine solche psychiatrische Zentrale Eingriffe in die Rechte der Bundesstaaten bezw. der Provinzen und Kreise innerhalb der Bundesstaaten fürchtet. Diese Scheu ist zwar nach meiner Auffassung völlig unbegründet, da diese psychiatrische Zentrale rein wissenschaftlichen Charakter haben soll, ohne organisatorisch in die Aufgaben der Irrenpflege einzugreifen, so daß ich also inhaltlich diesen Einwand nicht anerkennen kann, aber praktisch wird eben die bisherige Denzentralisation des Irrenwesens der Einrichtung einer solchen psychiatrischen Abteilung vorläufig ebenso hinderlich sein, wie sich das bisher stets auch bei den von anderer Seite vorgebrachten Forderungen eines Reichsirrengesetzes immer wieder gezeigt hat. Bei diesem Hinweis auf ein Reichs-Irrengesetz möchte ich bemerken, daß die von mir vorgeschlagene Abteilung inhaltlich von einem solchen ganz unabhängig ist.

Zu meinem Vorschlag haben bisher in den Fachzeitschriften Alzheimer*) in München und Auerbach**) in Frankfurt a. M. Stellung genommen. Beide äußern sich im wesentlichen zustimmend zu meinem Plan, wobei ich von einigen Differenzpunkten in der Frage der Organisation, die sich besonders auf die von mir vorgeschlagene klinische Abteilung beziehen, vorläufig absehe. Besonders Auerbach äußert sich durchaus im Sinne meines Vorschlages, wobei er besonders auf die Vorbeugung der Nervenkrankheiten eingeht. Er sagt dort:

„Wie sehr aber auch für diese Frage eine Zentralstelle nottut, die das statistische Material, insbesondere auch über die Heilerfolge, die Belegung und die Betriebskosten der betreffenden Anstalten, ebenso wie die schon nicht mehr geringfügige Literatur sammelt, verarbeitet und den Interessenten, namentlich der Kommunal- und Provinzialverwaltungen sowie den Landesversicherungsanstalten zugänglich macht, das kann für keinen Sachverständigen mehr dem geringsten Zweifel unterliegen. Und wo könnte das zweckmäßiger geschehen als in einer neurologisch-psychiatrischen Sektion des Reichsgesundheitsamtes? Über die Einzelheiten der Organisation einer derartigen Abteilung müßten natürlich noch eingehende Beratungen gepflogen werden. Vorläufig dürfte es sich darum handeln, alle die Aufgaben und Arbeiten namhaft zu machen, deren Erledigung ihr obliegen würde. Es erscheint dringend wünschenswert, daß sich recht viele Fachgenossen hieran beteiligen."

Ich begrüße es lebhaft, daß mein Plan einer psychiatrischen Abteilung des Reichsgesundheitsamtes trotz der vorläufigen Widersprüche von seiten der Petitionskommission des Reichstages in den Fachzeitschriften von verschiedenen Seiten Unterstützung findet, und auch die Verhandlungen in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sprechen für die prinzipielle Richtigkeit des Vorschlags, besonders was den vierten Punkt, die Abteilung für Vererbungslehre und psychische Hygiene, betrifft.

*) Alzheimer: „Ist die Einrichtung einer psychiatrischen Abteilung im Reichsgesundheitsamt erstrebenswert?" Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1911, Bd. VI, S. 242.

**) Auerbach: „Die Errichtung einer besonderen Abteilung im Reichsgesundheitsamt zur Bekämpfung der Nerven- und Geisteskrankheiten", Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift, 1912, XIII. Jahrgang, Nr. 43.

Obgleich ich also von der Notwendigkeit der von mir vorgeschlagenen Einrichtung nach wie vor überzeugt bin, ist es unverkennbar, daß die Ausführung im Zusammenhang der Reichsorganisation zwar durchaus möglich ist, daß aber der Realisierung des Planes zurzeit noch mehrfach Hemmungen entgegenstehen.

Bei dieser Sachlage möchte ich die Frage aufwerfen, ob und wie weit wenigstens der Inhalt meines vierten Teilvorschlages im Zusammenhang eines Institutes für Familienforschung und Vererbungslehre beim Menschen im Rahmen der Pläne der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ausgeführt werden kann. Auch hier könnte man vielleicht entgegenhalten, daß bisher, abgesehen von der schon im Bau begriffenen chemischen Anstalt, zunächst im wesentlichen biologische Institute ins Leben gerufen werden sollen, aber die Familienforschung und Vererbungslehre beim Menschen ist ja eben im Laufe des letzten Jahrzehntes auf der zuerst von Ottokar Lorenz geschaffenen und dann u. a. von mir befestigten Grundlage ausgesprochen biologisch geworden, und je mehr dieser zugleich natur- und geisteswissenschaftliche Charakter der methodischen Familienforschung richtig zum Ausdruck gebracht wird, desto mehr werden die allgemeinen naturwissenschaftlichen Studien über Keimzellen, Entwicklungsmechanik, Vererbung von Form und Funktion, Artenbildung usw. durch eine naturwissenschaftliche Erkenntnis im Gebiet der menschlichen Familienforschung ergänzt werden.

Ich möchte daher vorschlagen, daß die zuständigen Stellen, besonders der Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sich mit der Frage beschäftigen, ob und in welcher Form die Familienforschung und Vererbungslehre beim Menschen innerhalb der Aufgaben der Gesellschaft in Form eines Institutes organisiert werden kann.

Anderseits erscheint es erforderlich, daß auch die Reichsbehörden sich mit der Frage einer psychiatrischen Abteilung des Reichsgesundheitsamtes weiter beschäftigen. Jedenfalls sollte der Plan eines Reichsinstitutes für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in einer der beiden erörterten Formen zur Durchführung kommen.

Franz Weilers Martyrium

Die Tragödie eines Kindes

Von Richard Knies

III.

Die Mutter richtet den Tisch zum Nachtessen. Es duftet nach heißem Fett und Pfannkuchen. Man setzt sich, die Eltern einander gegenüber an die Schmalseiten des Tisches, Franz und die drei jüngeren Brüder an die Längsseiten.

Der Vater legt die Fingerspitzen der rechten Hand an die Stirn und sagt im Schulmeisterton:

„Im Namen . . .!"

Jakob, der Zehnjährige, fährt fort und schnattert:

„. . . des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. O Gott, von dem wir alles haben, wir preisen dich für deine Gaben. Du speisest uns, weil du uns liebst, o segne auch, was du uns gibst. Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste. Amen."

Während des Betens schielt Franz zur Mutter, neben der sein Tischplatz ist. Sie hat noch die Binde um den Kopf. Nach dem Gebet zerschneidet sie die Pfannkuchen, legt jedem Kind ein Stück in den Teller und zerwürfelt es mit dem Messer. Es gibt Feldsalat und Brot dazu. Die Kleinen hat sie freundlich mit Essen versehen. Franzens Anteil schleudert sie in den Teller, ein böser Blick dazu, in dem ein Rachelodern flammt.

Dem gepeinigten Bub steigen die Tränen in die Augen. Bewegungslos sitzt er vor dem Teller und würgt seine Tränen hinunter. In der Nase rinnt es ihm feucht. Als er schnüffelt, merkt der Vater auf:

„Warum ißt der Kerl nix? Wer so fescht geschafft hat, muß auch esse könne!"

Franz schüttelt traurig den Kopf und haucht mit zuckendem Munde:

„Ich kann net!"

Nun herrscht die Mutter ihn an:

„Freß, du Hund, du vermaledeiter!"

Unwillkürlich greift das Kind ans Herz. Es ist ihm, als habe es inwendig gezerrt. Die Mutter hat ihn zum erstenmal Hund gescholten.

Jetzt knirscht des Vaters drohende Stimme:

„Untersteh dich, daß du em was machscht! Untersteh dich!"

Franz fühlt keinen Schutz für sich aus diesen Worten, und die anderen Kinder sehen ängstlich auf.

Man hört, wie draußen vor der Haustür schweres Ackergeschirr niedergelegt wird. Dann tappen genagelte Schuhe durch den geplätteten Hausgang. Es klopft.

Ein Bauersmann mit stoppelbärtigem Gesicht steht schwerfällig im Rahmen. Im herabgezerrten rechten Mundwinkel hängt ihm eine kurze Pfeife. Er nimmt sie heraus, hält sie in der einen Hand, mit der anderen setzt er die tuchene Mütze ab.

„Gun Owend beisamme! Gure Appedit aach zum Nachtesse! Ei, Herr Lähre, ich meecht mei Kleine moaje gäärn emol behaam behalde. Mei Fraa muß iwwer Feld zu einer Leich. Ehre Schweejern is gestorwe. Do sell mer die Kleine e bißje die Haushalding fihre!"

Der Lehrer spreizt sich ein wenig in schulmeisterlicher Würde, um den Wunsch des Bauern schließlich doch zu erfüllen.

Franz würgt seinen Pfannkuchen hinunter. Die Anwesenheit eines Gleichgültigen mindert seine Beengung.

Dem Bauer ist es nicht unbemerkt geblieben, daß die Mutter den Kopf verbunden hat, und er fragt:

„Na, Fraa Lähre, henn Se Koppweh?“

„Ja, so e bißje!“

Der Bauer denkt, wenn es nur ein bißchen ist, wozu da den Kopf zubinden, und laut sagt er:

„Bis moaje frih is es wieder vebei!“

Klappt den Pfeifendeckel auf, stößt den Mittelfinger in den Tabakskopf, auf dem mit buntigen Farben ein Jäger, mit seinem Hunde unter einem Baume ruhend, dargestellt ist. Die Glut ist erloschen; er schiebt die Pfeife kalt in den Mund.

Der Vater fragt, wie das Korn stehe und dies und das und geht mit dem Bauer hinaus.

Jakob haspelt schon das Gebet nach Tisch, während Franz noch ißt. Die Mutter schnarrt ihn an:

„Mach fort, Kerl!“

Da der Bub den Teller mit dem Rest Pfannkuchen zurückschiebt, nimmt sie ihn hinweg. Dann schöpft sie aus dem kupfernen Herdschiff heißes Wasser in den Spülzuber, gießt kaltes dazu und prüft die Temperatur mit der Hand. Sie spürt sich am Rock gezupft und dreht sich um. Franz steht hinter ihr und sagt mit leiser Stimme, in der ein Klang von Reue und Mitleid schwingt:

„Mutter, ich tu so was net mehr!“

Da zuckt sie die Hand aus dem Wasser und schlägt sie ihrem Kinde ins Gesicht. In brennender Röte sind vier Finger auf der Wange abgezeichnet.

„So, das war for dei Verräterei. Du kriegscht noch mehr. Das war net die letscht!“

Franz weint nicht. Er trocknet sich mit seinem roten Taschentuch die nasse Wange ab und geht auf die Türe zu. Gerade kommt der Vater wieder herein.

„Wo will der hin?“ fragt er.

„Ich muß mal enaus!“

Der Bub geht zuerst in den hinteren Hof, kehrt wieder zurück, huscht an der Haustüre vorbei und springt ans Hoftor. Leises Aufklinken, Durchzwängen des Körpers durch das zu einem ganz schmalen Spalt geöffnete Tor, damit es nicht gärrt und knarrt.

In mächtigen Sätzen läuft er die Straße hinab und verschwindet um die Ecke.

Die Gassen sind schon still. Es ist Spätdämmerung geworden. In den Höfen rasseln die Futtereimer und schnarren die Häckselmaschinen.

Franz will zu seiner Tante, einer Schwester seines Vaters. Er muß seine Besuche immer heimlich bei ihr abstatten. Der Vater ist nicht gut zu sprechen auf den Schwager. Der ist Gemeinderat und hat einmal gegen eine Eingabe der Lehrer wegen Erhöhung des Wohnungsgeldes gestimmt. Die Mutter ist nicht gut zu sprechen auf die Schwägerin, weil sie mit ihrem Manne in glücklicher Ehe lebt und darum eine heitere Frau ist. Das kommt der unglücklichen Ehefrau verrückt und hochmütig vor, und sie weiß es gar nicht, daß sie neidisch ist.

Der Onkel ist ein reicher rheinhessischer Weinhändler und tüchtiger Wingertsmann. Er hat Schliff und gute Manieren. Als junger Mann war er draußen in der Welt. Das schleift an dem Menschen Ecken und Kanten ab, rundet, poliert, macht biegsam und hellsichtig. Mit seiner Frau war es nicht anders. Als sie einmal ihren Bruder besuchte, hatte er die damalige Erzieherin und Reisebegleiterin kennen gelernt und sich gewundert, wieviel praktische Erfahrungen sich das Mädchen auf seinen Reisen gesammelt hatte. Wie die zu plaudern wußte von französischem und portugiesischem Weinbau. Und wie sie in ihrem ganzen Benehmen fraulich und doch energisch und klug war.

Und der alte Herrgott wollte so zwei Prachtstücke nicht umsonst gezüchtet haben. Die sollten ein kerniger Edelstamm werden zur Erhaltung guter kräftiger Art. Da gab er ihnen die Liebe. Sie heirateten sich, und aus der Gouvernante adliger Kinder wurde eine prächtige Wirtschafterin. Anfangs passierten ihr ja allerhand Drolligkeiten. Aber dann lachten sie beide, und er lehrte sie, was sie wissen und können mußte. Es war nicht immer leicht. Doch ein fröhliches Eheglück oder eine glückliche Ehefröhlichkeit ist ein gesunder Boden, auf dem alles gut gedeiht.

Zu diesem Paare wollte Franz fliehen.

Wie er nach seinem Anklopfen und ihrem Herein die Tür öffnet, sieht er Onkel und Tante und die drei Vettern beim Nachtessen sitzen.

„Ei!“ ruft die Tante, „was en späte liewe Besuch!“

Und der Onkel gleichzeitig:

„Eijajeijajei! Was führt dann unsern Franz noch emal so spät zu uns?“

Franz ist befangen und entgegnet nur:

„Ei, ich wollt nur noch e bißje bei eich bleiwe!“

Er weiß sich nun selber keine Rechenschaft zu geben, warum er eigentlich gekommen ist. Er begreift jetzt selbst nicht mehr, wie er so unüberlegt aus dem Elternhause fortlaufen konnte. Denn dorthin zurück muß er ja doch wieder. Solange ein Blitz braucht, um über den Himmel zu zickzacken, steigt und versinkt wieder in seinem Herzen ein knabenhafter Abenteurerplan. Er will mit den Zigeunern entweichen, die vorm Dorfe lagern. Aber da sagt die Tante:

„Na, komm her, Franz, setz dich noch en bißje zu uns!“

Franz tritt in den Lichtkreis. Sie haben schon die Lampe brennen. Frau Elisabeth und ihr Mann bemerken die stark geröteten vier Striche auf der Wange des Kindes. Sie sehen sich mit Bedeutung an; nun können sie sich das späte Kommen erklären. Im Herzen der Frau wallt warm die Mütterlichkeit auf, und sie zieht den kleinen Neffen an sich. Er widerstrebt leise und sieht scheu auf den Mann. Frau Elisabeth versteht. Diese zarte Seele kann sich nicht jedem preisgeben, das gemarterte Kinderherz sucht eine weiche Mutterseele. Sie stößt den Mann mit dem Fuße an und deutet mit den Blicken nach der Tür.

Die Buben, drei-, sieben- und elfjährig, lärmen:

„Mama, de Franz muß mit uns bade! Gell, Mama? Mama, sag doch: ja!"

Der jüngste wünscht es mit halber Schadenfreude. Er geht nicht gern ins Wasser.

„Mama, Franz werd aach bebad, dell, Mama? Wie ßon emal!"

Denn Franz war schon mehrmals bei dieser fidelen Bubenwäsche.

„Ja!" beruhigt die Mutter die Schreihälse, „geht nur eweil nüwer in die Badeküch!"

Das Kleeblatt rückt aus, auch der Mann entfernt sich.

Als die Frau mit dem Bub allein ist, fragt sie mit inniger Stimme:

„Gell, de Franz will mer was sage?" und zieht ihn fest an ihre Brust. Er läßt es jetzt geschehen, schüttelt aber auf ihre Frage verneinend den Kopf. Sie legt den linken Arm um den schmächtigen Knabenkörper und die Fingerspitzen der rechten unter sein Kinn, hebt den Kopf empor, so daß die Augen auf die ihren gerichtet sind, und fragt wieder:

„Gell, du hascht Schläg kriegt daheim?"

Da schießt dem Kinde die Schamröte ins Gesicht, sein Mund zuckt. Die Tante fragt wieder:

„Haschte was Böses getan?"

Was Böses getan? Franz kann nichts Böses erkennen in seiner Tat. Sie war auch nicht böse, nur verkehrt. Das Kind weiß nun ganz klar, daß die Eltern an ihm schuldig geworden sind, und schüttelt abermals verneinend den Kopf.

Frau Elisabeth weiß, was allen im Dorfe bekannt ist, und fragt nichts mehr. Vielmehr setzt sie den Bub ganz auf ihren Schoß, küßt ihn zart auf die Stirne und sagt:

„Nein, du hascht nix Böses getan!"

Dabei fährt sie ihm kosend übers Haar:

„Mein armer Bub! Aber die Tante hilft dir jetzt!"

Die resolute Frau faßt in diesem Augenblicke den Entschluß, einzugreifen und das Kind zu befreien. Sie wird es auf einen Skandal ankommen lassen. Ach was! Skandal! Man wird dann im Dorfe eine Zeitlang nur eifriger und lauter über das reden, worüber die Leute jetzt nur hin und wieder leise tuscheln.

Während dieser Erwägungen der Frau träumt das Kind den Wunsch, immer bei der Tante sein zu dürfen. Wie sie ihn so streichelt, ist es ihm, wie wenn die spannende, juckende letzte Kruste sich von einer Wunde löst. Verwundete Kinderherzen heilen so rasch. Man sagt, sie haben Weinen und Lachen in einem Kämmerchen.

Er umschließt den Hals der Tante und meint:

„Sag zum Babba, er soll mich verkaufe, un dann tuscht du mich kaufe!"

Die Frau ist beglückt von diesem naiven Kindervertrauen, drückt den Bub lieb und hält ihm den Mund hin:

„Gib de Tante auch mal en Kuß!"

Er erwidert halb verwirrt, halb traurig:

„Ich weiß net, wie mers macht! Die Mama will nie ein hawwe von mir!"

Da legt Frau Elisabeth die Lippen auf die seinen und spürt, wie sie sich ganz leise zusammenziehen zu einem schmetterlingleichten, sammetzart geschlürften Kusse und glaubt, nie einen lieberen empfangen zu haben.

Dann stellt sie den Kleinen auf, erhebt sich, faßt ihn bei der Hand und sagt:

„Komm, jetzt gehn mer mal zusamme nüwer zu den Buben und puddeln im Wasser. Und heunt Nacht schläfschte mal bei uns. Ich geh nachher zu deim Vater und sags em!"

Sie nimmt statt dreier Nachtkittel viere und geht mit Franz in die große Badeküche. Bauern sparen nicht am Raum, wenn sie bauen. Da ist bereits eifriges Leben. Die zwei älteren, Jean und Willem, sind schon splitternackt und gerade dabei, den kleinen Emil auszuziehen. Der strampelt und sträubt sich. Es hilft ihm nichts, die Brüder sind stärker. Als er Franz mit der Mutter eintreten sieht, reibt er die beiden Zeigefingerchen aufeinander und ruft:

„Ätsch, Fanz werd aach bebad, ätsch!"

Er wirft jetzt sogar selbst sein Hemdlein aus und hüpft auf den dicken Speckfüßchen herum.

Jean und Willem sind in die große Badewanne gestiegen, der eine steht am Kopfende, der andere am Fußende. Sie schleudern sich mit den hohlen Händen das laue Wasser ins Gesicht. Der kleine Emil kräht sein Lachen, weil Willem flinker ist und sich in derselben Zeit zweimal bückt, die Jean braucht, um sich einmal zum Wasserschöpfen zu neigen.

Die Lustigkeit steckt Franz an. In hastender Eile nestelt er die Schuhriemen auf, wirft die Jacke aus, die Hosen, strippt die Strümpfe von den Beinen, zieht das Hemd über den Kopf und stürmt auf die Wanne zu. Zwei riesige, triefend voll Wasser gesogene Badeschwämme sausen ihm wider Gesicht und Brust. Er achtet es nicht, ist mit drei Sätzen an der Wanne und läßt sich in der Mitte zwischen den beiden Vettern schwer hineinplumpsen. Hochauf, in schwerem, breitem Strahle patscht das Wasser in die Höhe. Jean und Willem halten schützend die Hände vors Gesicht, lassen sich dann auf Franz purzeln, der sich ihrer zu erwehren sucht, und kitzeln ihn.

„Hurrah! Mama, hurrah!" brüllt Willem, „die Seeschlacht bei Trafalgar. Die Armada kriegt Knüppel! Haut sie, daß die Lapp . . ."

Weiter kommt er nicht. Franz drückt ihm den Kopf unters Wasser, läßt ihn aber gleich wieder los. Das rote Gesicht taucht heraus. Willem gurgelt, prustet, pfaucht, schnäuzt. Er hat Wasser geschluckt.

Die Mutter hat den Jüngsten auf dem Arm und sieht lachend zu. Sie nähert sich der Badewanne und sagt:

„Allo, der Emil setzt sich auch hinein!"

Aber der Kleine hat die Wasserscheu; er zetert und wehrt sich.

Da sieht die Frau, wie Franz sich in der Wanne plötzlich steil aufrichtet und gespannt lauscht.

Er zuckt, preßt die Knie in Angst zusammen, seine Blicke flattern wie Vögel, die ein Schreckschuß aus friedsamer Ruhe aufgescheucht hat.

Er hat seines Vaters Stimme draußen im Hofe gehört.

„Tante Liesel, der Vater!"

Frau Elisabeth beruhigt ihn:

„Still, nur still! Ich wasch nur den Emil rasch ab und leg ihn ins Bett. Dann geh ich naus zu deim Vater."

Als Emil hört, daß er nur abgewaschen wird, seufzt er erleichtert:

„Dott sei Dant!"

Die Mutter besorgt ihn, bringt den Kleinen ins Schlafzimmer, kehrt wieder zurück zu Franz, nimmt seinen nassen Kopf zwischen die Hände und sagt tröstend:

„Kei Angscht hawwe, mein liewer Bub, kei Angscht hawwe. Ich geh gleich enaus zu em!"

Die zwei älteren Vettern fragen:

„Gell, du hascht was angestellt?"

Franz gibt ihnen keine Antwort, steigt aus der Badewanne, hüllt sich in ein mächtiges Frottiertuch, trocknet sich ab und zieht sich an.

Draußen nimmt Frau Elisabeth den Bruder beiseite und beginnt ohne Umschweife:

„Sag emal, du, was habt ihr denn mit dem Bub gemacht? Das Kind ist ja in heller Verzweiflung! Pfui tausend, so en arme Wurm so zu malträtiere, daß er flüchtig geht!"

„Ich haw em doch nix gemacht, im Gegenteil!"

„Ach, im Gegenteil!! Bleib still, bleib still! So ne Verzweiflung kommt net von ein Mal. Da is viel vorausgange, bis das so weit hat komme könne. Du scheinscht net zu wisse, was das ganze Dorf weiß: daß der arme Bub zwische euch zwei Mühlstein vermahle wird mit euern ewige Zwistigkeite! Ich tät mich schäme als Lehrer!"

„Lieb Lisbeth, des sin Sache, wo dich nix angehen!"

„Sie sin mich seither nix angange. Awwer von heut Awend ab gehen se mich an. Denn das Kind ist zu mir geflohe. Ich müßt kei Mutter sei und mit sore arm Kreatur kei Erbarme hawwe, wenn ich da net helfe tät. Das Kind bleibt heunt bei mir!"

„Das Kind geht jetzt sofort hin, wo's hingehört!" äfft der Bruder ihr nach.

„Wenn du für den Bub, dein eigen Fleisch und Blut, noch en Funke Lieb hascht, läßt du ihn heunt emal da. Verstehste?"

„Nein, sag ich, der Lausbub, der verfluchte, geht heim!" schreit der Lehrer in heller Wut.

In die Frau springt ein Widerwille gegen den maßlos zornigen Mann. Sie sieht, daß da augenblicklich Vernunftgründe nicht helfen. Wut und Brutalität

lassen nicht auf sich einwirken, die müssen sich austoben oder niedergehauen werden. Am liebsten würde sie das letzte tun. Sie weist den Wütenden voller Verachtung zurecht:

„Reiß mal dein großes Maul net so weit auf, denn erschtens bischte da in meinem Haus, und zweitens is es net nötig, daß du dem Kind da drin sei Angscht noch größer machscht. Nemm dann den Bub in Gottesnamen für heunt noch emal mit. Awwer ich möcht dich freundlich ersucht hawwe, das Kind heunt net mehr zu haue!"

„Wer will dann dem Dreckkerl was tun? Der soll bleiwe, wo er hingehört, und soll net mit seim Durchbrenne sei eijene Leut schlecht mache!"

„Ach Gott, Peter, streng dich net an! Da kann von Schlechtmache gar kei Red sein. Das besorgt der Bub net, das besorgt ihr zwei selwer! Morgen komm ich mal enaus zu dir und zu deiner Frau. Es wird sich dann e Form finde lasse, unner der der Bub emal e par Woche oder Monat bei mir sein kann. Ihr macht ja den arme Kerl zu erem seelische Krüppel. Bedenkschte dann garnet, daß du eigentlich der ganze Menschheit Rechenschaft üwwer dei Kind schuldig bischt? Oder geht dir das üwwer dein Landschulmeisterhorizont?"

„Aha! Aha! Wenn die abgedankt adlig Gouvernante nur auf die Landschulmeister donnern kann!"

„Is gar kei Red davon! Liewer Freund, vermengsel mer net wieder allerhand! 's wär mer leid, wenn alle Landschulmeischter so wärn wie du!"

Die beiden ungleichen Geschwister bleiben vor der Haustür stehn. Die Schwester klinkt den offenen einen Flügel zu und wendet sich wieder an den Bruder:

„Awwer ich will mich net von meim Thema abbringe lasse durch dein dumm Geschwätze. Vielleicht erinnerschte dich noch, mal was von de Spartaner gehört zu hawwe. Vielleicht weischte auch noch, daß die ihre schwache und verkrüppelte Kinner kaltblütig abgemurxt hawwen, weil die doch nix getaugt hätten fürs gröschte spartanische Heiligtum, für den Staat, fürs heilige Vaterland. Und weischte, was das Gesunde an däre spartanische Grausamkeit war? Ei, daß sich jeder als klein Glied vom Große betrachtet hat, dem er diene wollt, und daß sie die Gesellschaft stark und gesund erhalten wollten durch kräftige, brauchbare Aufzucht. Und in dem Geischt hawwen se auch ihre Kinner groß gezoge. Das war e Soldatevolk und hat auf die rohe Kraft geguckt und wollt kei körperliche Krüppel. Und du machscht aus deim Kind en seelische Krüppel, der für die Menschheit nix taugt. Hascht denn du dir schon emal üwwerlegt, daß gerade du als sogenannt gebildeter Mann in klar bewußtem Zusammenhang mit der Menschheit stehe sollscht? Das is Pflicht und net was du für Pflicht anguckscht: zu drille, was der Schulinspektor hawwe will. Deine Selbschtzufriedenheit, wenn alles klappt, das is noch lang net das Bewußtsein der Pflichterfüllung, mein Liewer! Das is so en billig Vergnüge, das die Stumpfheit von deiner Seel, zu der du dich degradiert hascht, sich leischtet. Sonscht nix.

Weischt denn du, was die Seel üwwerhaupt is? Im Katechismus stehts; ganz recht. Seite so und so viel. Aber sind denn Begriffe jemals in dir lebendig geworde? Und sin die Vergleiche, die viele tiefe Vergleiche von der Kinderseel in dir zum Lewe gekomme? Das hascht im Seminar mechanisch auswendig gelernt, awwer zum Erlebnis is dir's net geworde. Sonscht könnschte dich unmöglich so an deim Kind versündige. Direkt durch die brutal Behandlung — tu net so erstaunt — und indirekt durch das miserawel Ehelewe, das du führscht. Das wird dir auch was Neies sein, daß die Ehe wie nix sonscht auf de Welt geeignet is, die Seele zu verfeinern und mit Erkenntnisse zu fülle, weil da Menschen verschiedenen Geschlechts und verschiedengradiger Seelenwerte beisamme sin. Die sollen sich ausgleiche und im Ausgleich sich ergänze. Ach du liewer Gott! awwer deine Eh und deine Seel! Was tuscht du dann für deine Seel? Als frommer chrischtlicher Lehrer gehschte der Gemeind mit gutem Beispiel voran und alle viertel Jahr beichte und kommuniziere und bischt gerechtfertigt vor — dir selwer. Und in de Zwischezeit malträtierschte dei Frau und dei Kinner zu seelische Krüppel. Und den arme Franz am meischte. Denn dem Bub seine Seel is en Engelslied. Und wenn du mir die kaput machscht . . . !"

Frau Elisabeth geht der Atem stoßweise vor Schmerz und Entrüstung.

Der Lehrer steht und putzt die Fingernägel; die Worte der Schwester fallen in ihn wie Hammerschläge. Aber sein Trotz — er nennt ihn Männlichkeit — ist stark und zerbirst nicht. Er sagt spöttelnd zu Frau Elisabeth:

„An dir is en Professor oder en Pfarrer verlore gange!"

Sie hat ihre Erregung gemeistert und antwortet ihm mit ruhiger Würde:

„Komm erein und nemm dein Kind mit. Wenn dir die Auge nur net emal auf e schrecklich Art und Weis' aufgehn. Du könnscht's schon dazu treiwe. Komm jetzt, Peter, und hol dein Kind!"

Das hat unterdessen zwischen Hoffen und Bangen gewartet. Als Franz angezogen war und seine Tante immer noch nicht zurückkam, fing er wahrhaftig an zu glauben, sie unterhandele mit dem Vater wegen des Verkaufs. Und er träumte sich in ein großes Glück, das im süßen Banne einer mütterlichen, weich-starken Frauenseele stand.

Da treten sie zur Tür herein, die Tante und der Vater.

Ein hilfesuchender Blick geht zur Tante. Die zwei Buben, durch Franzens Schweigen selbst ein wenig traurig gestimmt, hatten aufgehört zu spielen, sich gegenseitig mit den Schwämmen gefegt und waren eben gerade daran, sich abzutrocknen, als der Onkel und die Mutter kamen.

Diese zieht ihnen jetzt die Nachtkittel an und kommandiert scherzend:

„Allo, linksum — kehrt! Ins Bett marschiert!"

Aber sie hüpfen an der Mutter hinauf und ziehen ihren Kopf herab zum Kusse.

„Gu' Nacht, Mama, schlaf gut in Gottes Name!"

Und dann, aber nicht so stürmisch herzlich und ohne Kuß:

„Gu' Nacht, Franz — Gu' Nacht, Onkel!"

Sie gehen auf die zu den Schlafzimmern führende Tür zu. Doch plötzlich wendet sich Willem noch einmal um und ruft seinem verängstigten Vetter zu:

„Franz, schlaf auch gut in Gottes Name!"

Er legt Nachdruck darauf. Er meint, damit ein Unrecht gut zu machen, deshalb, weil er nicht gleich so gesagt hat. Den Onkel befiehlt er nicht in Gottes Namen, nur den Franz will seine Liebe auszeichnen.

Frau Elisabeth schließt die Doppeltür hinter den Buben.

Gerade sagt ihr Bruder zu Franz:

„Un mir gehen jetzt auch heim!"

Wieder geht Franzens Blick hilfesuchend zur Tante. Sie bemerkt es, geht auf das Kind zu und faßt es bei der Hand:

„Heunt gehschte noch emal heim. . ."

Franz zieht seine Hand zurück. Sein Gesicht ist graufahl. Eine Welt ist untergegangen in ihm. Sie ist nicht tosend eingestürzt, ein unermeßliches Vertrauen glaubt sich getäuscht. Franz fühlt in seiner Brust wie eine Falltür geöffnet, aus der etwas hinabsinkt. Es könnte ein Atemzug verdichteter Luft sein. So empfindet man's. Es sinkt durch den Leib, durch die Beine; die Erde öffnet einen Abgrund von unendlicher Tiefe. Und auch dahinein fühlt man sinken, was vor einem Atemzug noch in der Brust war; aber die ist jetzt wie hohl.

Franz meint, seine Beine spreizen zu müssen, um nicht auf die Seite zu fallen.

Die Neugeburt einer Seele aus der geliebten anderen wurde im Keime getötet.

Frau Elisabeth bleibt das Grauen des Kindes nicht verborgen. Sie streckt die Hand nach ihm aus. Franz weicht abermals zurück und schiebt instinktiv die Hand in die des Vaters.

Nun beugt sich die Frau nieder und flüstert dem Kinde ins Ohr:

„Gib mer noch en Kuß!"

Ein geistesabwesender Blick aus vergebens sinnender, irrer Seele trifft sie. Man könnte ihn so auslegen:

„Was willst du? Du bist eine seltsame Fremde! Ich kenne dich nicht. Was willst du?"

Der Lehrer sagt zu seiner Schwester:

„Gu' Nacht!"

Sie gehen. Franz läßt sich widerstandslos fortführen. Er fühlt und denkt nichts, beachtet nicht den Abschied der Tante am Tor.

Auch auf den Gassen tapst er gleichgültig neben dem Vater her. Sie sind still und dunkel. Es ist die Zeit des Vollmondes; da steckt man im Dorfe die Straßenlaternen nicht an, auch dann nicht, wenn sich wie heute dichte Wolken vor die Himmelsnachtlampe legen.

Erst vor dem Elternhause geht ein Ruck durch Franzens Körper.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bildungswesen

Die Hochflut der Angriffe auf unsere **humanistische Bildung**, dieses Wahrzeichen und Palladium aller höheren Geisteskultur der abendländischen Welt, hat abgeebbt. Auf der einen Seite haben sich weite Kreise der Nation, und zwar nicht zuletzt auch in den praktischen Berufszweigen, unzweideutig zu der Überzeugung bekannt, daß wir jenen alterprobten Bildungsweg nicht verlassen können, ohne uns selbst schwer zu schädigen; auf der andern Seite haben die Vertreter der Philologie längst die bessernde Hand angelegt, um in Wissenschaft und Schule die vielfach verlorengegangene Fühlung zwischen den Atertumsstudien und der Gegenwart herzustellen. Sehr groß ist die Anzahl der literarischen Erscheinungen, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, dem modernen Menschen das Erbe der Vergangenheit nahezubringen und zuzueignen. Zwei Bücher möchten wir hier herausgreifen; das eine stammt aus der Feder Robert v. Pöhlmanns, des antiken Historikers an der Universität München: Aus Altertum und Gegenwart (München, Beck). Schon die erste Abhandlung „Das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers" eröffnet weite und fruchtbare Gesichtspunkte. In ein uns heute wieder auf die Nägel brennendes soziales Problem führt uns die Schilderung der Wohnungsnot in den antiken Großstädten, und mitten in die Auseinandersetzung zwischen Agrar- und Industriestaat hinein versetzt uns die Darlegung über Tiberius Gracchus als Sozialreformer. Ein Aufsatz wie der über das „technische" Jahrhundert ist geeignet, auch dem unbedingtesten Anhänger Ostwalds und seiner Gefährten die Augen zu öffnen über die kimmerische Öde einer rein auf mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundlage aufgebauten Weltanschauung. Was uns das „Sokratesproblem" zu sagen hat, ermißt man sofort, wenn man sich nur erinnert, daß das gesamte Denken Fr. Nietzsches und seine Stellung zur historischen Romantik orientiert ist nach der Frage seines wechselnden Verhältnisses zu dem großen Rationalisten und Sophisten des fünften vorchristlichen Jahrhunderts. Was wir Heutigen alles aus der Betrachtung der Antike lernen können, führt in geradezu packender Anschaulichkeit der letzte Beitrag vor: Über die Geschichte der Griechen und das neunzehnte Jahrhundert. Wir sehen hier, wie sich je nach der Einstellung des Auges auf den ästhetisch-klassizistischen Blickpunkt Goethes oder den demokratisch-liberalen Grotes oder den historisch-psychologischen der neuesten Forschung die Perspektive des Bildes verschiebt, das wir uns vom Hellenentum machen, und wie die Schwankungsbreite der Wertung den rosenroten Optimismus von Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands" einerseits, den schwarzseherischen Pessimismus in Jakob Burckhardts „Griechischer Kulturgeschichte" anderseits einschließt.

An das Publikum im weitesten Sinne wendet sich P. Cauer in seinen Vorträgen über „Das Altertum im Leben der Gegenwart" („Aus Natur- und Geisteswelt", 356. Bändchen, Teubner, Leipzig 1911). Entgegen dem Bestreben, im Altertum mit einseitiger Betonung immer nur das Abgeschlossene, Gleichartige hervorzuheben, macht der um die Aussöhnung der Altertumswissenschaft mit der Neuzeit hochverdiente Verfasser Ernst mit der Durchführung des Entwicklungsgedankens und der Anwendung freiester Kritik auf die Antike, deren tatsächlichen Kern wir ebenso aus der Hülle des Dogmas herauszulösen hätten wie den des Christentums. Cauer hat den Mut der Forderung, daß auch in der Schule die sicheren Ergebnisse rückhaltlos mitgeteilt werden und alle angeblich pädagogischen Umdeutungen unterbleiben sollen; auch hier wünscht er im Sinne des Schillerschen Idealismus „Erziehung zur Freiheit." Unter diesen Gesichtspunkten führt er die verschiedenen Gebiete des antiken Schaffens in Literatur, Religion, Kunst, Wissen-

schaft, Staat vor und läßt dabei eine Fülle von Lichtblicken auf bisher vielfach anders aufgefaßte Erscheinungen, besonders der homerischen Welt, fallen. Wer sich rasch eine Überschau über die moderne Betrachtung dessen verschaffen will, was wir Griechen und auch Römern verdanken, wird die kleine Schrift mit vielem Nutzen lesen.

Prof. Dr. Meltzer-Hannover

Tagesfragen

Der Dilettant. In einem Essay über den Schriftsteller las ich neulich die oft widerlegte, deswegen aber noch immer gleich gefürchtete Verherrlichung des Dilettanten. Nur der Dilettantismus ist fruchtbar, heißt es da, weil der Dilettant von seinen Fähigkeiten und seiner Tätigkeit so gut wie nichts weiß, weil es ihm niemals in den Sinn kommt, nach seinem „Können" zu fragen. Er kennt auch keine „Arbeit". Nur beim Dilettanten decken sich Mensch und Beruf. Darum ist er auch der wahre Künstler, welcher unbewußt gleich einem Schlafwandler sich über Dächer und Türme setzt, aber herunter fällt, sobald man ihn anruft, sobald er bewußt wird.

Wir haben all diese Sätze vom Unbewußten und Unterbewußten des Künstlers, von der Naivität alles großen Schaffens und von der Mission des Dilettanten schon so oft gehört, daß sie uns kaum mehr berühren können. Goethe war der erste, welcher dieses Loblied des Dilettantismus sang, aber was er meinte, war nicht der Dilettant in unserem Sinne, sondern der Amateur, der Dilectus, den Rudolf Kaßner in seinem viel zu wenig gelesenen Büchlein über den Dilettantismus (Frankfurt a. M., Rütten und Loening) als den großen Herrn definiert, welcher die Flöte blies und glücklich war, sein Leben mit schönen Dingen zu füllen. Der heutige Dilettant ist nicht mehr Amateur, sondern er drängt aus dem Rezeptiven hinaus ins Produktive, macht aus seiner Vorliebe ein Geschäft. Dreiviertel unserer heutigen Bücher, Feuilletons, Kritiken, sogenannte Kunstwerke jeder Art überhaupt sind Dilettantenarbeit. Der wirkliche Künstler steht da ein wenig kopfschüttelnd abseits, ärgert sich ein wenig, lächelt wohl auch ein wenig, wenn in Journal und Zeitschrift das wilde Heer mit Lob und Verriß sein possierliches Wesen treibt. Wir sind wohl heute alle psychologisch viel zu geschult, um nicht sofort derartige Definitionen als altes Eisen zu empfinden, das auch die Hammerschläge eines guten Stils nicht wieder gebrauchsfähig machen können. Wer glaubt heute noch an die alte Phrase der Genialitätsperiode, daß alles Große von Außenseitern geschah? Das Leben dieser großen Außenseiter, Robert Mayers etwa, ward uns seither viel zu gut bekannt, als daß wir sie noch als Außenseiter empfinden könnten. Sie waren Vorläufer, in ihrer Zeit noch Unverstandene, aber der Weg zu ihrem Ziel war genau so bewußte Arbeit, äußerste, geregelte, systematische Anspannung aller Kräfte um eines Zweckes willen, wie das zu jeder Leistung erforderlich ist. Und in der Kunst? Dürer, Lionardo, Goethe und Dante und Shakespeare, Mozart und Beethoven, das sind alles künstlerische Berufsmenschen, denen jede andersartige Beschäftigung nur eine Quelle mehr bedeutet, daraus den Strom ihrer künstlerischen Persönlichkeit zu speisen.

Gewiß, jeder Künstler ist Amateur, ehe er Künstler wird. Denn ehe jemand schafft, zeigt er erst Interesse für das Gebiet, auf welches ihn seine schöpferischen Kräfte hinweisen. Er ist auch in seinen ersten Arbeiten Dilettant insofern, als seine Fähigkeiten noch nicht auf der Höhe seiner Absichten stehen, als er eben zunächst mehr diese Absichten im Auge hat, als sich des Weges zu ihrer Erfüllung bewußt ist. Aber Künstler in einem höheren und höchsten Sinne wird er erst in dem Augenblicke, wo er vollkommen zu diesem Bewußtsein gelangt, wo er von seinen Fähigkeiten und seiner Tätigkeit immer mehr, so gut wie alles, weiß, wo er sich in allem zunächst nach seinem „Können" fragt. Denn gerade das ist es, was den Künstler vom Dilettanten unterscheidet, sein Werk im Gegensatz zum Dilettantenwerk zu etwas organisch in sich Vollendetem macht. Alles andere Gerede vom Unbewußten, Naiven usw. bezieht sich nicht auf den Künstler an sich, sondern auf den für die Kunst geeigneten Menschen und ist, auf das Schöpferische angewendet, nichts als Geschwätz und Phraseologie.

Man lese Goethes Gespräche, Briefe und Tagebücher, Balzacs Briefe an Frau Hanska (soeben in einer schönen deutschen Ausgabe im Inselverlag herausgekommen und ein wichtiges Vademecum für jeden Künstler),

man vertiefe sich in die Korrespondenz selbst eines sogenannten ganz Intuitiven wie Heinrich v. Kleist, in das, was Heine über seine Lyrik sagt, und man wird überall einen höchst bewußten, selbstkritischen Kunstverstand am Werke sehen, der auswählt und verwirft, ordnet, feilt und hämmert und ebenso kühl in der Kritik am Eigenen wird, wie er heißblütig leidenschaftlich in der Konzeption war. Für jeden großen Künstler beginnt die schwere Arbeit erst nach der Intuition.

Das eben scheidet ihn vom Dilettanten gründlich, und das macht unsere heutige Überflutung mit dem Dilettantismus in ihren verbreiternden und verflachenden Begleiterscheinungen so überaus gefährlich für die an sich schon dürftigen Lebensbedingungen echter Kunst. Der Dilettant hat es ja so leicht! Für ihn ist die Empfängnis alles, die Gestaltung nichts. Er hat kein echtes Material nötig, liegen ihm doch in allen Künsten die Phrasen und Oberflächlichkeiten, die Allgemeinheiten und Posen bequem zur Hand. Sie sind sein Material, weil er nicht selbstschöpferisch, sondern eben rezeptiv ist, und er sieht als Schriftsteller etwa gar keine Schwierigkeiten darin, den richtigen Ausdruck zu finden, sondern ist am Ende vielmehr beglückt von der Überfülle der Worte, die sich zu ihm drängen und die er kaum zu bewältigen vermag. Er sieht nicht, wie abgegriffen und abgenutzt diese Worte sind, wie sie aus anderen Gedankenverbindungen herstammen und sich mit den seinen so gar nicht decken wollen. Es fehlt ihm da die wichtigste Eigenart des Künstlers: Kritik der Sprache. Er kennt nicht die ungeheuerlichste, die rein künstlerische Qual, das Bewußtsein, daß für jeden wahren Künstler auch die reichste Sprache immer wieder bettelarm ist und in mystischer Arbeit ganz neu zum Panzer und zur Waffe für ihn gehämmert werden muß.

Diese Leichtigkeit der Dilettantenproduktion, welche sich nicht nur in die Spalten der zwölftausend deutschen Zeitungen und Zeitschriften ergießt, sondern auch das Meer unserer Bücher von Jahr zu Jahr in bedauerlicher Weise stärker anschwellen macht, verschlechtert die Lebensmöglichkeiten der wirklichen Kunst aufs beträchtlichste. Je höher die allgemeine Produktivität steigt, desto tiefer sinkt das Geschmacksniveau. Der alte Hausdichter, welcher ja auch schon früher in keiner Familie fehlen durfte, hat sich gemausert; er tritt mit seinen privaten Vergnügungen an die Öffentlichkeit, beansprucht ernst genommen zu werden, Geld zu verdienen. Ja, die vielen Schriftstellerverbindungen, mit denen wir gesegnet sind und die deutsch unentwegt für die soziale Würde des Schriftstellers kämpfen — als ob soziale Würde vom Beruf abhinge und nicht von der Persönlichkeit! —, sind zum guten Teile nichts anderes als die Zusammenrottungen von Dilettanten, welche die Ehre, die sie selbst ihrem Berufe nicht schaffen können, nun von außen an ihn heranbringen möchten.

Unsere Literatur ist die typische Dilettantenliteratur mit ihrer Gleichmäßigkeit im Stil, ihrem Mangel an eigenen Gedanken, ja man darf wohl sagen mit ihrer Furcht vor eigenen Gedanken als eingeschmuggelter Ware, die sich nicht bezahlt macht. Diese Schnellfertigkeit voluminöser Bände ist eben Dilettantenarbeit wie die ulkige Manie der Aktualität, die sich heute, wenn Wilde gerade beliebt ist, erotisch-pervers gibt, um sich morgen mit Emphase den deutschen Heimatskunstbart zu streichen. Da ist mir der jetzt so gern verspottete trockene alte Stubengelehrte lieber; es ist doch noch ehrliche Arbeit — bessere Arbeit, als der pikante Blender sie liefert, über dessen Tinte und Feder weder Herz noch Hirn sitzen.

Der Dilettant von heute ist ein Routinier geworden; damit hat er seiner Existenzberechtigung das Urteil gesprochen. Routine des Dilettantismus ist ein Widerspruch in sich. Es heißt eine Entwicklungsstufe konstant machen und diejenigen, welche nicht über sie hinausgelangen, zu Herren über die anderen einsetzen. Die natürliche Folge davon ist das allgemeine Bestreben, alle Tiefen auszugleichen, damit sie sich nicht von der allgemeinen Oberfläche unterscheiden. Wir haben jüngstens einen Goethe für Jungens bekommen und werden nun hoffentlich bald auch einen Stendhal, einen Balzac für Jungens haben.

Und wenn das dann glücklich so weit ist, dann wird jeder Dilettant schnell entdecken, wie gering eigentlich die Differenz zwischen ihm und Balzac ist, und es wird überhaupt keine eigentliche Literatur mehr notwendig sein.

Lothar Brieger-Wasservogel in Berlin

Reichsspiegel

(vom 12. bis 18. März)

Deutschland und England

Englands Freundschaftsbeziehungen zu Frankreich und Amerika — England und Rußland — Englands europäische Politik — Deutsch-englische Verständigung und Englands bestehende Ententen

Wenn England jetzt eine Verständigung mit Deutschland sucht, so ist es doch zugleich entschlossen, an dem bestehenden System seiner Ententen und Freundschaften festzuhalten. Es muß dies als ein Axiom der englischen Politik betrachtet werden, und wir würden uns nur Illusionen hingeben, wenn wir eine sofortige Lockerung der englisch-französischen Beziehungen erwarteten. Daneben würde jeder Versuch, den wir in dieser Richtung unternehmen wollten — selbstverständlich lassen wir solches hübsch bleiben —, diese Beziehungen nur festigen und eine deutsch-englische Verständigung erschweren.

Nun wird auf deutscher Seite gefragt: weshalb erstrebt denn England eine Verständigung mit uns, wenn es doch die französische Freundschaft nicht aufgeben will? und man fragt weiter, ob England es auch wirklich ernst mit einer solchen Verständigung meine.

Diese Politik Englands ist unschwer zu erklären. Zwischen England und Deutschland war im letzten Sommer eine starke Spannung entstanden aus Gründen, die direkt nur die deutsch-französischen Beziehungen, die deutsch-englischen aber nur indirekt betrafen. Einen Krieg mit Deutschland hat das englische Volk wohl nicht gewünscht; sonst hätte die englische Regierung Frankreich in den Kampf hineintreiben können. Seit der Liquidierung der Marokkofrage ist der letzte sichtbare Grund zu einem deutsch-englischen Kriege geschwunden. Wohl aber ist noch eine Spannung nachgeblieben, die die verschiedensten unübersehbaren Gefahrenmomente in sich birgt. Das ist es, was den Engländern den Wunsch nahe legt, eine Verständigung mit Deutschland zu suchen, die geeignet wäre, die Wiederkehr solcher gefährlicher Friktionen zu verhindern, wie sie im Sommer aufgetreten sind.

In der englischen Geschichte bildet solch ein Vorgehen kein Novum. So waren in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre die Beziehungen zwischen England und Frankreich recht gespannt, und zwar bildeten die Hauptursache der Reibungen ähnliche Ursachen, wie sie die deutsch-englischen Beziehungen des letzten Jahrzehnts trüben: die Verstärkung der französischen Flotte. Die englischen Flottenpaniken jener Zeit waren heftiger und länger als die, die wir selbst vor

wenigen Jahren erlebt haben. Und wie endete diese Rivalität? Auf die erste Flottenpanik folgte fast unvermittelt die Waffenbrüderschaft der beiden Nationen im Krimkriege. Als die zweite Panik einen bedrohlichen Umfang annahm, begann in der Londoner City und in den Industriezentren des Nordens eine Gegenkampagne zur Herstellung freundschaftlicher Beziehungen. Richard Cobden, der allerdings kein Kabinettsminister war, wurde nach Paris entsandt; man schloß einen Handelsvertrag, und dieser leitete die erste „entente cordiale" ein. Im Jahre 1896 erlebten wir den englisch-amerikanischen Konflikt, der durch den venezolanischen Grenzstreit hervorgerufen wurde. Das Einschreiten des Präsidenten Cleveland, der die Monroedoktrin in Frage gestellt sah, führte zu einer scharfen Krisis und zu leidenschaftlicher Erregung der öffentlichen Meinung. Kaum aber war der akute Konfliktsstoff beseitigt, als die englische Regierung eine Politik einschlug, die binnen weniger Jahre und zwar auf der Grundlage bedeutender Konzessionen, die Freundschaft begründete, die noch jetzt zwischen England und Amerika besteht. Schließlich ist auch die englisch-französische Annäherung im Anschluß an den Faschodastreit überraschend schnell gekommen!

Wir erkennen somit keinen Grund, der uns zwänge, an der Aufrichtigkeit einer englischen Politik zu zweifeln, die auf eine Verständigung mit Deutschland hinarbeitet, auch wenn die Entente mit Frankreich bestehen bleibt.

England hat sich seine Ententen und Freundschaften nicht wenig kosten lassen; sie sind tatsächlich so teuer zu stehen gekommen, daß es sie schon deshalb nicht leicht aufgeben könnte. England hat es zugelassen, daß Frankreich seine Stellung im Mittelmeer beträchtlich verstärkt und sich an der Nordwestküste von Afrika festgesetzt hat; es hat dadurch seine eigene Stellung im Mittelmeer geschwächt; die Annexion von Tripolis durch Italien kompliziert die Stellung Englands im Mittelmeer noch mehr. Lord Rosebery war der einzige englische Staatsmann, der 1904 öffentlich davor warnte, Marokko den Franzosen zu überlassen; außer den strategischen Vorteilen, die England in dem Abkommen von 1904 aufgab, opferte es auch seine Handelsinteressen in Marokko, deren Wiedergewinnung es nur der deutschen Marokkopolitik verdankt. Die Freundschaft mit Rußland hat England vielleicht noch mehr gekostet. Rußland zuliebe gab es in der Balkankrisis seine alte Freundschaft mit Österreich kurzer Hand preis. In dem Abkommen von 1907 gewährte es Rußland Vertragsrechte in Afghanistan und Tibet und gab ihm eine Handhabe, seinen politischen und wirtschaftlichen Einfluß in Nordpersien in einer Weise auszudehnen, die Rußlands Stellung Indien gegenüber durchaus zu Rußlands Gunsten verschiebt. Der Traum von einem Indischen Ozean unter britischer Flagge wird dadurch immer utopischer. Diese Freundschaften stellen somit eine Kapitalsanlage dar, die in Zukunft vielleicht noch größere Aufwendungen nötig machen wird. Sollte nun England all dies angelegte Kapital aufgeben und die teuer bezahlten Freundschaften mit Frankreich und Rußland, deren Stellung im Mittelmeer und im mittleren Osten es selbst so bedeutend hat verstärken helfen, sich in das

Gegenteil umwandeln lassen? Wenn darum England jetzt eine Verständigung mit Deutschland erstrebt, so bedeutet das vorläufig nicht eine ganz neue Orientierung, sondern nur eine Ergänzung seiner bisherigen Politik. Es ist eine Rückversicherung gegen die Gefahren dieser Politik, die den Engländern die Ereignisse des letzten Sommers so drastisch vor Augen geführt haben.

Betrachten wir nun diese Politik — Verständigung mit Deutschland unter Beibehaltung der bisherigen allgemeinen Orientierung — vom deutschen Gesichtspunkt aus. Wenn wir zurückblicken, so zeigen die Ententen und Freundschaften Englands eine große Elastizität. Es ist kein Zweifel, daß sie zeitweise einen bündnisartigen Charakter angenommen haben, obwohl ein wirkliches Bündnis nirgends besteht. Unter gewissen Umständen stellen sie sogar nur sehr lockere Verbindungen dar. In der Marokkokrisis von 1905 und in Algeciras deckte England die französischen Ansprüche. Dagegen konnte man im Jahre 1906, wo bei uns die Besorgnis vor der Einkreisung wohl am stärksten war, bemerken, wie der französische Ministerpräsident Clemenceau bei jeder Annäherung Englands sichtlich zurückwich, um sich bedenklichen Verwicklungen zu entziehen. Die Balkankrisis von 1908/9 fand Frankreich nicht im mindesten kriegslustig, und die vermittelnde Haltung der französischen Regierung hat nicht wenig zu ihrer Lösung beigetragen. Während der letzten Marokkokrisis deckte England wiederum die französischen Ansprüche. In den beiden Fällen, wo es sich um französische Interessen in Marokko handelte, hat England seine Verpflichtungen von 1904 erfüllt und die französische Politik unterstützt. Anderseits finden wir nicht, daß Frankreich dies England gegenüber getan hat, wenn nicht unmittelbare französische Interessen in Frage standen.

Für alle die Ententen, die die heutige europäische Konstellation kennzeichnen, ist es charakteristisch, daß sie im Grunde nur politische Tendenzen anzeigen, nicht aber vertragsmäßige Verpflichtungen, die bestimmt genug formuliert waren, um nach ihnen bestimmte politische Aktionen einzuleiten.

Die Ententen haben die älteren Bündnisse zum Teil modifiziert zum Teil ergänzt. Das älteste der kontinentalen Bündnisse, das zwischen Deutschland und Österreich, hat noch immer die stärkste Lebenskraft. Sein Zweck ist, einen russischen Angriff abzuwehren, der die Unterstützung einer anderen Macht fände. Wenn die Balkankrisis einen Krieg entzündet hätte, so wäre für Deutschland der casus foederis eingetreten. Aber heute haben wir das Bündnis mit Österreich durch eine Entente mit Rußland ergänzt. Rußland hat also eine Entente ebenso mit uns wie mit England. Und wenn die englisch-russische Entente, wenigstens vorübergehend, eine antideutsche Tendenz gehabt hat, oder nach der Auffassung gewisser englischer Kreise doch haben sollte, so ist ihr diese Spitze durch das deutsch-russische Abkommen von 1911 abgebrochen worden. — Die englisch-französische Entente enthielt nur für England, aber nicht für Frankreich, eine bindende Verpflichtung, nämlich die, die französischen Ansprüche auf Marokko diplomatisch zu unterstützen. Diese Verpflichtung hat mit der

Liquidierung der Marokkofrage ihr Ende gefunden. Seitdem handelt es sich in der englisch-französischen Entente nicht mehr um vertragliche Verpflichtungen und auch nicht mehr um eine bestimmte Politik, sondern nur noch um politische Tendenzen. Diese aber hängen in erster Linie von den deutsch-französischen Beziehungen ab. Die ganze Politik, die England während der letzten Jahre verfolgt hat, hatte, wie wir wissen, das Ziel, im Falle eines deutsch-französischen Konfliktes seinen Einfluß zugunsten Frankreichs in die Wagschale zu werfen. Mit der Erledigung der Marokkoangelegenheit ist nun die einzige akute Reibungsursache zwischen Deutschland und Frankreich weggefallen. Der alte Gegensatz und auch die Revancheidee ist freilich noch immer, wenn auch mehr oder weniger latent, vorhanden. Aber mit den französischen Wunden von 1870 verhält es sich wie mit den Wunden des heiligen Januarius in Neapel: man kann sie nach Belieben bluten lassen.

Wir sehen indes, daß sie nur dann wieder anfangen zu bluten, wenn andere große politische Fragen besonderen Anlaß geben. Für eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich zur Verfolgung gemeinsamer Interessen, wie sie in den achtziger und neunziger Jahren verschiedene Male stattgefunden hat, namentlich unter Jules Ferry und Hanotaux, ist unter den gegenwärtigen Umständen keine Aussicht vorhanden; wir haben augenblicklich auch keine weltpolitischen Ziele, bei denen uns Frankreich besonders nützlich sein könnte. (Siehe auch die beiden Aufsätze von Franz Wugk-Paris in den Heften 48 und 50, 1911.) Frankreich hat auf absehbare Zeit den Anschluß an England gefunden. Für uns wäre es vergebliche Liebesmühe, eine „Versöhnung" mit Frankreich zu suchen. Anderseits besteht zwischen Deutschland und Frankreich jetzt kein Grund zu Friktionen; und gerade der Wunsch Englands, mit uns zu einer Verständigung zu gelangen, beweist, daß seit der Erledigung der Marokkofrage die deutsch-französischen Beziehungen eine wesentliche Entspannung aufweisen. Unter diesen Umständen hat die Entente Englands mit Frankreich, soweit die deutschen Interessen in Frage kommen, keine positiven Ziele, sondern nur den mehr negativen Zweck, den status quo zu erhalten.

Was ist nun die europäische Politik Englands?

Man muß die Vorfrage stellen: welche Rolle spielt die europäische Politik in der allgemeinen Politik Englands? Diese Frage läßt sich im gegebenen Augenblick sehr schwer beantworten. Die politischen Interessen Englands erstrecken sich über die ganze Welt, und welche Interessen im gegebenen Falle die englische Regierung am meisten in Anspruch nehmen: ob es Ostasien, Indien, der nahe oder mittlere Osten oder die Beziehungen zu den europäischen Mächten sind, darüber dürfte das Urteil kompetenter Beobachter häufig auseinandergehen. Nur eine Tatsache steht fest: das Kabinett Asquith wünscht die englische Politik von dem Druck zu entlasten, den der englisch-deutsche Gegensatz auf sie ausübt.

Es lassen sich dafür verschiedene Gründe anführen. Die Entwicklung in China macht ein Zusammengehen aller interessierten Weltmächte wünschenswert.

Die Beendigung des türkisch-italienischen Krieges liegt im Interesse aller Mächte und ebenso die Verhinderung eines etwaigen Ausbruchs auf dem Balkangebiet. England mag es je länger, je mehr empfinden, daß die Konzentration seiner Flotte in der Nordsee dazu geführt hat, daß das Mittelmeer und der Pazific von englischen Kriegsschiffen entblößt sind. Man wird auch den innerpolitischen Grund anführen dürfen, daß ein beträchtlicher Teil der liberalen Partei und der liberalen Presse die Marokkopolitik des Kabinetts mit großer Schärfe kritisiert und eine Verständigung mit Deutschland gefordert hat. Und wenn dieser Grund, wie wir glauben, eine Wirkung ausgeübt hat, so muß man auch den Einfluß der politisch-radikalen Presse, wie Daily News, Manchester Guardian, Nation und Economist, auf die englische Politik entsprechend einschätzen (vgl. Leitartikel in Heft 8, 1912).

Eine deutsch-englische Verständigung kann demnach allerdings eine Lockerung der Triple-Entente bedeuten, wenn man sie in dem Lichte der Einkreisungspolitik betrachtet, die die Triple-Entente in gewissen Zeiten ohne Zweifel verfolgt hat. Die englische Regierung gibt vor, in der letzten Marokkokrisis keine andere Rolle gespielt zu haben als Deutschland in der Balkankrisis. England habe die französischen Ansprüche auf Marokko diplomatisch unterstützt, ganz wie Deutschland in der Balkankrisis die Annexionspolitik Österreich-Ungarns unterstützte. Das ist von englischen Ministern amtlich erklärt worden, und wenn wir wollen, daß den Erklärungen unserer Minister im Ausland Glauben geschenkt wird, so müssen wir auch die englischen Erklärungen hinnehmen. Die Westminster Gazette, die während der ganzen Marokkokrisis eine wahrhaft staatsmännische Haltung bewahrt hat, hat wiederholt das Argument gebraucht: wenn Rußland so kurze Zeit nach der Balkankrisis mit Deutschland zu einer Verständigung gelangen konnte, so sollte nach Erledigung der Marokkokrisis auch ein deutsch-englischer Ausgleich nicht unmöglich sein. Das Ergebnis einer deutsch-englischen Verständigung würde also sein, daß England zwar an seinen Ententen festhielte, daß aber diese Ententen die Spitze gegen Deutschland verlören. Die englisch-französische Entente würde somit für uns ebenso jeder akuten Gefahr beraubt werden wie die englisch-russische.

Aber zwischen England und Deutschland bestehen verhältnismäßig wenig akute Konfliktstoffe, wenigstens viel weniger, als seinerzeit zwischen England und Frankreich und zwischen Frankreich und Rußland bestanden hatten. In Ostasien sind unsere Interessen die gleichen; im nahen Osten wünschen beide Mächte die Erhaltung des status quo und die Beendigung des türkisch-italienischen Konfliktes; und in der Frage der Bagdadbahn sollte, nachdem wir uns mit Rußland auseinandergesetzt haben, und nachdem die Bagdadbahngesellschaft ein neues Abkommen mit der türkischen Regierung geschlossen hat, ein Ausgleich zwischen England und Deutschland keine unüberwindlichen Schwierigkeiten vor sich haben. Ob die Rüstungsfragen einen Gegenstand der

Verhandlungen zwischen England und Deutschland bilden können, wissen wir nicht, aber wir bezweifeln es. Die Schwierigkeiten einer positiven Formulierung, die weder die Interessen noch die berechtigten Empfindlichkeiten beider Nationen verletzte, sind, wie schon früher (Heft 8, S. 357) gezeigt wurde, sehr groß.

Alfa

Der Diamanten-Ausfuhrzoll

Verordnung vom 16. Dezember 1908 — Gestehungskosten — Änderung des Diamanten-Ausfuhrzolles — Nettozoll — Gleitende Skala

Als seinerzeit die ersten deutsch-südwestafrikanischen Diamanten gefunden wurden, erging am 16. Dezember 1908 eine Verordnung des Gouverneurs, deren § 1 bestimmte: „Die Ausfuhr von rohen oder ungeschliffenen Diamanten aus dem deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete unterliegt einem Zoll, welcher 10 Mark für das Karat oder 48,60 Mark für das Gramm beträgt" (Deutsches Kolonialblatt 1909 S. 189). Dieser Satz konnte aber nur als ein provisorischer angesehen werden, da durch diese Form der „spezifischen Zölle", die sonst die Grundlage des deutschen Zolltarifes bilden, weder die Interessen des Fiskus noch die der Diamantenförderer genügend berücksichtigt werden konnten. Dem Fiskus bot der feststehende Satz keine Möglichkeit, an etwaigen Preiserhöhungen zu partizipieren, während für den Förderer ein fester Zollsatz von 10 Mark eine zu große Belastung bedeutete, zumal gerade die bedeutend wertvolleren Steine (der Wert wächst im Quadrat zur Schwere) zu ungunsten der kleineren verhältnismäßig durch den Gewichtszoll enorm bevorzugt waren. Nachdem sich daher einigermaßen übersehen ließ, welchen Preis die südwestafrikanischen Diamanten auf dem Weltmarkt erzielten, wurde der spezifische Zoll in einen Wertzoll umgewandelt, und zwar geht die Entstehung des jetzigen Ausfuhrzolles von $33^1/_3$ Prozent vom Bruttowert der Diamanten zurück auf das Abkommen zwischen der Kolonialverwaltung und der „Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" über das Sperrgebiet vom 28. Januar 1909. Im Schlußprotokoll zu diesem Vertrag heißt es: „Die Kolonialgesellschaft hat sich dem Kolonialamt gegenüber zur Überlassung eines Anspruches bereit erklärt, nachdem der Herr Staatssekretär die Erklärung abgegeben hat, daß er in Aussicht genommen habe, den gegenwärtig bestehenden Diamantenausfuhrzoll von 10 Mark für das Karat in einen Zoll, der etwa einem Drittel des Wertes entspricht, umzuändern, sobald die Verhältnisse dies gestatten werden. Der Herr Staatssekretär hat ferner in Aussicht gestellt, daß, falls die Gestehungskosten bei der Diamantengewinnung eine wesentliche Steigerung erfahren sollten, diesem Umstand durch eine entsprechende Gestaltung des Ausfuhrzolles Rechnung getragen werden soll."

Dieser Fall ist nun seit einiger Zeit eingetreten; denn zur Zeit des Abschlusses des Vertrages berechnete man allgemein die Gestehungskosten der deutschen Diamanten auf 2 bis 3 Mark für das Karat und bezeichnete dies als einen ganz besonderen Vorteil gegenüber der Diamantengewinnung im englischen Südafrika. Nunmehr steht jedoch fest, daß die Gestehungskosten der deutschen

Diamanten jetzt schon zwischen 5 und 10 Mark liegen und sicher noch darüber hinausgehen werden, wenn man harte Konglomerate und tiefer unter Dünensand liegende diamantführende Schichten abbauen will. (Tägliche Rundschau vom 21. Mai 1911.) Die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" äußerte sich in ihrem letzten Rechenschaftsbericht zu dieser Frage wie folgt: „Der Reichtum der Diamantfelder im südlichen (Sperrgebiet) wie im nördlichen Diamantgebiet hat durchweg die gehegten Erwartungen enttäuscht. Es ist als feststehend anzusehen, daß ein großer Teil der Südfelder und wohl sämtliche nördlich des 26. Breitengrades gelegenen Diamantfelder bei dem jetzigen fiskalischen Ausfuhrzoll von $33^1/_3$ Prozent des Bruttowertes der Diamanten überhaupt nicht abbauwürdig sind. Die bisherigen Versuche, nördliche Diamantfelder zu finanzieren, sind an diesem Umstand gescheitert, und die Mehrheit der kleineren im Sperrgebiet tätigen Diamantgesellschaften hat aus demselben Grunde ohne Ertrag gearbeitet." Nach einer Mitteilung der Handelszeitung des Berliner Tageblatts vom 30. Dezember 1911 lauten die aus Deutsch-Südwestafrika über das Wirtschaftsleben einlaufenden Berichte äußerst pessimistisch und der starke Geldmangel hat eine Reihe von Zusammenbrüchen zur Folge gehabt. „Ganz besonders macht sich im Diamantengebiete eine Krisis bemerkbar, die durch verschiedene Ursachen hervorgerufen wird. In erster Reihe erschwert der starke Arbeitermangel einen rationellen Abbau der Diamantfelder, andererseits werden durch die steigenden Förderungskosten die Betriebe erheblich belastet. Hinzu kommt, daß der Ausfuhrzoll in Höhe von $33^1/_3$ Prozent angesichts der erhöhten Produktionskosten sich besonders unangenehm fühlbar macht. Ein rentabler Abbau im Diamantengebiet ist in den meisten Fällen nicht mehr möglich, und so kommt es, daß von den im Jahre 1909/10 gegründeten etwa hundert Diamantgesellschaften fast alle bereits von der Bildfläche verschwunden sind. Einen Abbau betreiben überhaupt nur noch die koloniale Bergbaugesellschaft (Lenzgruppe) mit etwa 20000 Karat monatlicher Förderung, die Deutsche Diamantgesellschaft (Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika) mit etwa 15000 Karat, die Colmanskopgesellschaft, die Vereinigten Diamantminen in Lüderitzbucht und die dem Fiskus gehörende Diamantenpachtgesellschaft. Alle anderen Diamantgesellschaften haben den Betrieb wegen Unrentabilität eingestellt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die jetzt noch abbauenden Gesellschaften zum Teil ihre Betriebe nicht oder doch nicht in dem jetzigen Umfange aufrecht erhalten können." Gerade aus dem Abschluß der größten Fördergesellschaft in Südwestafrika, der Deutschen Diamantgesellschaft m. b. H., geht hervor, wie einschneidend der Zoll auf die Erträgnisse der meisten Gesellschaften gewirkt hat; denn diese Gesellschaft kann nur 137500 Mark an die Anteilseigner als Gewinn verteilen, während der Fiskus an Abgaben und Zöllen 1,63 Millionen Mark erhält. Selbst unter der Annahme, daß die Gesellschaft im Interesse der Agitation zur Abänderung des Zolles und aus anderen politischen Gründen die Ausbeute im Berichtsjahre künstlich niedergehalten hätte, kann man dies als ein überaus ungünstiges

Ergebnis bezeichnen, da die Gesellschaft im Jahre 1910 immerhin 135038 Karat Diamanten gefördert hatte. Unter der Herrschaft des jetzigen Ausfuhrzolles können die zahlreichen kleinen Lüderitzbuchter Diamantgesellschaften, die nur über zersprengte und tiefer im Inneren gelegenen Felder verfügen, nicht prosperieren. Tausende von Feldern im Norden von Lüderitzbucht, deren Prospektierung große Summen von Kapital und menschlicher Arbeitskraft erforderte, sind verlassen, weil sie keinen Gewinn beim Abbau lassen, und nur diejenigen Unternehmungen, die sich in der ersten Zeit der Diamantfunde die bestgelegenen Felder aussuchen konnten und über ein zusammenhängendes Areal nahe der Küste verfügen, waren imstande, den Bruttozoll aufzubringen und dabei noch Gewinn zu erzielen. Ganz beträchtlich ist die Produktion an Diamanten hinter dem Vorjahre zurückgeblieben; denn nach den amtlichen Ermittlungen sind seit dem 1. April bis Ende November 1911 nur 516801 Karat gefördert worden gegen 554252 Karat in der gleichen Zeit des Vorjahres, und zwar gestaltete sich die Diamantförderung in Deutsch-Südwestafrika in den letzten Monaten im Vergleich mit dem Vorjahre wie folgt:*)

	Karat	
	1911	1910
April—September	398 924	424 186
Oktober	60 803	61 764
November	57 074	68 302
zusammen . . .	516 801	554 252

Diese ungünstigen Verhältnisse haben denn auch das Reichskolonialamt veranlaßt, sich mit der Frage einer Änderung des Diamanten-Ausfuhrzolles zu beschäftigen. Auf der im September v. Js. abgehaltenen Generalversammlung der „Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" gab der Reichskommissar, Wirklicher Geheimer Legationsrat Dr. v. Jacobs, im Namen des Reichskolonialamts folgende bemerkenswerte Erklärung ab:

„Die Politik des Reichskolonialamts ist darauf gerichtet, den Ausfuhrzoll auf Diamanten so zu gestalten, daß auch die ärmeren und kleineren Gesellschaften zu ihrem Rechte kommen. Im Reichskolonialamt schweben gegenwärtig Erwägungen, ob und in welcher Weise die jetzige Bruttoabgabe in einen Nettozoll umgewandelt werden kann und ob eine bessere Verteilung der Steuerlast möglich sei. Staatssekretär v. Lindequist ist sich im Prinzip darüber klar, daß diese wichtige Frage nicht allzulange hinausgeschoben werden darf. Die Angelegenheit hat den südwestafrikanischen Landesrat bereits beschäftigt, und das

*) Welchen Einfluß die Diamantabgaben, die sich zum überwiegenden Teil aus dem Zoll zusammensetzen und nur zum kleinen Teil aus Bergwerksabgaben, Schürfgebühren usw., auf den Etat von Deutsch-Südwestafrika haben, geht daraus hervor, daß im Etat für 1912 mit einer Einnahme von 10,3 Millionen Mark aus dem Diamantenbergbau gerechnet wird gegenüber 18,6 Millionen Mark Gesamteinnahmen des Schutzgebietes. Diese im Etat vorgesehenen Summen würden jedoch nicht annähernd erreicht werden, wenn seitens der größeren Gesellschaften weitere Betriebseinschränkungen oder gar Förderungseinstellungen vorgenommen werden sollten.

Reichskolonialamt erwartet zurzeit den Bericht des Gouverneurs. Bevor dieser Bericht eintrifft, kann eine Entscheidung nicht getroffen werden. Die Lösung der Frage erscheint keineswegs einfach; das Reichskolonialamt hat alle möglichen Vorschläge sorgfältig geprüft, es muß aber immer im Auge behalten werden, daß der Fiskus dabei nicht zu kurz kommt, da die Einnahmen aus dem Diamantenzoll für den südwestafrikanischen Bahnbau dringend benötigt werden. Es ist anzunehmen, daß die Angelegenheit in absehbarer Zeit zur Erledigung gelangt." (Handels-Zeitung des Berliner Tageblatts vom 4. September 1911.)

Wie aus der Äußerung des Reichskommissars hervorgeht, ist die Einführung eines Nettozolles geplant; denn es ist selbstverständlich, daß eine einfache Herabsetzung der Prozentzahl, z. B. auf 20 Prozent, nicht in Frage kommen kann. Erstens würde hierdurch dem Fiskus eine sehr große Einnahmequelle entgehen und der Etat des Schutzgebietes würde sich nicht so günstig gestalten, wie es jetzt der Fall ist; zweitens darf man nicht aus dem Auge lassen, daß die südwestafrikanischen Felder nicht von gleicher Qualität sind. Es gibt Felder, die bei $33^1/_3$ Prozent noch einen bedeutenden Überschuß lassen, und es gibt Felder, deren Abbau selbst bei 20 Prozent Ausfuhrzoll nicht mehr rentabel ist. Mit einer einfachen Herabsetzung des Zolles wäre also weder dem Fiskus noch den Diamantförderern gedient. Es kann demnach nur eine Art „Veredelung" der Zolltechnik in Frage kommen: Der Zoll ist nicht wie bisher vom Bruttoertrage, sondern unter Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse vom Nettoertrage zu erheben.

Schon vor längerer Zeit hatte die Lüderitzbuchter Minenkammer in Vorschlag gebracht, den Ausfuhrzoll vom Bruttowert der Diamanten durch eine Abgabe vom Reingewinn zu ersetzen. Die Minenkammer wies in ihrer Berechnung nach, daß ein Ausfuhrzoll von 40 Prozent vom Reingewinn bei Zugrundelegung eines Gestellungspreises der Diamanten von 5 Mark für das Karat und bei Annahme einer weiteren Produktion in der jetzigen Höhe die Abgaben der Regierung bei der Kolonialen Bergbaugesellschaft und der Colmanskopgesellschaft nicht wesentlich schmälern würde, daß also eine solche Umänderung des Zollsystems im wesentlichen nicht den gutgehenden, sondern den anderen Diamantgesellschaften zugute kommen würde, die unter schwierigen Verhältnissen ärmere Felder bearbeiteten. Da man indessen damals mit der Abneigung der Behörden, das bequeme Bruttosystem durch das einen komplizierten Kontrollapparat voraussetzende Nettosystem zu ersetzen, rechnen mußte, so schlug die Minenkammer gleichzeitig eine anderweitige Regelung des Zolles vor, indem sie zwar einen Ausfuhrzoll vom Bruttowert beibehielt, ihn aber durch gleitende Skala in ein direktes Verhältnis zu den Gestehungskosten der Diamanten brachte. Von anderer Seite wurde angeregt, den Bruttozoll nur bei denjenigen Gesellschaften unverändert zu erheben, deren Gestehungskosten nicht über 5 Mark für das Karat hinausgehen, bei einer Steigerung der Förderkosten um je 1 Mark über 5 Mark hinaus aber den Ausfuhrzoll um 2 Prozent zu ermäßigen. Selbst bei einer

stufenweisen Steigerung der Gestehungskosten würden sich nach dieser Berechnung noch sehr arme Alluvialfelder, sekundäre Konglomerate und voraussichtlich auch Blaugrund abbauen lassen. Natürlich müßte durch eine rechtzeitige Kontingentierung dafür gesorgt werden, daß die Diamantpreise nicht fallen, zumal eine solche Kontingentierung in erster Linie die starken Schultern treffen würde, während ein hoher Ausfuhrzoll die Schwachen belastet. Auch würde eine Kontingentierung — unterstützt durch den Umstand, daß überall wegen des abgeänderten Ausfuhrzolles auch die ärmeren Felder abgebaut würden — eine wirtschaftlich verständige, die Lebensdauer des Diamantenbergbaus verlängernde Maßnahme sein, während ein irrationeller überstürzter Abbau in einer verhältnismäßig kurzen Zeitperiode weder im allgemeinen Interesse des Schutzgebietes noch im finanziellen fiskalischen Interesse läge. (Vgl. die Ausführungen von Kuttner im Tag vom 6. September 1911.)

Allerdings stehen der Einführung der Nettoverzollung erhebliche Schwierigkeiten gegenüber: Während bei der jetzigen, denkbar einfachsten Art der Zollerhebung die Regie beim Verkauf für den Fiskus sofort $33^1/_3$ Prozent abzieht, so daß weder Fiskus noch Förderer bei dieser Zollvergütung irgend welche Arbeit haben, müßte bei der Nettoverzollung der Fiskus vor allem die Bücher der Förderer nachprüfen. Um bei seinem Etat nicht zu kurz zu kommen, müßte der Fiskus feststellen, wie hoch der Reingewinn ist und ob die Abschreibungen richtig bemessen sind. Da nun bekanntlich viele südwestafrikanische Unternehmungen von vornherein nur mit einem ganz geringen Nettogewinn arbeiten können, weil die Gründer sich seinerzeit mit einem zu hohen „Gründungsgewinn" bedacht haben und Unternehmungen, die bei ihrer Gründung Diamantenfelder mit 100000 Mark bewertet haben, naturgemäß kaum eine entsprechende Rente herauswirtschaften können, so wäre zunächst darauf zu achten, daß die Felder nicht zu hoch bewertet sind. Die Dividende darf bei den südwestafrikanischen Unternehmungen nicht als Maßstab angelegt werden, da z. B. die Vereinigten Diamantminen in Lüderitzbucht keine Dividende ausgeschüttet, dagegen einen bedeutenden Ausfuhrzoll auf die Diamanten entrichtet haben. Würde man die Dividende zugrunde legen, so hätte diese Gesellschaft überhaupt keinen Zoll, die Koloniale Bergbaugesellschaft aber einen ganz enormen Zoll zu zahlen. Ferner müßte der Fiskus darauf achten, daß die einzelne Gesellschaft nicht zu hohe Aufwendungen mache, wie zu hohe Gehälter an die Direktoren, Tantiemen und sonstige Zuwendungen an Verwaltungsmitglieder. Jedenfalls müßte der Fiskus eine größere Zahl von Beamten unterhalten, die sich mit der Bücherkontrolle beschäftigen, da er bei der jetzigen Zusammensetzung eines großen Teils der Diamantförderer sich nicht lediglich auf deren Angaben verlassen könnte. Auch die Einführung einer gleitenden Skala würde ebenfalls eine recht kostspielige Kontrolle des Fiskus bedingen. (Handels-Zeitung des Berliner Tageblatts vom 23. August 1911.)

Immerhin sind diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich, zumal diese Art der Erhebung bereits Vorbilder im englischen Südafrika hat, wo die

Südafrikanische Union 60 Prozent Steuer vom Reingewinn der Diamantgesellschaften erhebt. Nach dem Beispiel Transvaals könnte wohl ein Modus gefunden werden, bei dem sich die Berechnung der Produktionskosten nach einheitlichem Durchschnitt und unter Wahrung der fiskalischen Interessen durchführen ließe. Jedenfalls bedarf die Frage einer rechtzeitigen, den Grundsätzen der Volkswirtschaft Rechnung tragenden Abänderung des jetzigen Diamanten-Ausfuhrzolles ernster Erwägung, weil es sich hier um sehr große wirtschaftliche Werte handelt, und je eher das jetzige System der Abgabenerhebung eingestellt wird, desto günstiger werden die Folgen für das Gedeihen des Schutzgebiets sein.

Privatdozent Dr. Zadow-Greifswald

Bank und Geld

Der Bergarbeiterstreik — Wirtschaftliche Folgen — Streik und Börsenhausse — Geldsorgen — Geldteuerung in England — Die Bill über den Minimallohn — Die Minenwerte — Lage und Aussichten des Goldbergbaues in Transvaal

Der Streik der Bergarbeiter in Rheinland-Westfalen ist ein harter Schlag für die deutsche Volkswirtschaft. Die Bemühungen, ein Übergreifen der englischen Lohnbewegung nach Deutschland zu verhindern, haben sich als vergeblich erwiesen. Die große Mehrzahl der Belegschaften ist in den Ausstand getreten, und wenn auch der christliche Bergarbeiterverband, anders als im Jahr 1905, sich offiziell der Bewegung nicht angeschlossen hat, so haben doch auch unter seinen Anhängern viele der Parole nicht Folge geleistet und vermehren durch ihren Zuzug das Heer der Ausständigen. Die Frage, auf welcher Seite die Schuld für den Ausbruch des Streiks zu suchen ist, hat in der Presse wie im Reichstag zu lebhaften Erörterungen Anlaß gegeben. Sie mag hier ununtersucht bleiben. Es will aber doch scheinen, als habe man die Notwendigkeit, durch Verhandlungen und eine rechtzeitige Vermittlungsaktion einem Ausbruch des Streiks und damit einer gefährlichen Wirtschaftskatastrophe vorzubeugen, nicht genügend gewürdigt. Sicher nicht auf seiten der Zechenverwaltungen, die durch die grundsätzliche Ablehnung der Verhandlungen mit den Arbeiterausschüssen den formalen Anlaß zur Arbeitseinstellung herbeigeführt haben. Aber auch nicht auf seiten der Regierung, die diesmal auffälligerweise vor der Übernahme einer Vermittlerrolle zurückschreckt. Und doch handelt es sich hier nicht um eine Angelegenheit, die als eine Privatsache der beiden streitenden Parteien betrachtet werden kann, sondern um eine der wichtigsten Fragen des Gemeinwohls. Selbst wenn man die Ansicht der Zechenverwaltungen, daß der Streik in kurzem mit einer Niederlage der Arbeiter enden werde, für zutreffend hält — eine Auffassung, die durch das bereits einsetzende Abflauen der Streikbewegung allerdings unterstützt wird — darf man nicht übersehen, daß selbst in dieser kurzen Zeit der deutschen Volkswirtschaft unheilbare Wunden geschlagen werden. Man braucht sich nur die Folgen des Streiks vom Jahre 1905 in das Gedächtnis zurückzurufen, um darüber ein klares Bild zu gewinnen. Damals handelte es sich um einen Ausstand von knapp drei Wochen, bei dem die Zahl

der Streikenden zwar einen höheren Prozentsatz der Belegschaften darstellte, aber nach Köpfen gerechnet der jetzigen Ausstandsbewegung ungefähr gleich kam. Nach amtlicher Feststellung bezifferte sich allein der Lohnausfall, den die Arbeiter in dieser Zeit erlitten, auf etwa 16 Millionen Mark, die Minderförderung der Gruben auf etwa 30 Millionen Mark, der tägliche Einnahmeausfall der Eisenbahn an Frachten auf nicht weniger als 450000 Mark. Dazu trat die durch den Kohlenmangel erzwungene Produktionseinschränkung der Eisenindustrie, die allgemeine Absatzstockung im Handel, der auf dem Konsum der Arbeitsheere gegründet ist, die allgemeine Kreditnot, die Verluste und Verschuldung, an deren Folgen nicht nur das Ruhrrevier, sondern weite Kreise unserer Volkswirtschaft jahrelang kranken mußten. Ähnliches wird sich auch diesmal wieder ereignen. Allerdings werden die Folgen für die kohlenkonsumierenden Industrien erst später zu verspüren sein, denn es sind große Vorräte, namentlich an Koks, vorhanden, deren Lichtung den Zechen sogar recht erwünscht sein mag. Aber auf der anderen Seite fehlt die englische Kohle, die bei dem letzten Streike den heimischen Ausfall in großem Umfange wettgemacht hat, so daß bei einer längeren Dauer des Streikes die Folgen desselben noch schwerer zu spüren sein werden. Dazu gärt es auch unter den Bergarbeitern Sachsens, und es besteht die dringende Gefahr, daß der Ausstand auch auf das dortige Revier übergreift. Die Industrie befindet sich also in einer kritischen Lage und hat ein Recht, die nächste Zukunft mit Sorge zu betrachten. Da kann es auffallend erscheinen, daß die Börse die Situation anscheinend anders beurteilt. Hat sie doch den Ausbruch des Streikes mit einer regelrechten Hausse begrüßt. Die Kurse der Montanwerte sind in der letzten Woche prozentweise gestiegen und erst gegen Wochenschluß hat eine Abschwächung eingesetzt. Dieses anscheinend widersinnige Verhalten ist natürlich nur auf börsentechnische Momente zurückzuführen. Die Kurssteigerung war lediglich eine Folge der Deckungskäufe, welche die Kontremine beim Eintreten des Ereignisses vornahm. So ist das äußere Bild der Kursbewegung ein irreführendes. Für irgendwelchen Optimismus, der sich in spekulativer Kauflust Luft machen könnte, fehlen alle Voraussetzungen. Denn es ist nicht nur der Streik, welcher die Aussichten augenblicklich trübe erscheinen läßt; noch schwerere Sorge bereiten der Börse die Geldverhältnisse.

Diese haben eine Entwicklung genommen, die in der gegenwärtigen Jahreszeit durchaus ungewöhnlich und auffällig ist. Geld ist von Tag zu Tag teuerer geworden. Der Bedarf an täglichem Geld ist außerordentlich groß, so daß der Zinssatz für dasselbe bis über 5 Prozent gestiegen ist. Zugleich ist das Wechselangebot ein so bedeutendes, daß es den Privatdiskontsatz bis in unmittelbare Nähe der Bankrate gedrängt hat. Die Situation sieht also heute eher danach aus, daß die Reichsbank angesichts der zu erwartenden Ansprüche am Quartalstermin zu einer Erhöhung, als daß sie zu einer Ermäßigung ihres Zinsfußes schreiten könnte. Freilich wirft bei dieser Gestaltung des Geldmarktes der

Quartalswechsel seine Schatten voraus: man war bestrebt, sich rechtzeitig mit Mitteln zu versorgen und zwar um so mehr, als der Monat März und der Anfang April große Fälligkeiten in Gestalt der Dividendenausschüttungen der Banken bringt. Dementsprechend wird auch der Ultimogeldsatz eine ganz ungewöhnliche Höhe erreichen; man schätzt ihn auf nicht weniger als $6^1/_2$, vielleicht sogar auf 7 Prozent. Dieser hohe Geldstand und die zu erwartende Zurückhaltung der Banken bei der Prolongation wird voraussichtlich die Schar der Verkäufer gegen das Ende des Monats vermehren, ein Grund mehr, die gegenwärtige Aufwärtsbewegung der Kurse mit Mißtrauen zu betrachten.

Es ist übrigens bemerkenswert, daß die Anspannung des Geldmarktes durchaus nicht auf Deutschland beschränkt ist, sondern sich in gleicher Weise auch in England geltend macht, nur daß dort die Gründe für die Geldteuerung auf anderen Ursachen basieren. Dort ist es nämlich der Bergarbeiterstreik, der für das Anziehen der Geldsätze verantwortlich zu machen ist. Infolge des nun schon über zwei Wochen währenden Ausstandes werden große Beträge an Depositen zurückgefordert, die dem Geldmarkt vorerst nicht wieder zufließen, sondern in den Kanälen des täglichen Konsums verschwinden. Diese Ansprüche machen die durch die Absatzstockung herbeigeführte Kapitalsansammlung vollständig wett und haben nicht nur eine Steigerung des Privatdiskonts bis zur Höhe der Bankrate, sondern auch eine erhebliche Verschlechterung des Status der Bank von England herbeigeführt. Der Metallbestand ist um eine Million Pfund geringer, die

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Depositen sind um $2^1/_4$ Millionen Pfund zurückgegangen; gleichzeitig ist das Portefeuille und der Notenumlauf stark angewachsen. Die Verhältnisse am Londoner Geldmarkt werden sich auch kaum bessern, solange nicht der Ausstand der Bergarbeiter beigelegt ist. Die Ausgleichsverhandlungen der Regierung sind am Widerstand der Zechenbesitzer gescheitert. Die erstere beabsichtigt daher, die bereits angekündigte Bill über den Minimallohn unverzüglich einzubringen. Aber auch ein solches Gesetz wird bei den starken Widerständen keine glatte Erledigung im Parlamente finden, selbst wenn es glücken sollte, für dieses Experiment eine Formel zu finden, die es nicht von vornherein als unakzeptabel erscheinen ließe. Es spielt sich hier ein Vorgang ab, der wirtschaftspolitisch von der größten Bedeutung ist und dessen Verlauf man um so aufmerksamer verfolgen muß, als diese ersten Versuche auf legislatorischem Neuland für andere Staaten und insbesondere für Deutschland vorbildlich werden können.

An der Londoner Börse hat eine ziemlich kräftige Erholung der Minenwerte Platz gegriffen, die nach dem vorausgegangenen starken Entwertungsprozeß ziemlich auffällig erscheint. Denn tatsächliche Gründe für eine Höherbewertung der Goldminenaktien dürften kaum vorliegen. In der Regel ist es das ausländische, namentlich das deutsche Publikum, das bei der weitverbreiteten Vorliebe für Werte dieser Art die Zeche für ein solches künstlich angefachtes Spekulationsinteresse zu zahlen hat. Es sollte daher niemals übersehen werden, daß der Minenmarkt vollkommen in den Händen einer Anzahl

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. **Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.**

Erschienen sind bis jetzt etwa 360 Bände.

Weitere gelangen in rascher Folge zur Ausgabe. Aus neuerer Zeit seien erwähnt:

Das Altertum im Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. P. Cauer. (Bd. 356)
Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum. Von Prof. Dr. J. L. Heiberg. (Bd. 370)
Das Drama. Von Dr. Busse. 2 Bde. (Bd. 287/88) Bd. I: Von der Antike zum französischen Klassizismus. (Bd. 287) Bd. II: Das Drama des 18. Jahrhunderts. (Bd. 288)
Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350)
Wie wir sprechen. Von Dr. E. Richter. (Bd. 354)
Politische Geographie. Von Dr. E. Schöne. (Bd. 353)
Das Ostseegebiet. Von Privatdozent Dr. G. Braun. (Bd. 367)
Die Ostmark. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351)
Australien und Neuseeland. Land, Leute u. Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. (Bd. 366)
Das Recht der kaufmännisch Angestellten. Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Bd. 361)
Die Sonne. Von Dr. A. Krause. (Bd. 357)
Probleme der modernen Astronomie. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. (Bd. 355)
Gut und schlecht Wetter. Von Dr. R. Hennig. (Bd. 349)

Ausführliches Verzeichnis umsonst und postfrei vom Verlag.

großer Finanzgruppen ist. Diese sind zwar außerstande, dauernd einen in den Verhältnissen begründeten Rückgang in den Kursen aufzuhalten, wohl aber haben sie es schon oft mit Glück versucht, durch eine geschickt inszenierte Aufwärtsbewegung Käufer heranzulocken und ihre angeschwollenen Effektenportefeuilles zu erleichtern. Etwas ähnliches scheint sich gegenwärtig abzuspielen. Denn an und für sich sind die Verhältnisse des Transvaalgoldbaues in einer schweren Krisis begriffen. Der seit mehr als Jahresfrist eingetretene erhebliche Kursrückgang ist nichts anderes als ein Ausgleichsprozeß, welcher den Kurswert mit den tatsächlichen Verhältnissen in Einklang bringt und die bisher meist ganz übertriebene Preisbasis der Goldminenaktien nach unten korrigiert. Der Goldgehalt der Erzgänge wird unergiebiger. Die Industrie hat daher versucht, durch eine Massenproduktion den allmählichen Rückgang auszugleichen, und hatte zu diesem Zwecke vor einigen Jahren eine Ära der Minenfusionen eingeleitet, die zwar den beteiligten Minenhäusern gewaltige Gewinne, dem Publikum aber, welches man durch angemessene Versprechungen zu ködern wußte, nur ebenso gewaltige Verluste gebracht hat. Denn trotz der arbeitsparenden Maschinen, welche man eingeführt hat, scheiterte die beabsichtigte Massenproduktion doch an dem chronischen Arbeitermangel Transvaals, dem man schon so oft mit allen möglichen aber stets vergeblichen Mitteln zu steuern versucht hat. Die hohen Löhne und die Anwerbekosten der Arbeiter haben

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

daher den Betrieb immer unrentabler gestaltet. Die Goldausbeute ist zwar in den beiden letzten Jahren um etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen Pfund gestiegen, aber der Betriebsgewinn und die Dividendenausschüttungen sind stark, nämlich um nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund, zurückgegangen. Eine Anzahl Minen hat daher die Aufschließungsarbeiten bereits eingestellt, und andere werden folgen müssen. Die Industrie wird also allmählich reduziert, wie dies der allmählichen Erschöpfung der Goldlager und dem schwieriger und kostspieliger werdenden Betriebe entspricht. Hieraus läßt sich entnehmen, wie vage die Hoffnungen sind, die sich an die zahlreichen Nonvaleurs und ausbeutelosen Werte des Minenmarktes anknüpfen. Kurssteigerungen in diesen Papieren haben fast ausnahmslos eine künstliche Ursache und gehen von den Interessenten des Marktes aus. Der Mitläufer wird stets seine Vertrauensseligkeit und Kurzsichtigkeit zu beklagen haben.

Spectator

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Ich lache

weil jedes System Füllfederhalter das beste sein soll???

Probieren Sie entweder

„Klio" E. Reiserts Patent, bei der Sie Ihre gewohnte Feder u. Tinte verwend. können, zu **Mk. 3.—** und **6.—** pro Stück.
Mit neuester Selbstfüllvorrichtung **Mk. 2.—** pro Stück **mehr**
oder

„Regina" ges. gesch. Sicherheits-Goldfüllhalter, mit 14karätiger Goldfeder mit Iridiumspitze, immer schreibfertig, **Mk. 10.—**, auch m. grösseren Goldfedern **Mk. 14.50, 19.— u. 25.—** pr. Stück.

„Klio" und „Regina" können in jeder Lage in der Tasche getragen werden.
Ueberall erhältlich. Kataloge gratis und franko.

Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef (Sieg) 141

Grösste und leistungsfähigste Füllfeder-Spezialfabrik des Kontinents.

Es sind verschiedene ähnlich lautende minderwertige Nachahmungen im Handel, achten Sie daher auf die jedem Halter eingebrannte Marke „Klio", E. Reiserts Patent, bezw. „Regina", ges. gesch.

Einige Anerkennungen: Herr Kisch, Thaler Blechwarenfabrik Kisch & Co., Thale a. H., schreibt: „Als ich dieser Tage Ihre Inserate las, wurde ich daran erinnert, dass ich **meinen stetigen Freund**, welchen ich ständig in der Tasche **habe, nun bereits 5 bis 6 Jahre besitze.** Ich gebrauche meinen **„Klio"-Füllfederhalter tagtäglich**, und **ist mir derselbe ein treuer Begleiter und lieber Freund geworden.** Ich war früher im Besitze eines anderen Systems, jedoch habe ich schon längst die Vorteile Ihres Systems erkannt usw. usw."

Herr Dr. Deichmann, Löwen-Apotheke in Leer, schreibt: „**Seit mehreren Jahren** gebrauche ich **ständig Ihren „Regina"-Füllfederhalter**, und drängt es mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich mit dem Halter **durchaus zufrieden bin** und ich nur jedem empfehlen kann, bei Anschaffung eines Füllfederhalters an Ihr System zu denken. Der Halter arbeitet **noch heute, nach vier Jahren, ebenso wie am ersten Tage, wohl das beste Zeichen für die Güte Ihres Fabrikates.**"

Die fürſtlichen Gegner Bismarcks im erſten Jahre ſeines Miniſteriums

Von Dr. Heinrich Glaſer-Weimar

In den fünfziger Jahren hat Bismarck einmal erklärt: wenn der König geſcheite Miniſter haben wolle, dann müſſe er die acht jüngſten Premierleutnants des 1. Garderegiments z. F. nehmen. Wilhelm der Erſte hat dieſe Probe nicht gemacht; aber Bismarck zum Miniſter zu nehmen, iſt ihm auch ſchwer geworden. Er ſah in ihm den früheren politiſchen Gegner, der während des Krimkrieges den König Friedrich Wilhelm den Vierten im Gegenſatz zu der Auffaſſung des Prinzen beſtimmt hatte, den Kampf mit Rußland zu vermeiden. Dann war ihm die rückſichtsloſe Perſönlichkeit und das Burſchikoſe, Flatterhafte ſeines Weſens, wie es der König bezeichnete, nicht ſympathiſch. Schließlich blieb ihm aber, wenn er auf die Heeresreorganiſation nicht verzichten wollte, nur zweierlei übrig: Abdankung oder Bismarck. Die Abdankungsurkunde hatte der König auf dem Tiſche liegen, als er mit Bismarck verhandelte. Nach einleitenden Bemerkungen ſtellte er an Bismarck die Frage, ob er bereit ſei, als Miniſter für die Militärreorganiſation einzutreten, auch gegen die Majorität des Landtages und ſeiner Beſchlüſſe. Auf Bismarcks Zuſage erklärte er ſchließlich: „Dann iſt es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu verſuchen, und ich abdiziere nicht.“

Mit der Ernennung Bismarcks zum Miniſter am 23. September 1862 begann der Kampf. Wild loderte der Haß auf. Die Erinnerung an den rückſichtsloſen Junker und Konſervativenführer vom Vereinigten Landtag und vom Erfurter Parlament war noch zu lebendig. Man ſuchte die früheren Jahrgänge des Kladderadatſch hervor und putzte die alten Witze neu heraus. Da vertilgte er Städte vom Erdboden und zog im Krebspanzer des Rückſchrittlers, Knute und Stammbaum in der Hand, neben Ludwig von Gerlach und

Stahl zur Welteroberung für Junker und Pfaffen einher. Serviler Landjunker, eingefleischter Aristokrat, Jagdbummler, Spieler, das waren die Kosenamen, mit denen man ihn zierte. Den Geist, der aus Bismarcks Reden sprudelte, verglich man mit Sodawasser, und über seine Staatskunst fällten die politischen Tagesgrößen, wie Virchow, Simson, Sybel u. a. in unfehlbarem Katheder-ton vernichtende Urteile. Simson nannte Bismarcks Politik das Gelegenheitsgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist. Und das war noch eine höfliche Äußerung. Man prophezeite ihm, daß er dereinst im Zuchthaus für den preußischen Staat werde Wolle spinnen müssen. Todesurteile, auch ein hübsch eingepackter Strick zum Hängen wurden ihm zugesandt. Und er verkehrte mit scheinbar unerschütterlichen Nerven amtlich mit allen Menschen, Gegnern wie Freunden, mit einem Humor und einem Sichgehenlassen, das an seine stürmische und burschikose Studentenzeit erinnerte. In der Umgebung des Königs kam die Meinung auf, Bismarck betrachte Angriffe und Verteidigung als Sport, den Verkehr mit dem Parlamente lediglich als eine Komödie, bei der er sich amüsiere. Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen schreibt: „Im Jahre 1863, in Gastein, ward er einst wütend und wollte den Kladderadatsch verbieten, weil er darin als Karikatur auf der Jagd abgebildet war. Ich stellte ihm vor, daß, wenn er sich darüber ärgere, er ja gerade seinen Feinden einen Gefallen tue, denn das sei ihr Zweck. ‚Das ist einerlei', sagte er wütend, ‚in meiner Politik mag man mich anfeinden, da lache ich nur darüber. Aber bei der Jagd, da hört der Spaß auf, da wird's Ernst.'" Je ärger er angefeindet wurde, je schärfer er antworten konnte, um so besserer Laune ward er. Wenn die Redner im Landtage am lautesten donnerten, schrieb er am liebsten seine Privatbriefe; so einmal an Motley, seinen republikanischen Universitätsfreund, indem er die charakterisierte, die ihn in der Kammer bekämpften. „Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind, einzeln betrachtet, zum Teil recht gescheit meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung; aber von der Politik über Kirchturminteressen hinaus wissen sie so wenig, als wir Studenten davon wußten, ja noch weniger. In der auswärtigen Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder, in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten, massenweise dumm, einzeln verständig." Im Verkehr ist Bismarck seinen politischen Gegnern zuweilen absichtlich höflich entgegengetreten, und es verursachte ihm reine Freude, wenn ihnen die Galle in die Augen trat. So stand er über seinen Feinden in der Kammer, so fand er sich mit ihnen ab.

Das waren auch seine weniger gefährlichen Gegner; viel bedenklicher waren die fürstlichen Personen in der nächsten Umgebung oder der Verwandtschaft des Königs, die in Bismarcks Berufung ein Unglück erblickten.

In erster Linie ist hier die Königin Augusta zu nennen. Sie war es ja gewesen, die ihren Gemahl in der Zeit des Krimkrieges in westmächtlichem Sinne beeinflußt und in eine Art Oppositionsstellung zu seinem Bruder gedrängt hatte.

Ihre Vorliebe für alles Französische und Englische, ihre Abneigung gegen alles Russische, die bei der Tochter Maria Paulownas schwer zu erklären ist, war schuld daran. Doch hören wir Bismarck selbst. „Die Prinzessin Augusta hat aus ihrer weimarischen Jugendzeit bis an ihr Lebensende den Eindruck bewahrt, daß französische und noch mehr englische Autoritäten und Personen den Einheimischen überlegen seien. Sie war darin echt deutschen Bluts, daß sich an ihr unsere nationale Art bewährte, welche in der Redensart den schärfsten Ausdruck findet: das ist nicht weit her, taugt also nichts. Trotz Goethe, Schiller und allen anderen Größen in den elyseischen Gefilden von Weimar war doch diese geistig hervorragende Residenz nicht frei von dem Alp, der bis zur Gegenwart auf unserem Nationalgefühl gelastet hat, daß ein Franzose und vollends ein Engländer durch seine Nationalität und Geburt ein vornehmeres Wesen sei als der Deutsche, und daß der Beifall der öffentlichen Meinung von Paris und London ein authentischeres Zeugnis des eigenen Wertes bilde als unser eigenes Bewußtsein."

Bismarck hatte aus seiner Hinneigung zu Rußland oder vielmehr aus seiner Überzeugung, daß die Drähte zwischen Berlin und Petersburg nicht durchschnitten werden dürften, nie ein Hehl gemacht. Damit war schon für den Gegensatz zwischen ihm und der Königin das Fundament geschaffen. Dies verstärkte sich in demselben Maße, in dem der König dem Einfluß Bismarcks nachgab. Und sie war eine gefährliche Gegnerin. Es hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, daß sie ihrem Gemahl beim Frühstück Vortrag hielt unter Vorlegung von Briefen und Zeitungsartikeln, die zuweilen eigens für den Zweck redigiert waren. Besonders der frühere Minister des Auswärtigen Schleinitz, der 1885 als Hausminister der Kaiserin Augusta gestorben ist, hat sich das zweifelhafte Verdienst erworben, auf diesem Wege Bismarck entgegen gearbeitet zu haben.

Der Einfluß der Königin hat Bismarck bei verschiedenen Gelegenheiten schwere Sorgen bereitet. Ihr Widerstand gegen seine Ernennung war zwar erfolglos geblieben, doch bereits in den ersten Wochen seines Ministeriums zeigte sich die Wirkung ihrer Gegnerschaft. Der König hatte sich am 30. September 1862, dem Geburtstag seiner Gemahlin, nach Baden-Baden begeben. Von dort kam er in sehr gedrückter Stimmung zurück; denn während des achttägigen Aufenthaltes war er über das Thema: Polignac, Strafford, Ludwig der Sechzehnte, in ausgiebiger Weise unterhalten worden. Bismarck war dem König auf seiner Rückreise bis Jüterbog entgegengefahren, um ihn über einige Äußerungen aufzuklären und zu beruhigen, die von ihm in den Kommissionssitzungen getan und von der Presse verbreitet worden waren. Es handelte sich um das Blut- und Eisen-Rezept und um Bismarcks Erklärung, daß Preußen im Interesse Deutschlands eine viel zu starke Rüstung für seinen schmalen Leib trage. Doch gleich bei Beginn seiner Ausführungen unterbrach der König den Minister, wie uns Bismarck selbst berichtet, wie folgt: „Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man

Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir." Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase „Et après, Sire?" — „Ja, après, dann sind wir tot!" erwiderte der König. „Ja," fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig den Sechzehnten denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl der Erste dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten."

Diese Worte und die weiteren Ausführungen machten tiefen Eindruck auf den König. Er fühlte sich bei dem Portepee gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel ob er umkommt oder nicht.

Vor dem Kriege 1866 wurde der König auf den Teeabenden der Königin im Sinne des Friedens bearbeitet. Aus ihrer Umgebung wurden die Zeitungen und besonders die Spenersche Zeitung, die der König las, beeinflußt und mit friedenlechzenden Artikeln und Gedichten beglückt, die sich gegen den unseligen Bruderkrieg richteten. Der Legationsrat Meyer, der Unterstaatssekretär der neuen Ära Gruner und der bereits erwähnte politische Vertraute der Königin Schleinitz taten alles, um Bismarcks Vorgehen zu lähmen und zu durchkreuzen. Es dauerte damals lange, bis der Minister seinen königlichen Herrn über den Graben hatte, und man versteht die Empörung Roons, seines treuen Freundes, der sich über die Haus- und Familienwanzen beklagt, die sich in den königlichen Schlössern eingenistet hätten und den König in ungünstigem Sinne zu beeinflussen suchten. Auch in den Emser Tagen vor Beginn des Krieges 1870 spielten die Tränen und Briefe der damals in Koblenz weilenden Königin eine nicht unbedeutende, wenn auch noch nicht ganz aufgeklärte Rolle. Von ihrer heißen Friedenssehnsucht war jedenfalls die französische Regierung unterrichtet; denn an dem Hofe der preußischen Königin befand sich ein französischer Vorleser Gérard, der höchstwahrscheinlich französischer Spion war. Jedenfalls erhielt er nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste der Königin die diplomatische Vertretung Frankreichs in einem der Balkanstaaten. Neben ihm war Benedetti bei der Königin persona grata. Einer Einladung der Königin entsprechend, hatte er wenige Tage vor seiner Reise nach Ems in Koblenz seine Aufwartung gemacht. Das Auswärtige Amt in Berlin hatte diesem Besuch besondere Beachtung geschenkt.

Daß die Kaiserin Augusta während des Kulturkampfes zu Bismarcks Gegnern zählte, hatte nicht nur seinen Grund in ihrer persönlichen und politischen Abneigung gegen Bismarck, sondern vor allem in der Vorliebe für die katholische Kirche und ihre Würdenträger, die im letzten Grunde nach Bismarcks Meinung durch den Gedanken beeinflußt war: evangelisch ist jeder dumme Junge; katholisch ist viel vornehmer.

Viel deutlicher als der Gegensatz der Königin Augusta zu Bismarck trat die Opposition des Kronprinzen zutage.

Im September 1855 hatte sich Prinz Friedrich Wilhelm auf der schottischen Heide in romantischer Weise mit der fünfzehnjährigen Prinzessin Viktoria von England verlobt. Es war nach der Zeit des Krimkrieges. Die Empörung in England über Preußen war groß; denn Friedrich Wilhelm der Vierte hatte sich nicht bestimmen lassen, für die Engländer die Kastanien aus dem Feuer zu holen und Rußland in Polen anzugreifen, wodurch die englische Kraftentfaltung auf der Krim unnötig geworden wäre. Darum hatte auch die Times für das geplante Ehebündnis nur beispiellos schnöde Äußerungen übrig. Die Hohenzollern wurden als die klägliche deutsche Dynastie bezeichnet, die den Sturz des russischen Einflusses nicht überleben würde. Von dem jungen Prinzen ward behauptet, daß er als Vasall Rußlands in unterwürfiger Dienstbarkeit dem Lever seines kaiserlichen Herrn beiwohnen müsse.

Als zwei Jahre ins Land gegangen waren, hatte sich die Stimmung in England gründlich geändert. Man glaubte Grund zu der Annahme zu haben, daß der bisherige französische Bundesgenosse sich Rußland näherte; und da England stets die Bajonette wenigstens einer festländischen Großmacht braucht, lag der Gedanke nahe, Preußen, wo wegen der Krankheit des Königs die Thronbesteigung Wilhelms, des Freundes des Prinzgemahls von England, in naher Aussicht stand, als englischen Bundesgenossen zu gewinnen und das Ehebündnis der Familien zu einem politischen Bündnis der Völker zu erweitern. Der Gedanke fand in beiden Familien lebhaften Widerhall, besonders bei der damaligen Prinzessin Augusta auf der einen, dem Prinzgemahl Albert auf der anderen Seite. Die Prinzessin Augusta schrieb damals: „Gott segne diese Verbindung für die geliebten Kinder, für unsere Familie und für das arme deutsche Vaterland, das sich naturgemäß nur im Bündnis mit England aus seiner jetzigen Lage erheben kann." Der Prinzgemahl hat bei seiner sympathischen Stellungnahme auch nicht nur an das englische Interesse gedacht. Der frühere koburgische Prinz, der so oft unter dem stolzen Hochmut der englischen Lords zu leiden hatte, sah in der Einigung Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage ein erstrebenswertes politisches Ziel; er hat seinem vertrauten väterlichen Freunde Ernst von Stockmar und seinem Bruder gegenüber in Briefen und im Gespräch oft dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß dazu in der Verbindung mit England die naturgemäße Voraussetzung liege. Durch Beeinflussung des jugendlichen Prinzen Friedrich Wilhelm

von Preußen suchte der Prinzgemahl für die möglichst lange Dauer eines solchen Bündnisses die Garantie zu schaffen. Die Beeinflussung des Prinzen in dem Sinne, daß England auf dem Gebiete des politischen und wirtschaftlichen Lebens eine führende Stellung einnehme, für das Verfassungsleben in seinen parlamentarischen Einrichtungen das Vorbild enthalte und als Bundesgenosse in jedem Falle Rußland vorzuziehen sei, war nicht schwer; denn in seinen eindrucksfähigsten Jahren hatte der Prinz aus dem Munde der Eltern, die damals zu der russenfreundlichen Politik des Königs in scharfem Gegensatz standen, ähnliche Gedankengänge gehört. Zudem war der Prinzgemahl eine klare, geistig hochbedeutende Persönlichkeit, die dem Prinzen, bei dem das Gemüt den Verstand überwog, weit überlegen war. Mit Genugtuung stellte der Prinzgemahl bei seinem ersten Besuch, den er dem jungen Paar in Babelsberg machte, fest: „Er ist fest in seinen konstitutionellen Grundsätzen, er verabscheut das Ministerium Manteuffel, und die Kühle, mit der Prinz und Minister sich begegnen, war unverkennbar." Und wenige Monate vor seinem Tode schreibt er: „Sollte er auf den Thron kommen, so bin ich sicher, er wird das konstitutionelle System annehmen und gründlich durchführen."

Wohl auch, weil der englische Prinzgemahl seine Tochter kannte, hat er dieser Überzeugung so entschiedenen Ausdruck verliehen. Stolz erklärte er, der den Unterricht selbst geleitet hatte, sie habe eines Mannes Kopf und eines Kindes Herz; auch seinen kleinen Minister hat er sie genannt. Ein so kühler Beobachter wie Stockmar erwartete von ihr Großes und hielt sie für ganz außergewöhnlich begabt. Einen scharfen, schnellen Verstand, eine rasche Auffassungsgabe rühmte man ihr auch in Deutschland nach. Aber besonders wichtig für ihre spätere Stellung war es, daß sie mit lebhafter Genugtuung die hohe Bedeutung und die außergewöhnliche Begabung ihrer Nation empfand. In ihrem Herzen ist sie immer die englische Prinzessin geblieben, und darum erschienen ihr auch die englischen Einrichtungen ideal. Sie hat aus ihrer Meinung, daß man die Parteien wie in England regieren lassen müsse, nie ein Hehl gemacht, wohl auch erklärt, sie selbst gehöre zur liberalen Richtung.

Aber nicht nur der Einfluß seiner Gemahlin bestärkte den Kronprinzen in der in ihm begründeten freisinnigen politischen Auffassung, auch die Anschauungen seiner Ratgeber und Freunde waren auf denselben Ton gestimmt. Die koburgisch-englische Politik hatte gut dafür gesorgt, daß der Kronprinz nur schwer andere politische Melodien zu hören bekam. Der frühere Leibarzt der Königin von England und der vertraute Freund und Berater der verschiedenen Mitglieder der großen koburgischen Familie hatte auch hier seine Hand im Spiele. Auf seine Veranlassung setzte sich der Kronprinz mit dem bekannten Historiker Max Duncker, Stockmars Freund und Gesinnungsgenossen, in Verbindung. Duncker, der bei Beginn der neuen Ära, vor allem auf Betreiben des Herzogs von Koburg, als vortragender Rat dem Ministerpräsidenten Fürsten Hohenzollern attachiert worden war, arbeitete für den Kronprinzen politische

Denkschriften aus und entwickelte auf zahlreiche Anfragen hin in politischen Angelegenheiten seine Anschauungen. Am 6. Juni 1861 trat er in die Umgebung des Kronprinzen ein; der Vortrag bei ihm wurde seine amtliche Aufgabe. Neben Duncker nahm der jüngere Stockmar, der Sohn des vorhin genannten, als Privatsekretär der Kronprinzessin eine einflußreiche Stellung ein. Bald wurde auch der damalige Legationsrat des Herzogs von Koburg, der spätere Minister des Herzogs von Augustenburg, Samwer, am kronprinzlichen Hof als gern gesehener Gast und Berater empfangen. — Diese Persönlichkeiten gehörten sämtlich der gothaischen Partei an. In ihrem Programm stand Einigung Deutschlands durch Preußen. Aber die Erreichung des Zieles hielten sie nur dann für möglich, wenn Preußen moralische Eroberungen in Deutschland mache, mit anderen Worten, wenn es in der Ausbildung einer freisinnigen Verfassung, in der Durchführung des reinen Parlamentarismus allen deutschen Staaten vorangehe. Abkehr von Rußland und enge Verbindung mit England erschien ihnen als notwendige politische Begleiterscheinung. Dann werde die öffentliche Meinung befriedigt sein. Denn in der öffentlichen Meinung, die sich in der Presse spiegelte, erkannten sie eine Großmacht. Sie glaubten an die Berechtigung der Redensart: Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que monsieur Talleyrand c'est tout le monde. Welch ein Gegensatz zu Bismarck mit seinem konzentrierten Preußentum, seiner Abneigung gegen die parlamentarische Regierungsform, mit seiner Verachtung der öffentlichen Meinung! Man schieße auf den Feind mit Pulver und Blei, nicht mit öffentlicher Meinung, so ließ er Bennigsen sagen, der vor 1866 die Ansicht vertrat, Preußen könne wegen der widerstrebenden öffentlichen Meinung nicht Krieg führen.

In Bismarck, dem Junker mit seinen reaktionären Anschauungen und seinen russischen Sympathien, sah diese um den Kronprinzen gescharte Gruppe von Politikern ihren Erzfeind. Alles bot sie auf, ihn nicht ans Ruder kommen zu lassen. Neben seiner eigenen Überzeugung bestimmten Duncker auch die Sorge und Klagen der Königin über die nach der Kreuzzeitungspartei hinübergleitende Politik des Königs, den Fürsten von Hohenzollern zu bewegen, auf seinem Posten zu bleiben und für das liberale Programm einzutreten. Ablehnend schrieb dieser zurück: „Die Erkenntnis der eigenen Kraft und Tüchtigkeit muß vorherrschen, und das fehlt mir. Die Überzeugung, die ich von meiner Unzulänglichkeit habe, ist das Bleigewicht, das ununterbrochen bis heute auf meiner Stellung gelastet hat."

Der Kronprinz erhielt die Nachricht von Bismarcks Ernennung in Reinhardsbrunn, wo er zum Besuch beim Herzog von Koburg weilte. Über die Stellung, die er diesem Ereignis und der dadurch geschaffenen Lage gegenüber einnehmen solle, war man in seiner Umgebung geteilter Meinung. Stockmar und Samwer vertraten die Anschauung, jetzt, nachdem die Sache sich so zugespitzt, käme alles darauf an, daß der Kronprinz von Preußen sich zurückziehe und eine Sonderstellung einnehme, damit er nicht mit der Regierung identifiziert

werde. Denn nach der Meinung dieser Herren, die übrigens von weiten Kreisen geteilt wurde, mußte das Wirken des reaktionären Ministeriums revolutionäre Erhebungen in Preußen im Gefolge haben. Als die Stellung Bismarcks dem polnischen Aufstand gegenüber die Erregung der Gemüter noch verschärft hatte, zweifelte man nicht an dem baldigen Ausbruch der Revolution. In einer Denkschrift, die Sammer dem Kronprinzen im März 1863 übergab, suchte er darzutun, die Revolution sei unvermeidlich und stehe in der Tat unmittelbar vor der Tür. Dem Kronprinzen wurde die Rolle zugedacht, in diesem Falle an die Spitze der Fortschrittspartei zu treten, um die Dynastie zu retten. Man begnügte sich jedoch nicht damit, die Lage recht schwarz zu malen, vielmehr trug Sammer zu ihrer Verschärfung durch persönliches Eingreifen bei. Als er im Winter 1863 in Berlin war, äußerte er, das Abgeordnetenhaus habe sich schon viel zu viel gefallen lassen, man hätte in Preußen von Rechts wegen schon längst Revolution machen müssen. Jetzt aber bleibe in der Tat nichts anderes mehr übrig. Duncker versuchte demgegenüber den Kronprinzen zu bestimmen, nicht eine Reserve aus Pessimismus zu üben, sondern den König zu warnen und seine entgegengesetzte Anschauung in amtlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. In keinem Fall aber dürfe er öffentlich Opposition machen oder einen versteckten Krieg durch die Presse führen lassen; das widerspreche seiner Würde.

Der Kronprinz, der die Überzeugung von der gefährlichen Bedeutung des Bismarckschen Ministeriums für Staat und Dynastie teilte, entschied sich gegen seinen vortragenden Rat. Er beschloß, die Einwirkung auf die Entschlüsse seines Vaters aufzugeben und sich von den Staatsangelegenheiten möglichst zurückzuhalten. Die Drohung des Königs, er werde eher abdanken als in der Militärfrage nachgeben, hatte ihn entwaffnet. Unmittelbar nach der Ernennung Bismarcks begab sich das kronprinzliche Paar nach dem Süden. In Marseille traf es mit dem Prinzen von Wales, dem späteren König Eduard dem Siebenten, zusammen, und mit ihm durchkreuzte es auf der englischen Königsjacht das Mittelmeer; erst kurz vor Weihnachten kehrte es in die Heimat zurück. Schon im März folgten die kronprinzlichen Herrschaften wieder einer Einladung nach England. Die Königin Viktoria hatte sie dorthin gerufen, um sie der, wie man glaubte, unmittelbar bevorstehenden Revolution zu entziehen. Dort wurde der Kronprinz mit Briefen und Denkschriften bestürmt. Man warb um ihn aus dem Lager des Fortschritts; man beschwor ihn aus dem entgegengesetzten Lager, den Thron durch die Umkehr zu den Feudalen zu retten. Noch beantwortete der Kronprinz auch die Anschreiben der ihm näher stehenden Oppositionspartei mit kühlen Empfangsschreiben, in geeigneten Fällen mit deutlichem Abwinken. Dies vermochte noch der Einfluß Dunckers. Doch bereits wenige Wochen später trat der Kronprinz aus seiner Zurückhaltung heraus.

Er war nach seiner Rückkehr nach Berlin zu einer militärischen Inspektionsreise nach dem Osten der Monarchie aufgebrochen. Vor der Abreise hatte er den König gebeten, irgendwelche Oktroyierungen zu vermeiden. Doch

schon am Tage darauf veröffentlichte der Staatsanzeiger die berüchtigte Verordnung, welche die Freiheit der Presse zerstörte. Der Kronprinz war äußerst aufgebracht, daß eine solche Maßregel ohne seine Zustimmung, ja gegen seinen Willen getroffen worden sei. Gerüchte, daß weitere Erlasse gegen Beamte und Vereine beabsichtigt seien, daß Bismarck geraten habe, die Stellvertretung, wenn sie, wie es damals schien, durch des Königs Gesundheit notwendig werden sollte, auf den Prinzen Friedrich Karl zu übertragen, steigerten seine Erregung, und so entschloß er sich schließlich nach heftiger Gemütsbewegung, lebhaft unterstützt von seiner Gemahlin, seinen Gegensatz gegen das Ministerium Bismarck vor aller Welt kund zu tun. Den letzten Anstoß gab der Oberbürgermeister von Danzig, Herr von Winter, der früher als Polizeipräsident von Berlin mit der Umgebung der Königin Augusta Fühlung gehabt hatte. Er drang in den Kronprinzen, bei seiner Anwesenheit in Danzig für die verletzte Verfassung einzutreten; jetzt oder nie sei die Gelegenheit geboten, der Öffentlichkeit seine wahre politische Stellung zu enthüllen. Er machte es dem Kronprinzen leicht, eine Erklärung abzugeben; denn in seiner Begrüßungsansprache bedauerte er, daß es die Verhältnisse nicht gestatteten, der Freude der Stadt über die Anwesenheit des Kronprinzen ihren vollen, lauten Ausdruck zu geben. Der Kronprinz ging in seiner Antwort auf diese Bemerkung ein und sagte u. a.: „Auch ich beklage, daß ich in einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Anordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich war abwesend. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen gehabt, die dazu geführt haben." Exemplare der Danziger Zeitung mit dem Bericht über den Vorgang wurden überallhin versandt. Die Worte des Kronprinzen erhielten sofort die weiteste Verbreitung und erregten im Inland und Ausland das größte Aufsehen. Die Fortschrittspartei hatte ihren Zweck erreicht. Auf die ernsten Vorhaltungen des Königs hin bat zwar der Sohn den Vater um Verzeihung wegen seines Schrittes, betonte jedoch zugleich, daß er ihn mit Rücksicht auf seine und seiner Kinder Zukunft nicht unterlassen zu können geglaubt habe, und stellte schließlich die Entbindung von allen seinen Ämtern anheim. Des Königs Antwort gewährte ihm die erbetene Verzeihung, überging seine Beschwerden über den Minister und sein Entlassungsgesuch und machte ihm für die Zukunft Schweigen zur Pflicht.

Es war ein Glück, daß der erzürnte Vater den Vorstellungen Bismarcks, der aus Staatsraison Milde empfohlen, nachgegeben hatte. Denn wie sehr es der englisch-koburgischen Politik und der Fortschrittspartei darauf ankam, den Gegensatz im königlichen Hause zu verschärfen und den Kronprinzen womöglich zum Märtyrer zu machen, beweisen die mannigfachen Veröffentlichungen, die sich an den Vorgang anschlossen. Durch einen wohlberechneten Vertrauensbruch aus der Umgebung der Königin oder des Kronprinzen wurde die Korrespondenz zwischen Vater und Sohn in der Times

veröffentlicht. Von verschiedenen Seiten suchte man den Kronprinzen weiter zu treiben. Selbst die Königin Viktoria bedauerte es höchlichst, daß sich ihr Schwiegersohn nicht viel entschiedener gegen die Regierungsmaßregeln ausgesprochen hatte, und machte Vorschläge, deren Durchführung den Kronprinzen in die schärfste Opposition gegen den König gebracht hätte.

Am 30. Juni richtete der Kronprinz einen Brief an Bismarck und verurteilte dessen ganze Politik in starken Ausdrücken. Er erklärte darin ferner, er werde den König bitten, so lange dieses Ministerium im Amte sei, sich der Teilnahme an den Sitzungen desselben enthalten zu dürfen. Bei diesem Schreiben haben wohl auch die Koburger Freunde Pate gestanden. Denn kurz vorher hatten die Grenzboten einen von Gustav Freytag, dem Vertrauten des Koburger Herzogs, verfaßten Artikel gebracht, in dem diese Erklärung des Kronprinzen als Wunsch ausgesprochen war*). Man wolle den Kronprinzen nicht als Parteiführer, heißt es in dem Artikel, sondern sei mit seiner stillen Bundesgenossenschaft zufrieden; aber er müsse es verschmähen, unter dem gegenwärtigen System im Rate der Minister zu sitzen, nicht länger dürfe er dem Zwang des militärischen Disziplinarverfahrens unterliegen, um nicht im Falle einer Revolution in einen Konflikt der Pflichten zu geraten.

Daß aber der Kronprinz entschlossen war, der vollzogenen Schwenkung treu zu bleiben, beweist der Brief, den er am 14. Juli an Duncker schrieb: „Ich will kein Oppositionsführer sein, auch bin ich kein Freund Waldecks und seiner Genossen; aber ich denke nicht daran, die Freisinnigen, mit denen die Altliberalen leider jetzt nicht mehr zusammengehen, als Feinde anzusehen.“ Sie aber waren gerade die größten Feinde Bismarcks.

So war im Juli des Jahres 1863 die Lage ernst genug. Weite Kreise waren gegen das reaktionäre Ministerium leidenschaftlich erregt. In der Kammer hatte es nur eine verschwindende Anzahl von Freunden. Über das jährliche Budget hatte man sich nicht geeinigt. Der gesetzlose Zustand in der Staatsverwaltung dauerte fort. Und dazu befanden sich die Königin in ausgesprochener Opposition gegen Bismarck und der Kronprinz in Verbindung mit seinen Gegnern, die dadurch eine wertvolle moralische Unterstützung erhalten hatten. Ja, es schien sogar, als sei das Ministerium Bismarck eine Gefahr für die Stellung Preußens in Deutschland und in Europa. Denn die Führer der nationalen Bewegung in Deutschland, die gerade in der letzten Zeit wieder in Fluß gekommen war, ließen mehr und mehr die Hoffnung fahren, daß von Preußen eine Förderung der deutschen Sache zu erwarten sei. Und so war es dahin gekommen, daß entweder der Gedanke, sich selbst zu helfen, an vielen Stellen Sympathien fand oder die Meinung Platz griff, nur von einem tatkräftigen Vorgehen Österreichs könne Besserung erwartet werden.

*) Grenzboten 1863, Heft 24 vom 12. Juni, S. 431 bis 434: „Die Oktroyierungen und die Stellung des Thronfolgers in Preußen.“

Zu dieser Umwandlung der Stimmung in den nationalen Kreisen hatte der Herzog von Koburg, Ernst der Zweite, der unter den fürstlichen Gegnern Bismarcks im ersten Jahre seines Ministeriums einen hervorragenden Platz einnimmt, durch sein Eingreifen besonders beigetragen.

Er war damals der Chef des koburgischen Hauses, das in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch eine kluge Heiratspolitik eine bedeutende Stellung errungen hatte. Sein Onkel Leopold, der — nach Treitschke — an der Spitze des Koburger internationalen fürstlichen Heiratsbureaus gestanden, war König von Belgien, ein anderer war Regent in Portugal. Sein Bruder hatte sich mit der Königin von England vermählt; von diesem Mittelpunkt aus waren andere Fäden gesponnen worden. Die internationale Stellung seines Hauses und die mannigfachen Beziehungen, die sich daraus ergaben, benutzte der Herzog, um eine große politische Rolle zu spielen. Seine beiden Herzogtümer mit ihren hundertundfünfzigtausend Einwohnern und seine Kriegsmacht von zwei Bataillonen gaben ihm dazu kein Recht; aber er schöpfte es aus seiner geistigen und politischen Begabung, die er selbst sehr hoch einschätzte. Doch bald zeigte sich, daß diese Begabung kein genügend solides Fundament für seine ehrgeizigen Pläne war. Der Herzog besaß weder den weiten Blick, noch die kraftvolle Energie, die nötig sind, große Ziele zu erfassen und durchzuführen. So nahm seine Politik bald einen unstäten, abenteuerlichen Charakter an. Zuerst sympathisierte er mit Napoleon dem Dritten und begrüßte ihn als erster deutscher Fürst in den Tuilerien; dann stellte er sich auf Preußens Seite und begeisterte sich für den Unionsgedanken Friedrich Wilhelms des Vierten, der eine scharfe Frontstellung gegen Österreich bedingte; schließlich suchte er sich in Wien als Bundesgenosse und politischer Freund zu empfehlen und Stimmung gegen Preußen zu machen. Einen politischen Seiltänzer hat ihn einer seiner vielen politischen Gegner genannt. Daß eine solche Persönlichkeit bald bei den verschiedenen Regierungen auf Mißtrauen stoßen mußte, ist begreiflich. Als er nach dem Tode seines Bruders auch die englische Politik in Privatbriefen an die Königin Viktoria regelmäßig mit guten Ratschlägen unterstützen wollte, teilte ihm die Königin mit, sie habe seine Briefe dem Minister des Auswärtigen übergeben, und von ihm erhielt der Herzog die wenig verbindliche Erklärung: England habe seine eigenen diplomatischen Agenten im Auslande und brauche keine anderen. Doch als sich ihm die offiziellen Regierungen mehr oder minder versagten, schlug er andere Bahnen ein. Mit der ihm eigenen Gewandtheit trieb er Hintertreppenpolitik und suchte anderseits die große Masse für sich, den wahrhaft liberalen Fürsten, zu begeistern. In den weitesten Kreisen hatte denn auch sein Name einen guten Klang. Schon im tollen Jahre 48 war die Begeisterung, die man ihm entgegenbrachte, so groß, daß er an seinen Bruder, den Prinzgemahl von England, glaubte schreiben zu müssen: Wenn er nur wolle, sei es ihm ein leichtes, an die Spitze eines viel größeren Teiles von Deutschland zu treten, als das beabsichtigte Weimarische Königreich sei. Ob er wollte? Sein von ihm entlassener

Kabinettssekretär Bollmann, der bösartige Pamphlete gegen den Herzog veröffentlichte, behauptet, daß seine ehrgeizigen Ziele einen hohen Flug genommen, und unter den deutschen Emigranten in England war die Meinung verbreitet, daß Ernst der Zweite Kaiser von Deutschland werden möchte und könnte.

Als Bismarck Minister wurde, stand der Herzog auf dem Gipfel der Volksgunst. Die schroffe Opposition des Abgeordnetenhauses in der Militärvorlage erhielt ihr Rückgrat durch die den stehenden Heeren oder wenigstens der Vermehrung der stehenden Heere feindliche Volksstimmung; nicht zum wenigsten war sie in den letzten zwei Jahren durch den Nationalverein, der in dem Herzog von Koburg seinen geistigen Vater sah, gefördert worden. Der Nationalverein war ja ursprünglich als eine Organisation gedacht, die Preußen in seinem Streben nach Vollendung der deutschen Einheit unterstützen und die zagenden Regierungen und Fürsten mit fortreißen sollte. Er war ein Kind der neuen Ära, die Ernst der Zweite mit so großen Erwartungen begrüßt hatte, weil er bei den engen Beziehungen, die ihn und seinen Bruder mit dem Prinzregenten von Preußen verbanden, einen Einfluß auf die preußische Politik erhoffte. Da kam die Schwenkung des Regenten nach der konservativen Seite, und Hand in Hand damit ging das Bestreben des Herzogs, den Verein zuerst von Preußens Interesse loszulösen und dann mehr und mehr in eine gegensätzliche Stellung hineinzutreiben. Er war es, der besonders durch Verhandlungen mit Schulze-Delitzsch, den bekannten preußischen Fortschrittsabgeordneten, dafür sorgte, daß in das Statut des Vereins nicht die mindeste bestimmte Erklärung über die Art und Weise der Vereinigung Deutschlands aufgenommen wurde. Er empfahl wiederholt, nicht immer auf Preußen Rücksicht zu nehmen, vielmehr nach unten, mit den Turner-, Schützen- und Sängervereinen, Fühlung zu suchen und sich durch diese Vereine zu verstärken. Nachdem die Führer des Nationalvereins, Bennigsen, Georgi und Kallenbach, mit dem Herzog konferiert hatten, veröffentlichte sein Vorstand im Mai 1861 einen scharfen Protest gegen die preußische Politik und forderte auf jedem Gebiet der Wehrhaftmachung Deutschland zur Selbsthilfe auf. Wenige Tage darauf ward beschlossen, ein Exerzierreglement und ein Gutachten über die Organisation von Wehrvereinen durch den Druck zu veröffentlichen. Und auf der dritten Generalversammlung des Vereins in Heidelberg einigte man sich dahin: Der Nationalverein wird in jeder ihm möglichen und gesetzlich zulässigen Weise die Bildung von Wehrvereinen in Deutschland fördern; er wird hierbei insbesondere auf die Gleichmäßigkeit in Ausrüstung und Ausbildung ohne ängstliches Festhalten an Kleinigkeiten und Nebensächlichem — dazu rechnete man den Parademarsch und andere Mittel militärischer Erziehung — hinarbeiten. Es war die Vorbereitung der bewaffneten Revolution in aller Form. Geplant war eine Mobilmachung der Massen; die Vereine sollten die Stämme des Volksheeres bilden.

Die Gedanken, die der Nationalverein in verhältnismäßig kleinem Kreise erörterte, wurden in die Massen geworfen bei den großen Nationalfesten, den

Turner-, Sänger- und Schützenfesten, die Anfang der sechziger Jahre allenthalben das öffentliche Interesse lebhaft in Anspruch nahmen. Auch hier stand der Herzog als Protektor oder Ehrenpräsident im Vordergrunde.

Daß das Auftreten des Herzogs, seine Rede und sein Verkehr mit den preußischen Oppositionsführern in Berlin tief verstimmten, ist durchaus verständlich. Besonders war die Meinung der militärischen Kreise begreiflich, daß eine Persönlichkeit, die dazu beitrage, die preußische Armee in ihren Grundfesten zu erschüttern, nicht Chef eines ihrer Regimenter sein könne. Der König ließ sich zwar zu einem so entschiedenen Schritt wie der Streichung des Herzogs aus der Heeresliste nicht bestimmen; aber ernste Vorhaltungen hat er ihm gemacht. „Es geht durch alle Zeitungen die Nachricht," so schreibt der König, „Du habest an hiesige Mitglieder des Abgeordnetenhauses die Aufforderung ergehen lassen, in ihrer Opposition gegen mich, meine Regierung und also namentlich gegen die pomme de discorde, die Militärorganisation, festzuhalten, weil dann der Sieg ihnen verbleiben werde. Ich muß Dich auf das bestimmteste auffordern, mir zu erklären, ob Du wirklich im angegebenen Sinne Dich gegen Mitglieder meines Abgeordnetenhauses ausgesprochen hast. Ist es der Fall gewesen, so vermag ich ein solches Beginnen nicht mit Deiner persönlichen Stellung zu mir, am wenigsten aber mit Deiner Stellung in meiner Armee zu vereinigen. Jeder Offizier, der der aktiven Armee angehört, würde über dergleichen Ansichten zur Verantwortung gezogen werden. Das kann ich bei Dir nicht eintreten lassen, aber meiner Armee bin ich es schuldig, zu wissen, wie ein Souverän Deutschlands, der in der preußischen Armee Chef eines Regiments ist, über dieselbe und ihre Organisation denkt und ob er wirklich gesonnen ist, dieselbe gegen den Willen seines Königs zu ruinieren." In ausführlicher Weise und in gewundenen Ausdrücken entschuldigte sich Ernst der Zweite; aber seinen Standpunkt hat er nicht geändert, nur vorsichtiger ist er geworden.

In den Memoiren Ernst des Zweiten heißt es zwar: „So half das Schicksal den rechten Mann an die Spitze der Geschäfte zu bringen, von dem man wußte, daß er vor kleinen Rücksichten nicht zurückschreckte", und gleich darauf: „Ich bin glücklich, die Zeit erlebt zu haben, wo jeder Deutsche sich freudig dazu bekennt, den 9. Oktober 1862 als einen Glückstag in seiner Geschichte anzusehen." Damals aber hatte sich der Herzog noch nicht zu dieser objektiven Höhe der Beurteilung emporgeschwungen. Rudolf Genée, der in jener Zeit Redakteur der Koburger Zeitung war, versichert, der Herzog sei über die Ernennung Bismarcks aufs äußerste bestürzt, beunruhigt, ja erbittert gewesen. Er bekam mehrfach Winke, gegen die verruchte Bismarcksche Politik zu schreiben. Dazu stimmen die leidenschaftlichen Angriffe des Nationalvereins auf Bismarck. Noch am 14. Mai 1866 schleuderte der Nationalverein in einem flammenden Protest seinen Fluch auf das Haupt Bismarcks, des Urhebers des deutschen Krieges. Aber es blieb bei den Resolutionen, bei der nationalen Entrüstung, bei

den schönen Phrasen. Der Herzog von Koburg war doch nur ein geschickter politischer Regisseur. Zum Glück für Deutschland fehlte ihm der kraftvolle Wille zur Tat. So konnte Bismarck nicht ohne Behagen auf den Hexenkessel herabsehen, in dem die verschiedensten Gefühle und Pläne mehr oder minder klar durcheinander wogten.

Immerhin haben Ernst der Zweite und seine Freunde zur Verlängerung des Verfassungskonfliktes in Preußen nicht unwesentlich beigetragen und durch Anregung und Steigerung der Opposition des Kronprinzen die Lage zeitweise sehr verschärft. Denn nach dem Tode seines Bruders hielt der Herzog sich für berechtigt und verpflichtet, das kronprinzliche Paar politisch zu beraten. Er begnügte sich nicht damit, daß die Umgebung der jungen Herrschaften, wie wir gesehen, durchaus von ihm abhängig war; er übersandte vielmehr dem Kronprinzen zahlreiche Briefe und Memoires, in denen er seine bismarckfeindliche Anschauung klar genug zum Ausdruck brachte. Da die Kronprinzessin in dem Onkel Ernst eine politische Autorität verehrte, war die Wirkung dieser Denkschriften auch beim Kronprinzen eine große. Den König freilich, für den sie mit berechnet waren, haben sie in seiner Stellung zu Bismarck nicht wankend gemacht. Er hatte mit seinem klaren Verstand die politische Zerfahrenheit seines fürstlichen Freundes gründlich durchschaut, und köstlich sind die Randglossen, mit denen er dessen Ausführungen begleitete.

Für einen besonders wirkungsvollen Schritt, um das Ministerium Bismarck zu erschüttern, hat Ernst der Zweite unzweifelhaft seinen erfolgreichen Versuch gehalten, Österreich zu einem energischen Vorgehen in der deutschen Frage anzuspornen. Zugleich im Namen zahlreicher Freunde wies er in Wien darauf hin, daß für Österreich der Zeitpunkt, die große nationale Tat des Einigungswerkes auf sich zu nehmen, jetzt besonders günstig sei. Unzweifelhaft hat diese Vorstellung den Plan des österreichischen Kabinetts, eine Fürstenversammlung einzuberufen, bei der auf dem Wege persönlicher Verhandlungen eine Bundesreform, natürlich unter österreichischer Vorherrschaft, erreicht werden sollte, wesentlich beeinflußt. In der österreichischen Regierung, die ein fanatischer Haß gegen Preußen wegen seines Verhaltens im Jahre 1859 beseelte, hielt man auf Grund dieser und ähnlicher Eröffnungen den Zeitpunkt für gekommen, die Politik und Stellung Preußens und vor allem auch den König Wilhelm demütigen zu können. Durch eine Überrumpelung des Königs in Gastein, wo Franz Joseph die Einladung zum Fürstenkongreß persönlich übermittelte, glaubte man seine Erklärung, daß er erscheinen werde, am schnellsten und sichersten zu erreichen. Doch der König antwortete unverbindlich, und nun warf Bismarck seinen ganzen Einfluß in die Wagschale, den König fernzuhalten. Damals hatte die Stellung des Ministers eine starke Belastungsprobe durchzumachen. Der Kronprinz, der nach Gastein berufen wurde und unterwegs mit dem Herzog von Koburg konferierte, trat für den Besuch des Kongresses ein. Die fürstlichen Damen und die badischen Herrschaften schlossen sich dem Drängen

an. Schließlich traf trotz der schriftlichen Ablehnung des preußischen Königs Johann von Sachsen in Baden ein — wo Wilhelm der Erste nach Beendigung der Gasteiner Kur weilte — um ihn durch persönliche Beeinflussung zur Reise nach Frankfurt zu bewegen. „Dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinettskurier, wie kann man da ablehnen?" rief damals der König aus. Doch Bismarck schloß seine Vorstellungen mit der Erklärung: Wenn der König befehle, würde er mit nach Frankfurt gehen, aber nicht mehr als Minister, sondern als Schreiber. Nach hartem Kampfe schrieb der König die ablehnende Antwort. Als Bismarck sie persönlich übergeben und sich hinter dem Sachsen die Türe geschlossen hatte, zerschmetterte Bismarck mit der abgerissenen Türklinke einen auf dem Tisch stehenden Teller mit Gläsern. „Ich mußte etwas zerstören", rief er, „jetzt habe ich wieder Atem."

Die Königin Viktoria und mit ihr die kronprinzlichen Herrschaften, die damals auf dem Kallenberg und der Rosenau bei Koburg wohnten, sahen in dieser Weigerung das Signal für den Untergang Preußens, ja vielleicht der Dynastie. Am 29. August, während der Verhandlungen in Frankfurt, schrieb die englische Königin an Herzog Ernst: „Nach dem, was ich höre, muß ich glauben, daß die Stellung Preußens immer schlimmer wird, und ich fürchte, daß es im Schoße der Fürstenversammlung wenige Stimmen haben wird, die seine Interessen wahren werden. Um so mehr wollte ich Dich bitten, soviel es in Deiner Macht steht, eine Schwächung Preußens zu verhindern, gegen die sich mein Gefühl nicht allein der Zukunft unserer Kinder wegen sträubt, sondern die auch sicher gegen das Interesse von Deutschland sein würde, und ich weiß, daß unser teurer Engel Albert ein starkes Preußen immer als eine Notwendigkeit ansah." Als der österreichische Kaiser ihr nach Schluß des Kongresses im Koburger Residenzschloß seine Aufwartung machte, sagte sie ihm viel Schmeichelhaftes über die Art, wie er die Geschäfte geführt, und fügte hinzu, die mütterliche Sorge für ihre Kinder mache es ihr zur Herzensangelegenheit, dem Kaiser dieselben zu empfehlen. Unter allen Umständen hoffe sie das eine, daß er die Stellung und die Rechte ihrer teueren Kinder in Berlin niemals beeinträchtigen lassen werde.

In Wirklichkeit war damals Bismarck fast über den Berg. Wie so manchmal in späterer Zeit hatten ihm seine Gegner durch ihre Anschläge den Weg zur Höhe gebahnt. Das negative Ergebnis der Verhandlungen des Frankfurter Kongresses bewies, daß auf friedlichem Wege eine Lösung der deutschen Frage aussichtslos sei. Mit tiefer Verstimmung blickte man in der österreichischen Staatskanzlei auf die Frankfurter Tage und ihre Enttäuschungen zurück. Diese Verstimmung trug dazu bei, Bismarcks genialste politische Tat gelingen zu lassen, nämlich Österreich unter dem preußenfeindlichen Minister Rechberg über Nacht zu einer grundsätzlichen Schwenkung seiner Politik zu veranlassen, in der Weise, daß es sich von den süddeutschen Demokraten und Regierungen loslöste und sich in der Behandlung der schleswig-holsteinischen

Successionsfrage Preußens diplomatischer Führung überließ. Der Gedanke: „wir wollen einmal diesen Kleinen zeigen, daß uns die Verbindung mit Preußen jeden Tag möglich und daß ihre politische Weisheit von der dritten Großmacht im Bunde, die dazu bestimmt sei, die Wagschale zwischen den beiden Großmächten zu halten, törichtes Gerede ist", mag unter den Motiven dieses Bündnisses eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Zwei Monate nachdem die Königin Viktoria und die kronprinzlichen Herrschaften wegen der Isolierung Preußens so trüb in die Zukunft gesehen, war es Bismarck gelungen, das so gefürchtete Österreich als Bundesgenossen zu gewinnen. Daneben konnte er sich auf die Freundschaft Rußlands und Frankreichs verlassen. Napoleon hatte, besorgt über den ehrgeizigen Vorstoß der österreichischen Politik, den er in der Berufung des Fürstenkongresses zu erkennen glaubte, die kühle Behandlung Preußens wegen seiner Haltung beim polnischen Aufstand mit liebenswürdigem Entgegenkommen vertauscht. Im Laufe eines Jahres hatte sich Bismarck ein gediegenes Fundament geschaffen, auf dem er weiter bauen konnte.

So gehört das Jahr 1862/63 zu den entscheidendsten in seinem politischen Leben. In späteren Jahren sind die Erfolge sichtbarer hervorgetreten; aber ohne das besonnene und energische Handeln, ohne das zähe und mutige Aushalten Bismarcks in seinem ersten Ministerjahr hätten sie nie reifen können. Feinde waren ja auf der ganzen Linie: Die Majorität des Abgeordnetenhauses, die Königin, das kronprinzliche Paar und die öffentliche Meinung. Dabei der Gegensatz Englands und der scharfe Vorstoß der österreichischen Politik zur Wiedergewinnung der ersten Stelle in Deutschland. Seine Anhänger im eigenen Lande waren zu zählen; unter den Großmächten konnte er sich bis in den Herbst 1863 hinein nur auf Rußland verlassen, dessen Kräfte durch den polnischen Aufstand in Anspruch genommen waren. Und dennoch kein Schwanken! Inmitten der leidenschaftlichen Angriffe, der drohenden Gefahren eine eiserne Ruhe, ein entschlossenes Handeln!

Doch fast möchte man fragen, ob nicht der König in diesem wichtigen Jahre noch größer erscheint. Die eigene Gattin, der eigene Sohn, die früheren politischen Freunde stehen im anderen Lager. Die Mehrheit seines Volkes haßt die von ihm eingesetzte und gestützte Regierung, und doch hält er seinem Minister, dem er persönliche Sympathien nicht entgegengebracht hat, die Treue, nur aus dem Grunde, weil er ein Aushalten für nötig hält im Interesse Preußens. Wilhelm der Erste hat es also nicht nur verstanden, die richtigen Männer an den richtigen Platz zu setzen. Er hat selbst mitgestritten, und besonders schwere Seelenkämpfe sind ihm zugemutet worden. An dem endgültigen Sieg hat er den reichsten Anteil.

Nicht bloß in diesem Jahre, sondern bis an sein Lebensende hat er treu zu seinem Minister gestanden. Weniger treu sind Bismarck die fürstlichen

Gegner aus dem ersten Jahre seines Ministeriums gewesen. Zwar die Königin und Kaiserin hat aus ihrer Abneigung gegen Bismarcks Person und Politik auch nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs kein Hehl gemacht. Doch der Kronprinz und der Herzog von Koburg haben im Jahre 1866, als die Tatsachen Bismarck Recht gegeben hatten, ihre scharfe Opposition eingestellt. Es war ein großer Triumph für Bismarck, als seine bisherigen fürstlichen Gegner in Nikolsburg seiner Auffassung über den Umfang und die Art der Gebietsabtretungen dem Standpunkt des Königs gegenüber zum Siege verhalfen.

Noch einmal sollten fürstliche politische Gegner im Leben des großen Staatsmannes eine bedeutungsreiche und verhängnisvolle Rolle spielen. Im letzten Jahre seiner Tätigkeit als Reichskanzler wurde von fürstlichem Munde das Wort geprägt: „Es kommt jetzt darauf an, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regieren soll." Der alte Kaiser würde sich über diesen Ausspruch wie über so manchen ähnlichen hinweggesetzt haben; denn er vertraute Bismarck. Er sah auch darin keine Verletzung des monarchischen und dynastischen Gefühls, wenn sein Kanzler, gestützt auf eine langjährige Erfahrung und Erprobung, in manchen Angelegenheiten seine Anschauung mit aller Entschiedenheit durchzusetzen suchte. In entsagender Selbstverleugnung hatte er es gelernt, den königlichen Willen zu beugen unter das Wohl der Allgemeinheit. Auf den Enkel wirkte die schroffe Opposition des Kanzlers, die vielleicht zuweilen die gegebenen Grenzen nicht beachtete, verstimmend und verletzend. Denn das persönliche Vertrauensverhältnis, das zwischen dem alten Herrn und seinem treuen Diener bestanden und aus so mancher Feuerprobe gehärtet hervorgegangen war, konnte hier nicht vorhanden sein. So hatten fürstliche Gegner und andere unverantwortliche Ratgeber ein leichtes Spiel.

Es liegt eine gewisse Tragik in der Tatsache, daß erst ein politisches Leben, das wie selten eines mit glänzenden Erfolgen gekrönt war, vergehen mußte, ehe es Bismarcks Gegnern gelang, das Ziel zu erreichen, nach dem im ersten Ministerjahre des noch unerprobten Staatsmannes mit so heißem Bemühen vergeblich gerungen worden war.

Das engliſche Spionagegeſetz

Von Konteradmiral Kalau vom Hofe-Kiel

Seit etwa ſechs Jahren machte ſich die engliſche Spionage auf dem Kontinent in ſteigendem Maße bemerkbar; ſie hatte zwar auch ſchon früher exiſtiert, dann aber im Vergleich zu heute einen mehr ſtrategiſch-politiſchen und Amateurcharakter getragen und ſich vorwiegend in den höheren Geſellſchaftsſchichten bewegt. Der eben erwähnte Zeitpunkt fiel zuſammen mit dem Beginn der Geſchäftsreiſen des Königs Eduard im Intereſſe der imperialiſtiſchen Einkreiſungspolitik, welche die politiſche und kommerzielle Erdroſſelung Deutſchlands zum Ziel hatte, gegebenenfalls unter Anwendung von Gewalt.

Aus ihren Kolonialkriegen haben die Engländer wohl den Wert und die Wichtigkeit der Erkundung der Verhältniſſe beim Gegner kennen gelernt; unbegreiflicherweiſe ſind ſie trotzdem wiederholt in den Fehler der Unterſchätzung des Gegners und der Schwierigkeit der Unternehmung verfallen, bis ſchließlich der Burenkrieg ihnen in empfindlicher Art gezeigt hat, wie teuer eine Vernachläſſigung des Nachrichtenweſens zu ſtehen kommen kann, ſchon einer germaniſchen Miliztruppe gegenüber. Bei der Vorbereitung eines Krieges, in dem es nach ihrer Meinung um Sein und Nichtſein gehen ſoll, ſuchen ſie ſich jetzt durch Spionage eine möglichſt günſtige Lage zum Beginn zu erkunden und ein Nachrichtenſyſtem zu organiſieren, das ihnen im Frieden und Krieg das Innere des Gegners bloßlegen ſoll. Beſorgten früher Miſſionare und reiſende Kaufleute vornehmlich die Erforſchung bei unzivilisierten Völkern, ſo beehrt man uns durch Entſendung von Militärs, Profeſſoren, Rechtsanwälten und Gouvernanten. Daneben iſt es auf die Errichtung von Nachrichtenſammelſtellen abgeſehen, die mit möglichſt zahlreichen Agenten an allen für die Beurteilung der deutſchen militäriſchen und maritimen Leiſtungsfähigkeit wichtigen Plätzen Fühlung haben ſollen. Natürlich ſind ſolche Erkundungen manchmal von hohem Wert, wie die Kriegsgeſchichte lehrt; in der Mehrzahl der Fälle aber hängt der militäriſche Erfolg, der Verlauf eines Krieges und ſein Ausgang nicht von der Spionage ab, ſondern von den richtigen Entſchlüſſen der Führung, von dem moraliſchen Wert der Kämpfenden und von der Qualität und Quantität der Kriegsmittel. Es genügt durchaus nicht, wie Xerxes ſich eine Überlegenheit an Dreadnoughts auszurechnen.

Daß bisher die englische Spionage von Erfolg begleitet gewesen sein muß, daß englisches Gold auch bei uns die moralisch Schwachen gefunden hat und weiterhin suchen wird, darüber dürfen wir uns leider keinen Täuschungen mehr hingeben; und besonders die Bewohner unserer Küsten und die daselbst ihrem Handwerk oder Gewerbe Nachgehenden sowie alle Angehörigen von Armee und Marine sollten ihrer Harmlosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber den Gefahren der englischen Spionage Zügel anlegen. Das ist eine wichtige patriotische Pflicht.

Als eine sichere Bestätigung dieser Mutmaßung und gewissermaßen als Niederschlag der Erfahrungen, welche die Leitung der englischen Spionage auf dem Kontinent gemacht hat, kann man die Fassung des letzten englischen Spionagegesetzes (The Official Secrets Act 1911) ansehen. Es ist in der Hitze des Marokkosommers ohne Aufhebens im englischen Parlament zustande gekommen und soll die Official Secrets Act vom Jahre 1889 ersetzen. Die Unbestimmtheit und Dehnbarkeit des Begriffes „Staatsinteresse" machen dieses Gesetz geeignet, nicht nur allen Ausländern den Aufenthalt in England zu verleiden, sondern auch in politisch gespannten Zeiten selbst harmlosen Engländern gefährlich zu werden.

Der wesentliche Inhalt des Official Secrets Act 1911 lautet unter Fortlassung legislatorischen Beiwerks in Übersetzung:

I. Strafe der Spionage.

Wer in einer der Sicherheit oder den Interessen des Staates nachteiligen Absicht:

1. einen verbotenen Platz betritt, sich ihm nähert oder sich in seiner Nachbarschaft aufhält, oder
2. eine Skizze, einen Plan, ein Modell oder eine Notiz anfertigt, welche berechnet, bestimmt oder geeignet ist, unmittelbar oder mittelbar einem Feinde zu nützen, oder
3. eine Skizze, einen Plan, ein Modell, einen Artikel oder eine Notiz oder ein sonstiges Schriftstück oder Nachricht, welche berechnet, bestimmt oder geeignet ist, unmittelbar oder mittelbar einem Feinde zu nützen, erlangt oder einer anderen Person mitteilt,

wird mit Zuchthaus von drei bis sieben Jahren bestraft.

Der Beweis einer staatsgefährdenden Absicht erfordert nicht die Feststellung irgendeiner dahinzielenden Handlung, sondern es kann diese Absicht aus den Umständen des Falles, aus dem allgemeinen Verhalten oder der Lebensstellung des Täters geschlossen werden. Wer im Besitz der unter 2 und 3 angeführten Dinge betroffen wird, hat zu beweisen, daß sie ihm von dazu nach ihrer Stellung berechtigten Personen eingehändigt sind und eine Absicht der Schädigung des Staatsinteresses nicht vorliegt.

II. Sträfliche Mitteilung von Nachrichten usw.

Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren mit oder ohne schwere Arbeit oder Geldstrafe oder beide Strafen hat zu erwarten:

1. Wer die unter I bezeichneten Dinge, Nachrichten usw. in unberechtigter und das Staatsinteresse schädigender Weise anderen Personen mitteilt oder ohne Berechtigung und in pflichtwidriger Weise bei sich behält.

   Dabei ist es gleichgültig, ob er diese Dinge, Nachrichten usw., durch Verletzung des Gesetzes oder durch Vertrauen eines königlichen Beamten oder infolge seiner gegenwärtigen oder früheren dienstlichen Stellung oder durch den Abschluß von Lieferungsverträgen mit der Regierung oder als Angestellter oder Untergeordneter eines solchen Beamten oder Regierungslieferanten erhalten hat.
2. Wer solche Dinge, Nachrichten usw. annimmt, obwohl er weiß oder Grund hat zu vermuten, daß sie ihm unter Verletzung des Gesetzes zugekommen sind, falls er nicht nachweisen kann, daß dies gegen seinen Wunsch geschehen ist.

III. Verbotener Ort.

Für die Zwecke dieses Gesetzes gilt als verbotener Ort:

1. Jedes königliche Verteidigungswerk, Arsenal, Fabrik, Schiffswerft, Lager, Schiff, Telegraphen- und Signalstation, Bureauräume oder auch andere der Regierung gehörige Plätze, welche zum Bau, Reparatur, Herstellung und Aufbewahrung von Schiffen, Waffen- oder Kriegsmaterial und -instrumenten oder darauf Bezug habenden Plänen und Dokumenten gebraucht werden;
2. jeder andere Platz, wo Schiffe, Waffen, Kriegsmaterial und -instrumente, diesbezügliche Pläne und Dokumente auf Grund von Verträgen mit der Königlichen Regierung hergestellt, repariert oder aufbewahrt werden;
3. jeder dem Staat gehörige Platz, der zeitweise durch einen Staatssekretär als im Sinne des Gesetzes „verboten" erklärt wird, weil die Kenntnis über diesen Platz oder seine Beschädigung dem Feinde nützlich sein würde;
4. jede Eisenbahn und Straße, jeder Weg oder Kanal oder andere Verkehrsmittel zu Lande und zu Wasser, einschließlich aller Anlagen oder Bauten, die deren Teile sind oder damit zusammenhängen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke und andere Anlagen von öffentlichem Interesse, jeder Platz, wo Schiffe, Waffen oder andere Kriegsmaterialien und Instrumente, diesbezügliche Pläne und Dokumente, ohne Regierungsauftrag, hergestellt, repariert und aufbewahrt werden, die ein Staatssekretär zeitweise als im Sinne des Gesetzes „verboten" erklärt, weil Nachrichten über den Platz, seine Vernichtung, Sperrung oder Störung dem Feinde nützlich sein würden.

IV. Der Versuch und die Anstiftung zur Spionage wird wie das Verbrechen selbst bestraft ...

V. . . . bei mildernden Umständen ist statt Zuchtshaus Gefängnisstrafe zulässig . . .

VI. . . . Bei Verdacht ist sofortige Ergreifung zulässig . . .

VII. Wer eine Person aufnimmt, von der er weiß oder Grund hat anzunehmen, daß sie ein Spion ist oder zu spionieren vorhat, oder auf seinem Grundstück oder in seinem Hause die Zusammenkunft von Spionen erlaubt, oder, nachdem dies geschehen, der Polizei absichtlich die Auskunft über jene Personen verweigert, hat eine Gefängnisstrafe mit oder ohne schwere Arbeit bis zu einem Jahre zu erwarten oder Geldstrafe oder beide zusammen.

VIII. . . . Die Verfolgung der unter dieses Gesetz fallenden Straftaten geschieht nur mit Zustimmung des Generalstaatsanwaltes, abgesehen von der vorläufigen Ergreifung . . .

Hieran schließen sich noch an Bestimmungen über die Anwendung des Gesetzes in den englischen Kolonien, über Regelung des Einschreitungsrechtes, über Gleichwertung einzelner Teile, Kopien, Photographien, Mustern oder Beschreibungen der Substanz und Wirkung mit dem ganzen Gegenstande, zu dem sie Bezug haben.

Bisher wurde in England Spionage in erster Linie mit Gefängnis und Geldstrafe bedacht, und nur bei erschwerenden Tatumständen wurde Zuchthaus verhängt. Jetzt ist dieser Zustand verkehrt; als Strafe für Spionage kommt zuerst Zuchthaus von mindestens drei Jahren in Frage und nur bei mildernden Umständen Gefängnis oder Geldstrafe. Die frühere Auffassung entsprach dem unerschütterten Bewußtsein von der englischen Überlegenheit über die Staaten zweiter Klasse. Deutschland wurde zwar als erste Militärmacht auf dem Kontinent anerkannt, aber natürlich rangiert Landmacht nach englischem Begriffe hinter Seemacht. Und jetzt hat die dauernde politische Spannung, die mit der Konzentration der englischen Flotte in der Nordsee begann, auch in England eine nervöse Spionenriecherei erzeugt, die sich der sattsam bekannten französischen als durchaus ebenbürtig erweist!

Aber nicht die Strafverschärfung ist das Charakteristische des neuen Gesetzes, sondern die Erweiterung des Begriffes und der Tatmerkmale der Spionage. Sehr zu beachten ist, daß die Absicht, das Interesse des Staates zu benachteiligen, lediglich aus der Lebensstellung (character) des Täters geschlossen werden kann. Es ist ferner nicht im Gesetz gesagt, sondern dem Befinden des Richters überlassen, welche Entfernung einem verbotenen Platz gegenüber eingehalten werden muß. Die böse Absicht kann bei fremdherrlichen Offizieren, Beamten, Reserveoffizieren ohne weiteres vorausgesetzt werden. Es ist deshalb möglich, daß ein deutscher Kaufmann, der auch Reserveoffizier ist, wenn er an einer englischen Kaserne vorbeigeht oder an einem englischen Kriegsschiff vorbeifährt oder in einem englischen Seebad einer der zahlreichen Küstensignalstationen unvermutet beim Spaziergang sich nähert, festgenommen, unter Anklage gestellt und verurteilt wird.

Da es sich auch gar nicht um Geheimnisse (das Wort „geheim“ kommt im Text des Gesetzes überhaupt nicht vor) zu handeln braucht, so ist es wohl denkbar, daß allein die Mitteilung von einer in der englischen Öffentlichkeit längst bekannten Tatsache, z. B. daß die schweren Kanonen nicht den Erwartungen entsprochen haben, deren weiteres Bekanntwerden oder Besprechen aber der englischen Regierung unangenehm ist und nachteilig erscheint, den Grund für eine Verhaftung abgeben kann. Der Umstand, daß in England im allgemeinen die Richter die Gesetze mit Vernunft anwenden, und daß die Verfolgung der Spionage nur mit Genehmigung des Generalstaatsanwalts zulässig ist, bietet eine gewisse Garantie, daß dies Gesetz, das der Staatsgewalt die weitestgehenden Machtmittel zur Verfügung stellt, nicht so leicht mißbraucht werden wird. Immerhin hat die Spionenriecherei in England schon wunderliche Blüten gefördert; die Aufregung und Bitterkeit, mit der die englische Presse fast ohne Ausnahme den Fall Stewart besprochen hat, haben das allgemeine Mißtrauen gegen uns vermehrt. Es ist deshalb durchaus angezeigt, das nach England reisende deutsche Publikum auf Überraschungen und Belästigungen, die aus dem Verdacht der Spionage ihm zustoßen können, aufmerksam zu machen.

Bei uns zu Hause wollen wir kalt Blut bewahren und mit Bedacht und Umsicht die Maschen des englischen Netzes auftrennen; wir wissen ja jetzt, wo sie zu finden sind: am „verbotenen Ort“.

Franz Weilers Martyrium

Die Tragödie eines Kindes

Von Richard Knies

IV.

Die Mutter ist noch in der Küche. Das Tuch hat sie nicht mehr um den Kopf, es hängt zum Trocknen an der blankgelben Messingstange, die zum Schutze um den aufgemauerten Herd läuft. Sie wichst des Vaters Schulstiefel und blickt von ihrer Arbeit nicht auf, als sie Franz anfährt:

„Willscht du mache, daß du in dei Neścht kommscht!“

Franz zieht die Schuhe aus und geht über den Hausgang ins Schlafzimmer der Kinder.

Auf seinen Gute Nacht-Gruß erhält er keine Antwort, vom Vater nicht, von der Mutter nicht.

Im Schlafzimmer ist es dunkel. Franz steckt tastend die Hände aus, um nicht anzustoßen. Es ist ein schmales Zimmer. Zwei Betten stehen an der

einen Wand längs hintereinander, an der gegenüberliegenden, in die die Tür zum Hausgang gebrochen ist, ein Kleiderschrank und ein Büchergestell. Auf der Schmalseite nach dem Hofe zu das einzige Fenster, an der rückwärtigen eine Kommode. Vor jedem Bett ein Stuhl, die Buben legen ihre Kleider darauf. Die zwei älteren Brüder schlafen beisammen und die zwei jüngeren. Franz und Jakob haben das Bett am Fenster.

Franz ruft beim Ausziehen halblaut den Bruder an:

„Jakob! ... Jakob!"

Keine Antwort. Der schläft schon fest.

Franz hat als älterer den vorderen Platz. Heute hätte er aus Furcht gern den hinteren gehabt. Hinten hätte er sich sicherer gefühlt. Aber er will den Bruder nicht wecken. Der könnte lärmen, und das könnte die Mutter veranlassen hereinzukommen.

Der Bub betet zuerst zum Schutzengel.

„Heiliger Schutzengel mein,
laß mich dir empfohlen sein,
halt mein Herz von Sünden frei,
daß es Gott gefällig sei. Amen."

Hat er heute Sünden getan? Wieder fragt er sich: war das mit der Mutter eine Sünde? Er sinnt eine Weile. Aber sein Sinnen verliert sich in Schläfrigkeit. Er schrickt auf und betet weiter. Ein Vaterunser und Avemaria. Danach das eigentliche Nachtgebet. Bei der Stelle:

„Ich leg, mein Gott, die Kleider ab
Und denk dabei, daß ich im Grab
dereinst werd liegen tot und kalt,
der Würmer Speis' ganz ungestalt",

schaudert er zusammen. Er stellt sich das vor, und es friert ihn. Da verjagt er das Bild. Sein Gebet beschließt er mit dem Vers:

„Die Eltern auch befehl ich dir,
behüte, lieber Gott, sie mir.
Vergilt, o Herr, weil ich nicht kann,
das Gute, was sie mir getan. Amen."

Das Gute, was sie mir getan! Franz betet den Vers morgens und abends. Jedesmal überlegt er dabei, was seine Eltern ihm Gutes tun. Seine feine, weiche Seele sucht geistige Wohltaten und findet keine. Franz denkt: aber sie geben dir zu essen und zu trinken, und sie kleiden dich. Darauf erwidert seine zweite Stimme: aber dafür schaffst du ihnen doch auch. So türmen sich die Rätsel. Franz möchte sie zusammenstoßen. Es geht nicht. Dann sagt er sich: das vierte Gebot befiehlt, man soll auch für die Eltern beten. Der liebe Gott sagt's, und die Rätsel versinken.

Es wird für Franz eine Zeit noch tieferer Zweifel kommen, und das Gebot Gottes wird nicht mehr die Rätselberge abtragen und damit die Leidensschlüfte der Seele ausfüllen. Das wird dann eine schwere Zeit sein, wo Franzens Herz sich zu Stein verhärtet, und dann werden die Dämonen der Hölle in ein schauriges Triumphgeheul ausbrechen — oder wo es sich zu reinem Golde läutert, dann aber heißt Gott seine Heerscharen anheben zu einem Jubelhymnus, der brauset von einem Ende des Himmels bis zum andern.

Doch für Franz wird das eine grausige Zeit werden, von der er noch nichts ahnt.

Er schlüpft ins Bett. Zuweilen horcht er auf, ob Mutter und Vater denn noch immer nicht in ihr Schlafzimmer gehen. Es dauert ihm so entsetzlich lange. Er hört noch Töpfe klappern, und dann gelingt es ihm nicht mehr, wach zu bleiben. Die Anstrengungen des Tages und das Bad tun ihre Wirkung.

Franz schläft, und stille ist's im Zimmer. Nur weichgehauchte Atemzüge sind hörbar. Man könnte sie für das sachte Flügelschlagen der Schutzengel halten, die wachend über den Betten hin und her schweben. Vierzehn Englein halten Wacht . . .

Wer nicht Vater und Mutter ist und im dunklen Schlafzimmer der lieblichen Musik lauscht, die aus den Atemzügen schlafender Kindlein schmilzt, dem geht die Brust hoch in trunkener Sehnsucht nach dem Weibe, nach dem Manne, damit ein heimliches Hoffen, Warten und ein süßes Träumen sei . . .

Zwei Füße gehen die knarrende Stiege herauf. Es müßten vier sein. Aber es sind nur zwei.

Die Tür öffnet sich. Der Schein eines kleinen Öllämpchens spaltet die Dunkelheit der Stube. Eine Frau kommt mit gedämpften Schritten herein. Ihre Hand blendet jetzt das Licht ab. Sie geht an das Büchergestell und stellt das Lämpchen auf das leere oberste Brett, dreht sich herum und sieht, solange man braucht, um bis auf drei zu zählen, auf die schlafenden Knaben im Bett am Fenster.

Es ist ein grausamer Zug in ihrem Gesicht. Die Falten um ihren Mund sind wie mit einem Messer schmal und tief gekerbt. Der Schein ihrer Augen ist kalt und dünn wie das Licht der Sonne an Regentagen.

Nun schlüpft sie mit dem Fuß aus dem Pantoffel, bückt sich, hebt ihn auf. Es ist ein Hausschuh aus weichem Leder. Auch die Sohlen sind ganz biegsam. Der Absatz ist aus etwas stärkerem Material.

Die Frau faßt den Schuh an der Spitze und holt aus. Kurzgezückte schnelle Schläge fallen auf den Kopf des schlafenden Knaben.

Nach einigen Hieben fährt er auf, bleibt steil und verschlafen sitzen. Dann zuckt zerrend der Kopf wie bei einer automatischen Puppe nach rechts. Die schlaftrunkenen Augen starren ins Gesicht der grausam zuschlagenden Frau. Ein Blitz geht durch das Kinderhirn und erweckt es völlig.

Die Mutter . . .!

Der Bub springt aus dem Bett, will schreien, stößt aber nur halblaut hervor: „Ua, wua!“

Die Mutter packt ihn an der Kehle:

„Willschte still sein!“

Franz zerrt sich los, springt auf das Fensterbrett, greift nach dem Riegel. Aber die Wütende reißt ihn wieder herunter.

Der Widerstandswille des Kindes, eines Menschen, ist gebrochen.

Sie nimmt das Licht und geht. Die Tür schließt sich und verschluckt den Lichtschein, und es ist wieder dunkel. Aber es ist keine heilige Stille mehr. Die anderen Kinder sind zwar nicht wach geworden, werfen sich aber unruhig hin und her.

Als Franz hört, daß die Mutter oben ist und hinter ihr die Tür zugeht, steht er auf und steigt wieder ins Bett. Er drückt das Deckbett fest auf sich.

Und jetzt erst fängt er leise zu weinen an.

In der Kopfhaut zuckt und klopft es von den Schlägen. Im Hirne poltert's ihm. Vorhin wollte er gerne wach bleiben, und jetzt möchte er gerne einschlafen.

Nach einiger Zeit beruhigt sich das wirre Tosen in der Seele. Aber wie der Schlaf kommen will, wächst auch wieder die Angst in ihm. Sein Körper siedet. Da springt er wieder aus dem Bett. Seine Füße stehen im Nassen, da, wo er vorhin am Boden gelegen hat. Er hebt sein Knie aufs Fensterbrett, hält sich am Riegel und zieht das andere Bein nach. Dann öffnet er das Fenster und setzt sich auf die äußere, sandsteinerne Fensterbank.

Das Kind überlegt, wo es sich verstecken solle. Auf dem Schuppen unterm Dach? Da müßte er die große schwere Leiter anstellen. Das gäbe Geräusch. Also nicht auf dem Schuppen. Im Geißenstall? Wenn die Mutter noch einmal herunterkommt und ihn im Bette nicht findet, wird sie ihn in den unteren Ställen zuerst suchen. Also auch nicht im Ziegenstall. Vielleicht im Hühnerstall? Da wird er vorsichtig zu Werke gehen müssen, damit die Hühner nicht gackern und schreien. Aber es wäre zu probieren. Die Hinkel sind zahm, sie fressen ihm aus der Hand. Sie kennen ihn. Wenn sie auf der Straße sind und ihn sehen, ziehen sie ihm nach wie die Herde dem guten Hirten.

Franz springt ab, geht auf die Ställe zu und tastet sich an den Holztrichter des Schweinetrogs, klettert auf die schweren Eichenbohlen, hält sich an der rechtwinkelig angrenzenden Schuppenwand fest und stellt sich gerade auf. Sein Herz klopft so laut, daß er den Mund aufmachen muß. Er lauscht. Die Hühner sind noch nicht unruhig geworden. Leise schiebt er den Riegel zurück und öffnet ruckweise die Tür. Unter seinen nackten Fußsohlen spürt er einen Sack liegen. Er bückt sich, nimmt ihn, legt ihn auf die Türschwelle und schwingt sich selbst hinauf. Die Hühner wuscheln und trippeln und drängeln auf den Stangen, aber sie lärmen nicht.

Franz zieht die Tür hinter sich zu. Er kann sie von innen nicht verriegeln. Auf den Knien rutscht er nach den Nestkörben, denen er ein Büschel Stroh

entnimmt, um die besudelten Hände daran abzuputzen. Dann verzettelt er das Stroh sämtlicher Körbe längs der Wand zu einem Lager für sich, rollt den Sack zusammen, legt ihn als Kopfkissen in eine Ecke und streckt sich aus.

Es ist stille. Hin und wieder piept, göhrlt, pfeift ein Huhn leise im Schlaf. Von unten dringt zuweilen das Schnaufen und behagliche Grunzen eines Schweines oder das Ruscheln der Kaninchen im Stroh.

Von den unten liegenden Ställen herauf durch die Ritzen des gebordeten Stallbodens aber steigen auch die üblen Dünste, besonders der Schweine. Und im Hühnerstalle selbst die stickige Luft!

Franz kann nicht zum Schlafen kommen. Er hört das Nachtwächterhorn tuten.

Zwölf . . .

Eins . . .

Da hält er es nicht länger aus in dem Dunst und legt sich vor die Tür, wo frische Luft hereinzieht. Er saugt sie gierig ein. Das ermüdet.

Der Nachtwächter tutet zwei und singt dazu mit leiernder Stimme:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zwei Uhr geschlagen.
Lobet Gott und Maria!"

Um zwei Uhr tutet der Nachtwächter zum letzten Male, um drei läutet er Tag, geht heim und legt sich aufs Ohr.

Franz hört das Taggeläute nicht mehr. Er ist eingeschlafen, aber unruhige Träume quälen ihn. Plötzlich schrickt er auf, fährt mit den Armen aus, stößt dabei die Tür auf, der Kopf hängt sich über die Schwelle, der Oberkörper rutscht nach. Noch ein Armefuchteln — der Körper bekommt das Übergewicht und stürzt kopfvor auf die Betondecke des Fußbodens. Eine Weile scheinen der Körper und die gereckten Beine steil stehen zu bleiben. Das Hemdchen rutscht auf die Brust herunter. Aber dann überschlägt er sich und bleibt regungslos liegen.

Als die Hühner von den ersten Sonnenstrahlen geweckt werden, finden sie die Tür offen und fliegen hinaus. Göckernd und pickend laufen sie im Hofe. Die Hähne schlagen mit den Flügeln, recken die Hälse, schieben die Nickhaut über die schwarzen Augen mit den gelben Ringen und krähen.

Um sechs Uhr kommt die Hausfrau. Sie ist verwundert, die Tiere schon im Hofe zu sehen. Ganz genau weiß sie, daß sie gestern Abend das Türchen geschlossen hat.

Sie geht in den hinteren Hof und sieht das halbnackte Kind ausgestreckt liegen. Ein Huhn hüpft darüber hinweg. Der Frau schwindelt, und dann zerschneidet ein schriller, gellender Schrei den Morgenfrieden:

„Jesses Maria, mein Kind!"

Sie bückt sich, faßt die gelbe Hand und läßt sie schaudernd wieder fahren. Wachs ist fühlsamer als diese kalte, starre Hand.

Ein dünnes Greinen rinnt und wimmert:

„Was hab ich getan, was hab ich getan!"

Die Frau kniet nieder, hebt den Kopf in die Höhe und sieht dem toten Kinde ins Gesicht. Von der Nase aus gehen zwei dünne, schon vertrocknete Blutrinnen über die halbe Wange. Sonst nichts Erschreckendes.

Sie stülpt den Korb um, mit dem Franz gestern den Mist in den Garten getragen hat, und setzt sich darauf. Das dürre Weidengeflecht knarrt unter der Last.

Weinend hebt sie das Kind auf den Schoß.

Lange und wie irre läßt sie den Blick durch den Schleier ihrer Tränen über den Toten gehen.

So sitzt sie vor der grellfarbig gestrichenen Stalltür.

Eine Pieta? Ein mütterliches Weib, aufgelöst in Schmerz über den Martertod ihres unschuldigen Sohnes?

Oder eine Mörderin, die in zu spätem Reueschmerz ihr gefoltertes Opfer beweint?

In wenigen Minuten wird der andere und anders und schwerer Schuldige bei ihr stehen.

Die Posaunen des Gerichtes werden in seine Ohren gellen und ihre schaurigen Klänge wie donnerndes Wogen durch seine kleine Seele gehen.

Der mütterliche, vor Schmerz zuckende Mund preßt sich auf die Lippen des Kindes.

„Mein lieber, lieber armer Bub!"

Franz wäre so glücklich, wenn er das hören würde!

Aber er hört nichts mehr.

Aus Hebbels Studienzeit

Ungedruckte Briefe, herausgegeben von Dr. Paul Bornstein-Dachau

Von 1829, seinem sechzehnten Lebensjahr ab, veröffentlicht der Wesselburener Schreiber Friedrich Hebbel Gedichte, Erzählungen, dramatische Skizzen, Aphorismen, Anekdoten, Jugendprodukte von zumeist höchst zweifelhaftem, künstlerischem Wert, im „Ditmarser und Eiderstedter Boten", einer kleinen, im Verlage von Bade und Fischer in Friedrichstadt a. d. Eider erscheinenden Wochenschrift; von 1832 an treten neben den allmählich in den Hintergrund gedrängten „Boten" als eine freilich höchst bescheidene Erweiterung des Kreises die Hamburger Zeitschriften der Amalie Schoppe, die „Neuen Pariser Modeblätter" und die für Kinder bestimmte, übrigens erst vor kurzem neu aufgefundene „Iduna". Im Februar 1835 siedelt dann Hebbel, nachdem ihm die Bemühungen der Schoppe solches ermöglicht, nach Hamburg über. Hier gelingt dem inzwischen lyrisch zu voller

künstlerischer Reife Vorgedrungenen im August der Anschluß an das Cottaische Morgenblatt und damit an die deutsche Öffentlichkeit. Das macht, wie begreiflich, seinen Ruf in der Heimat steigen; der junge Adept erlebt die Genugtuung, vom „Boten" nun um einen Beitrag höflich ersucht zu werden. Mit dem folgenden, dem ersten der unveröffentlichten Briefe, die ich hier vorlegen darf, entspricht Hebbel diesem Gesuch; er übersendet nach Friedrichstadt die Ballade „Der alten Götter Abendmahl"*), und nicht ohne Humor ist es, zu sehen, wie der „Bote" das herzlich mittelmäßige Stück — denn Gutes hätte der schon gescheit gewordene Hebbel nach Friedrichstadt nicht mehr gegeben — als Reklame sogleich in der ersten Januarnummer des neuen Jahrgangs 1836 abdruckt. Es war Hebbels überhaupt letzter Beitrag für den „Boten". Das Original des Gedichts und der Begleitbrief, beide auf einem Blatt, befinden sich im Besitz der Frau Ellen Mayntzhusen in Hamburg.

Adr.: Sr. Wohlgeboren dem Herrn Fischer, Königl. privilegirtem Buchdrucker in Friedrichstadt an der Eider. — Durch Güte.

Hamburg, den 17. Dezember 1835.

Im vorstehenden Gedicht, lieber Herr Fischer, sende ich zu gleicher Zeit Ihnen, Ihrem Boten und meinem Vaterlande einen Gruß (Sie sehen, ich bin in der Fremde öconomisch geworden!) und habe dabei keinen andern Wunsch, als denjenigen, den man bei Grüßen gewöhnlich ausspricht, daß sie nämlich recht bald bestellt werden mögen, auszusprechen. Ich hoffe, Sie werden das verflossene Jahr heiter verlebt haben und wünsche in dieser Voraussetzung, daß das kommende seinem Bruder gleiche. Für den Weihnacht weiß ich Ihnen Nichts zu wünschen, so wenig Christgeschenke, als Kindlein; für jene ist man zu alt, sobald das zwölfte Jahr überschritten ist, und diese würden Ihnen vermuthlich zu unbequem fallen. Nach Neujahr werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, bis dahin ein herzliches Lebewohl!

Der Ihrige

Hebbel.

Indem Hebbel hier dem Verleger Fischer seinen Besuch in Aussicht stellt, denkt er bereits an jene Reise in die Heimat, die er im Februar 1836, um sich vor dem Abgang auf die Universität von Mutter und Freunden zu verabschieden, wirklich ausführte. In Friedrichstadt freilich ist er nicht mehr gewesen. — Das Programm Amalie Schoppes, demzufolge Hebbel nach privater Vorbereitung in das Johanneum eintreten und hier sein Absolutorium bestehen sollte, hatte sich als undurchführbar erwiesen. Wer den jungen Hebbel hätte Latein lehren wollen, der hätte etwa beim Tacitus einsetzen müssen; mit ille, illa, illud ging's nicht. Der rastlos um sich greifende Geist des genialen Autodidakten war auf pädagogische Methodik nicht mehr eingestellt. Wir, die wir die Tagebücher der ersten Hamburger Zeit kennen und den unerhörten kritischen Instinkt bewundern, mit dem in seinem vor dem „Wissenschaftlichen Verein von 1817" gehaltenen

*) R. M. Werner: Hist.-krit. Ausgabe. Bd. VII, S. 132.

Vortrag über „Kleist und Körner" der Zweiundzwanzigjährige allein aus sich, entgegen dem Urteil seiner Zeit das Kleistische Genie in seinem vollen Umfang und seiner ganzen Tiefe zu erfassen vermochte, begreifen das durchaus. Daß es Hebbels Hamburger Freitischgönner, und vor allem die Schoppe, nicht begriffen, darf ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden. Man sah einen mittellosen jungen Mann nach ungenügender Vorbildung einer sehr ungewissen Zukunft entgegengehen, und man widersetzte sich zunächst einem scheinbar vorzeitigen Studium. Hebbel überwand schließlich diese Widerstände; daß aber bei der Schoppe eine starke Mißstimmung zurückblieb, lehrt das folgende, in meinem Besitz befindliche Schreiben der Schoppe an Hebbel deutlich genug. Sie war ohnehin durch höchst verächtliche Kabalen, die Hebbels Wesselburener Jugendfreund und Hamburger Stubengenosse Leopold Alberti gesponnen, heftig gegen Hebbel eingenommen: sie scheint ihm überdies auch die Reise nach Wesselburen verdacht zu haben, wie sie ihm wohl oder übel alles, was Zeit und vor allem Geld kostete, verdachte. Der Brief lautete:

Lieber Hebbel!

Schon längst davon entwöhnt, mit Ihrem Vertrauen, selbst in den unbedeutendsten Dingen, beehrt zu werden, und zu sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, bitte ich Sie, auch fürder Ihren Weg ganz nach Gefallen und Belieben gehen zu wollen, ohne Rücksicht auf mich zu nehmen.

Ich werde es als einen Beweis Ihres Wohlwollens gegen mich aufnehmen, wenn Sie mich mit Ihren Verhältnissen, Plänen etc. etc. in Zukunft, wie bisher, durchaus nicht belästigen, auch ist mein Antheil daran fast auf Null reducirt, da Sie es nicht für gut befunden zu haben scheinen, den Weg zu verfolgen, auf dem ich mich Ihnen als helfende und theilnehmende Freundin zuzugesellen gewillt war.

Ihrem früheren Wunsche zufolge, wollten Sie sich auf Ihre Studien hier vorbereiten und, wo möglich, zu Ostern zur Universität abgehen. Daß dies noch Ihre Absicht sei, kann ich nicht glauben, da Sie sonst gewiß nicht 4 kostbare Wochen, die vorletzten, in denen Sie noch unentgeldlich Unterricht empfangen können, verschwendet haben würden.

Sie müssen sich also einen andern Lebensplan entworfen haben, und da er wahrscheinlich besser sein wird, als der frühere, wünsche ich Ihnen Glück dazu, aber ohne Ihnen meine fernere Theilnahme, welcher Art sie auch sein möge, zusagen zu können und zu wollen.

Ihre ergebene

v. H. d. 1. März 1836. A. Schoppe

Das folgende Schreiben Hebbels, wenige Tage nach diesem Brief abgesandt, bedarf keines Kommentars; das biographisch zweifellos interessante Dokument spricht für sich selbst. Unlängst unter den Akten des Landratamts zu Heide aufgefunden, ist es jetzt im Besitz des Wesselburener Hebbelmuseums. Herrn Bürgermeister Dohrn in Wesselburen danke ich die Erlaubnis, es zu veröffentlichen.

Adr.: Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Etatsrath und Landvogt Griebel, Ritter vom Dannebrogsorden und Dannebrogsmann in Heide.

Ew. Hochwohlgeboren werden hochgewogentlichst zu entschuldigen geneigen, daß ich Sie mit diesen Zeilen zu belästigen wage. Ich wünsche bevorstehenden Ostern zur Universität abzugehen, um die Rechte zu studiren, bin aber mit zu geringen Mitteln versehen, als daß ich die collegia honoriren könnte, und bedarf, damit ich diese frei erhalte, eines testimoniums paupertatis. In der Voraussetzung, daß Eine Königl. Norderditmarsische Landvogtei diejenige Behörde sey, bei welcher ich, als geborener Wesselburner, dieses nachzusuchen habe, erlaube ich mir die ganz gehorsamste Bitte: Ew Hochwohlgeboren wollen geruhen, mir nach etwa eingezogenem Bericht des Herrn Kirchspielvogtes Mohr in Wesselburen, der mir in Uebereinstimmung mit dem Vormünderbuch seines Kirchspiels ein Zeugniß meines wirklichen Unvermögens nicht vorenthalten wird, ein testimonium paupertatis zukommen zu lassen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Hamburg, den 10. März 1836. ganz gehorsamster

Christian Friedrich Hebbel

Adresse: Hamburger Stadtdeich Nr. 178, bei Herrn Weiß.

In die Heidelberger Universitätszeit führt ein Schreiben Hebbels an den Wesselburener Jugendfreund Jakob Franz, der damals in Kiel Pharmazeutik studierte. Wenngleich uns der „Hahn Franz" — so hieß er in Wesselburen scherzhaft — dem Namen nach keineswegs unbekannt war, da Hebbel in Tagebüchern, Briefen, gelegentlich sogar in dem Epos „Mutter und Kind" seiner gedenkt, so stand er doch keineswegs im Vordergrund des Interesses, bis jetzt die im Besitz seiner Nachkommen auf Helgoland aufgetauchten Briefe Hebbels, deren Publikation R. M. Werner in der Neuen Freien Presse begann und in der Österreichischen Rundschau abschloß, ihm eine hervorragende und höchst markante Stellung in Hebbels Biographie zuweisen. Der folgende, mir gehörige Brief bedeutet eine nicht ganz unbeträchtliche Ergänzung der Wernerschen Veröffentlichung. Schon in Wesselburen hatte Franz, aus behäbigen Verhältnissen stammend, Hebbel versprochen, er werde ihm auf zwei Jahre jährlich zehn Taler vorschießen, die vor allem der Mutter Hebbels zugute kommen sollten. So erklärt sich die Abrechnung des „Conto-Corrent" in diesem Briefe. Hebbel konnte bei mangelndem Reifezeugnis in Heidelberg nicht immatrikuliert werden; als Hospitant nur besuchte er Kollegien bei Mittermaier über strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit und hörte bei Thibaut Institutionen. Auf diese Vorlesung bezieht sich die Bemerkung des Briefes, er habe, „um nicht leeres Stroh zu dreschen", von seinen zwei Kollegs eines aufgegeben; Thibaut hatte ihm offen erklärt, daß im Leben aus ihm kein Jurist werden würde. Die entschiedene Abkehr von der Jurisprudenz führt dann wohl in erster Reihe zu dem Entschluß, von Heidelberg aus nicht, wie Hebbel in diesem Briefe noch plant, nach Hamburg oder Berlin, sondern

eben nach München zu gehen; Straßburg, auch Stuttgart wurden auf der Fußtour von Heidelberg nach München im September 1836 wirklich besichtigt, der hochverehrte Ludwig Uhland wurde in Tübingen aufgesucht, wobei freilich seine verschlossene und farblose Persönlichkeit dem jungen Verehrer eine kaum zu verwindende Enttäuschung bereitete. Nicht auf solchen Einzelheiten indessen beruht der Wert des Briefes, sondern auf dem charakteristisch Menschlichen: es steckt ein gut Teil Hebbel, und zwar vom besten Hebbel darin. Wir sehen die Sorge des Sohnes um die alte, darbende Mutter in der Heimat, die verständnisvolle, psychologisch geschärfte Teilnahme des Freundes am Freunde, der hart unter einer unglücklichen Liebesaffäre litt. Wir vernehmen des Selbsteigenen Spott über analysierende Literaturprofessoren, von denen man nur lernen könne, wie man es nicht machen solle, seine trotzige Verachtung zeitgenössischer, jungdeutscher Kritik, seine herbe, künstlerische Strenge gegen sich selbst. Derselbe Hebbel, der damals in bitterer Not ins Tagebuch schrieb, sein Leben sei nur noch ein Kampf für Mutter und Leichenstein, reckt hier sich auf in gespanntem Selbstgefühl, in unerschüttertem Glauben an sein Können und seine Zukunft: „Was lebt, das wirkt; und was wirkt, das lebt; dies Evangelium bewahrheitet sich alle Tage." Mir ist, als bewahrheitete es sich, aller Einwände und Gegnerschaften ungeachtet, eben jetzt an Hebbel selber. — Nun der Brief.

Heidelberg, den 18. July 1836.

Lieber Franz!

Dein Brief vom 8ten Juny ist, sammt dem Louisd'or, am 21sten selb. Monats in meine Hände gekommen; jedoch — ich bemerke dies, da Du wünschest es zu wissen — nicht frankirt, vielmehr hab' ich einen Gulden und 36 Kreuzer (nach dortigem Gelde ungefähr 2 M. Cour.) dafür ausgeben müssen. Daß ich ihn nicht sogleich beantwortete, hatte mehrere Gründe; namentlich wünschte ich Dir über meinen Entschluß hinsichtlich meines Aufenthalts für den bevorstehenden Winter Nachricht zu geben, was ich besonderer Umstände halber nicht augenblicklich konnte. Jetzt bin ich entschlossen; ich werde gleich nach Beginn der Ferien (im Ausgang August) Heidelberg verlassen und nach einer Reise zu Uhland in Stuttgart nach Hamburg zurückkehren, um dort entweder zu bleiben, oder, je nachdem die Umstände sich machen, nach Berlin abzugehen. Nach Kiel würde ich nur dann gegangen seyn, wenn Du dort geblieben wärest, und zwar dann auf jeden, nun aber auf keinen Fall; meine Gemüthslage erheischt freundschaftliche Theilnahme, wie ich sie bei Dir und durch Dich gehabt hätte, oder äußere Zerstreuung, wie nur Hamburg und Berlin sie bieten können. Schön wär' es gewesen, eine vergangene, glückliche Zeit in einer öden Gegenwart mit Bewußtseyn und ohne jene rohen Eingriffe tückisch-täppischer Gesellen, die den reinen Genuß ehemals verdarben, zu erneuern; doch, wie Vieles wäre schön und darf dennoch nicht werden!

Ich habe vorgezogen, statt eines Bogens, der ein Bild der Stadt Heidelberg enthält, einen zu wählen, der Dir den bedeutendsten Theil des Heidel-

berger Schlosses zur Anschauung bringt. Das Schloß ist die Seele von Heidelberg und der dicke Thurm die Seele des Schlosses. Wo ich das H hingezeichnet*), habe ich noch gestern (natürlich nicht in den Wolken, sondern innerhalb der Mauer, deren Umgränzung Du hier siehst), gestanden. Es ist ein einziger Punct. Aussicht auf Kaiserstuhl und Heiligenberg, welche, wie zwei Riesen, die jungfräulich schmächtige Stadt einschließen, und in's unermeßliche Rheinthal, worin Speier, Worms, Mannheim und der Rhein als imposante Ruhepuncte hervorragen, hinunter; oben, zwischen und auf dem Gemäuer, ein Garten, den der Saamen verschleppende Wind angelegt hat; und gerade vor dem Beschauer, zu seinen Füßen, der herrliche Schloßgarten mit seinen Spaziergängern und Springbrunnen. So etwas ist so wenig für Beschreibung, als Darstellung; doch werd' ich, wenn wir einmal wieder zusammen sind, Dir manch leuchtendes Bild nach Vermögen in mehr oder weniger kräftigen Umrissen zu Lust und Freude vorüber führen. Mündlich macht sich das leichter; da läßt sich fragen und antworten.

Du hast Dich allerdings gehörig mit Collegien bepackt. Ich hab's mir bequemer gemacht und nur zwei belegt, wovon ich noch das Eine, da ich kein leeres Stroh dreschen mag, schwänze. Lächeln hab' ich müssen, als ich in Deinem Brief mit Bezug auf Literairgeschichte und Antropologie las, Du hättest in der kurzen Zeit doch auch für allgemeine Bildung was thun wollen. Lieber Junge, die holst Du nicht von der Universität und nicht von den Professoren; da lernst Du Nichts, als wie Du's nicht machen mußt. Ein Knabe, der Berge versetzen will und ein Professor, der die Literatur analysirt — ich weiß nicht, was sich possirlicher ausnimmt. Freilich, die Bibel hat Recht, auf den Glauben kommt Alles an, und wenn der Gott nur geduldig ist, so kommt der Priester nie zu kurz.

Wie es mit meinen Gedichten wird, weiß ich noch nicht. Es liegt so viel an Stoff vor mir, was ich behandeln und der Sammlung noch einverleiben mögte, und dies zieht ein Geschäft in die Länge, was nie genug in die Länge gezogen werden kann. Du wirst sehr wenig Gedichte finden, die Du schon kennst; ich bin außerordentlich streng gegen meine Producte aus frühern Zeiten, bin aber dafür auch überzeugt, daß selten ein Dichter mit meiner Klarheit, Sicherheit und Bewußtseyn seiner Individualität aufgetreten ist, wie ich. Das Schicksal der Gedichte kümmert mich wenig; die deutsche Kritik ist heut zu Tage eine alte Vettel, die nur ihre eigenen Basen und Tanten begünstigt und ich gebe nichts um die saubere Verwandtschaft. Was lebt, das wirkt; und was wirkt, das lebt; dies Evangelium bewahrheitet sich alle Tage.

Sollte es nicht möglich seyn, daß wir uns in Hamburg sehen? Ich wüßte wenigstens nicht, warum nicht. Ein characterisirter Mann kann sich schon ein Vergnügen machen. Ich habe mich gestern (ich schreibe diesen Brief d. 19 July zu Ende) entschlossen, von Stuttgardt aus mit einem meiner Bekannten eine

*) Am Kopf des Briefbogens findet sich eine Lithographie, das Heidelberger Schloß darstellend, über der mittleren Zinne des Turms ein „H".

Fußtour nach Straßburg hinunter zu machen. Man kann's billig haben, fast so billig, wie das Leben in Heidelberg, wenn man nämlich kein Narr ist und dem Wirthshaus-Renommé zu Gefallen nicht unsinnig Geld ausgiebt, und welche Anschauungen werde ich von einer solchen Reise nach Norddeutschland zurück bringen? Schreibe hierüber Nichts nach Dithmarschen; ganz gewiß ist's noch nicht.

Durch Deinen Brief, mein theuerer Junge, läuft eine Schwermuth und Niedergeschlagenheit, die mich auf's Herzlichste ergriffen hat. Ich will und darf Deinen Schmerz nicht schelten; nur füttre ihn — darum bitt' ich Dich — nicht groß, wie die Henne ihr Küchlein. Es gibt eine Götzendienerei des Herzens, vor der man sich bewahren muß. Bedenke dies Eine: Du bist jung, anziehend, unterhaltend, (daß ich Dir nicht schmeichle, weißt Du; auch, daß ich in Sachen dieser Art keine Possen treibe!) hast Geld und sichere Aussicht auf eine bürgerliche Stellung und Existenz in den allernächsten Jahren. Das sind Prädicate, die Dir Anspruch auf das beste Mädchen geben, und jene Emilie (ich sage dies nicht zum ersten Mal) war keine von den besten. Ein Gefühl läßt sich nicht zwingen, aber lächerlich machen; halte Dir's nur einmal recht vor Augen, daß Du eigentlich, wie ein Kind bist, dem eine bunte Schlange entwischt ist, und das nun weint und jammert. Dies ist wirklich ein Mittel, ich weiß es aus eigner Erfahrung.

Ich wünsche nicht, daß Du mir noch mehr Geld nach Heidelberg schickst, wohl aber, daß Du eine Zahlung an meine Mutter übernimmst. Zur Uebersicht erlaube ich mir das nachfolgende kleine Conto Corrent. Du hättest an mich zu berichtigen: 1) für die Sendschreiben 5 C. M., an geliehenem Gelde 2 C. M. 12 Sch., für die Bücher 23 C. M. 8 Sch., an Miethe (die Du nur einstweilen erlegst und die ich, wenn nicht der Tod dazwischen tritt, jedenfalls zurück erstatte) für den letzten May 15 C. M. und für nächsten Michaelis wieder 15 C. M.; macht im Ganzen 61 C. M. 4 Sch. Davon habe ich erhalten 1 Louisd'or oder 13 C. M. 14 Sch.; es restiren mithin (die Michaelismiethe eingeschlossen) 47 C. M. 6 Sch. Nun ersuche ich Dich, statt mir im August hieher einen Louisd'or zu senden, wie Du wolltest, meiner Mutter direct von Kiel aus unter ihrer Adresse und in meinem Auftrag und Namen die Summe von 21 C. M. zu schicken und ihr dabei in einigen Zeilen zu sagen: dies wären die Michaelis zu erlegenden 15 C. M. Miethe und die ihr von mir in meinem letzten Brief versprochenen 6 C. M. zu 2 Fudern Torf. Ich bitte Dich inständigst, dies zu thun, sobald es Dir irgend möglich ist, und jedenfalls im August-Monat; der Preis des Torfs steigt mit jeder Woche, wie Du selbst weißt, und die arme Frau würde sich in der drückendsten Verlegenheit befinden, wenn die Miethe nicht rechtzeitig einginge. Doch, dies bedarf keiner weiteren Worte; Du fühlst, daß ich mein unbegränztes Vertrauen Dir nicht würdiger zu erkennen geben kann, als wenn ich Dir die heiligste meiner Sorgen übertrage, und ich weiß, Du wirst mein Vertrauen ehren. Das andere Geld anlangend, so wäre es mir freilich lieb, wenn ich die überschießenden 26 C. M. 6 Sch. im Herbst in Hamburg empfangen könnte, doch kommt das auch im December noch früh genug, wenn's nicht früher seyn kann.

Zu Deinem bevorstehenden Examen nimm meinen besten Glückwunsch. Du wirst selbst einsehen, daß der Ausfall desselben in Deinem Leben und für Dein Leben Epoche machen muß; Du wirst mithin gethan haben, was in Deinen Kräften stand, und dann kannst Du Dein Schicksal ruhig abwarten. Darüber, ob Du wirklich, wie Du schreibst, nach Dithmarschen zu Polemann gehen wirst, darf ich noch nähere Auskunft erwarten. In Dithmarschen muß es ja wunderlich aussehen, da die Süddeutschen Blätter voll von den dortigen Vorfallenheiten sind; ich lese von Aufständen, Insultationen der Beamten, Räuberbanden u. d. gl. Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du mir über den dortigen Zustand der Dinge Näheres melden mögtest. Wahrscheinlich weißt Du jetzt, wie Schacht mit seinem Examen gefahren ist, bitte, schreib' mir das.

Herzlichst grüßend, bitt' ich Dich, mir recht bald und recht ausführlich, damit Dein Brief mich hier noch treffe, zu antworten; ich habe wirklich bei der Unbestimmtheit meiner Pläne für den Winter nicht eher schreiben können. Den Punct mit meiner Mutter empfehl' ich vor Allem am Schluß Deiner sorgfältigen Berücksichtigung.

In ewiger Liebe

Dein

Hebbel.

Schreib' auch, ob wir uns in Hamburg sehen können. Ich bin Anfang October da.

Ich werde Dir von hier aus noch einmal, und gleich nach Eingang Deines Briefs, schreiben und dann auf einem Bogen mit Heidelberg. Dann hast Du Schloß und Stadt!

* * *

In Hebbels Abrechnung mit Franz in diesem Briefe findet sich ein Posten: für die „Sendschreiben" 5 C. M. Was es mit diesem „Sendschreiben" für eine Bewandtnis hat, war bisher durchaus unbekannt. An Elise Lensing schreibt Hebbel, gleichfalls aus Heidelberg: „Die Nachricht wegen meines Sendschreibens hat mich allerdings gefreut und ich danke Dir herzlichst dafür. Es kann mir nur angenehm seyn, wenn ich in meinem Vaterland noch immer in gutem Andenken stehe. Lieb wäre mir's, wenn ich den Artikel aus dem Correspondenzblatt selbst zu sehen bekommen könnte; sollte es Dir nicht möglich seyn, das Blatt aufzutreiben und die wenigen Zeilen heraus zu schreiben? Vielleicht erkennte ich den Verfasser." — Von dieser Briefstelle aus gelang mir die Aufklärung des „Sendschreibens", nachdem mir gelungen war, festzustellen, daß das Correspondenz-Blatt eine damals in Kiel erscheinende Tageszeitung war. Hebbels oben herangezogener Brief an Elisen trägt das Datum des 3. September 1836. Am 20. August 1836 bringt in Nr. 78 auf Seite 304 das Kieler Correspondenz-Blatt folgende Notiz:

„Sendschreiben an die Norderdithmarscher von einem Norderdithmarscher, in Betreff der Zoll-Angelegenheit. London, gedruckt und verlegt bei Baillié u. Comp.

Mit der ‚Bemerkung, statt einer Einleitung':

‚Manches Volk ist nichts, als die oft unleserliche und kaum zu entziffernde Grabschrift eines vergangenen herrlichen Geschlechts; aber es thut weh, wenn der Meißel an einer solchen Grabschrift die letzte Zeile, die von versunkener Pracht und Herrlichkeit redet, zertrümmern will, und es mag alles aufrufen, was versenkt ist zu Schutz und Trutz in eine freie Männerbrust, den Ernst und den Spott.'

Diese originelle kleine Pièce, die nach der Unterschrift schon am letzten Tage des Jahres 1835 geschrieben und wie es scheint, nicht in den Buchhandel gekommen ist, empfehlen wir jedem, der zu derselben gelangen kann, zu lesen. Der Inhalt qualificirt sich nicht für dieses Blatt."

* * *

Das also ist die Stelle, um deren Abschrift Hebbel Elisen ersucht. Die leider nur wenigen Worte, die das Kieler Blatt uns aufbewahrte, tragen unverkennbar das Stilgepräge des Hebbel von 1835/36. Es handelt sich — denn zweifellos sind Druckort und Verlag pseudonym, und das Stück wurde in Hamburg privat gedruckt — um eine anonyme, politische, d. h., da der Inhalt sich für eine Tageszeitung „nicht qualifizierte", wohl nicht reinpolitische Flugschrift des jungen Hebbel aus der ersten Hamburger Zeit. Und zwar „in Betreff der Zoll-Angelegenheit". Das ist keineswegs überraschend. Das 1835 der holsteinischen Ständeversammlung von der dänischen Regierung vorgelegte, die Ausfuhrzölle stark erhöhende Zollgesetz entstammte nicht rein fiskalischen Gesichtspunkten, sondern sollte vor allem Holstein enger an Dänemark binden. Die Erregung, auf die es stieß, war also eine nationale. Hinzu kommt, daß nach dem damaligen Stand der Dinge mit der Zollfrage sogleich der Kampf um die Trennung von Justiz und Administration, um Selbstverwaltung und Zensurfreiheit, kurzum der gesamte Komplex konstitutioneller Fragen sich verband. So hatte die Zollfrage schon 1835 in Holstein und nicht zuletzt in Dithmarschen Unruhen hervorgerufen, die sich 1836 weit schwerer wiederholten. Daß Hebbel in Heidelberg noch die Vorgänge in der Heimat mit entschiedensten Interesse verfolgte, beweist im vorstehenden Franz-Brief seine lebhafte Anfrage danach, die sich in Heidelberger Briefen an den Kirchspielschreiber Voß noch entschiedener wiederholt. Diesem aber schreibt Hebbel am 14. August 1836 ausdrücklich: „Die Zollverhandlungen, die elend-nichtswürdigen, müssen das öffentl. Vertrauen untergraben, und daß ein Haus zusammen stürzt, wenn man das Fundament aufreißt, liegt im Lauf der Dinge." — So viel über Hebbels „Sendschreiben." Ob es möglich sein wird, des verschollenen Privatdrucks selbst noch habhaft zu werden, weiß ich nicht; bisher ist es mir nicht gelungen*). Immerhin stehe ich noch nicht am Ende aller Bemühungen und darf mir weiteres in dieser Angelegenheit vorbehalten.

*) Die Bibliotheken von Hamburg und Kiel besitzen das „Sendschreiben" nicht; auch die gütigen Nachforschungen des Hamburger Staatsarchivs blieben ohne Erfolg.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kunſtgeſchichte

Clermont. Die Leſer der Grenzboten haben die ſpaniſchen Studien und das vortreffliche Werk „Kirche und Staat in Frankreich“ von **Desdevises du Dézert** kennen gelernt. Die letzte Arbeit des unermüdlichen und liebenswürdigen Gelehrten, zu der er einen Gehilfen herangezogen hat, iſt der Stätte ſeines Wirkens gewidmet: Clermont-Ferrand, Royat et le Puy-de-Dôme par G. Desdevises du Dézert, Doyen de la Faculté des Lettres et Louis Bréhier, Professeur à la Faculté des Lettres de Clermont-Ferrand. (1910. Ein Beitrag zu der in der Librairie Renouard, Paris, erſcheinenden Sammlung Les Villes d'Art Célèbres). Deutſche Architekten und Kunſtfreunde werden ihre Freude haben an dem gründlichen Text und den ſchönen Abbildungen des kleinen Quartbandes. Ein Überblick über die Geſchichte der Doppelſtadt, deren vornehmere Hälfte jedermann von der Schulbank her kennt, belehrt uns, daß auf ihrem Areal die Römerſtadt Auguſtonemetum, Hauptſtadt der Arverner, geſtanden hat, von der die Ausgrabungen nur wenige Reſte zutage gefördert haben. Die Stadt liegt noch im Bereich der Langue d'Oc, in deſſen nördlichſtem Gipfel, und hat im Mittelalter, zuſammen mit der ganzen Auvergne, einen Bauſtil von eignem Charakter ausgebildet, der ſich durch Kraft und Solidität auszeichnet. Aus der Zeit vor Beginn des germaniſchen Einfluſſes waren außer heidniſchen Skulpturen auch chriſtliche im Stil der Antike erhalten geblieben; deren Marmor iſt jedoch unter der Schreckensherrſchaft in Kalk verwandelt worden; nur ein als Altar benutzter Sarkophag ward gerettet. Der auvergnatiſche Stil erwuchs in der Zeit vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, natürlich im Rahmen des damals im Abendlande herrſchenden romaniſchen Stils. Kulturgeſchichtlich merkwürdig iſt die feſtungsartig gebaute und mit Schießſcharten verſehene Kirche von Royat. In jener Zeit der erſt keimenden nordiſchen Kultur, wo kleinere Ortſchaften außer ihrer Kirche keinen größeren Steinbau hatten, diente die Kirche (wie andere Autoren namentlich auch aus England berichten) als Gemeinde- und Volkshaus im weiteſten Sinne des Wortes. Nicht allein die religiöſen, ſondern auch die weltlichen Feſtlichkeiten wurden darin abgehalten, dazu Gemeindeverſammlungen und Gerichtsverhandlungen, und vor räuberiſchen Einfällen, in Kriegszeiten, wurden Vorräte, Frauen und Kinder in ihren feſten Mauern geborgen. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß man manche Kirche gleich von vornherein geradezu als Burg oder Zitadelle angelegt hat.

In den letzten Jahrzehnten, wo ſich die Kunſtgelehrten immer eifriger mit unſern heimiſchen Bauwerken beſchäftigt haben, iſt die Vorſtellung des achtzehnten Jahrhunderts, daß die nordiſchen Völker ihre Bildnerkunſt ausſchließlich der italieniſchen Renaiſſance verdankten, berichtigt worden. Die Bildſäulen des Doms zu Bamberg z. B. beweiſen für ſich allein ſchon, daß die Germanen, nachdem ſie mit Hilfe ihrer italieniſchen Lehrmeiſter — vier bis fünf Jahrhunderte vor der Renaiſſance — die elementaren techniſchen Schwierigkeiten überwunden hatten, auf eignen Füßen ſtanden und imſtande waren, wie in der Malerei, ſo auch in der Bildhauerei aus ſich heraus Lebensvolles zu geſtalten. Ähnliche Wahrnehmungen haben deutſche Reiſende aus Frankreich mitgeteilt, und das vorliegende Heft führt uns neues Beweismaterial vor Augen. Höchſt intereſſant ſind die Säulenkapitelle der im zwölften Jahrhundert erbauten Kirche Notre-Dame-du-Port in Clermont. Ihr

Schmuck besteht aus Figurengruppen, die ganze Geschichten erzählen. Die Figuren sind schlecht proportioniert, viel zu kurz und breit, aber voll Leben; die Gesichter haben individuellen Charakter, und die Erfindung offenbart jenen derben Humor, der (was nicht gerade von diesen Kapitellen, aber von anderen Bildwerken Clermonts gilt) auch vor dem Grotesken und vor Obszönitäten in der Kirche nicht zurückschreckte. Eins der Kapitelle stellt den Sündenfall dar. Die verbotene Frucht ist nicht ein Apfel, sondern, wie es sich für Frankreich gehört, eine Weintraube; der Engel, der den Adam aus dem Paradiese treibt, zerrt ihn an seinem Barte hinaus, und Adam versetzt, wütend, der hier nicht gerade sehr holden Gattin, die ihn verführt hat, einen Fußtritt. Die Darstellung unserer Autoren folgt der Wandlung der Baustile, die mit dem ganzen Abendlande auch die Auvergne durchgemacht hat. Die Renaissance zog in Clermont ein mit dem lebenslustigen Bischof Jacques d'Amboise (1505 bis 1516); sein Wahlspruch war: bene vivere et laetari; und daß er so wenig wie die meisten Prälaten jener Zeit an Prüderie gelitten hat, beweisen die vier Menneken-Pis des von ihm gestifteten Brunnens. Von dem mancherlei Schmuck, mit dem er die Kathedrale ausgestattet hat, erwähne ich den Glockenturm, weil mir die Deutlichkeit und Schärfe des filigranartigen reichen Zierwerks als das Meisterstück der Illustrationskunst erscheint, die den Autoren des Bandes zur Verfügung gestanden hat.

Die letzten Kapitel behandeln die modernen Bauten der Stadt Clermont, die sich den Anforderungen der Zeit gemäß kräftig entwickelt, die auvergnatische Holzbildhauerei und die Schwesterstadt Montferrand, die zu einer dorfähnlichen Vorstadt herabgesunken ist und nur noch durch ihre planvolle Straßenanlage und durch stattliche alte Wohnhäuser an ihre ehemalige Bedeutung erinnert. Die Gegenwartsbestrebungen der Architekten jener Gegend charakterisiert folgender Ausspruch eines jungen Künstlers, der beweist, daß nicht bloß bei uns in Deutschland die Losung „Heimatkunst" lautet. „Welche Art Kunst unserem Lande angemessen ist, das muß durch Studium an Ort und Stelle ermittelt werden. In unseren Tälern, auf unseren Bergen, bei unseren Bauern, Arbeitern, Stadtbürgern müssen wir die Formen, Farben, Charakterzüge, Typen suchen, die uns eigentümlich sind, suchen, was gut ist, nicht für andere, sondern für uns. Das alles zu sammeln, festzustellen, ihm Geltung zu verschaffen, ist die Aufgabe, an deren Lösung wir ohne Unterlaß zu arbeiten haben, wenn wir Ureignes und Nützliches schaffen wollen."

Karl Jentsch-Neiße

Religionswissenschaft

Edv. Lehmann: Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion. 1911 Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 274 S.

Was Edv. Lehmanns Darstellung des Buddhismus auszeichnet, ist, äußerlich besehen, daß sie uns ein Bild seiner gesamten Entwicklung gibt, vom Buddhismus als indischer Sekte bis zum Buddhismus als Weltreligion, während uns so manches andere an sich treffliche Werk über Buddhismus nicht über seine erste, die klassische Zeit hinausführt. Aber was wichtiger ist, und was ich an Lehmanns Darstellung vor allem bewundere, das ist die Klarheit, mit der die treibende religiöse Kraft solcher Entwicklung herausgearbeitet ist: daß eine Religion zur Weltreligion wird, ist nicht Sache äußerer Umstände, sondern liegt in ihrem eigensten und ursprünglichsten Wesen begründet. „Dadurch wird eine Religion Weltreligion, daß sie das Allgemeine und das Absolute zu sein behauptet . . ., und diese Wahrheit ist persönliche Wahrheit. Ihr Wahrheitswert beruht darauf, daß wer sie bringt, sie als seine persönliche Wahrheit empfindet. Darum geht eine Weltreligion auch stets von einer Persönlichkeit aus. . . So lange Wahrheit nur Philosophie ist, gewinnt sie nur Philosophen. Erst wo sie als Mensch auftritt, gewinnt sie Menschen."

Nur zu lange hat es sich der Buddhismus gefallen lassen müssen, eine „Philosophie" genannt zu werden. Dergleichen Vorstellungen müssen wir fahren lassen, wenn wir Buddha recht betrachten wollen, — das hebt Lehmann mit vollem Recht hervor. „Nur einen Menschen, der den Weg der Erlösung suchte, dürfen wir in ihm sehen, und der, da er ihn gefunden, ihn anderen verkündigt und dann diejenigen,

die ihm folgen wollen, zu einer Brüderschaft vereinigt. Das ist alles, und das ist, was ihn interessiert. . . Dabei verachtet er die Philosophie, nicht weil er sie nicht versteht, sondern weil er sie allzuwohl versteht, weil er sie durchschaut hat und gesehen, daß sie zu nichts führt. Darum heißt es im Suttanipātā recht geistreich, daß, so wenig es nützt, eine Philosophie zu haben, es ebenso wenig nützen kann, gar keine Philosophie zu haben; nein, was es gilt, ist: die Philosophie zu überwinden." — „Se moquer de la philosophie, c'est vraiment philosopher", sagt Pascal, und mit ihm und anderen, die wissen, daß die Religion nach dem Menschen und nicht nach dem Vielerlei der Außenwelt fragt, begegnet sich Buddha gerade in diesem wesentlichsten Punkt.

Die Frage nach der Form, in der die Philosophie den Buddhismus, vielleicht schon Buddha selber erreichte, ist durch neuere Untersuchungen nicht unwesentlich gefördert worden, und Lehmann wendet ihr ein besonderes Augenmerk zu. Es handelt sich um den sogenannten Sāmkhya-Yoga, eine Kombination der Metaphysik der atheistischen und realistischen Sāmkhyalehre mit der Denkweise, die sich aus der Bußpraxis, Yoga, entwickelte, und dabei fällt das größere Gewicht auf den zweiten dieser beiden Faktoren. Aus dem Yogasystem ist z. B. das Schema entlehnt, auf dem sich die bekannten vier buddhistischen Grundwahrheiten aufbauen, und es ist interessant genug, daß der Yoga seinerseits es der Heilkunde entnommen zu haben scheint. „Der Buddhismus hat unwillkürlich gefühlt, daß, wer Menschenseelen erlösen will, wie ein Arzt zu Werke gehen muß; er stellt die Fragen des Arztes an das menschliche Leben und sucht es zu heilen, gleichwie ein Arzt einen Kranken." Also auch hier verschwindet der Philosoph, und es bleibt der Mensch, der über menschliche Dinge menschlich redet. Und diese menschliche, persönliche Note ist es, die wieder den vollen Unterschied von Yoga und Buddhismus begründet; dort nur eine Methode, hier eine Religion. Gerade diesen religiösen Werten des Buddhismus spürt Lehmann in seinem ganzen Buche mit besonderem Verständnis nach. Immer wieder sind sie persönlicher Art: so weist er z. B. mit Recht auf die Bedeutung der buddhistischen Legende, durch die viele für den Buddhismus gewonnen wurden, „Leute, die von seinem Lehrinhalt nichts verstanden haben, aber doch durch das, was sie über Buddha hörten, ein persönliches Ideal erhielten."

Und doch — am Begriff der Persönlichkeit offenbart sich der ganze Gegensatz zwischen Buddhismus und Christentum, der Religion der Persönlichkeit, ist doch dem Buddhisten attavāda = „sich als ein Selbst rechnen" die schlimmste der Irrlehren, weshalb er die beiden Partner, Gott und Menschenseele, in deren persönlichem Verkehr sich für den Christen die Religion abspielt, leugnet. Wer aber von der Modesucht, Buddhismus und Christentum mit einander verquicken zu wollen, berührt sein sollte, der lasse noch besonders die letzten Seiten von Lehmanns Buch auf sich wirken, wo vom Buddhismus in Europa die Rede ist. Es ist ein treffliches Wort, daß die Abrechnung zwischen Buddhismus und Christentum niemals ein Additionsstück wird. Überhaupt steht diese Abrechnung nicht nur zwischen Buddhismus und Christentum, sondern zwischen Buddhismus und unserer ganzen Kultur. Denn diese ruht gerade auf den beiden Dingen, die der Buddhismus verwirft, auf Natur und Persönlichkeit.

Prof. D. Alfred Bertholet-Basel

Nachschlagewerke

Meyers Großes Konversations-Lexikon. 6. Aufl. 23. Band. Jahres-Supplement 1910 und 1911. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1912.

Der soeben erschienene Ergänzungsband bietet wie sein Ende 1910 erschienener Vorgänger eine erschöpfende Übersicht über die letztjährigen Arbeiten und Errungenschaften auf allen Gebieten des Wissens und der Technik. Geographie, Ethnographie, Volkswirtschaft, Naturwissenschaften, Technologie, Bau- und Ingenieurwesen sind, wie es sich bei diesen dem Wandel der Anschauungen am meisten unterworfenen Disziplinen ja von selbst versteht, am eingehendsten berücksichtigt. So finden wir bei den Nachträgen zu den geographisch-statistischen Artikeln über die einzelnen Erdteile die Ergebnisse der neuesten Forschungsreisen, ferner bei den Ergänzungen

zu den länderkundlichen Spezialbeiträgen genaue Angaben über die Verschiebungen der wirtschaftlichen und politischen Lage und über alle nur einigermaßen wichtigen geschichtlichen Ereignisse. Besonders wertvoll sind eine ausführliche, durch farbige Karten erläuterte Darstellung des geologischen Aufbaus von Elsaß-Lothringen und ein sehr zeitgemäßer Artikel über die norddeutschen Heidegebiete mit einer Übersichtskarte, einer farbigen und zwei schwarzen Tafeln. Auch den Flußgebieten Deutschlands mit ihren besonderen geologischen und klimatischen Verhältnissen ist in dem neuen Bande eine eigene Abhandlung gewidmet worden. Mehrere durch Tafeln illustrierte Artikel behandeln Einzelheiten aus der Kultur der Naturvölker, z. B. Religion, Technik, Feuererzeugung, Verständigungsmittel und Körperverunstaltungen. Sehr instruktiv sind die Ausführungen über Volkskunde und Volkslied, nicht minder interessant die Jahresberichte über die Weiterentwicklung der wichtigsten Literaturen (mit den Bildnissen der führenden Schriftsteller) und die umfangreiche Zusammenstellung der musiktheoretischen Literatur.

Aus dem Gebiete der Kunst im weitesten Sinne seien die Arbeiten über Kirchenbau (mit 2 Tafeln und vielen Grundrissen), Grabdenkmäler (mit 1 Tafel), Universitätsbauten (mit 4 Tafeln), Japanische Schwertzieraten (mit 1 Tafel), Selbstbildnisse (mit 4 Tafeln) und Schmucksteine (mit 2 farbigen Tafeln) hervorgehoben; dem Theater ist eine Übersicht aller in deutscher Sprache spielenden Bühnen mit Angabe ihrer Leiter gewidmet, während eine andere mit großer Sorgfalt bearbeitete Liste die Kunstsammlungen der europäischen Länder aufzählt.

Wer sich über die modernen Bewegungen auf religionsgeschichtlichem, theologischem und kirchenpolitischem Gebiete unterrichten will, findet eingehende Belehrung in den Artikeln „Neutestamentliche Wissenschaft der Gegenwart", „Religiöse Bewegung der Gegenwart" und „Römisch-katholische Kirche"; Juristen seien auf den Beitrag „Indisches Recht" aufmerksam gemacht, Volkswirtschafter auf die Abschnitte „Neuere Entwicklung des Bankwesens", „Dampfschiffahrt" und „Teehandel". Aus dem naturwissenschaftlichen Fach einschließlich der chemischen Technologie und der Medizin seien erwähnt: „Bakteriologie" (mit 1 farbigen Tafel), „Botanik", „Chemie", „Geologie" (alle drei mit Porträttafeln), „Diathese", „Drogen", „Elektrochemie" (mit 2 Tafeln), „Elektropathologie", „Entartung", „Erdmagnetismus" (mit 3 Karten), „Experimentalgeologie und -mineralogie", „Fährten in versteinertem Zustand" (mit 5 Abbildungen), „Halbschmarotzer" (mit 1 Tafel), „Marmor" (mit 2 farbigen Tafeln), „Paläoklimatologie", „Parfümeriepflanzen" (mit 2 Tafeln), „Prothallien" (mit 2 Tafeln), „Röntgenapparate" (mit 2 Tafeln), „Teleskope" (mit 1 Tafel), „Aussterbende Tiere", „Tierpsychologie", „Tiersystematik" (mit 6 Tafeln), „Tropenkrankheiten", „Ernährung der Vögel" und „Zoologie" (mit 1 Porträttafel). Der Naturliebhaberei tragen einige mit vorzüglichen farbigen Tafeln ausgestattete Artikel wie „Neue Gartenpflanzen", „Neue Zimmerpflanzen" und „Neue Zierfische" in ansprechender Weise Rechnung.

Aus der Fülle der Beiträge aus dem Gebiete der Technik und des Ingenieurwesens heben wir nur die folgenden, durchweg vorzüglich illustrierten Artikel hervor: „Ballonphotographie", „Eisenbahnsicherungswesen", „Farndrucker", „Fernsprecher", „Feuermeldeanlagen", „Glasfabrikation", „Kondensationsanlagen", „Konservierungsapparate", „Lokomobilen", „Luftschiffahrt", „Reklamebeleuchtung", „Schnellarbeitsmaschinen", „Spiritusdestillationsapparate", „Stadtbahnen", „Straßen" (unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung des Straßenwesens!), „Telegraphenapparate", „Verbrennungsmaschinen", „Wasserbau" und „Wassermesser".

An Stoffmangel hat, wie man schon aus dieser trockenen Aufzählung erkennen wird, die Redaktion von Meyers Konversations-Lexikon auch im letzten Jahre nicht zu leiden gehabt, und was wir schon an dem vorigen Bande des für alle Gebildete längst unentbehrlich gewordenen Werkes zu rühmen hatten, nämlich daß er eine für zahlreiche Spezialjahrbücher Ersatz bietende Chronik einer wenn auch kurzen, so doch an geistigen Leistungen überreichen Zeitspanne sei, das trifft in erhöhtem Maße auch bei dem neuen Supplemente zu.

J. K. H.

Tagesfragen

Schülerselbstmord und seine Untersuchung. In der Pädagogischen Gesellschaft in Freiburg hat der Psychiater der dortigen Hochschule, Geheimer Hofrat Prof. Dr. Hoche, die Gründe und die Schuldfrage der scheinbar beständig anwachsenden Schülerselbstmorde eingehend behandelt und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß von den drei Schuldigen, die in Frage stehen, die Schule am wenigsten belastet ist, mehr schon das Elternhaus, am meisten — teils moralisch, teils physisch — der Täter selbst. Obwohl dies Zeugnis von einem absolut unbeteiligten Akademiker stammt, wird doch systematisch der Schule und den einzelnen Lehrern bedingungslos die Schuld in die Schuhe geschoben, ja es wird der Schule geradezu das Recht abgestritten, in dieser Sache mitzureden, sie wolle sich doch nur weiß waschen!

Natürlich will die Schule sich rechtfertigen von so ungeheuren Anklagen! Wer würde das nicht versuchen? Es fragt sich nur, ob sie es kann und ob ihr überhaupt die Mittel zu Gebote stehen, einen Schülerselbstmord bis in die letzten Gründe aufzudecken.

Es ist unbestreitbar wahr, daß im Schulleben vieles nicht stimmt und daß an der großen Erregung der öffentlichen Meinung gegen das ganze höhere Schulwesen die Lehrerschaft mitschuldig ist, daß jedenfalls am System manches zu bessern wäre.

Wird ein solcher Fall nachgewiesen, wo das Verhalten eines Lehrers oder einer ganzen Anstalt den Entschluß eines Knaben, aus dem Leben zu scheiden, erklärt, dann muß mit der größten Schärfe gegen die Persönlichkeit bzw. gegen das ganze System vorgegangen werden. Läßt sich die Schuld der Schule aber nicht nachweisen, so darf man es nicht ruhig mit ansehen, daß das Schulwesen noch mehr im öffentlichen Ansehen herabgesetzt wird; dann darf nicht jeder Journalist oder Reporter die ganze höhere Lehrerschaft zu fahrlässigen Mördern und herzlosen Paukern stempeln. Vor allem müßte die Presse etwas vorsichtiger sein in der Anwendung des Ausdrucks: Schülerselbstmord.

Jeder Selbstmord einer schulpflichtigen Person wird als Schülerselbstmord bezeichnet, zunächst nur wegen des bequemen Schlagworts. Dies Schlagwort ist aber eine Anklage gegen die Schule; daher darf es vor der Aufklärung des Sachverhalts nicht angewendet werden. Man nennt doch auch nicht jeden Selbstmord eines Handwerkers „Warenhausselbstmord", weil einige Handwerker im Kampf mit dem Warenhaus zum Strange gegriffen haben. Die Warenhäuser würden diese Bezeichnung ganz gewiß gerichtlich verfolgen. Warum tut die Schule nichts dergleichen? Die Presse hat ferner die soziale Pflicht, Schülerselbstmorde nicht sensationell auszubeuten, weil ein Schein von Märtyrertum jedem Jungen vorschwebt und viele psychisch deprimierte Knaben durch diesen Schein den Selbstmord erst in den Bereich der Möglichkeiten ziehen. Zur Volkserziehung trägt es nicht bei, wenn von der Verschuldung des Täters nicht die Rede ist.

Ich glaube, Hoches Behauptung, daß der Täter in den meisten Fällen der Hauptschuldige ist, muß wenigstens insofern unbedingt gelten, als bei einem Knaben — wir sehen ganz von der moralischen Bewertung ab — ein triftiger Grund zum Selbstmord nicht vorliegen kann. Auszuscheiden sind Fälle, bei denen die psychische Veranlagung des Täters genügende Erklärung bietet. Ist der Täter der Hauptschuldige, so muß weiter gefragt werden: ist Schule oder Elternhaus mitschuldig, oder sind sie es beide? Obwohl die Entscheidung dieser Fragen überhaupt schlechthin das Wichtigste ist bei jeder Untersuchung über Jugendselbstmorde, wird sie nie mit der gehörigen Energie betrieben. Wohl wird gefragt, wie das Verhältnis des Täters zur Schule gewesen ist, gelegentlich auch wohl erörtert, ob die Schuld nicht vielleicht im Elternhause zu suchen sei; es ist aber mit aller Schärfe die Frage zu stellen und zur Entscheidung zu bringen: wer ist schuldiger, Schule oder Elternhaus?

Wie notwendig dies ist, möchte ich an dem Kieler Jugendselbstmord klar machen, der noch in frischer Erinnerung ist und doch schon so weit geklärt, daß man den Zusammenhang deutlich ahnen kann.

Tatbestand: Ein Schüler wird nach der Zwölf Uhr-Pause in der Klasse vermißt, der Lehrer läßt ihn suchen und findet den Jungen

schließlich selbst auf der Treppe zum Schulhof zusammengebrochen liegen. Der Knabe ist bei vollem Bewußtsein und erzählt, daß er sich in einer Ecke des Schulhofs in die Brust geschossen habe. Der Vater wird sofort benachrichtigt, findet schon den Arzt bei seinem Sohne und bricht in die heftigsten Schmähungen gegen die Schule aus. Die Schulleitung stellt unverzüglich eine genaue Untersuchung an. Der Vater sucht die Öffentlichkeit auf und findet in den Kieler Neuesten Nachrichten eine Zeitung, die kritiklos die maßlosen, dem Vater in der Aufregung verzeihlichen Anklagen abdruckt, die sachlichen Erwiderungen der Schulleitung aber zum Teil unterdrückt und so ein verzerrtes Bild an die Öffentlichkeit bringt. Als Grund der unseligen Tat stellt sich heraus, daß der acht Tage später an der Wunde gestorbene Junge am Nachmittag eine Stunde Arrest abzusitzen hatte.

Hier haben wir es also auf den ersten Blick rite mit einem Schülerselbstmorde zu tun; es ist kein Fall, bei dem die Schule von vornherein sagen durfte: wir sind nicht daran beteiligt. Der Schüler war ein schlechter Mathematiker, er hatte von vornherein wenig Aussicht, in der Klasse mitzukommen. Das hatte die Schule bereits bei der Versetzung im Zeugnis bemerkt. Die Eltern hatten das nicht genügend berücksichtigt, und die Leistungen in der Mathematik wurden schlechter. Im November riet der Klassenleiter, den Jungen nicht mehr zur Versetzung zu pressen; der Vater hat es gegen den Rat der Schule durch Privatstunden versucht. Der Vorwurf der Überanstrengung kann der Schule also nicht gemacht werden

Der Mathematikprofessor, ein siebenundsechzigjähriger Herr, hat, um seine Unschuld zu erweisen, das Disziplinarverfahren gegen sich beantragt. Man hat die Klassenkameraden des Unglücklichen ausgefragt, und die große Mehrzahl hat ausgesagt, der Lehrer sei nicht ungerecht oder voreingenommen gegen den Schüler gewesen. Vielleicht mit Recht lehnten die K. N. N. diese Methode der Untersuchung ab, die Schüler und auch deren Eltern ständen zu sehr unter dem Einfluß der Schule. Man müsse die ehemaligen Schüler des Mathematikprofessors befragen. Diesen Vorschlag befolgten zahlreiche alte Schüler, traten aus freien Stücken für ihren alten Lehrer ein und betonten gerade seinen ausgesprochenen Gerechtigkeitssinn als hervorstechenden Charakterzug. Trotzdem muß der alte Professor die ganze Peinlichkeit der Untersuchung über sich ergehen lassen, in jedem Winkel seiner dreiundvierzigjährigen Lehrtätigkeit wird und muß natürlich herumgestöbert werden, seine Persönlichkeit wird in rücksichtslosester Weise an die Öffentlichkeit gezerrt, und was kann im günstigsten Falle für ihn herauskommen? Nur der negative Bescheid, daß ihm eine Schuld nicht nachzuweisen ist. So lange aber, als der Mitschuldige nicht positiv herausgefunden ist, bleibt auf der Schule und auf ihm der Verdacht der Schuld haften.

Hat der Schüler, hat der einzelne betroffene Lehrer kein Rechtsmittel, das Odium von sich zu schaffen? Darf die Presse, darf der Vater das Ansehen eines Ehrenmannes ungestraft antasten? So häufig hört man die Klage, daß der Schule gegenüber Eltern und Schüler rechtlos seien. Wer ist im Kieler Falle der Rechtlose?

Angenommen, die Disziplinaruntersuchung ergibt die Schuldlosigkeit des Professors, so darf m. E. die Sache hiermit nicht abgetan sein. Wir stehen in einem ähnlichen Verhältnis zur gedankenlosen Presse, namentlich der Provinzpresse, wie die Richter. Trifft diese der Vorwurf der Weltfremdheit und Klassenjustiz, so trifft uns der Vorwurf der Pedanterie und der Herzlosigkeit. Wie der Deutsche Richterbund systematisch derartige Vorwürfe sammelt und in jedem einzelnen Falle durch Appell an die gute Presse richtig stellen läßt oder gegebenen Falles zum öffentlichen Verfahren bringt, so muß auch der Oberlehrerverein jeden einzelnen als Schülerselbstmord bezeichneten Jugendselbstmord untersuchen lassen und nötigenfalls bis zum öffentlichen Verfahren gehen, damit eine völlige Aufklärung allmählich den Verdacht des Publikums mildert und Presse und Angehörige der Selbstmörder in ihren Äußerungen zur Vorsicht gezwungen werden.

Im Kieler Falle scheint übrigens der Anlaß mehr im Elternhause als in der Schule zu liegen. Dieselben Schüler, die die Voreingenommenheit des Professors in Abrede stellten, wußten von Klagen des Kameraden über zu strenge häusliche Behandlung zu berichten.

Und daß die Furcht vor Strafe im Elternhause mitgespielt hat, scheint aus den näheren Umständen der Tat deutlich hervorzugehen. Nach jetzigem weisen Brauch, der gerade in Kiel schon längst eingeführt war, sollen die Eltern von jeder Arreststunde Mitteilung bekommen. Der Arrest wurde dem Knaben am Donnerstag angekündigt; am Freitag nachmittag sollte er abgesessen werden. Die Mitteilung mußte — das wußte der Junge — am Freitag um 12 Uhr im Elternhause ankommen, und sie *ist* um diese Zeit angekommen. Und zur selben Stunde hat sich der Junge erschossen, in der letzten Stunde vor dem Heimweg. Wen fürchtete er mehr, Schule oder Elternhaus?

Mag sein, daß der Knabe die strenge Behandlung verdient hat, die ihn etwa zu Hause erwartete; es handelt sich gar nicht um die Beurteilung der Erziehungsgrundsätze des Vaters. Nur das *eine* muß festgestellt werden: Nachdem der Täter als der Hauptschuldige (siehe oben Hoches Bemerkungen) ermittelt ist, *muß* zur Entscheidung gebracht werden, ob Schule, ob Elternhaus mitschuldig sind. Das ist aber nur möglich, wenn das Elternhaus derselben Untersuchung unterzogen wird wie die Schule. Wenn es hierzu kein gesetzliches Mittel gibt, so muß die Schule oder der einzelne Lehrer in Wahrnehmung eigenen Interesses irgendwie ein öffentliches Verfahren heraufbeschwören. Dies nicht allein zur Ehrenrettung der Schule und um der Gerechtigkeit willen, sondern damit durch den Zwang zur Vorsicht die sensationelle Ausbeutung der Knabenselbstmorde abnimmt. Man wird sehen, wie schnell die Zahl der jugendlichen Selbstmörder zurückgeht, wenn sich die öffentliche Meinung nicht mehr bedingungslos ihrer annimmt, sondern auch mal eine derbe Stimme dazwischen tönt: „So'n dummer Junge, was hat der mit einem Schießgewehr zu spielen."

Oberlehrer Fritz Tychow-Einbeck

Die christlichen Jünglingsvereine in die Front der Jugendpflege! (Entgegnung.)

Professor Schurig-Lemgo beklagt sich in Nr. 7 der Grenzboten darüber, daß „von evangelischer Seite mehrfach runde Absagen gegeben sind, wenn man die Jünglingsvereine aufforderte, an diesem nationalen Werke — nämlich der Jugendpflege — mitzuarbeiten."

Dies Verhalten der evangelischen Jünglingsvereine ist, gleichviel welchen dogmatischen Standpunkt man einnimmt, sehr wohl zu verstehen. Ich betone, daß ich nur von den evangelischen Jünglingsvereinen rede. Die evangelische Kirche ist national. Man werfe nur einen Blick in die Ostmark, wo evangelisch und deutsch fast identisch erscheinen. So weit es die evangelischen Jünglingsvereine anging, lag gar kein Bedürfnis zur Gründung einer besonderen nationalen Jünglingspflege vor. Wenn man nun aber schon zu einer solchen Gründung geschritten ist, so kann man die evangelischen Jünglingsvereine ruhig sich selbst überlassen, da sie ja bereits tun, was jene Neugründung will.

Vor allem betont aber Professor Schurig, daß gerade in den kleinen Städten ein großer Mangel bestehe an jungen Männern, die fähig und geneigt seien, als Führer in die Arbeit der Jugendpflege einzutreten, und daß daher der suchende Blick sich auf die Kirche und ihre Organisationen richtet. Professor Schurig will also, daß die befähigten Elemente aus den Jünglingsvereinen führende Stellungen in der Jugendpflege einnehmen und sozusagen erst einmal die nationale Jugendpflege in den Sattel heben. Das ist sehr schön gedacht, aber wohl mit nicht ausreichendem Einblick in die wirklichen Verhältnisse. Besteht wirklich in den christlichen Jünglingsvereinen in den kleinen Städten ein solcher Überfluß von jungen Männern, die fähig und geneigt sind, als Führer in die Arbeit der Jugendpflege einzutreten?

Ich bin wenigstens immer sehr froh gewesen, wenn ich für den Jünglingsverein selbst die geeigneten Kräfte in ihm fand, und ich glaube, daß andere Pastoren auch kaum in der Lage sein werden, noch für andere Bestrebungen Kräfte abzugeben. Zweitens ist doch auch nicht zu übersehen, daß diese jungen Leute viel freie Zeit haben müßten, die also zween Herren dienen sollten. Seite 345 sagt Professor Schurig: „Freilich die spezifisch kirchliche Form ihrer Betätigung müßten die Jünglingsvereine dabei zu Hause lassen bzw. auf ihre Vereinsabende beschränken." Also diese führenden jungen Leute hätten danach

an mehr Abenden als wie bisher tätig zu sein. In den kleinen Städten besonders sind die Mitglieder der Jünglingsvereine vorwiegend in einer dienenden Stellung (Lehrlinge, Gesellen, Kommis, Schreiber), allgemein „Angestellte". Führende Stellungen erfordern Vorarbeit fast zu jeder Versammlung. Wo soll dazu die Zeit herkommen bei diesen jungen Leuten? Außerdem ist es jedem nötig, der in irgendeiner Form in diesen Jahren in dem Stadium des Lernens sich befindet, daß er sich konzentriert, denn zur Zerfahrenheit neigt der Mensch in jenen Jahren sowieso. Doppelte Tätigkeit muß da Schädigungen in der Ausbildung notwendig nach sich ziehen.

Professor Schurig meint weiter, der Grund dafür, daß die kirchlichen Jugendorganisationen sich von der nationalen Jugendbewegung abschlössen, könne nur der sein, daß sie das kirchliche Prinzip immer nur als das absolut primäre betrachteten.

Das anzunehmen ist gar nicht nötig; es genügt die Annahme, daß man vorsichtig sein will. Die Frage: „Was will aus dem Kindlein werden?" ist derartigen Neugründungen gegenüber sehr wohl angebracht. Ich habe persönlich als Pastor meine großen Bedenken. Einesteils halte ich diese Gründungen für Angstprodukte wegen der zunehmenden Jugendorganisation der Sozialdemokratie, und zweitens halte ich sie, wenn sie wirklich bestehen sollten, für künstliche durch die Autorität und die Mittel der Behörden gehaltenen Gebilde. Ich glaube auch nicht wegen der starken Beteiligung der Behörden daran, daß diese Jugendpflege politisch indifferent bleiben wird. Die Bezeichnung „national" sagt da sehr wenig. Dies Wort kann den Deckmantel für alle möglichen politischen Umtriebe abgeben. Man weiß wohl, wohin man schießen will, aber nicht wohin man trifft. Wie die Geier auf den Türmen des Schweigens in Indien warten auf neuen Fraß, so sitzen gierig die politischen Parteien und lauern auf jede wohlgemeinte Bestrebung, die sie als Dung auf den Mistbeeten ihrer Interessen ausbeuten könnten. Gerade unsere Zeit ist für derartige Unternehmungen, die als „national" einigermaßen politisch neutral bleiben wollen, die denkbar ungünstigste, da es zurzeit nur Machtfragen gibt und jedes ideal gerichtete Streben schließlich unter dem Druck der Verhältnisse doch zu einem politischen Zwecke umgebogen wird. „So mancher zog wie ein Held auf die Wahrheit aus und erbeutete sich eine kleine geputzte Lüge."

Im Hinblick darauf, daß noch keiner weiß, wie sich die Jugendpflege entwickeln wird, und die Wahrscheinlichkeit recht groß ist, daß sie am letzten Ende unter der Protektion der Behörden doch nur als Vorstufe wirken wird, um im Interesse bestimmter Parteien die Jugend zu beeinflussen, kann ich nur dafür stimmen, daß zurzeit noch die christlichen Jünglingsvereine und verwandte kirchliche Organisationen sich zu dieser Jugendpflege abwartend verhalten. Möglich, daß die Entwicklung der Jugendpflege meine Befürchtungen zunichte macht; dann ist es um so besser für die nationale Jugendpflege, und auch für die kirchlichen Organisationen noch immer Zeit, ihre Stellung zu der nationalen Jugendpflege zu revidieren.

Vor allem aber möchte ich fragen, ob denn wirklich neue Vereine nötig sind? Wir haben besonders in größeren Städten so viel wohlgemeinte Vereine für die Jugend, z. B. Turnvereine, Rudervereine, Schwimmvereine, Wandervereine, Jünglingsvereine und dergleichen mehr, daß neue Gründungen nur verbitternd wirken können, zumal doch auch viele dieser Vereine schwer um ihre Existenz ringen und viel Arbeit, Mühe und Geld seitens der jungen Leute verwandt ist, ihre Vereine lebensfähig zu erhalten. Wozu da Neugründungen? Wenn man jetzt Mittel für die Zwecke der nationalen Jugendpflege bewilligen will, warum will man dann nicht diese Mittel verwenden, um das Alte zu stützen und zu fördern? Ich bin davon überzeugt, daß alle diese Vereinigungen gerne bereit sein werden, sich in nationalem Sinne beeinflußen zu lassen, wenn man ihnen den Kampf ums Dasein erleichtert, anstatt durch Neugründungen ihnen das Leben zu verbittern.

P. Reetz-Stettin.

Reichsspiegel

(vom 19. bis 25. März)

Zentrum, Liberale und Regierung

Die Regierung im Joch der Ultramontanen — Vor sechs und sieben Jahren! — Rücktritt Wermuths — Eine Parallele mit Lindequist — Begünstigung des Parlamentarismus — Vorstandssitzung der nationalliberalen Partei — Friktionen bei den Reichsämtern — Verhandlungen mit England — Wehrvorlagen

Wer mit Nachdenken die Geschichte liest, wird finden, daß fast immer dieselben Szenen vorkommen, in denen nur die Namen der handelnden Personen geändert zu werden brauchen. An diesen Gedanken Friedrichs des Großen gemahnen uns wieder einmal die Vorgänge der beiden letzten Wochen in der inneren Reichspolitik. Es ist, als wenn die Jahre 1904, 1905 und 1906 wiedergekehrt wären und als habe es kein 1907 gegeben. Wieder ringen das Zentrum und die liberalen Mittelparteien um die Vorherrschaft, und wieder gerät die Reichsregierung langsam aber sicher unter das kaudinische Joch der Ultramontanen. Herr v. Bethmann befindet sich genau in der gleichen Lage wie seinerzeit Fürst Bülow: er ist sich wohl bewußt, daß kein Staat ohne eine starke Dosis liberaler Prinzipien mehr voran gebracht werden kann; und doch ist er darauf angewiesen, sich der durchaus nicht liberalen Zentrumspartei zu bedienen, weil die vorhandenen liberalen Parteien nicht in dem Zustande der Festigkeit leben, der erforderlich wäre, um darauf eine starke Regierungsautorität zu begründen. Herr v. Bethmann ist nicht der finstere Reaktionär, als den ihn manche erscheinen lassen möchten, er rechnet nur mit den gegebenen Faktoren, was wieder zur Folge hat, daß er sich von der kompakten, zielsicher vorwärtsstrebenden Masse der Ultramontanen mitschleppen läßt, wie sein Vorgänger argwöhnisch bewacht von den Konservativen, daß er ja den Liberalen kein Zeichen der Beruhigung zukommen lasse. Die Zentrumspartei macht dagegen wieder einmal ihrem Namen Ehre: sie bildet den Mittelpunkt der deutschen Reichspolitik und zwar aus eigener Kraft, trotz sehr anrüchiger Antezedenzien in nationalen Dingen, lediglich weil sie eine Macht ist!

Vor sechs und sieben Jahren war es das Kolonialamt, heute ist es das Reichsschatzamt, das den Hintergrund für die Szene bildet, auf der Liberale

und Zentrum die Klingen kreuzen. Damals wurde Herrn Stübel die vom Reichskanzler gewünschte Frist (um seinen in Aussicht genommenen Nachfolger, den Grafen Götzen, einzuarbeiten) nicht gewährt. Damals war es Herr Erzberger, der durch seinen Artikel in Nummer 721 der Kölnischen Volkszeitung vom 1. September 1905 Herrn Stübel zur schleunigen Flucht veranlaßte, um so zu verhindern, daß dieser kenntnisreiche Beamte noch während der Kolonialdebatten im Reichstage erscheinen konnte. Die Regierung mußte nachgeben. Die Klammern des Zentrums hatten sich in den voraufgegangenen fünf Jahren so fest um die Reichsregierung gelegt, daß es ein Entrinnen nicht mehr gab. Gröber ward 1903 durch Herrn Spahns Vermittlung zum Mitregenten in Württemberg bestellt, Freiherr v. Hertling übernahm 1904 eine Art Spezialmission in Rom, und die Stellung dieses Parteimannes war so bedeutsam, daß der preußische Gesandte einem Freunde resigniert sagen mußte, er bringe den nötigen guten Beziehungen der Regierung zu Zentrum und Kurie schwere persönliche Opfer! 1905 forderte Herr Spahn den Posten eines Oberlandesgerichtspräsidenten in Stettin, wenn er bei dessen Freiwerdung „alsdann den Wunsch haben sollte".

Die Macht des Ultramontanismus ist seit 1905 nicht geringer geworden, und die Gaben, die der Reichskanzler gegenwärtig aus seiner Hand nehmen muß, wird er als preußischer Ministerpräsident mit Shylockzinsen bezahlen müssen.

Es ist seitens der Beteiligten abgeleugnet worden, daß der Rücktritt des Reichssekretärs Wermuth eine neue Machtoffenbarung der Zentrumspartei bedeutet. Man braucht sich indessen nur daran zu erinnern, wie Herr Speck im Reichstage, Freiherr v. Hertling bei seiner Antrittsrede im Bayerischen Landtage und die Germania die Erbschaftssteuerabsichten des Reichskanzlers behandelten, um die nachträglichen Unschuldsbeteuerungen auf das richtige Maß zurückführen zu können. Wie es seinerzeit in erster Linie galt, die Position der Regierung zu schwächen, als man den sachverständigen Stübel in die Flucht trieb, so galt es auch diesmal, Herrn v. Bethmann seines energischen und tüchtigen Finanzsekretärs zu berauben, um alsdann den Reichskanzler um so sicherer zur Anlehnung an die Finanzautoritäten des Zentrums zu zwingen. Herr Kühn, der Nachfolger Wermuths, wird als ein selbstsicherer Mann von Kenntnissen gerühmt, sein erstes Auftreten im Reichstage machte einen guten Eindruck, dennoch darf seine Stellung von dem Augenblick an als erschüttert gelten, in dem er mit seinen Auffassungen in Gegensatz zu Herrn Erzberger gerät.

Herrn Wermuths Rücktritt erfolgte, weil er die volle Deckung der Mehrausgaben durch neue Steuern nicht zu erzwingen vermochte. In der entscheidenden Sitzung des Bundesrats sah er sich einem fertigen Kompromiß gegenübergestellt, der unter Benutzung einer von Erzberger ausgearbeiteten Denkschrift nur einen Teil der Ausgaben durch neue Steuern decken will (u. a. Preisgabe der sogenannten Branntweinliebesgabe), während der Rest aus den Ersparnissen beschafft werden

soll, die der sorgsame Reichssäckelmeister hier und da zuwege gebracht hat. Herr Wermuth wollte die finanzielle Kriegsbereitschaft des Reichs sicherstellen, die Einflüsse der Konservativen und des Zentrums im Bundesrate haben sich dieser gesunden Absicht entgegengestellt, und deshalb hat er es vorgezogen, seinen Posten aufzugeben.

Die liberale Presse hat den scheidenden Staatssekretär bejubelt! Hat sie einen besonderen Grund dafür? Es möchte mir fast scheinen, als sei der Jubel nicht oder noch nicht am Platze. Es wurde schon bemerkt, daß der Rücktritt in erster Linie dem Zentrum zugute kommt, da er die Regierung gegenüber dieser Partei schwächt. Die Haltung der liberalen Presse erweckt daher den Eindruck besonders zur Schau getragener Schadenfreude, ähnlich wie es beim Ausscheiden von Lindequist der Fall war. Hat aber Lindequist aus seinem Rücktritt Folgerungen gezogen, die die Liberalen veranlassen konnten, ihn als ihren Mann zu betrachten? Hat er sich irgend einer Organisation zur Verfügung gestellt, um das von ihm so scharf kritisierte System zu verbessern? Es ist nichts davon bekannt geworden. Wird Herr Wermuth ähnlich verfahren? Soll es nicht scheinen, als wäre gekränkte Eitelkeit maßgebend für den Schritt Wermuths gewesen, dann müßte er offenen Anschluß an eine der Parteien finden, die seine Politik zur Amtszeit unterstützte. Das wäre die politische Tat eines für das Wohl des Vaterlandes kämpfenden Staatsmannes! Findet er aber den Weg zu einem solchen Entschluß nicht, so stünde er vor der Öffentlichkeit und vor der Geschichte größer und glänzender da, wenn er trotz der bestehenden Meinungsverschiedenheiten fest am Beamtenstandpunkt hielt und von seinem Platze neben dem Kanzler nicht wich!

Man wird mir einwenden, solche Forderung hieße den Parlamentarismus begünstigen. Doch man bedenke: der Kryptoparlamentarismus, der gegenwärtig in Deutschland besteht, zerstört die gesunden Kräfte in der Bureaukratie, ohne der Regierung die Möglichkeit zu geben, statt ihrer neue aus den Parteien heraufzuziehen. Darunter leiden Regierung und Parteien in gleichem Maße. Der gegenwärtige Zustand ist ruinös für alle bürgerlichen Parteien, dessen sollen auch die Konservativen eingedenk sein, er bedeutet eine ernste Gefahr für den bürgerlichen Staat mit samt der Monarchie. Ist es für ein an geistigen Kräften so reiches Volk, wie das deutsche, nicht fast ein unwürdiger Zustand, wenn in den höchsten Kreisen das Wort die Runde machen kann, ohne auf Widerspruch zu stoßen: Herr v. Bethmann sitze so fest im Sattel, lediglich weil nirgends ein Mann für seinen Posten auffindbar?! Darum wäre ein offen auf der Moral selbständiger Staatsauffassungen emporgewachsener Parlamentarismus zehmal gesünder als der heimliche, in dem, wie jetzt, nur die durch Kliquen und Hintertüren arbeitenden Parteien zu Worte kommen! Darum heraus aus den alten Vorstellungen und Vorurteilen!

* * *

Während sich so für die nationalen Parteien wirklich nationale Aufgaben bieten, arbeitet in ihnen der Gärungsprozeß, der zunächst einmal die ungleich gewachsenen Glieder der einzelnen Parteien an den Platz bringen soll, an den sie gehören. Die schwerste Krisis macht in dieser Beziehung die nationalliberale Partei durch.

Am Sonntag hat in Berlin die Zentralvorstandssitzung dieser Partei stattgefunden, und, wie es scheint, mit einer Niederlage der jüngeren, moderne Aufgaben in den Vordergrund rückenden Kreise geendet. Wie es heißt, sollen die sogenannten Jungliberalen, die hinter Bassermann stehen, durch die Altliberalen vollständig aufs Haupt geschlagen sein und gezwungen werden, sich entweder den Anordnungen der Älteren zu fügen oder aus der Partei auszuscheiden. Die in die Öffentlichkeit gedrungene Nachricht enthält allerdings einen Bericht, der den Tatsachen eine schiefe Beleuchtung gibt. So wird gesagt, daß die Einberufung des allgemeinen Vertretertages der Partei auf Veranlassung des rechten Flügels erfolgte, während es tatsächlich der unterliegende linke Flügel war, der diese Einberufung forderte. Die Haltung des linken Flügels wird erklärt durch die Vorgänge auf den jüngst vergangenen Parteitagen, die genau erkennen ließen, welcher Flügel im Lande die Mehrheit hinter sich vereinigt. Von den Berliner Jungliberalen will ich nicht sprechen — obwohl sie in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht haben — da sie keine Abgeordneten in den Reichstag entsenden. Auf dem letzten Parteitage in Hannover wurden zum Beispiel nach den Reden des Parteisekretärs Hugo und des Reichstagsabgeordneten Freiherrn v. Richthofen von dreihundertachtzig Stimmen nur sechs gegen Bassermann abgegeben, und diese sechs Stimmen gehörten den Mitgliedern der preußischen Landtagsfraktion an. Hannover delegierte zur gestrigen Vorstandssitzung acht Herren, darunter die sechs Mitglieder der preußischen Landtagsfraktion, die ohne weiteres dem Zentralvorstande angehören. Von diesen acht hannoverschen Delegierten haben die sechs Mitglieder der preußischen Landtagsfraktion ihre Stimme für die Provinz Hannover gegen Bassermann abgegeben. Man wird aus der Gegenüberstellung der Abstimmung in Hannover und in Berlin erkennen, daß die sechs gegen Bassermann abgegebenen Stimmen der Stimmung in Hannover selbst nicht entsprechen. Doch ich möchte nicht auf Einzelheiten eingehen. Es fragt sich nun, ob die nationalliberale Partei in ihrer heutigen Zusammensetzung noch eine Aussicht hat, geschlossen bestehen zu bleiben, und ob es wünschenswert ist, diese Geschlossenheit selbst mit künstlichen Mitteln zu fördern. Die Leser der Grenzboten werden sich vielleicht erinnern, daß an dieser Stelle schon wiederholt die Notwendigkeit einer schärferen Scheidung vorausgesagt wurde. Wenn wir von reinen Weltanschauungsfragen absehen, über die in den erwerbstätigen Kreisen doch nur sehr wenig gerechtet wird, so tragen die Angehörigen der liberalen Partei aus der Industrie durchaus konservative Merkmale an sich. Die Zechen-, Kohlengruben- und Fabrikbesitzer aus Rheinland und Westfalen können heute kaum noch als liberal im Sinne der alten Parteigrundsätze angesprochen werden. Sie

sind nicht nur als Großkapitalisten, sondern in erster Linie als praktisch arbeitende Chefs von tausenden Untergebenen stärker auf das Autoritätsprinzip hingewiesen als ihre liberalen Voreltern. Man braucht sich nur der Verhandlungen zu erinnern, die dem letzten Kohlengräberstreik vorausgingen, um zu erkennen, wie sehr der Autoritätsgedanke alle liberalen Erwägungen schon hat in den Hintergrund treten lassen. Die Zahl dieser konservativ gerichteten Liberalen, wie ich sie nennen möchte, hält nun durchaus nicht mit der Zunahme der Bevölkerung Schritt. Die Statistiken zeigen vielmehr, daß sowohl die Zentralisierung des Kapitals, wie die Verringerung der Kinderzahl in den reichgewordenen Familien ein langsames Absterben dieser Kreise verursacht, während die gebildete Mittelschicht in abhängigen Stellungen außerordentlich stark zunimmt. In diesen gebildeten Mittelschichten hat der Liberalismus in seiner besten und für die Gesamtheit der Nation glücklichsten Zusammenfassung eine Heimstatt gefunden trotz der lebhaften und unermüdlichen Versuche der Demokratie, sich dieser Kreise zu bemächtigen. Dieser Entwicklung wollen die Herren aus der preußischen Landtagsfraktion der nationalliberalen Partei keine Rechnung tragen, weil sie darin lediglich einen Zug nach links erkennen.

Tatsächlich geht der Zug nicht nach links, wohl aber sind in vierzigjähriger glücklicher Entwicklung Millionen Menschen vollständig neu herangereift und es haben sich innerhalb der Berufsstände solche Verschiebungen eingestellt, die Bennigsen bei der Gründung der nationalliberalen Partei ebensowenig voraussehen und berücksichtigen konnte, wie Bismarck, als er die Verfassung des Deutschen Reiches schuf.

* * *

Die Vorarbeiten für Flotten- und Heeresvorlagen mit ihren unvermeidlichen Friktionen zwischen den technischen und den politischen Behörden haben diesmal besonders zahlreiche Veranlassung zu allerhand Kombinationen über Ministerwechsel und Unstimmigkeiten zwischen den beteiligten Ressorts gegeben. Wenn es nach der Tagespresse ginge, so müßte eigentlich nur Großadmiral Tirpitz an seinem Platze geblieben sein, während Reichskanzler, Außenminister und Reichssäckelmeister das Feld geräumt hätten. Nun, Herr von Bethmann sitzt fest, und wäre es wirklich nur aus dem oben angegebenen Grunde. Herr von Kiderlen fände schon eher einen Nachfolger, da es unter den ältern Diplomaten eine recht hübsche erste Garnitur gibt. Aber für seinen Abgang besteht so lange kein sichtbarer Grund, als seine Tätigkeit die gleichen Ziele verfolgt und nicht ohne Ergebnis verfolgt, die der Kaiser im Auge hat. Das aber ist zurzeit der Fall, wenn auch die Verhandlungen mit England erhebliche Schwierigkeiten bereiten. England fühlt sich Deutschland gegenüber noch zu stark, um in Konzessionen zu willigen, die es einstweilen noch als ein „Zuviel" empfindet. Also gilt es für die deutschen Diplomaten: abwarten und die

Situation so verstärken, bis Albion sich gefügiger zeigt. Es wäre kein Glück für uns, sollten die Verhandlungen mit England forciert werden, etwa, wie es im vergangenen Jahre mit Frankreich geschehen. Die heutige Lage ist auch viel zu verschieden von der vorjährigen. 1911 war die Gefahr akut geworden, daß Frankreich uns in einer ganz bestimmten zur Reife drängenden Angelegenheit zur Seite schob. Gegenwärtig handelt es sich um die Revision der deutsch-englischen Beziehungen in ihrer Gesamtheit, ohne daß selbst in den Bagdadbahnverhandlungen eine Frage lebendig geworden wäre, die sofortiges Verhandeln benötigte, — wenigstens nicht für Deutschland. Daß der Kaiser die internationale Lage ebenso ansieht wie sein Staatssekretär des Auswärtigen Amts, geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß er die wegen des Kohlengrubenstreiks um einige Tage verzögerte Reise nach Korfu nunmehr angetreten hat. G. Cl.

Die Heeresvorlage

Das Bedürfnis einer Neuorganisation, am stärksten fühlbar bei der Infanterie — Flickwerk oder Ansatz zu einem Neubau? — Vorschläge — Dreiteilung — Verbesserung des Oberbaues des Offizierkorps der Infanterie

Als vor Jahresfrist die Festlegung der Friedenspräsenzstärke auf ein weiteres Quinquennium erfolgte, bedauerte man in militärischen Kreisen allgemein, daß diese Gelegenheit nicht benutzt worden war, um für den weiteren Ausbau unseres Heerwesens in organisatorischer Hinsicht bestimmte Richtlinien zu ziehen, daß vielmehr nur den äußersten Bedürfnissen Rechnung getragen und selbst die Füllung der bemerkenswertesten Lücken im wesentlichen auf die zweite Hälfte des fünfjährigen Zeitraums verschoben wurde. Inzwischen ergab sich die Notwendigkeit, die Kriegsbereitschaft des Heeres zu erhöhen. Der Reichskanzler hat die ihm erforderlich scheinenden Vorschläge dem Bundesrat vorgelegt, von dessen Beschlüssen die endgültige Gestalt der Entwürfe abhängt, die der Reichstag zum Gegenstande seiner Beratungen zu machen haben wird. In welchem Rahmen sich die Heeresvorlage bewegt, läßt sich aus der auszugsweisen Veröffentlichung der Nordd. Allgemeinen Zeitung vom 23. d. Mts. zwar bereits allgemein überblicken, aber doch noch nicht hinreichend, um ein abschließendes Urteil darüber abgeben zu können, ob auch diesmal nur ein den augenblicklichen Bedürfnissen genügendes Flickwerk geschaffen werden soll, oder ob die Heeresverwaltung die 1911 versäumte Gelegenheit jetzt wahrnehmen und eine umfassende Neuorganisation nach großzügigem Plane in die Wege leiten will. Das Bedürfnis einer solchen Neuorganisation ist zweifellos vorhanden. Am stärksten ist es in bezug auf die Infanterie fühlbar. Einerseits handelt es sich dabei um eine solche Friedensgliederung dieser Hauptwaffe der Armee, daß der möglichst rasche und reibungslose Übergang zur Kriegsgliederung gewährleistet ist. Anderseits erfordern die Zustände im Offizierkorps der Infanterie (vgl. Neue Militärische Blätter — Infanteristische Halbmonatshefte — 1912, Nr. 1 und 2) durchgreifende Maß-

nahmen zur Wahrung vollster Kriegsbereitschaft. Denn diese ist einer ernsten Gefährdung ausgesetzt, wenn eine überwiegende Mehrzahl von Offizieren ihren Friedensdienst bei steigenden äußeren Anforderungen unter zunehmendem seelischen Druck trostloser Zukunftsaussichten tun muß.

Die Heeresvorlage sieht vor: Schaffung von zwei neuen Armeekorps; Erhöhung des Etats bei einer großen Anzahl von Infanteriebataillonen und Feldartillerieabteilungen; Ausstattung sämtlicher Infanterieregimenter mit Maschinengewehrkompagnien; Aufstellung der fehlenden dritten Bataillone bei vierzehn Infanterieregimentern und Errichtung eines neuen sächsischen Infanterieregiments; endlich Verbesserung der Zahl der Offizierstellenbesetzung im Kriege durch weitere Schaffung von Stellen, die im Frieden den Truppenoffizier von allzu häufiger Verwendung außerhalb seiner Dienststelle entlasten und im Kriege für Besetzung der Neuformationen verfügbar sind. Die Neuschaffung von Korpsverbänden und die Regelung der Befehlsverhältnisse an der Westgrenze erfordern die Errichtung einer neuen siebenten Armeeinspektion. Die Aufstellung von zwei Feldartillerieregimentern bei der 37. und 39. Division war schon im Gesetz von 1911 bestimmt, soll aber jetzt statt erst 1914/15 schon zum 1. Oktober 1912 erfolgen. Das gleiche gilt für die Neubildungen der Fußartillérie und die Errichtung eines Telegraphenbataillons. Die Schaffung einer Fliegertruppe erklärt sich durch die rasche Entwicklung, die die Flugtechnik nimmt. Die Absicht, gleichzeitig mit der Heeresvorlage eine Erhöhung der Mannschaftslöhnung vorzuschlagen, ist dankbar zu begrüßen, dürfte auch schwerlich auf Widerspruch seitens der Volksvertretung stoßen.

Bei der Schaffung der beiden Armeekorps kommt nur die Errichtung von zwei Generalkommandos und zwei Divisionskommandos in Frage. Denn die erforderlichen Truppen sind schon fast vollzählig vorhanden, ebenso zwei Divisionskommandos. Es ist ein offenes Geheimnis, daß diese Korps bisher bereits im Mobilmachungsfalle aufgestellt werden sollten. Wenn sie künftig auch im Frieden bestehen, bedeutet dies eine Erleichterung der Mobilmachung und eine Erhöhung der Schlagfertigkeit. Das gleiche gilt für die Ergänzung von 14 Infanterieregimentern auf den Friedensstand von 3 Bataillonen. Angenommen, das neue sächsische Regiment erhält diesen gleichfalls, so bleiben aber doch noch 18 Regimenter zu 2 Bataillonen bestehen, die ihr drittes Bataillon erst im Mobilmachungsfalle aufzustellen haben. Es ist kein Grund zu ersehen, warum diesem Zustande nicht ebenfalls im gegenwärtigen Augenblick ein Ende bereitet werden soll. Es ist anzunehmen, daß lediglich finanzielle Rücksichten zu diesem Verzicht führen. Mit diesen haben sich die gegenwärtigen Betrachtungen nicht zu befassen. Aber warum wählt man nicht den durchaus nicht kostspieligen Ausweg, alle Regimenter auf drei Bataillone zu stellen und einen Teil derselben einstweilen mit drei statt vier Kompagnien zu formieren? Es bedeutet eine wesentliche Verbesserung für den Übergang in die Kriegsgliederung, wenn 11 Kompagnien Abgaben zur Bildung einer zwölften zu leisten haben, als wenn deren 8 auf

12 umzustellen sind. Überdies würde die Friedensausbildung durch diese Maßnahme erleichtert, und es ergäbe sich außerdem eine günstige Gelegenheit zu praktischer Erprobung der dreiteiligen Bataillone. Auch General v. Bernhardi spricht sich in seiner neuesten Schrift („Deutschland und der nächste Krieg") zugunsten der Dreiteilung aus. Für die Infanterie ergäben die 32 neuen Bataillone zudem eine allerdings nur geringe und nur vorübergehende Besserung der Beförderungsaussichten. Günstiger ist in bezug auf diese die Schaffung von Landwehrinspektionen zu werten, die anscheinend für sämtliche Armeekorps in Aussicht genommen sind. Sie sollen im Frieden die Brigadekommandeure in den Geschäften des Ersatz- und Kontrollwesens entlasten und im Kriege das Kommando von Neuformationen übernehmen.

Bisher war im wesentlichen von der Infanterie die Rede. Nicht minder bedeutsam als für sie ist aber auch für die anderen Waffen eine systematische Neuregelung der Organisation, zumal unter dem Gesichtspunkte einer Besserstellung der Offiziere in ihren Berufsaussichten. In der nächsten Nummer wird hierauf wie auf die weitgehenden Forderungen des Wehrvereins usw. kritisch eingegangen werden. Hauptmann Dr. Fritz Koeder-Friedenau

Churchills Flottenrede

Winston Churchill, der Erste Lord der britischen Admiralität, hat am 18. März zum englischen Flottenetat im Unterhause eine Rede gehalten, die von der gesamten Presse diesseit und jenseit des Kanals in lebhaftester Weise kommentiert worden ist. Von den einen freudig begrüßt, da sie die Hand biete zu dauernder Verständigung, wird die Etatsrede von den andern in heftigster Weise angegriffen, da der englische Lord in bisher nicht dagewesener und kränkender Form einer großen Nation offen den Fehdehandschuh hingeworfen.

Gar mancher wünscht und wähnt über seinem Arbeitstisch das Wort sine ira et studio geschrieben und merkt nicht, daß er es, wie Tacitus selbst, im Kampf um die Tagesfragen, bei der schnelle Widerede heischenden Programmreden führender Männer oder auf den Zinnen seiner Partei längst vergaß. „Sine ira et studio" oder zu Deutsch: „vornehm, ruhig und sachlich" — wer kämpft heute noch so? Wer eine Brille trägt, muß durch die dauernde Gewöhnung zu immer schärferen Gläsern greifen. Wer jahrelang die Parteibrille nicht vom Auge genommen, verliert Maßstab und Möglichkeit, Menschen und Dinge zu sehen, wie sie sind. Solch ein Mensch wird süßlich, wo es zu lieben gilt, wird gehässig, wo er hassen sollte.

Wir wollen den Gegner, der sich offen als solcher bekennt, weder umschmeicheln, daß er uns gefügig werde, noch ihn schmähen, daß er die Hand nur um so fester um den Schwertgriff legt. Macht er Vorschläge, so wollen wir sie in Ruhe prüfen. Wir wollen den andern achten, solange er achtenswert; und Winston Churchill bleibt auch nach seiner Rede achtenswert.

Die Rede des Ersten Lords der englischen Admiralität zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil enthält seine Ansichten über ein für ihn diskutables Verhältnis zwischen der englischen und der deutschen Marine. Der zweite Teil kündigt eine neue Dislokation der englischen Seestreitkräfte an, dergestalt, daß der Ring der englischen Geschwader um die Nordsee enger und stärker gezogen werden soll. Ein wirkliches Verständigungsangebot enthält die Rede nicht. Das bedauern wir. Denn wirkliche Verständigung, selbst wenn auch wir kleine Opfer bringen müßten, ist das einzig erstrebbare Ziel. Die Hoffnung, dies Ziel einmal zu erreichen, werden wir auch nach Churchills Rede nicht aufgeben. Es muß eine Freundschaft möglich sein zwischen zweien, die gerade und aufrecht ihren Weg gehen und die willens sind, die Hand zur Verständigung zu bieten. Wie aber dem einzelnen Menschen im Laufe der Jahrhunderte so viele Rechte zugestanden sind, daß er sich fast täglich in einem derselben von dem Nachbar verletzt fühlt, so ist auch eine Verständigung zwischen zwei Nationen, die, ob mit Recht oder Unrecht, jahrelangen Groll gegen einander aufgespeichert haben, nicht von heute auf morgen zu erreichen. Vorbedingung, Mißstimmungen zwischen zwei Menschen oder zwei Völkern zu beheben, ist Offenheit. Offenheit rühmt Churchill seiner Rede nach. Wer Offenheit nicht vertragen kann, entzieht sich selbst den Boden jeder Verständigungsmöglichkeit.

Wenn Churchills Rede auch keine greifbaren Angebote macht, so erweckt doch immerhin die Tatsache Hoffnungen, daß er, wenigstens scheinbar, in bezug auf die Relation 2:1 Konzessionen macht. Der deutsche Vorschlag, für das Verhältnis der deutschen zu den englischen Seestreitkräften sei 2:3 eine gesunde Norm, wird nicht mehr wie noch vor kurzem als Anmaßung bezeichnet. Allerdings wird eine wirkliche Verständigung, die von Dauer ist, nur dann denkbar sein, wenn beide die wechselseitigen Bedürfnisse anerkennen und nicht als „Luxus" höhnen, was für Zukunft und Bestand des anderen Staates bittere Notwendigkeit ist.

Es gibt in Deutschland keine Gruppe und keine Partei, die ehrlicher Verständigung nicht zustimmen würde. Nur müssen die Austauschobjekte gleichwertig sein. Wir können nicht politische Konzessionen, d. h. Versprechungen, die zum Teil in der Luft schweben, eintauschen etwa gegen Wehrmachtskonzessionen, die mehr als greifbar sein. Das hieße rechnen mit inkommensurablen Größen.

Um im einzelnen zu den scheinbaren Konzessionen der Rede des Ersten Lords kurz Stellung zu nehmen, so hält Churchill bei Linienschiffen die Relation 10:16 für diskutabel. Für Kreuzer jeglichen Typs, also auch für Panzerkreuzer, hält er einen höheren Standard — welchen sagt er nicht — für notwendig. Hier stock' ich schon. Französische und andere Admirale haben erklärt, die Entwicklung des Panzerkreuzers nähere sich der des Linienschiffs in solchem Maße, daß ein Aufgehen beider Typen in einen nur eine Frage der Zeit sei.

Togo und Rostjestwenski haben ihre Panzerkreuzer als ebenbürtige Kampfgenossen in die Formation ihrer Linienschiffe eingereiht. Churchill will das Verhältnis 10 : 16 nur auf Linienschiffe, nicht auf Großkampfschiffe angewendet wissen.

An sich wäre ein Verhältnis 10 : 16 für alle Schiffe für uns diskutabel. Der deutsche Standpunkt, wie ihn die öffentliche Meinung vertritt, ist 3 : 2, bisher verlangte England 2 : 1.

Heute fordern für Linienschiffe

$$\text{Churchill}\quad \frac{10}{16} = \frac{5}{8} = \frac{15}{24}$$

$$\text{wir}\quad \frac{2}{3} = \frac{15}{24}$$

Es ist also nur eine Differenz von $^1/_{24}$, das würde jeder Verständige in Deutschland opfern, wenn damit Ruhe, Friede und Verständigung erkauft würden, obwohl England damit immerhin 20 Prozent der Differenz der Auffassungen bekäme*).

Es ließe sich also über den Churchillschen Vorschlag reden, wenn ihn nicht vier Klauseln von vornherein illusorisch machten:

1. Churchill will England nur auf fünf Jahre gebunden wissen. Gerade während der nächsten fünf Jahre aber ist die Situation für England infolge der zahlreichen, ihm zur Verfügung stehenden Praedreadnoughts sehr viel günstiger. Was aber wird nach Ablauf der fünf Jahre?

2. „Wir können", meint Churchill, „allerdings nicht nur auf Deutschlands Bautempo Rücksicht nehmen, sondern müssen auch bis zu einem gewissen Grade die Neubauten anderer Mächte in Betracht ziehen." Der Satz bedarf keines Kommentars.

3. Die von Churchill angekündigte Neuorganisation der englischen Flotten, die die Seestreitkräfte näher an die Nordsee heranschiebt, sieht drei Flotten vor. Von diesen wird die erste Flotte aus einem Flottenflaggschiff und vier Geschwadern zu je 8 Schiffen bestehen. Das sind 33 Linienschiffe, die alle voll in Dienst sind. Die zweite Flotte wird sich aus zwei Geschwadern von je 8 Schiffen zusammensetzen, die gleichfalls zur Mobilmachung keiner Reserven bedürfen. Die Hälfte der Mannschaft ist an Bord, die andere Hälfte auf Schulen, Kursen usw. Die dritte, gleichfalls aus zwei Geschwadern zu je 8 Schiffen bestehende Flotte ist mit reduzierter Besatzung in Dienst, muß also im Mobilmachungsfall erst durch Reservisten auf den vollen Etat gebracht werden. Die drei Flotten setzen sich demnach aus 65 Linienschiffen zusammen. In seiner Rede stellt Churchill

*) 20 : 10 (England) und 15 : 10 (Deutschland), Differenz von 20 und 15 = 5.

15 : 10 (Deutschland) und 16 : 10 (Churchill für Linienschiffe), Differenz von 16 und 15 = 1.

1 ist 20 Prozent von 5, also von der ursprünglichen Differenz der Auffassungen.

aber die Erhöhung der Geschwaderschiffszahl von 8 auf 9 oder 10 in Aussicht. Da im ganzen acht Geschwader vorhanden sein werden, so ergeben:

9 Schiffe pro Geschwader = 65 + 8 = 73 Schiffe,
10 „ „ „ = 65 + 8 + 8 = 81 „

Soweit Pressenachrichten einen Anhalt geben, soll die Zahl der deutschen Linienschiffe von 38 auf 41 erhöht werden. Aus den Zahlen 81 und 41 wird auch der halbwegs Sehende das Verhältnis 2 : 1 herausfinden. Und selbst das Verhältnis 73 : 41 offenbart sich als 2 : 1, da man die fehlenden 9 Schiffe (73 + 9 = 82 : 41 = 2 : 1) leicht aus den Schiffen der auswärtigen Stationen und denen der Kolonialmarinen beibringen kann. Das Anerbieten 10 : 16 ist somit auch für Linienschiffe nur cum grano salis zu verstehen.

4. An Dreadnoughtkreuzern und Praedreadnoughtkreuzern ist uns England bekanntlich am stärksten überlegen. An ersteren verfügt England über 9, Deutschland über 3, während 34 ältere englische Panzerkreuzer nur 9 älteren deutschen Panzerkreuzern gegenüberstehen. Für eine wirkliche Verständigung erscheint es aber unerläßlich, daß auch wenigstens die Panzerkreuzer, d. h. alle Großkampfschiffe in die Relation einbezogen werden.

Was die kleinen Kreuzer betrifft, so könnten hier, dem größeren Bedürfnis auf englischer Seite entsprechend, eher größere Konzessionen gemacht werden.

Zum Schluß seien noch zwei Gedanken aus der Rede Churchills richtiggestellt, die immer wieder von englischen Staatsmännern vorgebracht werden.

Pädagogium

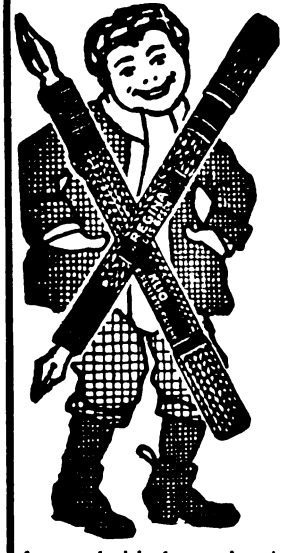
Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Oft schon ist jenseits des Kanals betont worden, Deutschland könne pekuniär nicht leisten, wozu England sein größerer Reichtum befähige; öfter noch ist vorgebracht, Englands insulare Lage mache die Haltung einer jeder Mächtegruppierung überlegenen Flotte für das Reich zu einer Lebensfrage, verlange supremacy nicht superiority auf dem Weltmeer.

Wer wähnt, Deutschland könne die Mittel nicht aufbringen, seine Weltstellung zu sichern, vergißt, daß das Deutsche Reich im vergangenen Jahre 40 Mark pro Kopf der Bevölkerung an Steuern erhob, England 69 Mark, der übersieht, daß Deutschland für Heer und Marine 21 Mark pro Kopf der Bevölkerung ausgibt, England 31 Mark, der bedenkt nicht, daß Deutschland 65 Millionen Einwohner zählt, England 45 Millionen, und der berücksichtigt vor allem etwas nicht: das sind die Wolken, die an Englands innerpolitischem und wirtschaftlichem Horizont heraufziehen. Noch ist der Kohlenstreik nicht beigelegt, noch harrt die soziale Frage der Inangriffnahme. Die soziale Gesetzgebung läßt sich aber in einem Großstaat nicht aufschieben, nachdem sie im Nachbarstaat seit einem Vierteljahrhundert Segen gewirkt. Noch auch ist Chamberlains Frage nicht entschieden, ob das Freihandelssystem in England weiter durchführbar bleibt.

Notwendiger noch, als dem oft gehörten Wort, Deutschland sei mittellos, entgegenzutreten, ist aber die Klarstellung der jenseit und diesseit des Kanals



Ich lache

weil jedes System Füllfederhalter das beste sein soll???

Probieren Sie entweder

„Klio" E. Reiserts Patent, bei der Sie Ihre gewohnte Feder u. Tinte verwend. können, zu **Mk. 3.—** und **6.—** pro Stück.
Mit neuester Selbstfüllvorrichtung **Mk. 2.—** pro Stück **mehr**
oder

„Regina" ges. gesch. Sicherheits-Goldfüllhalter mit 14karätiger Goldfeder mit Iridiumspitze, immer schreibfertig, **Mk. 10.—**, auch m. grösseren Goldfedern **Mk. 14.50, 19.— u. 25.—** pr. Stück.

„Klio" und „Regina" können in jeder Lage in der Tasche getragen werden.
Ueberall erhältlich. Kataloge gratis und franko.

Klio-Werk, G. m. b. H., Hennef (Sieg) 141

Grösste und leistungsfähigste Füllfeder-Spezialfabrik des Kontinents.

Es sind verschiedene ähnlich lautende minderwertige Nachahmungen im Handel, achten Sie daher auf die jedem Halter eingebrannte Marke „Klio", E. Reiserts Patent, bezw. „Regina", ges. gesch.

Einige Anerkennungen: Herr Kisch, Thaler Blechwarenfabrik Kisch & Co., Thale a. H., schreibt: „Als ich dieser Tage Ihre Inserate las, wurde ich daran erinnert, dass ich **meinen stetigen Freund**, welchen ich ständig in der Tasche **habe, nun bereits 5 bis 6 Jahre besitze.** Ich gebrauche meinen **„Klio"-Füllfederhalter tagtäglich**, und ist **mir derselbe ein treuer Begleiter und lieber Freund geworden.** Ich war früher im Besitze eines anderen Systems, jedoch habe ich schon längst die Vorteile Ihres Systems erkannt usw. usw."

Herr Dr. Deichmann, Löwen-Apotheke in Leer, schreibt: **„Seit mehreren Jahren** gebrauche ich **ständig Ihren „Regina"-Füllfederhalter**, und drängt es mich, Ihnen mitzuteilen, dass ich mit dem Halter **durchaus zufrieden bin** und ich nur jedem empfehlen kann, bei Anschaffung eines Füllfederhalters an Ihr System zu denken. Der Halter arbeitet **noch heute, nach vier Jahren, ebenso wie am ersten Tage, wohl das beste Zeichen für die Güte Ihres Fabrikates."**

täglich wiederholten und nie bestrittenen Behauptung, Englands insulare Lage erfordere exzeptionelle Maßnahmen. Wir haben diesen Satz so oft gehört und meist ohne Nachdenken angenommen, daß fast jeder von uns dem insularen Albion ein besonderes Schutzbedürfnis zubilligt. Stimmt aber der Satz? Kann England beanspruchen, ruhiger und sorglicher zu leben als jeder Kontinentalstaat? Ist wirklich sein Schutzbedürfnis größer, weil ihm eher die Zufuhr abgeschnitten werden könne? Meiner Ansicht nach ist Deutschland, dem ein feindliches oder unfreundlich neutrales Frankreich und Rußland die Grenzen sperren, und dem die englische Flotte die wenigen vorhandenen Häfen blockiert, in einer weit ungünstigeren Lage, trotzdem der eigene Boden zwei Drittel seiner Bevölkerung ernähren kann, als England, dessen sämtliche Häfen zu sperren — es besitzt etwa die zehnfache Anzahl wie das Deutsche Reich — keine Flotte groß genug ist. Gerade die insulare Lage und seine ungeheure Zahl von Häfen schützt das einer Festung mit Graben vergleichbare England besser als das Deutsche Reich seine in harter Arbeit erstarkte Wehrmacht.

Nie ist, selbst in schwerer Zeit, England in gleicher Weise wie ein Küstenstaat geschädigt oder blockiert worden. Immer ist es reicher geworden durch den Krieg, stets ist gerade dann Handel und Industrie aufgeblüht. Selbst eine gleich starke Seemacht könnte nie erfolgreich Englands Seehandel abschneiden, noch alle seine Häfen blockieren. Für uns besteht diese Gefahr, nicht für England.

Daß Großbritannien der Suprematie auf dem Weltmeer bedürfe, ist ein verrostetes Wort aus vergangenen Tagen, das kluge Staatskunst immer wieder aus der Rüstkammer politischer Schlagworte holt, um durch ererbte Formeln die imperialistische Politik des britischen Weltreichs zu stützen.

Verantwortliche Schriftleiter: für den politischen Teil der Herausgeber George Cleinow in Schöneberg, für den literarischen Teil und die Redaktion Heinz Amelung in Wilmersdorf. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Pfalzburg 5719, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1912 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

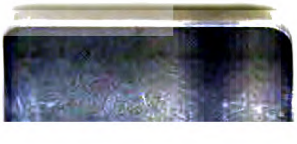
6Jan'51WKG

SEP 15 1978

REC. CIR. JUN 16 '78

NOV 29 1995

RECEIVED
DEC 02 1995
CIRCULATION DEPT.

LD 21-100m-11,'49(B7146s16)476

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C056070855